ALPENVEREINSJAHRBUCH



BERG 2009

ALPENVEREINSJAHRBUCH

BERG 2009

ZEITSCHRIFT BAND 133



Titelbilder (von links): Der Bergführer – geschulter Ersthelfer. Foto: Peter Plattner; *Die Südwand der Schüsselkarspitze bei Sonnenaufgang.* Foto: Heinz Zak; *Heinz Zak bei der ersten Rotpunktbegehung des »Fakirdach« 8/8+.* Foto: Archiv Heinz Zak; *Vom vorletzten Lager aus geht der Blick nochmals hinauf zu den schimmernden Eisschlössern des Amnye Machen.* Foto: Eberhard Neubronner
Bild oben: Kleiner Knirps, große Berge: Valentins erste Schritte im Fels (Sewenhütte, Uri, Schweiz). Foto: Christine Kopp
Bild Seite 2/3: Abendsonne, Padjelanta Nationalpark, Lappland. Foto: Gunar Streu
Bild Seite 8/9: Zugspitz-Panorama. Foto: A. Strauss

Alpenvereinsjahrbuch

BERG 2009

Zeitschrift Band 133

Jahrbuch-Redaktion
Walter Theil

Jahrbuch-Beirat

Georg Hohenester, DAV
Heinz Röhle, DAV
Gerold Benedikter, OeAV
Oskar Wörz, OeAV
Franz Mock, AVS

Herausgeber
Deutscher Alpenverein, München
Österreichischer Alpenverein, Innsbruck
Alpenverein Südtirol, Bozen















INHALT

Top-Thema: Ausbildung und Ausrüstung

Thorsten Schüller	Der DAV und die alpine Ausbildung	12
Carla Bräunig/ Korbinian Ballweg	Ist die Jugend noch sozial??? Projekte der JDAV München mit (sozialen) Randgruppen	18
Jürgen Winkler	Ausrüstung – trügerische Sicherheit	24
Walter Würtl/ Birgit Kohl	Paradigmenwechsel im Bergsport. Ausrüstung, Ausbildung und Verhalten im Wandel der Zeit	30
Jürgen Einwanger/ Daniela Tollinger	»Aus Fehlern lernt man«. Anregungen für eine gelebte Fehlerkultur in alpinen Ausbildungskonzepten	38
Wolfgang Wahl	Lernziel Leitungskompetenz	46
Stefan Witty/ Oliver Lindenthal	DAV-Bundeslehrteam Naturschutz. Die Geschichte der Umweltbildung im DAV	54
Lene Wolny	Der lange Weg meiner Ausrüstung	62
Ingeborg Schmid-Mummert	Bergführer – heiß begehrt. Über das gewandelte und wandelbare Berufsbild	66

Bergsport Heute

Robert Jasper	»Mixed Stil«. Die Entwicklung des Mixedkletterns	76
Michael Beek	Auf den Spuren von Younghusband in Pakistan	86
Dennis Cramer	Vergessener 2. Grad. Ein Plädoyer für leichte Routen	100
Hans Dietrich Engelhardt	Rupshu – 2. Teil Bergträume über faszinierenden Seen	108
Christian Stangl	Skyrunning. Schnellbergsteigen an hohen Bergen	120
Bernhard Mock	Förderung junger Bergsteiger: ein AVS-Projekt	126

Kultur und Wissenschaft

Ferdinand Hujer	Alpendurchquerung: Der lange Weg nach Genua Teil 2: Rheingraben – Mont Blanc	134
Stefanie Geiger	Erfolgs-Jagd in der Leutasch – Ludwig Ganghofer	144
Eberhard Neubronner	Amnye Machen (West-Tibet) – Zum Heiligen Berg der Nomaden	150

AV-JAHRBUCH BERG 2009

Martin Schemm	Roter Olymp. Eine Science Fiction-Shortstory	172
Martin Scharfe	Der Bergstock. Zur Geschichte der älteren alpinen Ausrüstung	182
Waltraud Krainz	»Zum Augenblicke möcht ich sagen...« Extremes Tun in der Freizeitgesellschaft	188
Oskar Wörz/ Markus Larcher/ Petra Nachbaur	Berge, eine unverständliche Leidenschaft. Eine Ausstellung des Alpenverein-Museums des OeAV in der Hofburg Innsbruck (2008-2012)	196

Alpine Geschichte

Emil Zopfi/ Robert Steiner	Das Drama am Khan Tengri 1936. Zur Geschichte von Lorenz Saladin und Annemarie Schwarzenbach	208
Ingrid Runggaldier Moroder	May Norman-Neruda (1867-1945) – Eine Vorreiterin des modernen Klettersports	214
Franz Speer	Zur Geschichte des Naturschutzes im Alpenverein	222
Rollo Steffens	Edmund Hillary (20.7.1919 – 11.1.2008)	228
Nicholas Mailänder	Die 68er Bewegung und der Alpenverein	234
Helga Kostka	Julius Kugy – zum 150. Geburtstag	244

KartenGebiet/GebietsThema: Wetterstein

Peter Schwarz	Der Bau des Höllentalklammwegs 1902-1905	252
Otti Wiedmann	Schüsselkar – neue (Routen-)Namen, neues Klettern	258
Heinz Zak	Schüsselkar-Südwand: Spiegelbild der Kletterkunst	266
Charly Wehrle	Klettern im Oberreintal 1979 – 1984	272

Forum Alpenverein

Martin Roos	Berg.Schau! Dresden 2008	280
Pit Schubert	Die Normung von Klettersteigen – aktueller Stand	288
Jan Mersch	Alpine Chronik 2007: Der Griff nach den Sternen	296
Christine Kopp	Bergsteigen – Quo vadis?	308

KARTENBEILAGE: Wetterstein- und Mieminger Gebirge, Mitte 1:25.000















Vorwort

VON WALTER THEIL

In der Erstausgabe seines Stubaiführers, einem der ersten »Specialführer«, stellte 1879 A. Waltenberger eine Liste von Reiseregeln für Bergsteiger auf und merkte sogleich an, dass in keinem Punkte »mehr gesündigt (wird), als in Bezug auf die Wahl praktischer Bekleidung u. Ausrüstungsgegenstände, obwohl gerade dieser Punkt besondere Beachtung verdient.« – Und das tut er immer noch.

Ohne geeignete Hilfsmittel und ohne passende Ausrüstung bleiben uns viele Naturräume verschlossen. Der Bergsteiger, der sich in unwirtliche Regionen, in eisige Höhen oder steile Felswände begibt, verkörpert auf anschauliche Weise das Bild des unperfekten Menschen als »Mängelwesen«, auch wenn ein Blick in die aktuellen Kataloge von Bergsportläden oder ein Gang durch die OUTDOOR-Messe überdeutlich macht, dass dem Mangel inzwischen in beeindruckender Weise abgeholfen wurde.



Ausrüstung ist kein Wert an sich ...
Foto: Lia Mirlach

Erfindergeist und technischer Fortschritt führen auch im alpinen Bereich dazu, dass, wenn auf aktuelle Probleme und Bedürfnisse reagiert wird, dadurch stets auch neue Möglichkeiten und neue Zielvorstellungen geweckt werden. Man kann bestimmte Dinge jetzt nicht nur besser machen, man kann nun auch ganz andere Dinge machen. Dieser Vorgang heizt wiederum den Prozess der Weiterentwicklung an und erweitert die Reichweite möglicher zukünftiger Folgen und Konsequenzen unabsehbar. Was C. F. von Weizsäcker generell über die Wissenschaft und Technik formulierte, gilt wohl auch für die Entwicklung im alpinen Ausrüstungssektor: »Weder verbessert sie noch verschlechtert sie eindeutig die Situation, sondern ... kraft der Tendenz, alles, was technisch möglich ist, auch zu tun, radikalisiert sie Chancen und Gefahren.«

Nicht mehr der Mangel an Ausrüstung ist das Problem, es ist die richtige Handhabung, der vernünftige Umgang mit den in Hülle und Fülle angebotenen technischen Neuheiten. Und hier setzt der Begriff der Ausbildung ein: Ausrüstung muss richtig eingesetzt und gekonnt angewandt werden. Das beste Material ersetzt nicht Erfahrung und Wissen. Auch die funktionellste Bergausrüstung liefert nicht automatisch Trittsicherheit und Klettererkönnen mit, und ein Mehr an Ausrüstung bedeutet nicht zwangsläufig ein Mehr an Sicherheit.

Die Perfektionierung der technischen Hilfsmittel bringt einerseits kompliziertere Handhabungen mit sich, die ein größeres Maß an Kompetenz verlangen, erzeugt andererseits durch die Vereinfachung und Reduktion auf benutzerfreundliche Verwendbarkeit oft ein Gefühl von (trügerischer) Sicherheit und Können. Und nicht zuletzt wird durch den Fokus auf die technische Nützlichkeit der Blick auf soziale und umwelt- bzw. naturschützerische Aspekte verstellt.

Mit welchen Strategien alpine Vereine auf diese Veränderungen reagieren und sich Ausbildungskonzepte, Lehrmethoden und beispielsweise das Berufsbild des Bergführers wandelten und anpassten, das verdeutlichen die Beiträge des TOP-Themas.

Die Frage nach der Leistung ist zur Stilfrage geworden – nicht das ausrüstungstechnisch Mögliche, sondern das individuelle Abenteuer steht im Vordergrund. Das belegen sehr eindrücklich die Trekkingexpeditionen von Martin Beek in Pakistan und H. D. Engelhardt im indischen Rupshu oder Dennis Cramers nachdenkliches Plädoyer für Touren im 2. Schwierigkeitsgrad und Ferdinand Hujers Alpendurchquerung. Und gerade im Profialpinismus ist gegenwärtig die Frage nach dem Wie äußerst präsent. Das offenbaren die Berichte der Extremalpinisten Robert Jasper (über das Mixedklettern) und Christian Stangl (über Skyrunning).

Berge sind Gipfel- und Expeditionsziele, sie sind Rekordmarken, aber sie sind auch Rückzugsräume, Experimentierfelder und Erlebniswelten.

Für den erfolgreichen Heimat-und Bergautoren Ludwig Ganghofer diente der alpine Raum als Inspirationsquelle, während zur gleichen Zeit May Norman-Neruda als Kletterin in den Dolomiten zu einer der Vorreiterinnen des Frauenbergsteigens avancierte. Eberhard Neubronners Reise »Zum heiligen Berg der Nomaden« verknüpft Erinnerung und Gegenwart und wirft ein ganz aktuelles Licht auf die chinesische Tibet-Politik. Utopisch – aber nicht ohne Erkenntniswert für die Zukunft des Bergsteigens ist Martin Schemms Science Fiction-Shortstory »Roter Olymp«. Extreme Ziele setzen extremes Tun voraus, und Waltraud Krainz' Betrachtung über die gegenwärtigen Trendsportarten in unserer Freizeitgesellschaft macht nachdenklich. Ob sich das Bergsteigen tatsächlich in ferne Galaxien exportieren oder wie beim Base Jumpen grundsätzlich auf den Kopf stellen lässt, wird nicht heute entschieden. Die Annäherung des Menschen an den Berg ist ein offener Prozess und ein permanentes Wechselspiel zwischen Natur und Kultur. Meisterhaft in Szene gesetzt und passend formuliert in der Innsbrucker OeAV-Ausstellung »Berge, eine unverständliche Leidenschaft«.

Die alpine Geschichte liefert uns dazu die vielfältigsten Beispiele. Der Schweizer Bergsteiger Lorenz Saladin bezahlte seine Leidenschaft 1936 am Khan Tengri mit dem Leben, während Edmund Hillary 1953 am Mount Everest zu alpinem Weltruhm gelangte. Interessant, dass wohl in beiden Fällen die Ausrüstung nicht unmaßgeblich an Erfolg und Misserfolg beteiligt war. Leidenschaft zeigten Bergsteiger aber nicht nur draußen am Berg, sondern auch in verbands- und vereinspolitischen Auseinandersetzungen. Wie steinig und langwierig der Weg für den Deutschen Alpenverein zum Naturschutzverband war, skizziert Franz Speer. Und Nico Mailänder schildert detailreich den beschwerlichen und engagierten »Gipfelsturm« der jungen 68er-Rebellen in die Führungsetagen des Alpenvereins.

Tradition und Veränderung kennzeichnen auch das Kartengebiet Wetterstein. Der Höllentalklammweg, Anfang des 20. Jahrhunderts gebaut und eröffnet, hat bis heute unverändert seine touristische Funktion beibehalten, während sich im Oberreintal und vor allem an der Schüsselkar-Südwand die Entwicklung des Felskletterns geradezu ablesen lässt – wie Otti Wiedmann exemplarisch an Hand der Routennamen aufzeigt. Den Bezug zum TOP-Thema stellen die biografisch verfassten Beiträge von Charly Wehrle und Heinz Zak her: ausrüstungstechnische Innovationen und Stilfragen prägen das Sportklettern von Anfang an.



... aber sie ermöglicht neue Erfahrungen und Erlebnisse.
Foto: Philipp Theil

Die Alpin-Chronik listet wie gewohnt die Rekordmarken der alpinen Elite auf – und sie liefert provokante Kommentare einheimischer Kletterer. Dass diese Diskussion aber nicht beim Spitzenalpinismus stecken bleiben darf, hat die große Berg.Schau! in Dresden im Juli 2008 eindrucksvoll bewiesen. Die Erhaltung des Status quo ist keine erfolgversprechende Strategie; Bergsteigen entwickelt sich parallel zur Gesellschaft. Martin Roos' Konferenzbericht dokumentiert die Bemühungen des DAV, Ideen und Anregungen für die zukünftige Vereinspolitik zu gewinnen und signalisiert, dass der Alpenverein die Frage von Christine Kopp aufgenommen hat: »Quo vadis Bergsteigen?«





AUSBILDUNG AUSRÜSTUNG

TOPTHEMA

Thorsten Schüller

Carla Bräunig/
Korbinian Ballweg

Jürgen Winkler

Walter Würtl/
Birgit Kohl

Jürgen Einwanger/
Daniela Tollinger

Wolfgang Wahl

Stefan Witty/
Oliver Lindenthal

Lene Wolny

Ingeborg Schmid-
Mummert

Der DAV und die alpine Ausbildung

Hallenklettern mit Kindern und Skitouren mit Wahrscheinlichkeitsberechnung – Wie sich die Ausbildung beim Deutschen Alpenverein in den vergangenen 30 Jahren verändert hat.

VON THORSTEN SCHÜLLER

Manchmal gibt Philip Hoffmann einfach nur eine Griff-Tritt-Kombination vor: Fünf Punkte dürfen seine jungen Kletterschüler an der Boulderwand benutzen. Fünf Griffe und Tritte, die genügen müssen, den Körper, der sich wie eine offene Tür ausdrehen will, wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Manchmal bedeutet das, kräftig zu knobeln. Manchmal bedeuten fünf Fixpunkte aber auch, einen Griff aggressiv anzuspringen, um die Kombination zu meistern.

Hoffmann, 26, ist Kletterlehrer im »High East« in Heimstetten, vor den Toren Münchens gelegen. Der Sportstudent trainiert ausschließlich Jugendliche, meist zehn bis 16 Jahre jung, manchmal sind aber auch bereits Acht- und Neunjährige in seinen Gruppen. »Ich kann Kinder und Jugendliche gut motivieren«, beschreibt Hoffmann die Gründe seines Tuns. »Und ich kann Trainingsinhalte vermitteln.«



Kinderklettern Indoor, Rudolfshütte, Österreich.
Alle Bilder: A.Strauss

Hoffmann ist ein typischer Vertreter einer Entwicklung, die den Klettersport in den vergangenen Jahren wie eine Welle erfasst hat. Sport- und insbesondere das Hallenklettern boomt. Erwachsene entdecken die Faszination der kleinen Griffe ebenso wie Kinder, deren natürlicher Drang zum Kraxeln an den steilen Kunstwänden in geordnete und sichere Bahnen gelenkt wird.

Diese Entwicklung ist auch am Deutschen Alpenverein nicht spurlos vorbeigegangen. Karl Schrag, Ressortleiter Ausbildung beim DAV: »Das Sportklettern hat die Ausbildung beim Alpenverein und in den Sektionen in den vergangenen zwei Jahrzehnten so stark beeinflusst wie kaum etwas anderes zuvor«, stellt der drahtige 59jährige fest. Schrag, der 1980 im Rahmen der Deutschen Annapurna Skiexpedition den 8000er über die Nordflanke bestiegen hat und sich in seiner Sturm- und Drangzeit durch die Vinatzerführe an der Marmolada-Südwand kämpfte, hat diesen Prozess nicht nur unmittelbar miterlebt, er hat ihn auch mitgesteuert.

Eng verbunden mit der Bewegung des sauberen Kletterns ist der Bau von künstlichen Kletteranlagen ab dem Ende der 80er Jahre. Zwar gab es vorher schon vereinzelte Kunstwände, so vom Bergsportausrüster Sport Scheck im Münchener Norden oder vom Zentralen Hochschulsport der Münchener Universitäten, der ein kleines Matterhorn errichtet hatte. Den Durchbruch zum flächendeckenden Bau künstlicher Kletteranlagen schaffte jedoch die Eröffnung der DAV-Kletteranlage im Münchener Stadtteil Thalkirchen im Jahr 1989. Heute gibt es in Deutschland rund 300 Hallen, wovon alleine der Alpenverein etwa 200 betreibt. Und die sind oft gut ausgelastet: »Das Sport- und Hallenklettern ist zum Breitensport geworden«, stellt Schrag nicht ohne Freude fest.

Doch nicht nur die zunehmende Lust an der Vertikalen hat die Ausbildungsinhalte des Vereins verändert. Auch Menge und Umfang der alpinen Ausbildung haben in den zurückliegenden Dekaden stark zugenommen. So war das Ausbildungsprogramm der Jahre 1978/1979 noch ganze 18 Seiten dünn und zudem luftig bedruckt. Es beinhaltete unter anderem die sechstägige »Grundstufe Fachübungsleiterausbildung Skilauf« im Hörner Haus, Allgäuer Alpen, für 220 Mark, die »Hochtourenführerausbildung Teil I« auf Meiler Hütte und Taschachhaus für 250 Mark sowie die Ausbildung zum Bergwanderführer auf Gruttenund Jamtalhütte für 250 Mark.

Das Ausbildungsprogramm 2008 des DAV umfasst dagegen 48 dicht beschriebene Seiten. Darin findet man Ausbildungen zum Fachübungsleiter Alpinklettern, zur Verbesserung der Leitungs- und Führungskompetenz von Frauen, den »Trainer C Sportklettern« oder den Fachübungsleiter Mountainbike. Die Kurse sind modular aufgebaut, so dass ein Wechsel zwischen verschiedenen Ausbildungsrichtungen möglich ist. Der gestiegene Umfang des Programms schlägt sich auch in der Zahl der Ausgebildeten nieder: Gab es vor drei Jahrzehnten beim Alpenverein schätzungsweise 2000 bis 3000 Trainer und Fachübungsleiter, sind es heute etwa 7000.

»Das Bewusstsein für Ausbildung ist deutlich gestiegen. In den Vereinen ist es heute Standard, dass nur geschulte Leute Kurse und Touren durchführen«, stellt Chefausbilder Schrag fest. Dahinter stecke nicht nur die Tendenz zur Professionalisierung von Tourenführern. Auch rechtliche Aspekte spielten eine Rolle, dass kaum noch Unausgebildete Sektionstouren leiten: »Die Vereine wollen kein Risiko eingehen.«

Bei aller Ausbildung stellt sich die Frage, an welchen Kriterien sich diese messen lassen sollte? Schrag nennt an erster Stelle das Leitbild des DAV. Der hat sich zum Ziel gesetzt, das Bergsteigen allgemein, aber auch das Leistungsbergsteigen zu fördern. Er will die Menschen zu selbstständigen Alpinisten erziehen. Und er hat im Jahr 2004 auf der Hauptversammlung in Dresden beschlossen, sich auf seine Kernkompetenzen innerhalb der Bergsportarten zu konzentrieren.

Nur: Welche sind das? Gar nicht so einfach in einer Zeit, in der die Spielarten des Berg-Erlebens zugenommen haben: Mountainbiken, Canyoning oder Basejumpen hat es in den 1970er Jahren noch nicht gegeben beziehungsweise steckten noch in den Anfängen. Nordic Walking ist ebenfalls eine Erfindung der Neuzeit. Soll der Alpenverein all diese Aktivitäten in sein Ausbildungsprogramm aufnehmen?



Klettern an der Wildangerwand, Wilder Kaiser, Österreich.

»Nein«, stellt Schrag kurz und bündig fest. Nordic Walking sieht er nicht als Domäne des Alpenvereins: »Das können andere besser.« Auch der adrenalinhaltige freie Fall entlang senkrechter Felswände, der erst durch das explosionsartige Öffnen eines Fallschirms gebremst wird, ist noch kein Ausbildungsinhalt des Vereins. Schrag hat übrigens eine praktische Methode, um zu prüfen, ob eine neue Sportart für den DAV in Frage kommt: »Neue Bergsportarten probiere ich mit großer Neugierde aus, um dann zusammen mit den Gremien zu entscheiden, ob und wie sie in die DAV-Ausbildung Eingang finden«, verriet er in einem Gespräch mit der Fachzeitschrift Berg&Steigen.

Dass das Sportklettern in die Ausbildungsprogramme der alpinen Vereine Eingang fand, ist dagegen vor allem dem Alpenvereinskongress von 1984 in Brixen zu verdanken. Damals führende Kletterer wie Wolfgang Güllich, Sepp Gschwendtner, Heinz Zak oder Heinz Mariacher machten sich dafür stark, dass sich die Alpenvereine Deutschlands, Österreichs und Südtirols den jungen Wilden öffnen. In den Sektionen gab es in jenen Jahren nämlich erhebliche Vorbehalte gegen die Leistungskletterer, deren Ziel es war, möglichst sauber – also ohne Benutzung künstlicher Hilfsmittel – durch schwere Routen zu steigen.

Die jungen Wilden von damals sind älter geworden, doch sie haben jede Menge Nachfolger gefunden. »Das Klettern ist heute stark auf Jugendliche ausgerichtet«, sagt Schrag. In den Sektionen würden bereits Kinder systematisch im Klettern gefördert. Nachwuchskraxler, die daran Spaß finden, haben sogar die Möglichkeit, sich bis zum Wettkampfkletterer hochzuarbeiten – eine vertikale Spielart, die laut Schrag zwar »ziemlich weit« vom alpinen Klettern entfernt sei, die er aber immer noch als eine Verwandte der klassischen Disziplin sieht. Das zeigt sich auch daran, dass der Verein mit der zunehmenden Entwicklung des Sportkletterns zum Leistungs- und Wettkampfklettern Ende der neunziger Jahre den »Trainer C Wettkampfklettern« einführte.

Klettern an der Wildangerwand, Wilder Kaiser, Österreich.



Philip Hoffmann, der Sportstudent und Klettertrainer, hat Jungtalente immer wieder vor seinen Augen. In der Sichtungsgruppe, die er für den DAV unterrichtet, sieht er rasch, ob ein Kind ein ausgeprägtes Bewegungsgefühl an der Boulderwand zeigt. Hoffmann: »Es gibt Elfjährige, die einen Siebener klettern. Das ist schon beachtlich.«

Neben einem scharfen Auge sind in der Kinder- und Jugendlichenausbildung aber auch Hoffmanns psychologische Fähigkeiten gefragt: »Manche Kids sind beim Bouldern hammerhart. Wenn sie aber in eine 15 Meter hohe Route einsteigen, kriegen sie es mit der Angst zu tun.« In solchen Fällen versucht der Lehrer die Nachwuchskletterer langsam an die Höhe zu gewöhnen – bis diese die Tiefe unter sich nicht mehr als bedrohlich wahrnehmen und sich damit ganz auf eine schwierige Kletterstelle konzentrieren können.

Ob großes oder kleines Talent, das Klettern ist für Hoffmann eine hervorragende Sportart, um die körperliche und geistige Entwicklung von Kindern und Jugendlichen zu fördern: »Die Muskulatur wird gekräftigt und die Koordination verbessert.« Schließlich muss das Auge das Setzen der Füße und das Greifen der Hände überwachen. Und das Gehirn muss die Bewegungen so steuern, dass der Körper zu einer stabilen Position findet.

Bei aller Technik und Psychologie – bei der Ausbildung mit Kindern und Jugendlichen darf der Spaß nicht zu kurz kommen. »Die Kids müssen selber Ehrgeiz entwickeln. Mit Druck geht da gar nichts«, berichtet Hoffmann aus seinem Traineralltag. Gleichzeitig kreisen seine Gedanken ständig um die Sicherheit der Nachwuchskletterer: »Bei den Kindern muss man immer ein Auge auf die Sicherung haben.« Der Kletterlehrer achtet dabei selbst auf Kleinigkeiten – beispielsweise, ob der Daumen beim Seilausgeben auch wirklich oben am Seil anliegt.

Hoffmann selbst hat erst als 21jähriger mit dem Klettern begonnen – beim Bouldern. »Das ging gleich ziemlich gut«, erinnert sich der 1,80 Meter große Athlet. »Anfangs hatte ich zwar Schiss in der Höhe, aber das hat sich schnell gelegt.« Heute geht er jeden zweiten Tag in die Halle, klettert bis zum Schwierigkeitsgrad Neun minus. »Das macht richtig Spaß. Man kann Routen spielen. Man kann Routen ausprobieren, die man draußen in der Natur so nie machen würde.«

Rainald Zölch, Fachübungsleiter Skibergsteigen und Skihochtouren der Sektion Alpenkranzl in Erding, steht dagegen vor ganz anderen Herausforderungen. Seine Klientel sind Erwachsene. Und sein Sportgerät sind die Skier, mit deren Hilfe er Gruppen auf verschneite Alpengipfel führt. Vielfach sind es Menschen, die froh sind, wenn er ihnen die Tourenplanung und – führung abnimmt. »Viele wollen einfach nur die Berge erleben«, sagt Zölch. Deshalb ist es an ihm, Karten und Führer zu studieren, den Wetter- und Lawinenlagebericht einzuholen, Hüttenplätze zu reservieren und unterwegs stets auf's Neue die Schneehänge auf ihr Gefahrenpotenzial zu taxieren.

Vor allem aber hat er seine Gruppe im Blick. »Das Tempo orientiere ich am Schwächsten.« Doch die Schwachen sind nicht immer sofort zu erkennen. Niemand gibt sich in der Gruppe gerne eine Blöße. Zölch hilft da seine Erfahrung: »Noch bevor jemand sagt, dass er nicht mehr kann, ist er meistens blau um die Lippen oder schnauft wie wild.« Für den Führer das klare Signal, auf die Bremse zu treten.

Manchmal hat er auch »schwierige Typen« in seiner Gruppe. Leute, die stark in Können und Kondition sind und eine ordentliche Portion Motivation in sich tragen. Bergsteiger, die sich nur ungern in die Gruppe einfügen. Der durchtrainierte Führer hat eine Methode gefunden, mit solchen Klienten umzugehen: »Ich versuche, ihre Aktivität aufzufangen.« Zölch lässt sie schon mal davonziehen, wenn die Hütte in Sicht und das Gelände sicher ist. Oder er lässt sie als Erste in einen Hang einfahren, wenn er überzeugt ist, dass keine Gefahr besteht.

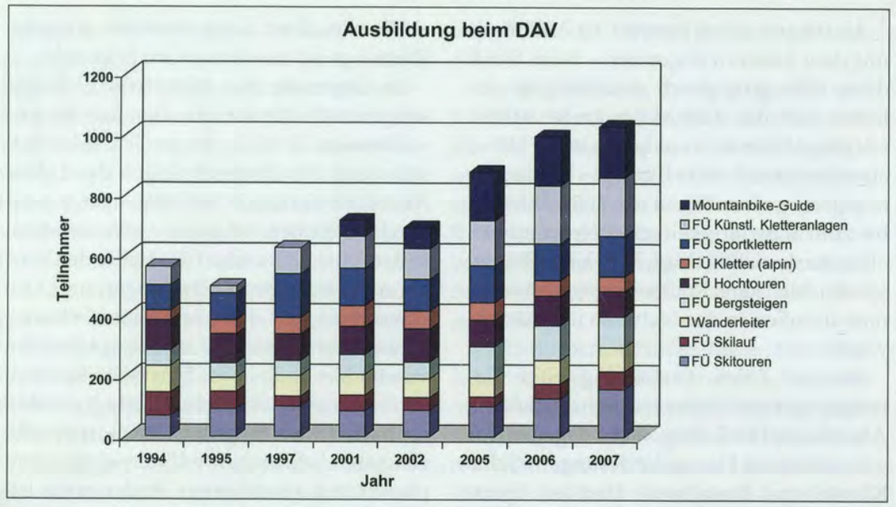
Im Gegensatz zum Klettern ist Skibergsteigen nach wie vor eine Domäne der Erwachsenen. Auch in dieser Disziplin hat sich nach den Beobachtungen des DAV-Ausbilders Schrag in den vergangenen beiden Jahrzehnten viel getan – insbesondere in der Lawinenkunde. 1998 stellte der Verein nach intensiven Schulungen und Diskussionen mit dem Schweizer Schneekenner Werner Munter auf die »probabilistische Methode« um. Einerseits können Skitourengeher und Schneeschuhwanderer nach dessen System in leicht nachvollziehbaren Schritten ihre Unternehmungen planen und durchführen. Andererseits ist die Quintessenz aus Munters Lehren aber auch ernüchternd. Schrag: »Munter hat uns die Illusion genommen, dass wir mit Bestimmtheit sagen können, ob ein Hang sicher ist.«



Eiskurs, Rutschen im Firn, Bremsversuche, Pickelrettungsgriff, Gepatschferner, Österreich.

Während noch in den 90er-Jahren das Graben von Schneeprofilen Standard zur Lawinen-Beurteilung einer ganzen Region war, vermitteln die Ausbilder heute ihren Schülern, dass die Lage einige Meter weiter ganz anders sein kann. Schrag: »Das Schneeprofil alleine ist kein ausreichendes Kriterium zur Beurteilung eines Hanges. Munter hat uns beigebracht, mit Wahrscheinlichkeiten zu arbeiten.«

Integrierter Bestandteil der heutigen Risikoabschätzung ist außerdem die Snowcard. Sie soll dem Tourengeher Informationen und Anhaltspunkte geben, mit welchen Gefahren er auf seiner Route rechnen muss.



Die Statistik zeigt eine Zunahme der Teilnehmer, vor allem in den Ausbildungsrichtungen FÜ Bergsteigen, FÜ Künstliche Kletteranlagen und Mountainbike Guide.
Quelle: DAV





Eiskurs: Spaltenbergung, Eisschraube setzen.

Eissanduhr fädeln. Beide Bilder Gepatschferner Österreich

Der Erdinger Skitourenführer Zölch hält sich strikt daran. »Auf Führungstouren musst du absolut defensiv sein. Da darfst du kein Risiko eingehen«, sagt der 48jährige, der im Alltag als Qualitätsmanager für die Pharmaindustrie arbeitet. Dreht sich die Snowcard in den orangen Bereich, sieht der glatzköpfige Tourenführer rot. Damit ist er bislang immer gut gefahren – auf seinen Touren ist noch niemand ernsthaft zu Schaden gekommen.

Neben der Aufnahme von solch aktuellen Inhalten hat der DAV die Ausbildung zum Skitourenführer auch neu strukturiert. So wurde die Gletscherausbildung ausgegliedert und ist heute ein eigener Ausbildungsinhalt unter dem Titel »Fachübungsleiter Skihochtour«. Schrag begründet dies damit, dass 80 bis 90 Prozent aller Skitouren im unvergletscherten Gelände durchgeführt würden. Interessanterweise habe die Nachfrage nach Skitouren-Ausbildungskursen nach dieser Neustrukturierung stark zugenommen. »Die Gletscherausbildung war für Viele offenbar eine große Hürde«, vermutet Schrag.

Eine gegenläufige Entwicklung ist bei den sommerlichen Bergaktivitäten zu beobachten. So hat die Nachfrage nach einer Ausbildung zum Hochtourenführer nachgelassen. Der DAV-Chefausbilder führt dies unter anderem auf die veränderten Bedingungen in den Bergen zurück: Wo früher Eis und Schnee waren, ist heute oft Geröll. Schrag: »Es macht vielen Leuten einfach keinen Spaß, über Schutt auf einen Gipfel zu steigen.«

Dagegen erfreut sich eine Spezialistendisziplin zunehmender Beliebtheit – die Ausbildung für Eiskletterer. Das Steigen an gefrorenen Eisfällen steht beim DAV seit nunmehr drei Jahren auf dem Programm. Schrag: »Das ist vor allem für gute Kletterer interessant, die auch im Winter etwas machen wollen.«

Für Spitzenbergsteiger hat der DAV 1982 den Expeditionskader ins Leben gerufen. Schrag: »Die Kadermitglieder sind junge Leute, die in jedem Gelände sehr gut klettern können müssen – im Fels, im steilen Eis und das Ganze auch in großer Höhe.« Ziel ist es, diese Allroundalpinisten an die ganz großen Berge dieser Welt heranzuführen. Die Ausnahmetalente sollen dabei schwere Routen bei möglichst geringem Materialaufwand besteigen. Also: Keinen Cho Oyu auf dem Normalweg. Vielmehr stehen steile Wände im Karakorum und schwere Freewall-Kletterein in Marokko auf dem Programm.

In der Ausbildung feilen die Extrembergsteiger nicht nur an ihrer Technik, sondern lernen auch, mit welcher Taktik sie in eine Wand hineingehen, um ohne Biwak durchzukommen. Ebenso stehen Rückzug und Rettung aus großer Höhe auf dem Ausbildungsplan – Inhalte, mit denen sich die jungen Leuten bisher nicht so beschäftigt haben, wie Schrag festgestellt hat. Für die Sicherheit großer Unternehmungen spielen sie aber eine wichtige Rolle.

Sicherungstechniken haben auch bei der Klettersteigausbildung eine große Bedeutung. Diese Disziplin hat der DAV erst in den vergangenen Jahren aufgrund zunehmender Beliebtheit der Sportart in sein Programm aufgenommen.

Und noch eine Randdisziplin hat sich im Ausbildungskanon ihren festen Platz gesichert – das Mountainbiken. Mit der Einrichtung des Ausbildungsgangs zum Fachübungsleiter Mountainbike reagierte der DAV 2001 auf den Boom beim Bergradeln. Die stark gestiegenen Teilnehmerzahlen in den Lehrgängen geben dem Verein offenbar recht: Ließen sich im Anfangsjahr noch 53 Radfahrer zum Radl-Guide ausbilden, waren es 2006 schon 162. Schrag sieht in den Mountainbikern im übrigen fahrende Bergsteiger: Immerhin nutzen sie häufig dieselben Wege und Hütten wie Wanderer und Hochtourenbergsteiger. Damit es zwischen denen möglichst harmonisch zugeht, versucht der Verein, den Radlern rücksichtsvolles Fahren gegenüber Mensch und Natur beizubringen. Aber auch Techniken stehen auf dem Stundenplan. Schließlich ist nicht jeder von Natur aus sattelfest, wenn er mit seinem gefederten Zweirad über Stock und Stein reitet.

Doch egal, ob Skitourenführer, Kletterlehrer oder Mountainbike-Guide, eine Voraussetzung müssen alle Führeraspiranten mitbringen: »Man muss Spass haben, mit Leuten umzugehen«, sagt Schrag. Schließlich sollen die Fachübungsleiter ihren Klienten nicht nur Techniken vermitteln. Im Idealfall bringen sie auch ein hohes Maß an sozialer Kompetenz mit: Sie gehen auf die Mitglieder ihrer Gruppen ein und erkennen rechtzeitig Ängste, Probleme oder Unzufriedenheit. Gipfelzwang und Kommandoton, das war einmal. Heute hat der Führer vielmehr den Status eines Vermittlers von Berg-Erlebnissen.

Skitourenführer Zölch hat sich dieses Prinzip zu eigen gemacht. Er spricht vom »Dialog«, den er auf Tour mit seiner Gruppe führt. Und davon, dass er den Geführten seine Entscheidungen möglichst transparent zu machen versucht – auch, wenn die Entscheidung lautet, nicht in einen lockenden Pulverschneehang hineinzufahren. Zölch nennt das den »partnerschaftlichen Führungsstil«. Seine Gruppen sieht er als »Team«, das gemeinsam auf Tour geht, gemeinsam den Gipfel erreicht oder – wenn es ungünstig läuft – gemeinsam wieder umkehrt.

Um Erlebnisse geht es auch bei Philip Hoffmann in der Kletterhalle. Schulklassen schnuppern in die fremde Welt der steilen Wände hinein. Und Kinder, die der Partys bei McDonalds überdrüssig sind, feiern ihren Geburtstag mit Freunden in der Kletterhalle. Nicht selten findet dabei ein Nachwuchsbergsteiger zwischen Kuchen und Schokolade Gefallen am Herumturnen an den skurrilen Griffen und Tritten. Hoffmann: »Viele der Kinder machen weiter.« Manchmal ein Leben lang.



Eiskurs: Ecksteintechnik, Steigeisenhüpfen, Gepatschferner Österreich.

Ist die Jugend noch sozial???

Projekte der JDAV München mit (sozialen) Randgruppen

von Carla Bräunig und Korbinian Ballweg



Herausforderung Burma Bridge
Foto: Ulrike Weiss

Kann es was Normaleres geben?

Für uns vielleicht nicht, aber für viele andere Kinder und Jugendliche liegt das zwischen »einfach nur seltsam« und »Utopie«. Für Kinder und Jugendliche, die noch nie eine Kuh gesehen haben, die nur ein Paar Schuhe haben, weil für ein zweites kein Geld da ist, deren »Tellerrand« die Grenze des Stadtviertels ist.

Und was hat das mit dem Alpenverein und den Erziehungs- und Bildungszielen der JDAV zu tun? Mehr als man auf den ersten Blick annehmen möchte. Seit mittlerweile 3 Jahren führen wir vom JDAV Bezirk München Sozialprojekte und verschiedenste Aktionen mit sozial benachteiligten Kindern und Jugendlichen durch und versuchen diese beiden Welten ein bisschen zu vermischen und die »Tellerränder« zu vergrößern.

Was genau darf ich mir denn da vorstellen? Wer macht da was, und was soll es bringen? Unser Kerngeschäft liegt doch eher bei der Verwaltung und Vermietung der Jugendräume im Kriechbaumhof, der Verteilung von Zuschüssen und der Veranstaltung von sektionsübergreifenden Aktivitäten wie Sonnwendfeier und Weinfest.

Ein »Sozialprojekt« für ärmere Kinder, die nicht im Alpenverein sind, scheint für uns als Organisation aller Münchner Jugendlichen und Jugendleiter im Alpenverein auf den ersten Blick in weiter Ferne zu liegen. Auf den zweiten Blick aber – wenn man uns als Mitglied im Kreisjugendring und als großer Münchner Jugendverband mit politischer und sozialer Verantwortung sieht – ist dieser ehrenamtliche Einsatz eigentlich nur der nächste Schritt hin zu mehr Engagement und Übernahme von Verantwortung für andere Menschen und die Gesellschaft.

»Wir betrachten die Alpinistik in ihren vielfältigen Spielarten und Ausprägungen […] als einen ausgezeichneten Weg, die Jugendlichen in ihrer Persönlichkeitsentwicklung zu unterstützen. In der Begegnung mit weitgehend ursprünglichen Lebensräumen und Landschaften lernen Jugendliche Freiheiten und elementare Abhängigkeiten kennen.«

So steht es in den Erziehungs- und Bildungszielen der JDAV. Und für uns und unsere Jugendgruppen ist das auch gelebte Wirklichkeit. Am Wochenende mit der Gruppe in die Berge, unter der Woche in die Kletterhalle und dabei vielfältige Kompetenzen, von dem reinen alpinen Wissen bis zu »Soft Skills« erleben und erlernen...

In der Absicht, anderen, denen es nicht so gut geht, helfen zu wollen, entstand vor 3 Jahren das erste Sozialprojekt. Der Kontakt zum »Lichtblick Hasenbergl«, einer Einrichtung der Katholischen Jugendfürsorge im Hasenbergl – einem sozialen Brennpunkt in der Stadt München –, war schnell hergestellt, die Planungen wurden immer konkreter und im Sommer 2005 war es dann so weit:

Eine Gruppe des Lichtblicks fuhr, begleitet von Jugendleitern und Betreuern, nach Hindelang in die Jugendbildungsstätte, um eine Woche pure Natur, Berge, Abenteuer, Spiel und Spaß zu erleben. Das klingt nun idyllisch, wunderbar und unanstrengend. Ganz so leicht war es dann aber doch nicht. Denn die Kinder des Lichtblicks Hasenbergl kommen alle aus äußerst schwierigen Umständen: Sozial benachteiligt, teilweise verhaltensauffällig und oft mit nur mangelhafter Erziehung. Für manche war schon die Fahrt zum Hauptbahnhof eine große Reise.

Was aber auf beiden Seiten groß war, waren Neugier und Erwartungen, aber auch Vorbehalte. »Wer ist das?« »Mit wem bekommen wir es da zu tun?«, »Was wird das wohl werden?«…

Diese Fragen haben sich wahrscheinlich alle gestellt. Die Jugendleiter aus München, die Erzieher vom Lichtblick und auch die Kinder vom Hasenbergl. Viele Erwartungen haben sich nicht erfüllt, aber auch viele Vorurteile wurden nicht bestätigt. Dafür aber hat sich für alle der Horizont um ein gewaltiges Stück erweitert. Dass man mit diesen Kindern und Jugendlichen nur mit Drohungen und Disziplinierungen etwas erreichen könnte, erwies sich schnell als falsch. Als falsch erwies sich aber auch die Erwartung, dass wir sofort Veränderungen erleben und die Jugendlichen gleich für alles dankbar sind, was wir ihnen ermöglichen. Anfangs herrschte eher die »Null Bock« und »So ein Scheiß« Haltung vor, und erst später erfuhren wir, dass es doch nicht so schlecht gewesen war.

Wir lernten auch, dass manche »unserer« Selbstverständlichkeiten für andere teilweise überhaupt nicht selbstverständlich sind. Das Vertrauen in den Partner beim Ablassen von der Wand. Eigentlich eine Selbstverständlichkeit. Aber ein Kind aus dem Hasenbergl hat einige Stunden gebraucht, bis es endlich das Vertrauen gefasst hat und ein Jugendleiter es ablassen durfte. Oder eine Biwaknacht im Freien unter den Sternen zu verbringen. Klingt einmalig schön. Aber wir hatten nicht bedacht, dass es für einige Kinder undenkbar war, freiwillig auf dem Boden zu schlafen. »Das ist ja entwürdigend.« Diese Kinder hatten Angst davor, auch noch auf den wenigen Luxus des eigenen Bettes verzichten zu müssen.

Und wenn wir begeistert von Lagerfeuer, Klettern, Biwakieren schwärmten, dann bremste uns sicher irgendwann einer der Jugendlichen ein: »Ja Mann, und machen wir auch was Cooles? Bis jetzt hast du nur Schlechtes erzählt«

Kleine Reibereien entstanden auch durch die unterschiedlichen Ansichten zwischen uns und den Erziehern. »Kann man jetzt noch eine Aktion machen oder braucht die Gruppe erstmal Zeit, um die Erfahrungen zu verarbeiten?« Dies war der häufigste Knackpunkt, der Zielkonflikt zwischen unseren Absichten und denen der Betreuer. Wir hatten eher die einzelne erlebnispädagogische Aktion und den Verlauf der Woche



Beim Aufstieg auf den Jägerkamp
Foto: M. Schneider/ Lichtblick Hasenbergl

im Blick und wollten ein spannendes Erlebnis bieten, während die Erzieher eher die Betreuung und die Integration der Maßnahme in das übrige Programm favorisierten. Trotzdem es einiges an Nerven kostete und obwohl auf der Rückfahrt die meisten erstmal erleichtert waren, dass es jetzt wieder in die eigene Welt zurück ging, schlug die Erleichterung über das Ende der Fahrt auf allen Seiten bald wieder in die Hoffnung um, es würde doch noch einmal so eine Aktion geben. Besonders für die Gruppe war die Fahrt sicherlich das Highlight des Jahres und für uns alle hatten die gemeinsamen Erlebnisse und Erfahrungen Langzeitwirkung.

Allerdings ist mit einem einmaligen Ausflug niemandem geholfen. Was bringt es, wenn die Kinder und Jugendlichen einmal in ihrem Leben aus ihrem tristen Alltag einen Blick durch ein Fenster in diese schöne andere Welt werfen können, dann aber wieder zurückkommen und bis auf eine schöne Erinnerung bleibt nichts. Nun war also die Aufgabe, aus diesem geöffneten Fenster eine Tür zu machen. So wurde aus einem Projekt eine Kooperation. Es wurde beschlossen, ab diesem Zeitpunkt jedes Jahr einmal mit einer Gruppe wegzufahren. Nach unserer Aktion erklärten sich dann von sich aus auch die Jugend der Sektion München und der Sektion Oberland bereit, ebenfalls mit einer Gruppe des Lichtblicks Hasenbergl wegzufahren. Dieser Vorschlag, anfangs noch mit Argwohn betrachtet, wurde dann auch angenommen, so dass jedes Jahr drei Gruppen des Lichtblicks Hasenbergl diese Ausfahrt ermöglicht wird.

Zusammenarbeit beim Pizzabacken
Foto: M. Schneider/ Lichtblick Hasenbergl



Wir sahen uns auf einem guten Weg. Und es entstanden weitere Aktionen.

Der Kreisjugendring München-Stadt vermittelte uns an das Soundcafe München-Schwabing. Mangels Kapazitäten boten wir erstmal nur einen Schnupperkletterkurs in der Kletterhalle an, der dann im Sommer stattfand. Diese Kinder waren keineswegs verhaltensauffällig, ihr einziges Problem war das fehlende Geld. Klettern oder Bergfahrten, selbst wenn diese nur zu einem kleinen Teil aus eigener Tasche bezahlt werden müssten, waren ihnen nicht möglich. Da der Schnupperkletterkurs von uns bezahlt und von ehrenamtlichen Leitern geleitet wurde, fiel dieses Problem weg. Und siehe da: die Kinder waren Feuer und Flamme fürs Klettern.

Ein zweiter Termin wurde organisiert und wieder mit begeisterten Kindern durchgeführt. Von so viel Erfolg angestachelt, kam der Plan auf, den Kinder und Jugendlichen des Soundcafes eine Kletterjahresmarke zu sponsern und ihnen so die Eingliederung in die Jugendgruppe zu ermöglichen. Aber da waren wir wohl zu voreilig. Wir merkten, dass tageweise Kletteraktionen und Ausflüge gerne angenommen wurden, aber die Fähigkeit bzw. der Wille, sich zu binden und regelmäßig etwas zu unternehmen fehlte noch.

Aber neben dem Großprojekt Lichtblick Hasenbergl gab es noch einen weiteren Kletterkurs und andere kleinere Projekte wie Plätzchen backen im Kriechbaumhof und einen Museumsbesuch im Museum Mensch und Natur mit dem Jugendtreff s'Dülfers aus dem Hasenbergl.

Ziehen wir ein Fazit unser Erfahrungen: Da ist zum einen die Motivation, die Freude, die bei den Kindern immer wieder aufkommt. Manchmal ist sie schon am Anfang da, aber meistens kommt sie erst nach einer Weile. Doch sie kommt fast immer. Es ist ein gutes Gefühl, zu sehen, mit wie viel Begeisterung die Kinder dann das von uns Angebotene annehmen. Und es ist schön mit anzusehen, wenn gerade die, die sich anfangs am meisten sträuben, am Schluss oft am begeistertsten dabei sind. Ein schönes Beispiel hierfür ist, als wir mit der Stiftung Pfennigparade klettern waren und ein Kind am Anfang völlig auf stur stellte und klettern für doof und langweilig erklärte. Mit viel Mühe konnten wir es zum Ausprobieren bewegen, was dazu führte, dass es gar nicht mehr aufhören wollte.



Beim Biwak im Garten der Jugendbildungsstätte Hindelang
Foto: Ulrike Weiss

Leider kommt auch das genaue Gegenteil vor: Dass eine Aktion ganz anders als geplant verläuft oder überhaupt nicht angenommen wird. Bei einem 6-tägigen Kletterkurs mit dem s'Dülfers aus dem Hasenbergl haben wir manche Teilnehmer nach dem ersten Tag nie wieder gesehen. Vielleicht lag es an der Inhomogenität der Teilnehmer. Die einen waren körperlich fit und begabt, andere hingegen nicht und so kam es, dass die besseren sich langweilten und die schlechteren überfordert waren.

Besonders schön ist zu sehen, wenn nachhaltige Eindrücke vermittelt werden. Wenn man hört, dass die Gruppe, mit der man unterwegs war, noch lange von den gemachten Erfahrungen zehrt und sich oft und positiv zurückerinnert. Das ist auch für einen selbst die Bestätigung gute Arbeit geleistet zu haben. Es freut uns auch, dass wir mit den Kletterkursen, wo die Jugendlichen vom Soundcafe mit riesiger Vorfreude jedem neuen Termin entgegenfieberten, einen Stein ins Rollen gebracht haben, der noch immer rollt.

Deutlich bewusst ist uns aber auch geworden, wie sehr unsere Aktionen noch vom Engagement einzelner Personen abhängig sind. Man merkt es, wenn wichtige Leute plötzlich wegfallen oder sie nicht mehr so viel wie vorher machen können.

So geschehen bei unserer Zusammenarbeit mit dem Soundcafe Schwabing, wo durch Kontakt- und Organisationsprobleme zwei Aktionen ausfielen und der Kontakt schließlich großteils abriss. Man merkt es auch, wenn engagierte Leiter aufhören und durch neue Personen ersetzt werden müssen. Besser verzahnt und auf eine breitere Basis gestellt ist das Ganze bei unserer Kooperation mit dem Lichtblick Hasenbergl. Dadurch dass mehrere Leute mitwirken (Lichtblick, Sektionen München und Oberland und wir) ist zwar mehr Koordinierungsarbeit nötig, allerdings funktioniert das Projekt stabiler. Dass das Projekt nun schon drei Jahre läuft, trägt sicher auch dazu bei. Trotzdem sind auch hier die Einzelpersonen enorm wichtig. Die Jugendleiter, die die Touren leiten, die Pädagogen des Lichtblicks und auch diejenigen, die die Fahrten organisieren. Diese Leute sind Knotenpunkte, die die beiden Welten – unsere und die der sozial schwachen Kinder und Jugendlichen – verbinden. Unser schönstes Ziel ist es natürlich, aus diesen losen Knoten ein dichtes Netz zu flechten, aber davon sind wir und auch die Kinder und Jugendlichen aus dem Hasenbergl noch weit entfernt.

Warum ist dieses Ziel für uns so erstrebenswert? Warum opfern wir unsere Freizeit, die wir doch auch in wilden Wänden und steilen Hängen verbringen könnten? Diese Fragen haben wir uns oft gestellt. Besonders dann, wenn es gerade mal nicht so leicht lief.

Es sind die gleichen Antworten wie auf die Frage, warum sich jemand um andere Menschen kümmert.



Vorbereitung der Abseilaktion im Klettergarten am Oberjoch
Foto: Ulrike Weiss

Die ehrenamtliche Arbeit stellt eine Befriedigung eigener Wünsche auf höchstem Niveau dar. Die Freude und Begeisterung, die man durch seine Arbeit im Gesicht anderer Menschen erleben kann, motiviert einen jedes Mal aufs Neue. Auch ist es eine wundervolle Aufgabe, die eigene Freude am Bergsport und die Schönheit dieses vielfältigen Sportes verbunden mit dem Natur- und Gruppenerlebnis weitergeben zu können. Es ist jedes Mal erstaunlich, wie wenig man selbst aufbringen muss, um anderen eine Freude zu machen.

Neben dieser allgemeinen, für fast jede ehrenamtliche Arbeit passende Motivation gibt es aber noch mehr. Man hat die Möglichkeit Vorbild zu sein, man kann die eigene Welt, die man so schätzt, das Bergsteigen, das Naturerleben, das »draußen sein« weitergeben. Und es ist etwas Besonderes, wenn man die Chance Bergsport zu erleben Kindern und Jugendlichen geben kann, die von sich aus und ohne uns und andere engagierte Menschen diese Chance nie hätten.

Außerdem gibt es ja noch die Erfahrung, die wir sammeln, während wir die Projekte organisieren, durchführen und auswerten und die Leute, die wir kennen lernen und von denen wir auch lernen. Erfahrungen und Bekanntschaften, die unbezahlbar und alleine schon alle Mühen wert sind.

Dazu gehören zum einen die praktischen Erfahrungen wie z.B. die Teamorganisation in der Planungsphase, die allgemeine Organisation von Projekten, Ausfahrten und Aktionen mit Anfahrt, Unterkunft, Verpflegung und Aktionen sowie auch der Umgang mit Problemen aller Art. Man lernt mit Menschen umzugehen, seine Meinung auszudrücken und durchzusetzen, verschiedene Ansichten auszudiskutieren und Verantwortung zu übernehmen. Alles Fertigkeiten, die im privaten und beruflichen Umfeld weiterhelfen und die Schaffung von Netzwerken zu unterschiedlichen Menschen und Organisationen fördern.

Zum anderen sind es persönliche Erfahrungen, die das Selbstwertgefühl, Selbstvertrauen und die Motive der Arbeit unterstützen. Man spürt Freude, Anerkennung und Glück, dass es einem selbst gut geht.

Diese Antworten spürt jeder, der ehrenamtlich arbeitet und anderen Leuten hilft. Es ist eine Situation, bei der jeder profitiert. Die Gefühle und Erfahrungen, die man erlebt, die Dinge, die man lernt und die Freude, die man hat, lassen einen die meisten Probleme vergessen und führen zu einem Zustand, nach dem wir wohl alle streben: Glücklich sein!

Stellen wir uns zum Schluss noch die Frage, ob wir mit unseren Aktionen erfolgreich waren und welche Zukunftsperspektiven wir sehen.

Konnten wir die Kinder in ihrer Persönlichkeitsbildung unterstützen und unseren Beitrag leisten, so dass sie sich zu verantwortungsbewussten und engagierten Jugendlichen entwickeln können? Unser großes Ziel war es ja die Erziehungs- und Bildungsziele zumindest ansatzweise zu verwirklichen und dabei den Jugendlichen »Raum für Lernerfahrungen« zu bieten, die persönliche Entwicklung zu fördern, soziale, ökologische und demokratische Grundwerte zu vermitteln und natürlich viele glückliche und spannende Stunden in den Bergen zu erleben. Die Frage, ob wir dieses Ziel erreicht haben, lässt sich aus unserer Sicht unzweifelhaft mit »Ja« beantworten. Denn jeder sprichwörtliche Tropfen auf den heißen Stein ist schon ein Gewinn und mindestens ein Tropfen war die Freude der Kinder und Jugendlichen beim Klettern und draußen in den Bergen. Wir glauben, jeder hat Eindrücke und Erlebnisse gesammelt, die bleiben werden. Doch haben wir auch mehr als diesen einen Tropfen bewirkt und nachhaltig gehandelt? Bei dieser Frage bleibt nur ein »Teils-Teils« als Antwort. Teils-Teils in zweierlei Hinsicht. Zum einen natürlich auf die einzelnen Personen bezogen. Jeder Einzelne hat andere Erfahrungen mitgenommen und wird sie auch anders behalten. Wir sind uns sicher, dass bei einigen Teilnehmern die Aktionen noch lange im Gedächtnis bleiben werden und die Erfahrungen auch bei der individuellen Persönlichkeitsbildung helfen. Bei Anderen können wir diesen Erfolg nicht verbuchen und alles was bleibt, wird eine blasse Erinnerung sein. Zum anderen ist dieses Teils-Teils auch auf die verschiedenen Aktionen bezogen. Manche sind besser verlaufen, manche schlechter. Den größten Unterschied aber macht wohl die Langfristigkeit. Gerade bei unserer Kooperation mit dem Lichtblick Hasenbergl ist die Erfolgschance natürlich am größten, weil hier keine einzelne Aktion im Vordergrund steht, sondern eine jährliche Ferienfahrt, die in das restliche Programm des Lichtblicks eingebettet ist. Und auch wenn wir hier die schwerste Ausgangssituation hatten, ist der relative Erfolg wohl der größte.

Dann bleiben natürlich auch noch wir übrig. Auch wir hatten nachhaltige Eindrücke und Erlebnisse und haben sicherlich sehr viel aus allen Aktionen mitgenommen. Wir hatten Einblick in eine andere Welt hinter unserem Horizont, der nun etwas weiter geht. Aber auch unsere Persönlichkeitsentwicklung profitiert von den Erlebnissen, die wir gemacht haben. Wir sind nun sensibler, was manche Probleme angeht und vielleicht auch dankbarer für das, was wir haben und in den Bergen erleben dürfen.

Wir werden aufgrund unserer gemachten Erfahrungen bei zukünftigen Projekten gezielter vorgehen, sie besser organisieren und langfristiger planen können. Wir wollen unsere Kenntnisse und unser soziales Engagement auch weiterhin den sozial benachteiligten Kindern und Jugendlichen zur Verfügung stellen und hoffen, dass dieser Artikel manchem als Inspiration dient, sich selbst zu engagieren und mitzuhelfen.

Denn natürlich gibt es mehr als nur das Sozialprojekt Hasenbergl und mehr als München und viel mehr Probleme, als die beschriebenen.

Dank sei all den Personen gesagt, die dazu beigetragen haben, dass wir bis dahin kommen konnten, wo wir jetzt sind. Ohne das persönliche Engagement dieser Leute wäre nie so viel bewegt worden und auch in der Zukunft sind wir stark von ihrem Engagement abhängig. Jedem Einzelnen gebührt höchste Achtung.



Auf dem Gipfel des Jägerkamp angekommen
Foto: M. Schneider
Lichtblick Hasenbergl

Ausrüstung – trügerische Sicherheit

Wenn du beim Bergsteigen umkommst, hast du einen Fehler gemacht

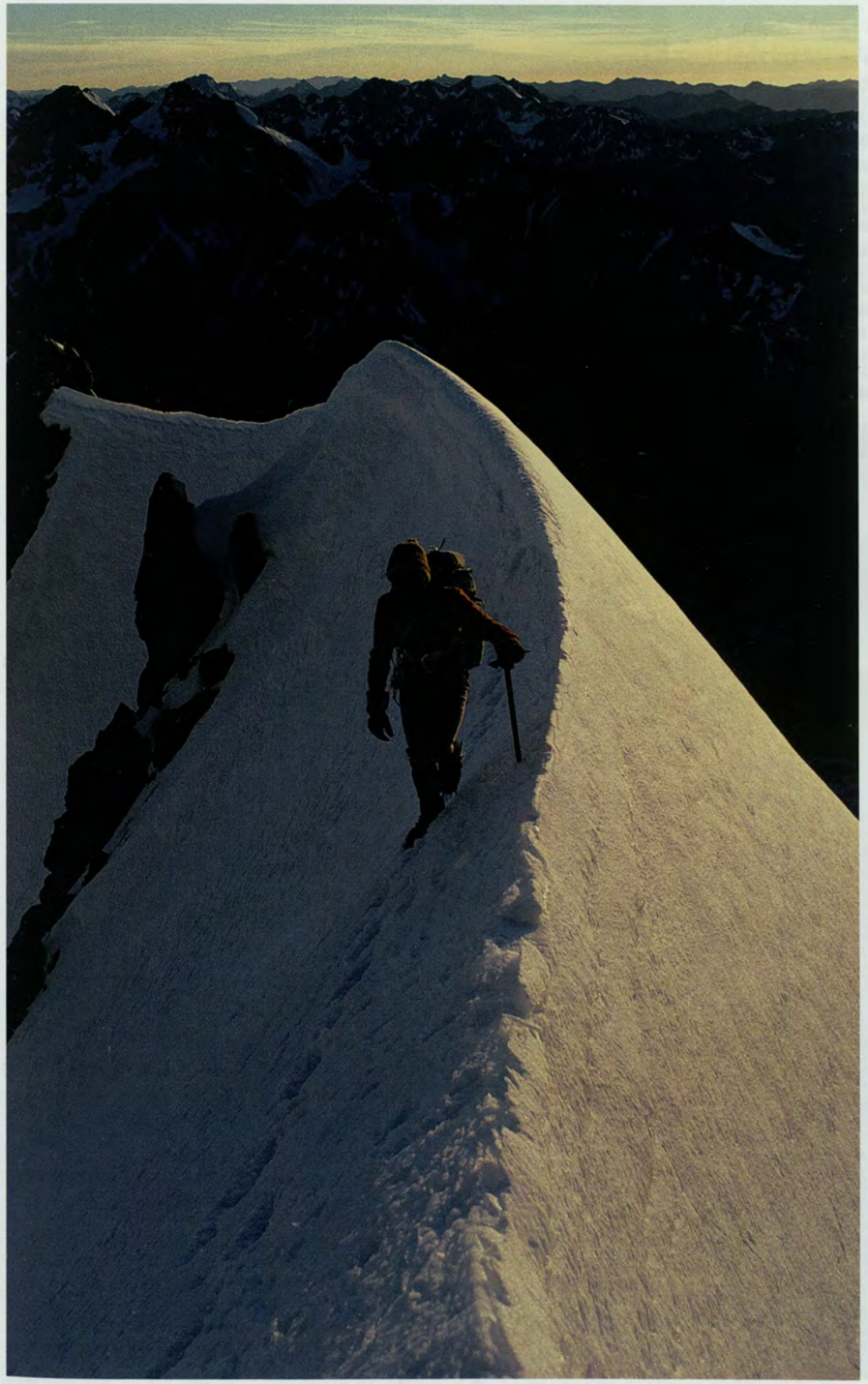
VON JÜRGEN WINKLER

Das sollte eine Grunderkenntnis sein. Sie kann davor bewahren, Ursachen oder Schuld für ein Unglück dort zu suchen, wo sie nicht hingehören. Andere für eigene falsche Entscheidungen, für eigenes Fehlverhalten und Versagen verantwortlich zu machen, ist üblich und typisch in unserer Gesellschaft. Solch ein Verhalten ist nicht nur feige, es ist meistens falsch und unfair. Keine Eigenverantwortung zu übernehmen ist eine weit verbreitete Gesinnung in allen Lebensbereichen. Dieses menschliche Manko schafft aber auch viele Arbeitsplätze in Kanzleien, Gerichten, Versicherungen, für Richter, Anwälte und andere mehr. Unfälle beim Bergsteigen, hier im nahen Alpenraum oder bei Expeditionen in fernen Gebirgen, landen immer wieder bei Gericht, wo dann die aufwändige Suche nach Schuld und Schuldigen beginnt.

Den Bergsport zu verharmlosen oder gar als ungefährlich darzustellen, wäre unglaubwürdig, würde ein falsches Bild ergeben. Es gibt beim Bergsteigen viele Möglichkeiten Fehler zu machen – oft mit fatalen Folgen. Sicherheit sollte oberstes Gebot sein, heißt es immer wieder. Dieser viel zitierte Aufruf, diese Binsenweisheit, ist aber dehnbar wie ein Gummiband, weil sie jeder anders sieht, anders empfindet. Sicherheit ist individuell und Sicherheit am Berg ist nicht messbar. Wo beginnt sie und wo endet sie? Damit hat der moderne Mensch ein Problem. Er ist gewohnt alles zu messen. Er gibt den Dingen Zahlen und Maße, um sie einzuordnen in sein System.

Wenn wir in Fragen der Sicherheit fortschreiten wollen, müssen wir zurückgehen zu den Wurzeln; müssen beim Menschen beginnen. Der Stellenwert von Technik und Ausrüstung braucht einen anderen Platz, denn Sicherheit sollte zuerst vom Menschen kommen. Erfahrung gepaart mit einer Portion Instinkt, mit Wissen und Können, Fitness und Durchhaltevermögen, einer guten Beobachtungsgabe, Bescheidenheit statt Überheblichkeit, Respekt vor der Natur. Mut haben, etwas zu wagen, aber auch Mut haben zum Umkehren sind gefragte Werte, die in der Summe Sicherheit bringen.

Wer beim Bergsteigen in Schwierigkeiten gerät, die vielleicht in einer Katastrophe enden, macht mit großer Wahrscheinlichkeit nicht nur einen Fehler, sondern mehrere. Dafür gibt es viele Beispiele in der Geschichte des Alpinismus. (Dazu lesenswerte Bücher: Pit Schubert: »Sicherheit und Risiko in Fels und Eis«; Walter Pause: »Der Tod als Seilgefährte«.) Wer genau hinschaut, muss letztlich erkennen, dass die Ursachen im eigenen Versagen, in eigener Unzulänglichkeit zu finden sind. Nicht das Wetter ist schuld, die falsche Information, die Ausschreibung im Katalog, die Verhältnisse am Berg, der untrainierte und zu langsame Partner, die fehlerhafte oder falsche Ausrüstung, die Gletscherspalte, der brüchige und vereiste Fels, die falsche Spur, der Veranstalter oder der Expeditionsleiter. Keine Eigenverantwortung zu tragen, Schuld woanders zu suchen, gipfelt z.B. in Namensgebungen, wie Mordwand (Eiger), Killermountain, Menschenfresser, Schicksalsberg, oder Beschreibungen wie der mordende Berg, der Berg hat wieder zugeschlagen und anderes mehr. Welch ein Schwachsinn – dem Berg ist es völlig egal, ob jemand an ihm herumsteigt oder nicht. Niemand wird gezwungen, auf einen Gipfel zu steigen, und wer im Berg einen Feind sieht, sollte unten bleiben.

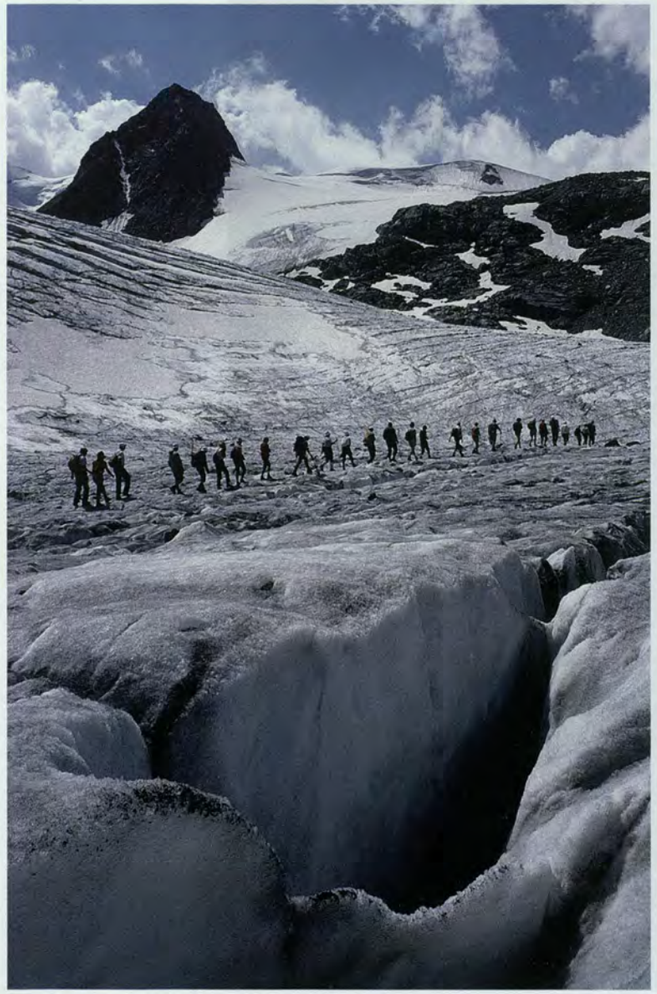


Überschreitung des Mount Cook, Neuseeland. (Eine große, lange und ernste Tour). Nach der Querung des Gletschers (Spaltengefahr), am Beginn der Eiswand – sie führt zum Grat – packten wir das Seil ein, um schneller voran zu kommen. Wären wir mit einem Kunden unterwegs gewesen, hätte ein seilfreies Gehen nicht zur Debatte gestanden. (Gottlieb Braun-Elwert – im Bild – und Jürgen Winkler sind Bergführer).

Am Seil gehen

Ein Führer mit vier Personen am Seil. Die Partie befindet sich auf dem Normalweg zum Piz Palü; eine relativ einfache Tour ohne große technische Anforderungen. Die Spur ist gut und fest, und der Schnee in der Flanke unterhalb der Seilschaft ist weich geworden. Wenn hier einer der vier ins Straucheln käme, wäre das nicht tragisch. Bei anderen Verhältnissen – eine harte, glatte Firnfläche und keine eingetretene Spur – hätten wir an dieser Stelle ein Problem. Der Stolpernde würde mit großer Wahrscheinlichkeit einen anderen aus dem Stand reißen. Es käme zu einer Kettenreaktion, und alle fünf wären talwärts unterwegs.
Schon lange wissen wir – dank Pit Schubert und dem Sicherheitskreis – dass ein Mensch auf seinen Beinen doch nicht so stabil steht oder geht wie er glaubt, schon gar nicht im Gebirge. Geringe Kräfte genügen, um ihn aus dem Gleichgewicht zu bringen. Die vielen Mitreißunfälle machen deutlich, dass der falsche Gebrauch eines Seils das Gegenteil von Sicherheit bedeuten kann. Deshalb stellt sich immer wieder aufs Neue die Frage: Wann kann ich es verantworten, gleichzeitig am Seil zu gehen, wann muss ich ordentlich sichern und wann kann der Strick im Rucksack bleiben? Oft gibt es nur ein Abwägen, einen Kompromiss, und die Frage nach dem geringsten Übel.
(Siehe auch Bild 1, am Mount Cook).







Der Sprung über die Spalte
Die sichernde Person hat eine stabile Stellung eingenommen, etwas Seil ausgegeben – nicht zu viel und nicht zu wenig –, während der Seilerste in vorbildlicher Haltung den Sprung wagt. Die dritte Person außerhalb des Bildes sichert die zweite mit straffem Seil.

Diavolezza-Tour
»Ist das noch zu verantworten?«, fragt sich wohl mancher beim Betrachten dieses Bildes.
Sechsundzwanzig Menschen unangeseilt auf dem Gletscher. Man sieht die Spalten, spürt die kalte Gefahr. Die Leute, die dort gehen, sind fast alle unerfahren, haben mit Bergsteigen nichts am Hut. Sie wollen mal auf den Gletscher, das Eis hautnah erleben. Dort allein zu gehen, wollen sie aber nicht wagen. Vorneweg geht ein Bergführer, der den Weg viele Male gegangen ist, der ihn auch findet bei Nebel und Schneetreiben. Ihm vertrauen sie sich an, und die Menge der anderen gibt eine gewisse Geborgenheit. Alle wurden informiert, was sie auf der Wanderung erwartet, was sie an Kleidung und Verpflegung brauchen und nach wie vielen Stunden das Ziel erreicht sein wird.



In der Südwand der Aiguille du Midi
Das Foto zu diesem Thema stammt aus dem vorigen Jahrhundert, wie Kleidung und Ausrüstung erkennen lassen. Das Bild sollte jedoch nicht zu der Annahme führen, dass die Haltung des Seilersten, typisch für den Kletterstil in der damaligen Zeit ist. Man könnte auch vermuten, der Fotograf lässt den Kletterer für ein lustiges Bild vom Bergsteigen posieren – es gibt ja verdammt wenig in dieser Richtung. Nichts von alledem. Es ist die pure Angst, fast schon Verzweiflung, die den jungen Mann dazu bringt, mit einem Ganzkörperkontakt soviel Reibung wie irgendwie möglich zu erzeugen, um nicht runter zu fallen. Immer wieder hat er versucht, die Stelle zu überwinden. Seine Unsicherheit wurde noch verstärkt durch Zurufe und die Ungeduld wartender Seilschaften wenige Meter unterhalb. Vielleicht waren es auch der Schnee und die Nässe auf der Felsplatte, die sein Selbstvertrauen und das Vertrauen zu den Schuhsohlen beschädigte. Zu guter Letzt erreichten beide Kletterer, wenn auch mit großem Zeitaufwand, wohlbehalten den Ausstieg.

Angst, Furcht und Vertrauen

Jeder Mensch kennt Angst und Furcht. Sie sind ganz natürlich, bewahren manchmal vor falschen Schritten, falschem Handeln, und lassen uns hier und da eine Entscheidung noch einmal überdenken. Angst kann schützen, kann aber auch blockieren und lähmen. Angst und Furcht gibt es in allen Lebensbereichen, und täglich werden wir in irgendeiner Form mehr oder weniger damit konfrontiert. Mit der Angst werden große Geschäfte gemacht – weltweit. Die dabei erzielten Umsätze und Gewinne sind in der Summe so gigantisch, dass sie jede Vorstellungskraft übersteigen. Wahrscheinlich sind sie nie gezählt worden.

Beim Bergsteigen geraten wir immer wieder mal in Situationen, in denen sich Angst und Furcht bemerkbar machen. Diese Angst zu überwinden, ohne sie dabei zu ignorieren, hat einen besonderen Reiz. Es ist ein Teil des Abenteuers Bergsteigen.

Wetter

Wenn einem kein Gesprächsstoff einfällt, man unverbindlich bleiben will, dann muss das Wetter herhalten. Dieses Thema beschäftigt die Menschen im Allgemeinen und die Alpinisten im Besonderen. Bergsteigen und Wetter sind aufs Engste miteinander verbunden. Zu häufig geschehen Unfälle und Katastrophen, weil das Wetter zu wenig ernst genommen oder gar ignoriert wird. Bei Sonnenschein, Wärme und blauem Himmel fällt es schwer, sich vorzustellen, nur eine Stunde später frierend in Nebel und Schneetreiben den Weg zu suchen, oder kletternd in einer Wand ums Überleben zu kämpfen. Aber, möchten wir sie missen, die Erlebnisse mit den Elementen?

Ein Biwaksack und gute Schutzkleidung im Rucksack auf einer großen Tour – dazu braucht es keine Worte. Eine Überbewertung der Ausrüstung, wie es ständig in den Medien und der Werbung geschieht, gaukelt andrerseits eine Sicherheit vor, die nur bedingt für Geld zu haben ist. Unbezahlbar, nach wie vor, ist die eigene Erfahrung. Auch mal bewusst die schützende Hütte verlassen, bei »Schlechtwetter« unterwegs sein: sich gegen den Sturm stemmen, Nässe und Kälte spüren; erleben, wenn einem Schneefahnen die Luft nehmen, wenn der Fels glatt wird und der Nebel die Orientierung erschwert. Wer vorbereitete Nächte am Berg erlebt hat, wird sich leichter tun, wenn er aus irgendwelchen Gründen zum Notbiwak gezwungen wird.

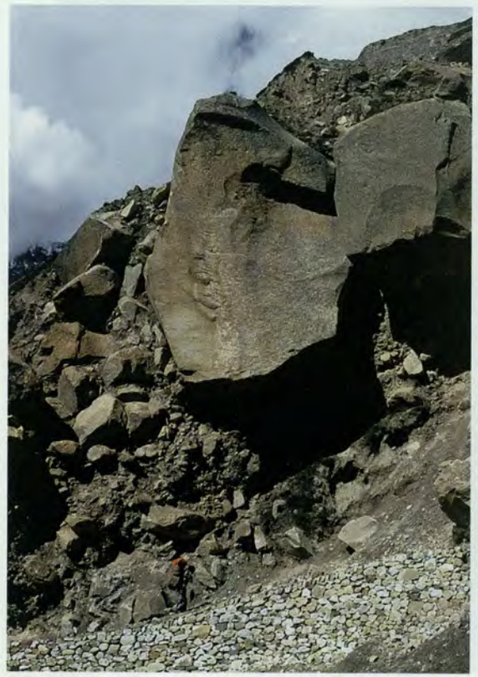


Seilschaften im Gepatschferner, Ötztaler Alpen

Gefahren

Die Alpen sind gefährlich, alle Gebirge sind gefährlich: wieder starben zwei Alpinisten in der Nordwand des Eiger durch Steinschlag. Die ungewöhnlich warmen Tage der letzten Woche dürften die Ursache sein, war zu lesen. Auf dem Allalingletscher, ebenfalls in der Schweiz, stürzte eine Dreierseilschaft in eine ca. 40 Meter tiefe Gletscherspalte. Die drei konnten Tage später nur noch tot geborgen werden. Eine trügerische Schneebrücke wurde ihnen zum Verhängnis. Der Gletscher gilt unter Kennern als besonders tückisch und gefährlich. Das Fernsehen zeigte die Todesspalte. In den Belluneser Alpen wurde ein Touristenbus von einer Mure in die Tiefe gerissen und verschüttet. Experten sehen in den starken Niederschlägen der vergangenen Wochen die Ursache für die Katastrophe. Es befanden sich keine Deutschen im Bus, wusste ein auflagenstarkes Blatt zu berichten. Auf einem bekannten Höhenweg in den Allgäuer Alpen stolperte ein junger Mann, stürzte und rutschte über Schrofengelände in einen Graben. Noch am selben Tag gelang es der Bergrettung, ihn zu bergen und mit dem Rettungshelikopter in ein Krankenhaus zu fliegen. Aus der Tageszeitung war später zu erfahren, dass der junge Mann eine Klage einreicht, weil dieser Teil des Weges nicht versichert und der Stolperstein nicht markiert war. Seine Versicherung hat ihm dazu geraten! Er selbst hätte das glatt übersehen, genau wie den Stolperstein, erklärte er dem inkompetenten Journalisten. Die besonders bei Motorradfahrern beliebte Kesselbergstraße in Oberbayern macht wieder Schlagzeilen nach mehreren schweren Unfällen durch Biker. Obwohl die als sehr gefährlich eingestufte Passstraße schon vor Jahren mit erheblichem Aufwand (das kostet richtig Geld) nochmals entschärft wurde, will man nun eine Expertenkommission einsetzen – das kostet wieder Geld –, um endlich den Ursachen auf den Grund zu kommen.

Pilgerweg im Garhwal Himal: Der kleine Mensch und die künstliche Mauer sind ein guter Größenvergleich zu den riesigen Felsblöcken über dem Weg. Das harte Licht und die schwarzen Schatten verstärken zusätzlich das Gefühl für die latente Gefahr.



Erschreckende Unfallzahlen erreichen uns immer häufiger aus den Bergen der Welt. Hier hat die Gefährlichkeit der Berge, besonders bei den Achttausendern, in einem unverantwortlichen Maße zugenommen. Die Ursachen für Unfälle sind dort teils andere als bei uns in den Alpen. Mangelhafte Ausrüstung und schlechtes Schuhwerk scheiden beinahe gänzlich aus. Spaltenstürze (z.B. am Everest), weil die Leitern von der Sherpa Mannschaft schlampig fixiert wurden, sind seltener geworden. Laut Jahrbuch 2008 stehen Lawinenunfälle an erster Stelle der Statistik, gleich danach kommen auch schon die Abstürze. Ich meine, dass auch die mangelhafte Qualität der Luft, besonders über 6000 Meter Höhe, nicht zu unterschätzen ist, wie man der wachsenden Unfallstatistik entnehmen kann. Weder im Himalaya noch im Karakorum gibt es eine Lawinenzentrale, damit auch keine Lawinenwarnstufen, nach denen sich die Bergsteiger orientieren könnten. Die schlechte Infrastruktur, ein kaum funktionierender Rettungsdienst und anderes mehr sind Ursachen für die hohen Verluste – hier besteht politischer Handlungsbedarf.

Aber vielleicht ist alles ganz anders: die Wissenschaftler haben doch festgestellt, dass in zunehmender Höhe auch die Hirnfunktionen stark nachlassen. Einige berühmte Bergsteiger können das bestätigen. Mal angenommen – ist ja nur eine Hypothese – dass Hirnfunktionen mit Unfällen irgendwie in Verbindung stehen, dann ergibt das ein anderes Bild, und die Berge sind vielleicht gar nicht gefährlich – es sind die Menschen. Wenn sich das rum spricht!

Mut, Wagnis, Risiko

»Wer nicht wagt, der nicht gewinnt« lautet ein altes Sprichwort. Beim Bergsteigen muss man bereit sein, etwas zu wagen; dazu braucht es Mut und Risikobereitschaft. Es ist doch der große Reiz, immer wieder Schritte zu wagen (abzuwägen), von denen wir nicht genau wissen, wohin sie führen. Hier und da mal an die eigenen Grenzen gehen, sich was trauen. Das muss doch nicht heißen, sich kopflos ins Verderben zu stürzen. Das hätte nichts mit Mut und Wagnis zu tun, eher mit Dummheit und Ignoranz.

Heutzutage lässt sich eine Tendenz beobachten – nicht nur beim Bergsteigen –, die eine Bereitschaft zu Mut und Risiko immer häufiger vermissen lässt. Ein Beispiel: in vielen Routen, hauptsächlich in Klettergärten, liegen die Abstände der gebohrten Haken oft nur eine Körperlänge auseinander. Man kann beinahe nicht mehr runterfallen, höchstens einen Rutscher tun. Ein Höchstmaß an Sicherheit ist gegeben. Wäre es dann nicht sinnvoller, toprope zu klettern? Das andere Extrem gibt es auch – sehr weite Sicherungsabstände wie im Elbsandstein und einigen anderen Klettergebieten.



Klettern im Grimselgebiet: Eine Route mit Klemmkeilen absichern, keine Spuren hinterlassen, ist eine kreative Aufgabe und macht zusätzlich Spaß.

Ausrüstung

Wer mit dem Zeitgeist schwimmt, den Markt, die Firmen und die Trends kennt; wer Monat für Monat, Jahr um Jahr die unzähligen Seiten über Tests und Ausrüstung verinnerlicht, der muss ja irgendwann mal glauben, dass Technik und Ausrüstung der höchste Garant für Sicherheit und Überleben im Gebirge ist.

In unserer hoch technisierten Welt, die beherrscht wird von Absatzmärkten, Marktanalysen, Gewinnmaximierung, Renditen und Profiten, ist das ganz normal. Man muss sich nicht wundern, dass Markt, Werbung und Medien (die sitzen im selben Boot) suggerieren, was jemand braucht, um seine vermeintlichen Wünsche und Ziele am Berg mit größter Sicherheit zu erreichen. Welche Wichtigkeit und welchen Stellenwert die Ausrüstung erfährt sehen wir nicht nur auf Messen, in Katalogen, auf Plakaten und in Zeitschriften; auch in der alpinen Literatur gibt es unzählige Beispiele. Weiter fällt auf, dass die Medien bei Unfällen im Gebirge sehr schnell die Ursachen in einer falschen oder mangelhaften Ausrüstung finden. Dann heißt es lapidar: …die Person ist ausgerutscht und abgestürzt, weil sie mit Straßenschuhen unterwegs war…; Mann und Frau nach Wettersturz von der Bergwacht erfroren aufgefunden. Unzureichend bekleidet und falsch ausgerüstet… Solche Erklärungen sind zu einfach, passen aber ins Klischee der allgemeinen Berichterstattung. Es ist fraglich, ob andere Schuhe den Absturz-, oder eine Zusatzkleidung die Erschöpfung und den Kältetod verhindert hätten. Wir wissen es nicht. Am Ende steht immer menschliches Versagen, auch wenn es schwer zu verstehen ist.



Klettern mit Schwimmflügeln: Ausrüstung extrem – weniger geht nicht. Ein bisschen Sicherheit für den Kleinen muss sein, damit er nach einem Absturz ins Wasser, drei Meter unter seinen Füßen, nicht untergeht. Ferienspaß an der Küste Korsikas.

Gute und passende Ausrüstung ist wichtig, doch weit darüber hinaus ist es der Mensch, der darüber entscheidet, ob er die Bergtour, die Kletterei, die Skitour oder andere Aktivitäten überlebt oder nicht.

Paradigmenwechsel im Bergsport

Veränderungen bei Betätigung, Ausrüstung und Ausbildung

VON WALTER WÜRTL UND BIRGIT KOHL

Der Bergsport ist Veränderungen unterworfen, das weiß jeder aufgrund der Tatsache, dass: »früher alles besser war«! Dass diese Veränderungen nicht kontinuierlich langsam wie der mühevolle Aufstieg zum ersehnten Gipfel, sondern eher sprunghaft wie der unerwartete Absturz stattfinden ist quasi ein Naturgesetz.

Gültige Lehrmeinungen oder anerkannte Methoden bleiben dabei so lange aufrecht bis die Avantgarde oder die einflussreichen »Alpinpäpste« eine neue Richtung vorgeben, die möglichst diametral der herrschenden Meinung widerspricht. Bei günstigen Rahmenbedingungen, die unbestimmt sind, kann sich diese neue Richtung auch durchsetzen – zumindest eine Zeit lang.

Dass dabei viele gute Ideen auf der Strecke bleiben und sich weniger gute Methoden durchsetzen, ist eines der Geheimnisse, die wohl nie entschlüsselt werden können. Ein Paradebeispiel dafür ist der Prusikknoten, der gewiss nicht der Weisheit letzter Schluss ist und sich dennoch seit 1931 in den deutschsprachigen alpinen Ausbildungen hält. Doch einem Klemmknoten kann man diese Hartnäckigkeit allemal zubilligen, noch dazu wenn sein Urheber zweimal Präsident des Österreichischen Alpenklubs war.

Sicher ist nur: Jede (Alpin-)Epoche hat die Ausrüstung und die Ausbildungsgrundlagen, die sie verdient, und wer mit den vorherrschenden Lehrmeinungen nicht zufrieden ist, kann diese Zeilen als Aufforderung sehen, einen Paradigmenwechsel einzuleiten.

Im folgenden Artikel werden aus der Entwicklungsgeschichte des Bergsports zwölf Paradigmenwechsel willkürlich herausgegriffen. Dabei wird klarerweise kein Anspruch auf Vollständigkeit erhoben und auch nicht darauf, dass die beschriebenen Punkte von alles überragender Wichtigkeit wären. Jedenfalls haben diese Übergänge enorme Auswirkungen auf die Ausrüstung und die Ausbildung gehabt. Beziehungsweise waren umgekehrt betrachtet Innovationen bei der Ausrüstung oft ausschlaggebend, dass Paradigmenwechsel stattgefunden haben. Die Ausbildung bildet dabei immer erst jenen Punkt, der das neue Muster festigt und es damit zum Paradigma macht.

Das Basisparadigma im Bergsport

Der Bergsport war – noch bevor es den Bergsport überhaupt gab – von den Notwendigkeiten des täglichen Lebens gekennzeichnet. Schon seit Jahrtausenden überquerten die Menschen die Alpen, lebten und arbeiteten dort, wo die Erholungssuchenden von heute ihre Abenteuer finden. Dass auf der Suche nach Erzen, Salz und edlen Steinen, der Jagd oder der Flucht auch hohe Berge und steile Wände bestiegen wurden, ist belegt, und zwar nicht erst seit 1991, als der Ötztaler Eismann in einer Höhe von 3.210 Meter am Übergang ins Schnalstal gefunden wurde.

Wie sich die bergsteigerische Betätigung im »Präalpinismus« gestaltete, beschrieb Josias Simler in seinem Buch »De Alpibus Commentarius« (1574). Darin dokumentierte er nicht nur die alpinen Gefahren, sondern auch die Techniken, wie seit Jahrhunderten mit diesen umgegangen wurde. Zu Ausrüstung und Verhalten schrieb er sinngemäß: ›Sind Wege vereist, dann helfen sich Reisende insoweit, dass sie eiserne, mit drei spitzen Zacken versehene Sohlen ähnlich den Hufeisen der Pferde an den Schuhen befestigen, um ein Ausgleiten zu verhüten und Trittsicherheit zu erzielen. Bei steilen Hängen oder Schnee bedient man sich langer Stöcke mit eisernen Spitzen. Sehr steile Stellen werden mit dicken Seilen, Winden und Flaschenzügen bewältigt. Im vergletscherten Gelände pflegen Reisende Führer zu mieten. Diese legen ein Seil an, an das sie auch einige der ihnen folgenden Reisenden anbinden. Der vorangehende Führer prüft den Weg mit einem langen Stock. Fällt er unversehens in eine Spalte, ziehen ihn die verbundenen Gefährten wieder heraus.‹

Liest man Simlers Beschreibungen, so muss man feststellen, dass sich in den vergangenen 444 Jahren im Risikomanagement am Gletscher nicht viel getan hat. Sie sind sozusagen auch ein Beleg dafür, dass es in manchen Bereichen des Bergsports keine großen Paradigmenwechsel gibt.

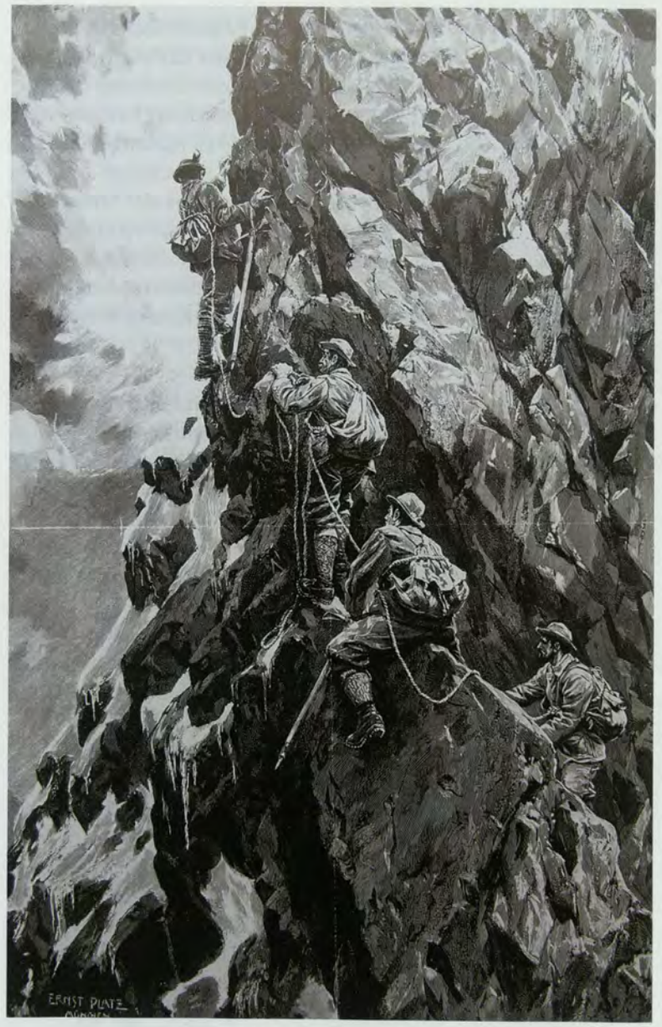
Vom Bergsteigen als Notwendigkeit zum Forschungsalpinismus

Galten die Berge über Jahrhunderte als schrecklich und furchteinflößend – v.a. für die Städter (den Bergbewohnern waren sie ja natürliches Lebensumfeld), so entwickelte sich, beginnend in der Renaissance, ein völlig gegensätzlicher Blickwinkel. Die Berge wurden als eine von Gott besonders gesegnete Gegend gesehen und ihre Erforschung wurde zunehmend vorangetrieben. Die im Zuge des Forschungsalpinismus durchgeführten Besteigungen vieler namhafter Berge der Alpen waren auch Ausdruck der schwindenden Angst der Menschen vor den Gefahren der Berge und einer (teilweise verklärten) Hinwendung zur Natur. Den Höhepunkt erreichte der Forschungsalpinismus mit der Besteigung des Montblancs am 8. August 1786 durch Jacques Balmat und Michel-Gabriel Paccard.

Vom Forschungsalpinismus zum Eroberungsalpinismus

War die von H. B. Saussures initiierte Erstbesteigung des Mt. Blanc noch als streng wissenschaftliche Expedition getarnt, so stand beim Großglockner (1800) schon von Anfang an der Berg im Zentrum des Interesses. Obwohl auch hier die Wissenschaft noch eine Rolle spielte und verschiedene Messinstrumente stets mitgeführt wurden, ging es letztlich um die Eroberung der höchsten Berge.

Nach und nach verschwand die wissenschaftliche Ausrüstung aus den Rucksäcken der Bergsteiger, die Besteigungen wurden zum Selbstzweck und in den nachfolgenden Jahrzehnten wurden alle bedeutenden Gipfel der Alpen bestiegen.



Gleichzeitiges Gehen am Seil bei der Besteigung des Grand Pic de la Meije in der Dauphine. Passage über den Cheval rouge, 1903
In: Trentin-Meyer, Maike. Ernst Platz. Bergsteigermaler und Illustrator. Hrsg: Deutscher Alpenverein. J. Berg bei Bruckmann. München 1997. S. 193

Obgleich erst im 19. Jahrhundert tragend, ist der Ursprung dieser Entwicklung wesentlich früher zu entdecken. Bereits am 26. April 1336 bestieg nämlich der Lyriker Francesco Petrarca den 1912 Meter hohen Mt. Ventoux und zwar: »[...] lediglich aus Verlangen, die namhafte Höhe des Ortes kennen zu lernen.« Bestimmt war Petrarca nicht der erste Bergsteiger, der als Selbstzweck einen Berg betrat, aber immerhin einer, der uns schriftliche Aufzeichnungen darüber hinterließ.

Vom Eroberungsalpinismus zum Schwierigkeitsalpinismus

Bis ins 20. Jahrhundert wurden systematisch alle bekannten oder markanten Gipfel der Alpen erstiegen. Vornehmlich suchte man sich hierfür den leichtesten Anstieg. Als neue Gipfelziele in den Alpen fehlten, zog man in die Berge der Welt. 1895 wurde die erste Nanga Parbat Expedition durchgeführt, bei der Albert Frederick Mummery ums Leben kam. 1907 konnte bereits der erste Gipfel über 7.000 Meter (Trisuli 7.120 Meter) im indischen Himalaja bestiegen werden. Der letzte Achttausender (Shisha Pangma 8.046 Meter) wurde schließlich 1964 erreicht.

In Ermangelung neuer Ziele in den Alpen musste die Entwicklung hin zu immer schwierigeren Wegen gehen. Nicht mehr der Gipfel war entscheidend, sondern der Weg war das Ziel. Zahllose Wände wurden auf mehr oder weniger gefährlichen Routen in abenteuerlichen Aktionen erstiegen.

Als prominentes Beispiel für diese Bewegung ist Wilhelm »Willo« Welzenbach zu nennen, der als führender Alpinist seiner Zeit die damals noch vorhandenen Nordwände des Großen Wiesbachhorns, des Großglockners und des Eiskögeles erstmals erstiegen hat. Durch die Anwendung fortschrittlicher Technik (z.B. von Eishaken) drang er in Wände vor, die bis dahin unüberwindbar schienen. Typisch ist leider auch sein Schicksal, da er bei der deutschen Nanga Parbat Expedition 1934 ums Leben kam.

Vom Schwierigkeitsalpinismus zum Risikoalpinismus

Gerade im letzten Jahrzehnt hat sich im Spitzensegment der Alpinisten ein Paradigmenwechsel vollzogen, der dazu führte, dass es heute nicht mehr ausreicht, schwierigste Touren zu gehen, sondern diese Touren müssen möglichst auch objektiv gefährlich sein. Das Ziel sind vielfach Alleinbegehungen von extremen Klettertouren oder bislang noch unbestiegenen kombinierten Wänden in den Weltbergen (z.B. Annapurna Südwand). Als Protagonist ist beispielsweise Hansjörg Auer zu nennen, der beinahe unbemerkt im Mai 2007 ohne Seil den »Weg durch den Fisch« (37 SL/9-) kletterte.

Während man die bergsteigenden Helden in der Vergangenheit zumindest in Insiderkreisen beim Namen kannte, sind die führenden Protagonisten des Risikoalpinismus heute zumeist unbekannt.

Vom institutionellen Alpinismus zum Massentourismus

Im Laufe der Geschichte nahm der institutionelle Alpinismus, getragen von Adeligen, der Kirche oder der scientific community ab und immer mehr Individualisten – die es sich leisten konnten (wohlhabende Bürger aus der Stadt und ihre einheimischen Führer) – begannen, Berge zu erobern.

Das gemeinsame Interesse an den Bergen führte die Individualisten schließlich wieder zusammen und es wurden die ersten alpinen Vereine (1857 der Alpine Club in London, 1862 der Oesterreichische Alpenverein, 1869 der Deutsche Alpenverein) gegründet. Die Gründung der Alpenvereine führte zu einer zunehmenden Popularisierung der verschiedensten alpinistischen Betätigungsfelder und auch zur Errichtung einer alpinen Infrastruktur (von Hütten und Wegen über die Herausgabe von Karten und Führern bis hin zur Ausbildung der Bergführer). Aufgrund der Tatsache, dass der Bergsport immer auch etwas für Menschen mit kleinem Budget war und ist, ergab sich ein erster Aufschwung schon relativ früh. Mit der stetigen Zunahme der Freizeit und der Reiselust entwickelte sich der Bergsport vom Individualalpinismus zum alpinen Massentourismus. Die Ausprägungsformen sind dabei vielfältig und reichen vom alpinen Skilauf, hinter dem mittlerweile eine ganze Industrie steht, bis zur pauschal buchbaren Expedition zum höchsten Berg der Welt.

Dass Paradigmenwechsel im Alpinismus auch sehr konkrete Veränderungen bringen, soll die Betrachtung der Seil- und Sicherungstechnik zeigen.

Von der fixen Steiganlage zum gleichzeitigen Gehen am Seil

1492, der Söldnerführer Antoine de Ville ersteigt im Auftrag von Karl VIII. den Mt. Aigulle (2097 Meter) in der Dauphiné. Immerhin eine Kletterei im III. Schwierigkeitsgrad. Dass sich die Erstbesteiger über eine »halbe Meile« auf Leitern nach oben bewegten, war nur Ausdruck der damaligen Klettertechnik, nämlich schwierige Stellen mit kriegserprobten Sturmleitern zu bezwingen und so die Felsbastion einzunehmen. Auch andere bekannte Berge wurden mit derartigen technischen Hilfsmitteln ersterschlossen, was bedeutet, dass der Klettersteig eigentlich am Anfang der Entwicklung des Kletterns stand.

Nebenbei bemerkt, entdeckte ein anderer Söldnerführer im gleichen Jahr Amerika.

Da nicht jeder Bergsteiger einen »Klettersteig« errichten konnte, musste die Ausrüstung leichter und der Sicherungsaufwand geringer werden. Man griff zurück auf die bewährten Techniken, die schon seit Jahrhunderten im Eis angewandt wurden, und übertrug sie auf den Fels: Ein loses Seil verband Führer und Gast, wobei Ersterer danach trachtete, dass er vom Zweiten bei einem Sturz nicht in die Tiefe gerissen wurde. Der juristische Begriff der Gefahrengemeinschaft kommt hier augenscheinlich zum Ausdruck, denn beim Sturz eines Partners gerät der andere augenblicklich auch in Gefahr, sein restliches Leben mit »Stürzen« zu verbringen.

Vom gleichzeitigen Gehen am Seil zur Körpersicherung vom »Standplatz« aus

Aufgrund der Tatsache, dass ein Sturz bei gleichzeitigem Gehen am Seil nur sehr schwer zu halten ist, kam man schon bald auf die Idee, dass es sinnvoller ist, von einem guten Standplatz aus zu sichern. Der Standplatz der dabei gemeint ist und auch Namensgeber für den heute gebräuchlichen Standplatz ist, war idealerweise so gestaltet, dass sich der Führer hinter einen Felskopf oder auf einen breiten Absatz hinstellte und den Partner am gespannten Seil nachsicherte.

Da die Hanfseile sehr empfindlich waren, was die Beschädigung durch eine scharfe Felskante angeht, musste der Führer stets sehr aufmerksam sein und immer seinen Schuh zwischen Seil und Fels stellen. Wegen der geringen Reißfestigkeit der Seile war die »Handsicherung« bzw. die »Schultersicherung« ideal, weil der Fangstoß durch die begrenzte Körperkraft des Bergsteigers in einem ziemlich überschaubaren Maß blieb. Dass die Sturzenergie des fallenden Kletterers durchaus über der Handkraft des Partners liegen konnte und damit das mehrfache Aufschlagen am Fels in Kauf genommen wurde, ist nur ein Indiz dafür,



Körpersicherung vom »Standplatz« aus. Die Schultersicherung erhöht die Reibung des Seiles. Damit das Seil geschont wird, läuft es über den Schuh des Sichernden. Das Seil dient v.a. dem Nachsteiger als Absturzsicherung.
In: Paulcke, W.: Gefahrenbuch des Bergsteigers und Skiläufers. Union Deutsche Verlagsgesellschaft Berlin Roth & Co. Berlin 1942. S. 29

dass Bergsteigen zu dieser Zeit nur etwas für Leute mit leistungsfähigen Schutzengeln war. Der Umstand, dass der vorraussteigende »Führer« praktisch ungesichert war und das Seil in erster Linie dem nachsteigenden Gast als Absturzsicherung diente, wurde widerspruchslos akzeptiert.

Von der reinen Körpersicherung zur Fixpunktsicherung mit Körpereinsatz

Den Übergang von der reinen Körpersicherung zur Sicherung über Fixpunkte bildete die Miteinbeziehung von Felsköpfen zur Erhöhung der Seilreibung. Der Nachteil dieser Methode lag nicht zuletzt darin, dass im Falle eines Sturzes das Seil über den Fels lief und so leicht reißen konnte.

Perfektioniert wurde die Sicherung an Fixpunkten durch die Verwendung von Mauerhaken. War nämlich keine natürliche Sicherungsmöglichkeit (z.B. Felszacken) vorhanden, trieb man einen Eisenhaken in eine Felsspalte, um im Idealfall sowohl eine verbesserte Standsicherung des Sichernden als auch eine Bewegungssicherung des Vorsteigers zu haben. Das Seil wurde dabei immer noch durch Schultersicherung oder Handsicherung gebremst.



Bei der Fixpunktsicherung kam die Belastung auf den Felskopf. Das Seil bildete häufig den Schwachpunkt dieser Sicherungskette.
In Trentin-Meyer, M.: Ernst Platz. Bergsteigermaler und Illustrator.
Hrsg: Deutscher Alpenverein. J. Berg bei Bruckmann.
München 1997. S. 214

Dass die Verwendung von Seil und Haken nicht nur Befürworter hatte, zeigte der »Mauerhakenstreit«, der von Paul Preuß und seiner Kritik an künstlichen Hilfsmitteln entfacht wurde. Nach rund 1200 Touren stürzte er im Oktober 1913 an der Nordkante des Mandelkogels bei einem Alleingang ab und zeigte somit in unnachahmlicher Weise das Risiko des freien Kletterns auf.

Hans Dülfer, einer von Preuß` prominentesten Widersachern, stürzte zwar nicht ab, lebte aber nicht viel länger, da er sich als Freiwilliger im Ersten Weltkrieg meldete und am 15. Juni 1915 in Arras im Norden Frankreichs starb. Jedenfalls stehen beide stellvertretend für zwei bis heute getrennte Richtungen im Klettersport – das Freiklettern und das technische Klettern.

Durch die Einführung von Karabinern als besondere technische Innovation, wurde das Sichern an Fixpunkten enorm erleichtert. War das Seil bis dahin unmittelbar durch den Ring des Mauerhakens gezogen worden – wobei man sich jedes Mal losseilen, durchfädeln und wieder einbinden musste – konnte nun einfach eingehängt werden. Die großen Vorteile:

- Kein Losseilen und damit die Verringerung des Absturzrisikos
- Die geringere Abnützung des Seils beim Durchlauf und damit eine Reduktion der Gefahr eines Seilrisses bei einem Sturz (durch die dickeren Karabinerschenkel).
- Der Umstand, dass der Sicherungspunkt (Mauerhaken) sehr nahe an der schwierigen Stelle gesetzt werden konnte, wodurch sich die Sturzstrecke und das Verletzungsrisiko verringerten.

Eine weitere Innovation, nämlich die Einführung der Doppelseiltechnik, führte in Verbindung mit ausgefeilteren Abseil- und



Mauerhakensicherung als Fixpunktsicherung mit Körpereinsatz. Das Seil wurde durch die Hakenöse oder über einen Karabiner mit dem Haken verbunden. Der Sichernde hatte das Seil »nur« in den Händen.
In: Lehrbuch für Bergführer in den Ostalpen. Handbuch für den Gebrauch bei den Bergführerkursen des D.u.Ö. Alpenvereins und zum Selbstunterrichte.
Hrsg: Hauptausschuss des D.u.Ö. Alpenvereins. Lindauersche Universitätsbuchhandlung München.
Innsbruck 1930. S. 306

Quergangstechniken dazu, dass die Schwierigkeit der Kletterrouten schon vor dem Ersten Weltkrieg in Bereiche um den VI. Grad (UIAA) vorgeschoben werden konnte, was dem Schwierigkeitsalpinismus zu ersten glanzvollen Höhepunkten verhalf.

Von der Körpersicherung zu Sicherungstechniken in Verbindung mit einer Selbstsicherung am Standplatz

Wahrscheinlich aufgrund der zunehmenden Anzahl an Kletterern, den immer schwieriger werdenden Routen und dem erhöhten Sicherheitsbedürfnis entwickelten sich nach und nach immer ausgefeiltere Sicherungstechniken. Der Kletterer wurde am Standplatz mittels Mastwurf (einem Knoten, den man in der christlichen Seefahrt als Webeleinenstek kannte) an den Felshaken fixiert, was ihn vor dem Absturz sicherte. Der Partner wurde nun mittels Karabinerkreuzsicherung am Brustgurt (ebenfalls einer Innovation) und später am Brust- und Sitzgurt (einer weiteren Innovation) gesichert. Weitere sicherungstechnische Meilensteine waren die Einführung von Halbmastwurfsicherung (HMS) und Sticht-Sicherung. Während die Erfindung der HMS verschiedenen Personen zugesprochen wird (u.a. Werner Munter, der auch für einen Paradigmenwechsel in der Lawinenkunde verantwortlich zeichnet) geht die Stichtplatte auf F. Sticht zurück. Sticht lieferte damit auch die Grundlage für die heute gebräuchlichen dynamisch wirkenden Sicherungsgeräte der Tuber-Familie.

Bei allen drei Varianten ging die Sturzbelastung zuallererst auf den Körper des Sichernden (Brustgurt), was den Sturz für den Kletterer weich und für den Sichernden schmerzhaft werden ließ. Ein wesentlicher Aspekt bei der Bedienung der Sicherungen war die Dynamik. Je nach Handhaltung der Sicherung war diese unterschiedlich stark und musste vom Sichernden richtig gewählt werden. Um sich bei zu großer Dynamik nicht die Finger zu verbrennen, war der Bremshandschuh obligatorisch.

Vom einzelnen geschlagenen Haken über mobile Sicherungsmittel zum doppelten Bohrhaken

Während man in den 80er Jahren einen gut platzierten geschlagenen Felshaken als einzigen Fixpunkt am Standplatz noch als ausreichend empfand, sind heute wenigstens zwei Fixpunkte der Standard. Nur in Ausnahmefällen (z.B. massiver Felskopf, gewachsene Sanduhr oder armdicker Baum) akzeptiert man einen einzigen Fixpunkt.

Was die Art der Sicherungspunkte anging, so waren Kletterer schon immer sehr kreativ. Neben Eisenhaken wurden auch Holzkeile verwendet, v.a. wenn es sich um breitere Risse handelte. Doch auch kleine







Karabiner-Kreuzsicherung, Halbmastwurf-Sicherung und Sticht-Sicherung als Sicherungstechniken in Verbindung mit einer Selbstsicherung am Standplatz. Sowohl die Selbstsicherung als auch die Partnersicherung befanden sich im damals alleine verwendeten Brustgurt.
In: Mariner W.: Das Bergseil. Alpenvereinslehrschrift. Hrsg: Österreichischer Alpenverein. Innsbruck 1974. S. 88, S. 92, S. 94

und größere Steine wurden als Sicherung in Risse geklemmt.

Besonders seit der zunehmenden Verbreitung des Freikletterns ab Mitte der 70er Jahre, wurden zur Absicherung Klemmkeile und später auch Friends populär. Die bereits seit Jahrzehnten im Elbsandstein verwendeten Knotenschlingen blieben eher auf den Sandstein beschränkt.

Einen wirklichen Paradigmenwechsel im Klettern löste die Anwendung von Bohrhaken aus. Erstmals war es dadurch möglich, die natürlichen Strukturen (Risse) zu verlassen und die Kletterlinie auch über geschlossene Plattenfluchten zu legen. Beeindruckende Klettertouren waren die Folge. Beispielsweise wurde bereits 1944 durch den Einsatz von Bohrhaken die Fleischbank Südost-Verschneidung von Wastl Weiß und Peter Moser erstbestiegen. Diese Tour liegt frei geklettert im unteren 8. Grad.

Reinhold Messner (der wohl beste Felskletterer seiner Zeit) bezeichnete den Bohrhaken als »Mord am Unmöglichen«, denn mit genügend vielen Bohrhaken lassen sich alle Wände besteigen.

Andererseits hätten sich unter Umständen durch die Verwendung von Bohrhaken die mehr als 20 tödlichen Seilschaftsstürze von 1960 bis 1990 vermeiden lassen. Jedenfalls gibt es zwischen Befürwortern und Gegnern von Bohrhaken bis heute viel Diskussionsstoff. Während die Experten kontroversiell diskutieren, hat sich die überwiegende Mehrzahl der Kletterer indes längst entschieden und klettert genussvoll an Routen die redundant mit genormten und geprüften Bohrhaken abgesichert sind. Die Abenteuerrouten bleiben einer Elite vorbehalten, die im Risikoalpinismus ihr Betätigungsfeld findet, dafür aber auch den Lohn der Angst einstreift.

Von der aktiv-dynamischen Sicherung zur halbautomatischen Sicherung

Seit Beginn des Kletterns waren die Sicherungen dynamisch. Bei einem Sturz lief das Seil über Hände, Schultern oder durch Bremsknoten, welche die Sturzenergie mehr oder weniger sanft in Reibungswärme umwandelten. Das ungünstige an diesen Sicherungen war der Umstand, dass man sich dabei auf den Sicherer und seine Aufmerksamkeit bzw. sein Können verlassen musste. Selbst wenn Bergkameraden Brüder auf Leben und Tod sind, war vielen augenscheinlich nicht ganz wohl bei der Sache.

Als genialer Entwicklungsschritt zur automatischen Sicherung ist die Antz-Bremse zu nennen, mit der ein Vorsteiger dynamisch gesichert werden konnte. Für die Sicherung des Nachsteigers genügt es, das Seil einfach einzuholen. Im Falle eines Sturzes blockiert die Sicherung selbst! Aus unerfindlichen Gründen konnte sich dieses Gerät jedoch nicht durchsetzen. Wahrscheinlich war Antz mit seiner Entwicklung Ende der 80er-Jahre der Zeit einfach 15 Jahre voraus.

Einige Jahre später konnte sich in Bergsteigerkreisen mit der »Magic Plate« ein neues Gerät etablieren, das ähnlich funktionierte, insgesamt aber noch wenigstens drei Entwicklungsstufen hinter der Antz-Bremse lag. Dies galt sowohl für das Design als auch für die Funktion, denn der Vorsteiger musste weiterhin mit einer anderen Technik bzw. einem anderen Gerät gesichert werden.

Das erste Gerät, mit dem man Vor- und Nachstieg sichern konnte, und das sich auch durchsetzte, war der Reverso. Dieser wird mittlerweile schon in einer verbesserten 3. Generation hergestellt.

Einen wirklichen Paradigmenwechsel löste aber das GriGri aus – ein Sicherungsgerät, mit dem auch der Vorsteiger im Falle eines Sturzes automatisch gehalten wird. Der Sicherer muss nur mehr das Seil ausgeben und im Falle eines Sturzes seine Finger vom Gerät lassen. Dass dies dem menschlichen Grundverhalten widerstrebt – nämlich zuzupacken, wenn jemand stürzt – haben dann einige Unfälle bewiesen. Ist es bei konventionellen Sicherungen notwendig jemanden zu halten, so ist es beim GriGri notwendig jemanden »loszulassen«. Mittlerweile haben sich die Kletterer daran



Bohrhaken neuerer Bauart, wobei nur die Modelle rechts den heutigen Normen entsprechen. Die ersten Bohrhaken waren von noch weit schlechterer Qualität und wurden mittels Kreuzmeißel von Hand gesetzt.
Foto: Peter Plattner Oesterreichischer Alpenverein

gewöhnt, und einige ähnliche Produkte am Markt scheinen zu bestätigen, dass es sich dabei um eine zukunftsträchtige Richtung handelt.

Vom Berg in die Halle, von der Partnersicherung zur automatischen Sicherung

Der bislang letzte Schritt in den Paradigmenwechseln im Klettersport betrifft die Kletterhalle. War das Klettern über lange Zeit der Inbegriff des Bergsteigens und das Bergsteigen der Inbegriff einer Betätigung in der Natur, konnten mit der Errichtung von Kletterhallen und künstlichen Kletterfelsen einige unangenehme Aspekte des klassischen Alpinismus zielsicher ausgeschalten werden. Die Kunstwände, als Abstraktion einer felsigen Realität, sprechen v.a. jene an, die sich körperlich ertüchtigen wollen und dem Fitnesscenter die Bewegung in der Vertikalen vorziehen. Dass das Klettern auch in Hallen ein gewisses Risiko birgt ist eine Einsicht, der man sich erst widerwillig gestellt hat, sind doch klassische objektive Gefahren wie Steinschlag und Blitz ausgeschlossen. Zahlreiche Unfälle belegen aber das Auftreten neuer Gefahrenquellen, die es jetzt nach und nach zu beseitigen gilt.



»Halbautomaten«. Sicherungsgeräte die bei richtiger Bedienung selbsttätig blockieren. Die Antz-Bremse war dabei seiner Zeit fast 15 Jahre voraus und konnte sich nicht wirklich durchsetzen. Von oben links nach unten rechts: GriGri, Chinch, Eddy, SUM, Antz-Bremse und TRE.
Foto: Peter Plattner Oesterreichischer Alpenverein

Ein großer Schritt für mehr Sicherheit kann getan werden, indem man den unzuverlässigen Partner mit seinen vielen menschlichen Schwächen durch ein vollautomatisches, CE zertifiziertes und normgeprüftes Sicherungsgerät vom Typ TOP-PAS austauscht. Man hängt sich am Einstieg einfach in den bereitgestellten Karabiner ein und klettert nach oben. Stürzt man in der Route, wird man mit einer vorgegebenen Geschwindigkeit von ca. 1,00 m/s wieder sanft auf den Boden abgelassen. Der Karabiner in den man sich einhängt ist natürlich selbsttätig schließend und dreifach-gesichert vom Typ Auto-Lock. Die Verantwortung kann damit getrost am Eingang abgegeben werden. Wenn etwas passieren sollte, hat der Hallenbetreiber die Schuld und der hat schließlich eine Vollkaskoversicherung. Tatsächlich gibt es auch schon Kletterhallen in denen eine Partnersicherung verboten ist und die ausschließlich mit automatischen Sicherungsgeräten arbeiten.

Glücklicherweise ist die Entwicklung am Berg nicht eingleisig und die Möglichkeiten die sich einem Kletterer oder Bergsteiger heute zur Verwirklichung seiner Träume bieten sind größer und vielfältiger als je zuvor.

Dennoch ist in der retrospektiven Betrachtung des Bergsports als Massenphänomen ein Trend zu erkennen, der stets in Richtung mehr Sicherheit und weniger Risiko geht. Dass man dadurch auch immer mehr an Freiheit verliert, ist von jenen zu akzeptieren, die sich für diese Sicherheit entscheiden.

Die gute Nachricht ist, dass es uns bislang noch selbst vorbehalten bleibt, welchen Grad an Risiko wir eingehen wollen. Für diese Selbstbestimmtheit im Bergsport sollten wir uns auch weiterhin einsetzen, indem jeder einfach das macht, wozu er gerade Lust hat – egal ob es den gerade vorherrschenden Paradigmen entspricht oder nicht!

»Aus Fehlern lernt man«

Anregungen für eine gelebte Fehlerkultur in alpinen Ausbildungskonzepten

VON JÜRGEN EINWANGER UND DANIELA TOLLINGER

»Aus Fehlern lernt man« – so ein altes Sprichwort. Doch wie steht es wirklich mit dem Umgang mit Fehlern, dem Lernen aus dem Scheitern? Mit einigen aktuellen Beobachtungen und daraus ableitbaren Konsequenzen für alpine Ausbildung will dieser Beitrag einen erneuten Impuls für die Wiederentdeckung einer alten Lernchance geben.

Ein mutiger Schritt

Wir staunten nicht schlecht, als wir am 28.2.08, inmitten unserer Recherche für diesen Beitrag, in den deutschen Nachrichten davon erfuhren, dass das Aktionsbündnis für Patientensicherheit eine Broschüre mit dem Titel »Aus Fehlern lernen« publiziert hat. Darin schildern u.a. Professoren, Fachärzte und Krankenschwestern von ihnen begangene Fehler und deren Folgen. In der Analyse geht es den AutorInnen um Lernerfahrungen für sich und andere. Ein mutiger Schritt, ist es doch bisher alles andere als üblich gewesen, offen über »Ärztefehler« zu reden. Diese Verschwiegenheit wiederum dürfte zum einen daran liegen, dass es immer noch so etwas wie das Dogma der »Götter in Weiß« gibt, vor allem aber mit den möglichen juristischen Folgen begründet sein. Wie im alpinen Umfeld können hier Fehler zu schwersten gesundheitlichen Schäden und auch zum Tod führen. Da herrscht natürlich Angst! Die Angst vor Konsequenzen, die Angst, seinen guten Ruf zu verlieren, die Angst, wegen eines Fehlers zur Verantwortung gezogen zu werden und sich versicherungsrechtlichen Kausalitätsdiskussionen stellen zu müssen. Eigentlich nur logisch, dass wir da am besten gar keine Fehler machen, oder, nachdem das wohl niemandem gelingt, zumindest nicht öffentlich darüber reden. Umso rühmlicher und wegweisender ist der Vorstoß des Aktionsbündnisses. (Quelle: http://www.aktionsbuendnis-patientensicherheit.de)

Denn »Fehler zu machen« ist zutiefst menschlich – allerdings auch, diese Fehler nicht mehr allzu oft zu wiederholen und schließlich aus dem »Fehlerlernen« heraus adaptierte Handlungs- und Verhaltensstrategien zu etablieren. Diesen Zusammenhang kennen wir aus verschiedenen Modellen der Lernpsychologie und er bedeutet viel mehr als das klassische Lernen nach »trial and error«.

Der erste Schritt

Eine Situation, in der wir das alle erlebt haben, ist »der erste Schritt«, den wir tun, wenn wir als Kleinkind das Laufen lernen (KOLLER 2007. S.99). Gut begleitet von unseren Eltern, dürfen wir fallen, werden getröstet und ermuntert, es noch einmal zu versuchen, stehen wieder auf, wackeln weiter bis ein wirkliches Gehen daraus wird. Bald kommt der Punkt, an dem es keine kognitive Anstrengung mehr braucht.

Die Begleitung der Eltern ist dabei extrem wichtig! Sie bildet den Raum, der es überhaupt erst ermöglicht die Erfahrung zu machen. In der klassischen, inzwischen leicht sozialromantischen Vorstellung denken wir die Situation, in der das Kind zwischen Vater und Mutter hin und her geht. Sind sie zu weit auseinander und ist die Distanz zu groß, kommt es für das Kleinkind zur Überforderung und kann leicht zur frustrierenden Erfahrung werden, stehen sie zu eng zusammen, ist die Herausforderung zu gering, um als Entwicklungsimpuls gelten zu können. Die Bewältigung wird zu einfach, es fehlt Spielraum und es gehen für die Entwicklung des Kindes hemmende Botschaften von dieser Situation aus. Dann geht es nicht mehr um Begleiten, sondern nur mehr um Beschützen – um »protection« – und die aus »overprotection« entstehende Problematik bezüglich eigenkonstruktiven Lernens ist bereits vielfach diskutiert.



Ausprobieren »was geht«.
Foto: Martin Fliri

Fehlerkultur und Verantwortung

Denn nur in Situationen, deren Ausgang offen und gestaltbar ist, kann das Abschätzen von Handlungskonsequenzen und die damit verbundene Übernahme von Verantwortung gelernt werden. Kindern und Jugendlichen werden heute meist nur wenige solcher Lernerfahrungen zur Verfügung gestellt. Das dazu notwendige Eingehen von Risiken wird u.a. wegen der Angst von Eltern, Lehrern und Betreuern, ihre Aufsichtspflicht zu verletzen, nicht mehr erlaubt, geschweige denn gefördert. Dabei wäre es gerade in diesem Alter wichtig, durch Erfahrungen der eigenen Grenzen, dem Erleben von Wirkungszusammenhängen und »logischen Konsequenzen« ein Gespür dafür zu entwickeln »was geht«.

Spielerisches Lernen zeichnet Kind- und Jugendphase aus. Diese Lernerfahrungen als Erwachsener nachzuholen ist oft alles andere als leicht, da z.B. das Verletzungsrisiko bei nicht geübten Bewegungsabläufen massiv ansteigt. Wer als Kind durch Rumtoben, von Mauern springen, Skateboardfahren etc. gelernt hat zu fallen, dürfte dies auch durch Erfahrungen des Scheiterns in Form von Aufschürfungen und Knochenbrüchen gelernt haben. Dieses Alter ist sinnvollerweise durch die Lust sich auszuprobieren und den Drang, es noch ein wenig »wilder« zu treiben, begleitet. Dieses »Scheitern« ist als Resultat von Fehleinschätzungen bereits Teil einer Lernchance. Sie orientiert sich nicht an Lob und Erfolg, sondern setzt sozusagen am anderen Ende der Ereignisskala an und gibt damit ähnlich wie Erfolgserlebnisse verschiedenste, wichtige Rückmeldungen für die Entwicklung als Individuum.

Dahingehend ist man sich heute in fast allen pädagogischen Disziplinen einig:



Verantwortung für das eigene Handeln übernehmen.
Foto: Fritz Köck

Wurde diese Lernchance verhindert, sind die Folgen als Erwachsener meist deutlich weitreichender.

Neben der erhöhten Verletzungsgefahr wird als eine weitere Konsequenz von großen Wirtschaftsunternehmen konstatiert, dass junge Führungskräfte nicht mehr bereit und auch nicht in der Lage sind, Verantwortung für Abteilungen und Projekte zu übernehmen. Kein Wunder, wenn in allen Lebensbereichen Verantwortung immer mehr »geregelt« anstatt »übernommen« wird. Und dieser Trend wird derzeit von viele Faktoren unterstützt – Zunahme der Einkindfamilien mit dem dadurch gesteigerten Beschützertum, ein zweifelhafter Gesundheitsbegriff, der nur die Abwesenheit jedweder Beeinträchtigung gelten lässt, die juristische Allmacht, der immer mehr Regeln aufzustellen erlaubt wird, der Siegeszug der Versicherungsgesellschaften, die dank der Ängste der Menschen und nicht mehr vorhandener Absicherung im sozialen Umfeld Millionen verdienen, uvm. gehören dazu.

Warum dieser Ausflug in Kinder- und Jugendphasen und andere Bereiche, wenn es in diesem Beitrag doch um Ausbildung gehen soll? Ganz einfach – weil sich wichtige Parallelen zwischen diesen entscheidenen Lebens-Lern-Phasen zu anderen »Bildungssituationen« herstellen lassen. In diesem Fall geht es uns vor allem um die Konsequenzen von »Fehlern«, die, da Fehler nicht zugelassen und/oder nicht thematisiert werden, auch nicht begleitet werden können, und sie damit als Entwicklungsimpuls erst gar nicht zur Verfügung stehen.

Erfolgreich scheitern

Dieses nicht-darüber-Reden und die Ermangelung von Auswirkungen führen teilweise auch dazu, dass keine Verantwortung mehr übernommen werden muss – entweder es wird erst gar nicht zum Thema, oder das Zugeben von Verursacherverantwortung ist aufgrund befürchteter Sanktionen so unpopulär, dass die Verantwortung auf jemanden anderen abgeschoben wird. Ist ja auch logisch! Wenn heute jemand in Politik und Wirtschaft »die Verantwortung für etwas übernimmt«, bedeutet das nicht selten seinen Rücktritt. Da liegt es nahe, Verantwortung erst mal weit von sich zu weisen.

In der Arbeit mit Kursgruppen ist uns aber aufgefallen, dass z.B. beim Aufstellen in der Risikoskala, die getroffene Selbsteinschätzung oft mit Unfallerfahrungen, also mit Scheitern und Fehlern, begründet wird. »Seit mir das und das passiert ist, bin ich deutlich vorsichtiger«, oder »seit ich dabei war, als sich ein Freund von mir schwer verletzt hat, mache ich dieses und jenes anders«. Das erinnert an den klassischen »Griff auf die Ofenplatte« – manche Erfahrungen müssen offenbar erlitten werden. Und dabei scheint es nicht einmal ausschlaggebend zu sein, wer diese Erfahrung macht. Laut einer Untersuchung aus den Niederlanden reagieren gleiche Gehirnzonen, unabhängig davon, ob der Fehler selbst gemacht oder nur beobachtet wird. (Quelle: www.wissenschaft.de) Hier fallen auch Parallelen zu Albert Banduras Theorien vom »Lernen am Modell« auf. Wohingegen die Genforscher des Max-Planck-Institutes glauben, dass der spezielle Lernprozess aus Fehlern seine Quelle in den Genen hat. Bei einer Studie lernten Probanden mit einer besonderen Genvariante viel schneller und machten grobe Fehler nur einmal. (Quelle www.welt.de)

Auch im Bereich Wirtschaft und Technik setzen sich viele mit dem Thema auseinander. So wird Dieter Ammer, Vorstandsvorsitzender von Tchibo mit dem Satz »Wir haben im vergangenen Jahr gelernt, sogar Fehler zu feiern – wenn auch anders als Erfolge. Umwege erhöhen die Ortskenntnis« zitiert. Und es setzt sich auch hier die Auffassung durch, dass, um aus Fehlern lernen zu können, man diese nicht verschweigen darf, sondern analysieren muss. (Quelle http://blog.futurelab.de)

Natürlich gibt es viele Fälle, in denen es keine Wiederholungsmöglichkeit zum Ausgleichen von Fehlern gibt. So bemüht sich z.B. die »Technik« seit Jahren um »fehlerfreundliches Handling«:

»In Kernkraftwerken, dem Cockpit oder in chemischen Großanlagen nämlich ist das Risikopotenzial, das beispielsweise aus einer simplen Verwechslung resultiert, meist so hoch, dass besser kein Schadensfall – und damit auch keine hieraus resultierende Lernsituation – eintreten sollte. Aus diesem Grund stehen Fehler, Störungen, Irrtümer: kurz unerwartete Ereignisse heute im Mittelpunkt vieler Untersuchungen und sind seit 20 Jahren Forschungsfeld in unserer Gruppe. Mit dem Tenor: Fehlerfreundlichkeit ist die Herausforderung für eine humane Technikgestaltung.« (www.ethimdialog.ethz.ch)

Und genau diese Fehlerfreundlichkeit hat ja seit einigen Jahren auch Einzug in die Entwicklung von Alpinausrüstung gefunden.

Erfolgreich zu scheitern meint damit, neben der Reduktion nicht beeinflussbarer Gefahren, vor allem die Kultur im Umgang mit »Fehlern«, damit ein Transfer in kommende Handlungen möglich wird. Spannend ist es also, einmal genauer hinzusehen, wie es um diese Haltung steht. Näheren Einblick geben uns drei Fallbeispiele:

Geschichten, die das Leben schreibt

Glück gehabt – KiteAttack – Sardinien 2003
Tom Greil, Snowboarder, Surfer, Sportwissenschaftler, Snowboardtrainer

Wellenreiten, Windsurfen und Snowboarden gehören seit jeher zu meinen großen Leidenschaften. Als vor einigen Jahren die ersten Kitesurfer auftauchten, war klar, dass ich diese neue Sportart auch sofort ausprobieren musste. Die Ausrüstung war gleich organisiert – und gemeinsam mit Freunden analysierten wir andere Kiter, studierten Magazine und tauschten gesammelte Erfahrungen aus. Nach ein paar Stunden Schirm-Fliegen am Strand wollte ich nun mit Frizz, einem Freund der schon etwas fahren konnte, an einen nahegelegenen Stagno. Wir bauten den Schirm gemeinsam auf und dann versuchte ich mein Glück. Das war das erste Mal, dass ich es im Wasser mit Board und Schirm versuchte. Es endete fatal. Ich unterschätzte die enorme Wucht, die der Schirm bei etwas stärkerem Wind entwickelt, wurde hinterhergeschleift, bekam das Kiteboard mehrmals auf den Kopf geschlagen, wurde über den See gezogen, tauchte dann wieder unter, wurde wieder aus dem Wasser geschleudert. Und es war nicht möglich, mich vom Schirm zu lösen. Ich hatte keine Chance, das Sicherungssystem blockierte. 50 Meter vom Ufer entfernt schaffte ich es noch in allerletzter Sekunde, den Verschluss der Handleash zu öffnen und war endlich frei. Ziemlich benommen torkelte ich Richtung Ufer und außer ein paar blauen Flecken war nichts passiert. Ich verfluchte den Schirm und war froh, dass ich noch lebte. Frizz und ich versuchten rauszufinden, warum ich mich nicht vom Schirm lösen konnte – wir fanden aber keine Erklärung dafür.

Am nächsten Tag, ich war gerade dabei, die Leinen meines Kites zu entwirren, sprach mich eine junge Frau am Strand an. Sie war aus Hawaii und die amtierende Weltmeisterin. Sie hatte den gleichen Kite wie ich und sagte mir, dass das Sicherheitssystem falsch zusammengebaut und der Kite dadurch nicht regulierbar ist. Somit war auch klar, warum es zu dieser fatalen Situation gekommen ist. Wir hätten es auch nicht besser machen können, da wir nicht wussten, wie es hätte anders gehen können.

Erst ein Jahr später packte ich meine Kiteausrüstung wieder aus und machte in Rhodos einen Kitekurs. Seither bin ich begeisterter Anhänger dieser faszinierenden Sportart. Im Nachhinein muss ich über mich selbst den Kopf schütteln. Ich ging davon aus, dass meine gesammelten Erfahrungen in den anderen Sportarten

sozusagen auch ein Freifahrtsausweis fürs Kitesurfen sind, und übersah dabei, dass fehlendes Know how in diesem Fall lebensbedrohlich für einen selbst und auch für andere werden kann. Wenn mich heute Freunde fragen, ob ich ihnen das Kitesurfen ein »bisschen« zeigen kann, erzähle ich auch immer wieder von diesem Erlebnis. Ich habe seither jedem empfohlen, sich das Kiten in einer Schule beibringen zu lassen, weil es nur mit einer entsprechenden Ausbildung gemacht werden soll. Dann macht´s auch unglaublich viel Spaß!

Beinah-Absturz trotz Sicherung
Nicole Schmid, Sportlehrerin, Lehrwart für Klettern

TIVOLI-Halle Innsbruck, 2003, während der Lehrwartausbildung. Wir steckten mitten in einer Übungsstunde zum Thema Sturztraining. Ich sicherte eine Freundin mit einem GriGri. Mit diesem Sicherungsgerät hatte ich zu diesem Zeitpunkt noch wenig Erfahrung. Wir machten den routinemäßigen Partnercheck.
Unsere Aufgabe war es, sicheres Stürzen vorzuzeigen. Lisa kletterte 7-8 m hinauf, ich stand unten und sicherte, die restliche Gruppe stand um uns herum. Kommandos wurden gegeben – von oben kam wieder ein »passt!!!«. Kurz vor dem geplanten Sturz kam ein Teilnehmer unserer Ausbildungsgruppe auf mich zu und machte mich auf die falsche Sicherung aufmerksam. Das Seil war falsch eingelegt, und infolgedessen hätte der GriGri nicht funktionieren können. Wir hatten es beide nicht bemerkt. Schock.
Bei den Ausbildern, bei meiner Freundin, innerhalb der Gruppe, bei mir. Entsetzen.
Unser Lehrgangsleiter übernahm die Sicherung und seilte Lisa ab. Der Schock wich großer Betroffenheit. Mein nächster Gedanke war: Ich breche die Ausbildung ab. Es war mir unglaublich peinlich. Ich mache den Lehrwart und weiß nicht, wie man ein Sicherungsgerät richtig bedient?
Da waren Gedanken, was alles hätte sein können, die Frage, wie so etwas passieren konnte?
Tränen folgten. Meine Freundin und ich verließen die Halle, der Lehrgangsleiter wies anschließend in einem Satz die restliche Gruppe kurz auf mögliche Risiken bei der Sicherung mit dem GriGri hin, und es folgte eine Einheit Techniktraining.
Wir gingen zwischenzeitlich an die Bar und ich beruhigte mich langsam wieder bei einem guten Gespräch mit einem anderen Trainer, der zufällig hier war. Auch er hatte schon eine ähnliche Erfahrung gemacht.
Die Ausbildung hab ich dann fortgesetzt und auch abgeschlossen. Sogar mit Auszeichnung ;-)
Seit diesem Erlebnis sichere ich fast nur mehr mit dem GriGri, schaue aber 3x nach, ob alles passt und kontrolliere auch während des Sicherns immer wieder. Viele Gespräche haben mir geholfen, das Geschehene zu verarbeiten.
Ich weiß immer noch nicht genau, wie meine Kollegen das Ereignis aufgefasst haben – einige haben es sicher vergessen – aber für einige war es sicher vorteilhaft zu sehen, dass auch erfahrenen Kletterern »katastrophale« Fehler passieren können.

Mit dem Schneebrett vom Daunkopf
Christof Schett, Snowboarder, risk´n´fun Trainer

Es war eine Situation, wie sie einem passieren kann, wenn man Freeriden geht.
Wir wollten auf den Hinteren Daunkopf im hinteren Stubaital. Es herrschte Lawinenwarnstufe 3, in den vorhergehenden Tagen war ziemlicher Wind. Bereits beim Aufziehen der Felle merkten wir den frischen Triebschnee. Es verwunderte uns aber dann etwas, dass wir oberhalb von uns drei andere Tourengeher mitten im Aufstieg entdeckten. Und wir stellten bald fest, dass der Triebschnee tatsächlich nur in der Nähe unseres Ausgangspunktes zu finden war. Im steileren Gelände erschien es uns extrem abgeblasen und hart. Wie auf der Piste. So gingen wir über die Normalroute weiter.
Nach einer kurzen Gipfelrast haben wir uns für die Abfahrt fertig gemacht. Wir entschieden uns für eine 35-40 Grad steile Rinne, welche direkt vom Gipfel wegführt. Da die Exposition der Rinne gleich ausgerichtet war wie unsere Aufstiegsspur, kamen wir nach einer kurzen Diskussion zu einer Ja-Entscheidung. Wir wollten einzeln abfahren.
Ich startete als erster, machte zwei Schwünge, es war hart. Gleich wie beim Aufstieg. Doch dann war plötzlich nur mehr Triebschnee unter meinen Schiern spürbar. Ich war in der Mitte der Rinne, und plötzlich spürte ich die Vorwärtsbewegung des Schnees mit mir. Ziemlich lautlos kamen die Schneemassen ins Rutschen, es fühlte sich an wie ein wilder Wellengang.
Ich wusste, dass es unten eine Möglichkeit zum Rausfahren gab – und konnte tatsächlich rausqueren, stürzte, lag auf dem Rücken. Die Lawine ging links an mir vorbei und kam ca. 100 Meter unter mir zum Stillstand.
Jürgen schreit von oben: »Hast du dich verletzt?« und kommt dann über den Kegel nach unten gefahren. »Gut reagiert!«, sein Kommentar. Wir beraten, ob wir die Bergrettung anrufen sollen? Auch andere Wintersportler haben die Situation beobachtet.
Wir sprechen die Situation noch einmal durch. Unsere Entscheidung wurde durch die Informationen des Aufstieges bestärkt, und unser Empfinden sagte uns ebenfalls, dass es passte.
Ich hab die Situation nachher auch noch mit einem Bergführer und einem anderen Bekannten besprochen. Der Bergführer fragte mich, ob noch andere Gefahrenzeichen sichtbar gewesen sind? Nein! Waren definitiv nicht. Und das Bauchgefühl hat auch gepasst.
Von einem »väterlichen« Bekannten ernteten wir dann jedoch eine ziemliche Rüge. Er kennt das Gebiet sehr gut und meinte: »In diese Rinne fährt man nicht ein! Noch dazu, wo es in den vorhergehenden Tagen extreme Windverfrachtungen gegeben hat! Die Aufstiegsroute war voll eingeweht, ihr hättet erkennen müssen, dass das nicht abgeblasen war, sondern sehr harter und komprimierter Triebschnee.«

Spannend ist hier, dass die Betroffenen in allen drei Beispielen ihre Erfahrungen genutzt haben, um Analyse und Lernerfahrungen abzuleiten, obwohl die »Lernsituationen« unterschiedlicher nicht sein könnten. Einmal ist es der »Freund als Lehrmeister«, das andere Mal eine offizielle Ausbildungssituation. Aber auch die Möglichkeit auf einer »gemeinsamen Skitour« Fehlerreflexion einzuführen wird deutlich. Auffällig aber auch, dass in diesem zuletzt beschriebenen Fall die Erzählung an einen außenstehenden »Profi« eine negativ Bewertung bringt, die einen offenen Umgang nicht unbedingt fördert. Denn wer lässt sich schon gern als inkompetent »beschimpfen« – Nachfragen wäre hier sicherlich die hilfreichere Reaktion, um die Offenheit für weiteren Austausch zu fördern und eine Art »Mentorenrolle« zu erhalten.

Fehlerkultur und Bildung

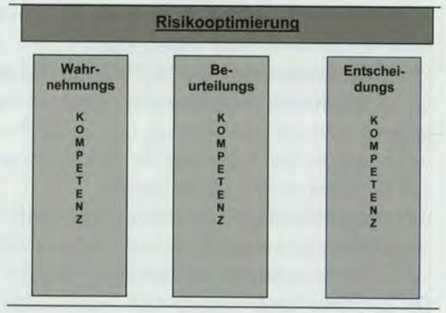
Es gibt viele Sammlungen von Geschichten wie die oben genannten. Eines der für uns bedeutendsten Plädoyers aus Fehlern Lernerfahrungen abzuleiten, halten Dewald, Kraus und Schwiersch mit ihrem Buch »Missgeschicke – Eine Sammlung erlebnispädagogischer Praxisfälle«, das bereits 2003 erschienen ist. Auch im Fachmagazin »bergundsteigen« geht es immer wieder um Fehlerfreundlichkeit und Pit Schubert hat in seinen Publikationen zu »Sicherheit und Risiko in Fels und Eis« mit eindrücklich bebilderten Fallbeispielen gearbeitet.

Wichtig scheint uns aber vor allem, wie mit diesen Ereignissen im näheren Umfeld umgegangen wird. Werden sie als Heldengeschichten oder zur Abschreckung verwendet, werden sie verdrängt und vergessen oder reflektiert und genutzt. Und die Frage, die sich ableitet, ist: »Können wir in Ausbildungen dazu beitragen Haltungen zu verändern, um damit auch eine Breitenwirkung durch Multiplikatoreneffekt unterstützen?«

Da das Lernen an »echten Unfällen« und »Beinaheereignissen« glücklicherweise nicht der Normalfall ist, müssen wir uns im Bereich Ausbildung und Vermittlung überlegen, welche Methoden uns zur Verfügung stehen und wie wir diese einsetzen. Das »Drei Säulen Modell zur Risikooptimierung« von risk´n´fun (OeAV Jugend) bietet hier ein brauchbares und inzwischen sehr bewährtes didaktisches Rahmenkonzept. Weil es von »Optimierung« und nicht von »Sicherheit« ausgeht, unterstützt es den situationsdynamischen Ansatz.

Drei Säulen Modell nach risk´n´fun

Nach diesem Modell geht es vor allem darum, nicht nur auf der »Wissensebene« zu arbeiten, sondern vor allem auch die Entscheidungssituationen zu trainieren. Natürlich ist es wichtig, sich durch geschulte Wahrnehmung alle nötigen und verfügbaren Informationen zu beschaffen – hier braucht es viel Sensibilisierung und für die Beurteilung dieser wahrgenommenen Informationen viel spezielles Fachwissen – das überschneidet sich auf der technischen Ebene mit klassischen Ausbildungskonzepten. Vor allem aber braucht es die Kompetenz, richtig zu entscheiden. Kreuzt man diese drei Säulen mit den Bereichen »Ich – Gruppe – Thema«, ergeben sich aufschlussreiche und handlungsleitende Arbeitshypothesen für die Leitung von Gruppen und damit auch für die Ausbildung. Diesen Zusammenhang haben wir ausführlich in dem Beitrag »Risikooptimierung als Leitungskonzept« beschrieben. (MERKEL, EINWANGER 138 ff)



Es gab in den letzen Jahren bereits einige Impulse, die Tabuisierung von Fehlern und »Beinaheunfällen« in Ausbildungen aufzugeben. In den Instruktorenkursen hat Michael Larcher »den Fehler des Tages« eingeführt. Als fester Bestandteil der Abendeinheit werden von allen Ausbildungsgruppen Tagesereignisse geschildert, bei denen etwas nicht so ganz nach »Lehrmeinung« abgelaufen ist. Bei der risk´n´fun-Trainerausbildung haben wir 2002 begonnen, »eigene Erlebnisse, die gerade noch einmal gut gegangen sind«, zu analysieren und auszuwerten. Inzwischen ist diese Aufgabenstellung ein fixer Bestandteil der Aufbautrainings »next level« und wird hier durch szenische Darstellung unterstützt. Dabei werden diese Erfahrungen geschildert und mit Probanden dargestellt – so wird das ganze Szenario, das zur Situation führte, realistischer und nachvollziehbar. Allein die Präsentation, vor allem aber die anschließende Ursachenforschung bieten wichtige Lernmöglichkeiten für alle Anwesenden.



Bevor es losgeht die »optimierte«Entscheidung treffen.
Foto: Georg Egger

Die Aufarbeitung dieser Ereignisse macht immer wieder deutlich, dass sich, anders als in den von uns gewählten Beispielen, die häufigsten »Fehler« nicht durch fehlende Wahrnehmungs- und/oder Beurteilungskompetenz entwickeln, sondern dass es meistens an der überfordernden Dynamik von Entscheidungssituationen liegt. Das heißt, dass bei vielen »Geschichten« die Information und auch die Kompetenz zur Beurteilung vorhanden war, trotzdem aber in der Entscheidungssituation eine andere Option gewählt wurde. Diese »gerade noch einmal gut gegangen Übung« mit der anschließenden Analyse darüber, in welchem der drei Kompetenzsäulen Fehler passiert sind, lässt sich auf annähernd alle Lebensbereiche übertragen – ob beim Straßenverkehr, beim Konsum von Genussmitteln, beim Ernährungsverhalten oder den eingangs erwähnten Fallbeispielen aus der Medizin – überall geht es um die Anreicherung von Information, die Kompetenz, diese zu übersetzen und letztendlich um die Entscheidung.

Konsequenzen für moderne Ausbildungskonzepte

Für Ausbildungen im alpinen Umfeld bedeutet diese Erkenntnis nach unserer Einschätzung einigen Veränderungsbedarf. Neben den weiterhin extrem wichtigen »Hardfacts«, die Grundlage für Informationsbeschaffung und alpintechnische Beurteilung der Situation sind, treten gruppendynamische und personenspezifische Kompetenzen, die ja vor allem die Entscheidungssituation beeinflussen, in den Vordergrund.

Zusätzlich zu den oben erwähnten Beispielen haben wir bei einigen Kursen spezielle Übungen dafür eingebaut. So verdeutlicht z.B. bei risk´n´fun bereits in der ersten Trainingsstufe ein ausführliches Rollenspiel die verschiedenen Einflüsse, denen man ausgesetzt ist. Diese Methode wurde trotz starker Bedenken, ob die Jugendlichen auf diese Arbeitsweise einsteigen, versucht, und läuft seit 10 Jahren extrem erfolgreich! Das »Asch-Modell«, bei dem deutlich wird, wie stark der Gruppendruck die eigene Meinung beeinflusst, ist inzwischen fester Bestandteil der Instruktorenausbildung und hat auch Einzug in die dritte Trainingsstufe von risk´n´fun gefunden.

Deutlich wird für uns der bestehende Änderungsbedarf auch am Beispiel »Erste-Hilfe Ausbildungen«. Hand auf´s Herz, wer hat das Gefühl, dass das für den Führerschein nötige Kurspensum und vor allem das »Trockentraining« im Seminarraum ausreicht, um in einer Stresssituation handlungsfähig zu sein. Auch hier gibt es inzwischen bewährte Kurskonzepte, die die unverzichtbare »Theorie« anhand von möglichst authentischen Ernstfallszenarien erlebbar machen, diese aber in die Dynamik eines komplexen Gesamtgeschehens einbauen.

Es gilt also, diese bereits in einigen Kursangeboten gelebten Erfahrungen in weitere Ausbildungskonzepte einzubringen. Bei den »Erlebnis Berg« und »Sicher unterwegs Kursen« der Jugendleiterausbildung des Österreichischen Alpenvereins läuft der Implementierungsprozess bereits recht erfolgreich und wir hoffen, dass es zum »state of the art« werden wird, Fehlerlernen und die begleitende Vorbereitung auf »Ernstsituationen« wieder die Bedeutung einzuräumen, die es, wie anfangs aufgezeigt, in der gesunden Entwicklung von Kindern und Jugendlichen haben sollte.

Für uns hat sich aus den in diesem Beitrag kurz umrissenen Hintergründen und Erfahrungen ein deutlicher didaktischer Weg für Ausbildungen herauskristallisiert, der vor allem durch folgende Parameter kurz skizziert werden kann:

- Austausch und Diskussion über Fehler zulassen, fördern und offen führen
- Wertschätzende Analyse von Fehlern auf den Ebenen »Gruppe-Thema-Ich« und den drei Kompetenzbereichen der Risikooptimierung
- Gestalten von freudigen und lustvollen Lernsituationen als Ersatz für langatmige Seminarraumsitzungen
- Lebendige und gut moderierte Übungen und Szenarienarbeit in Kursen, damit die Situationen möglichst authentisch erlebt und nicht nur besprochen werden
- Nachhaltige Ausbildung braucht neben lebendiger Wissensvermittlung vor allem persönlichkeitsbildende Methoden und Inhalte

Um dies leisten zu können, müssen zunächst sicher auch die Ausbilder darauf vorbereitet werden. Dazu gibt es entsprechende Weiterbildungen und auch Literatur. Übungsbeschreibungen finden sich z.B. in dem vom Österreichischen Alpenverein empfohlenen Buch »Mut zum Risiko«, Fallbeispiele und deren Analyse im bereits erwähnten Buch »Missgeschicke«.

Quellen:
KOLLER Gerald (2007) in: »Mut zum Risiko«; Ernst Reinhard Verlag, München
MERKEL, EINWANGER (2007) in: »Mut zum Risiko«; Ernst Reinhard Verlag, München
http://www.aktionsbuendnis-patientensicherheit.de/?q=node/113#attachments
http://www.wissenschaft.de/wissenschaft/news/240412.html
http://www.ethimdialog.ethz.ch/dienstleistung/suche/detail?vortrag_id=3264
http://blog.future-lab.de/archives/18-Am-besten-lernt-man-aus-Fehlern-und-am-billigsten-aus-den-Fehlern-anderer.html
http://www.welt.de/wissenschaft/article1438065/Aus_Fehlern_lernt_man_nur_mit_dem_richtigen_Gen.html

Lernziel Leitungskompetenz

von Wolfgang Wahl

In Dreier- und Vierergruppen sitzen die jungen Leute zusammen und diskutieren angeregt miteinander. Ab und zu schreibt jemand einen Begriff auf eine vorbereitete, farbige Karte. Es geht um das Thema »Gruppenleitung«. Die angehenden Jugendleiterinnen und Jugendleiter sollen sich überlegen, welche Merkmale einen »guten« von einem »schlechten« Leitungsstil unterscheiden.

Die 14 jungen Erwachsenen sind Teilnehmer einer »Grundausbildung Sommer«. Aus der ganzen Republik sind sie in die Jugendbildungsstätte Haus Alpenhof nach Bad Hindelang im Allgäu angereist, um sich eine Woche lang mit Pädagogik, alpinen und ökologischen Themen, Rechts- und Versicherungsfragen zu beschäftigen.

Nach der zehnminütigen Gruppenarbeit bilden die jungen Leute wieder einen Stuhlkreis. Einzelne Gruppenmitglieder treten heraus, pinnen die farbigen Antwortkarten an die Wand und erläutern ihre Diskussionsergebnisse. Die Ausbildungsleiterin fragt immer wieder nach und ermuntert die Jugendlichen, ihre Kommentare zu den Ergebnissen abzugeben.

Am Ende der Diskussionsrunde steht ein ganzer Katalog von Fähigkeiten, die den »idealen« Leitungsstil charakterisieren. Es scheint so, als wüssten die angehenden Gruppenleiter schon recht genau, welche Anforderungen zukünftig auf sie zukommen werden.

Veränderte Rahmenbedingungen von Jugendarbeit und Ausbildung im Alpenverein

Dabei haben sich die Rahmenbedingungen und Inhalte von Jugendarbeit im Alpenverein in den letzten zehn Jahren grundlegend gewandelt. Das betrifft zum einen den Bergsport selbst, zum anderen aber auch die gesellschaftlichen Entwicklungen, von denen auch und gerade Kinder und Jugendliche betroffen sind. Die Anforderungen an Guppenleiterinnen und -leiter in der Alpinausbildung sind heutzutage, unter den Bedingungen der globalisierten Wissensgesellschaft, andere und umfassendere als noch vor zehn oder 15 Jahren.

Veränderte Kindheit und Jugend

Das fängt schon bei der Zielgruppe an. Den »normalen Durchschnittsjugendlichen« mit typischer Alpenvereinskarriere gibt es zwar noch, er wird aber immer seltener. Das Publikum wird bunter und auch anspruchsvoller. Kindheit und Jugend hat sich unter dem Einfluss der globalisierten Medien- und Wissensgesellschaft tiefgreifend gewandelt. So nimmt zweifellos die Zahl der Kinder und Jugendlichen zu, die nicht mehr selbstverständlich so etwas wie »Gruppenfähigkeit« mitbringen. Hyperaktive und konzentrationsschwache Kinder oder solche mit einer gewissen »Verhaltensoriginalität« erfordern oft den ganzen Einsatz der Jugendgruppenleiter. Nicht nur die Lehrerinnen und Lehrer in den Schulen kämpfen mit sozialen Problemen und Konflikten. Auch in den Kinder- und Jugendgruppen des Alpenvereins kann man nicht mehr unbedingt davon ausgehen, dass gegenseitige Hilfe und Unterstützung, Eigenmotivation und Engagement selbstverständlich vorhanden sind. Vielfach muss die »Arbeitsfähigkeit« einer Gruppe erst mühsam hergestellt werden. Grundlegende soziale Verhaltensweisen, Allgemeinwissen und körperliche Fitness können nicht mehr ohne weiteres vorausgesetzt werden.

Auf der anderen Seite steigt aber auch die Zahl derjenigen, die ein sportives Training erwarten. Nicht selten stehen Eltern im Hintergrund, die an ihre Zöglinge auch im



Jugendleiterinnen und Jugendleiter beim Floßbau: gute Kooperation zeigt sich im Ergebnis.
Alle Bilder vom Autor

Freizeitbereich Leistungsansprüche stellen und der Jugendleiterin eine entsprechende Förderung abverlangen. Jugendleiter sollen aber nicht nur gute Kletter-Trainer abgeben, sie sind vielfach mit Aufgaben und Anforderungen konfrontiert, die die Ehrenamtlichkeit übersteigen und pädagogische Professionalität erfordern.

Fachwissen und professionelle Ansprüche

Pädagogisches Fachwissen wird zunehmend von Seiten des Gesetzgebers gefordert. Beispielsweise verlangen die Richtlinien des Kinder- und Jugendplans des Bundes, dass die Jugendleiterinnen und Jugendleiter über Gender-Kompetenz verfügen sollen, damit sie ihre Tätigkeit unter der Perspektive einer geschlechtersensiblen Pädagogik durchführen können. Auch interkulturelles Wissen sollen sich die Ehrenamtlichen in der Jugendarbeit aneignen, um Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund gerecht zu werden. Der Bayerische Jugendring beispielsweise erwartet von den Jugendverbänden, dass sie das Thema »sexuelle Prävention« zu einem Kernthema der Jugendleiter-Ausbildung machen. Und schließlich werden auch die rechtlichen Rahmenbedingungen von Jugendarbeit komplizierter. Wer mit einer Kindergruppe eine Wochenendfahrt auf eine Hütte durchführt, wird automatisch zum Pauschalreiseveranstalter mit allen dazugehörigen versicherungsrechtlichen Konsequenzen.

Vom Bergsteigen zum Bergsport

Schließlich hat sich auch das Bergsteigen selbst weiter entwickelt. Schon die veränderte Sprachregelung weist darauf hin, dass es sich um ein vielfältiges und immer stärker ausdifferenziertes Ensemble unterschiedlicher Einzelsportarten handelt. Die Transformation vom *Bergsteigen* zum verwissenschaftlichten, didaktisierten und reglementierten *Bergsport* geht mit einem grundlegenden Wandel einher. Information, Wissen und Risikomanagement wer-



Methodenvielfalt und Handlungsorientierung. Jugendliche beim Iglubau.

den zu den entscheidenden Erfolgsfaktoren der Bergsportdisziplinen. Konnten sich einstmals Bergsteiger wie Bergführer auf ihre »Erfahrung« verlassen, so darf man sich heutzutage ohne Internet-Recherche, GPS-Gerät und die Lektüre einschlägiger Risikomanagement-Zeitschriften kaum mehr mit der Gruppe ins alpine Gelände trauen.

Nicht zuletzt ist der zeitliche Rahmen bergsportlicher Aktivitäten enger geworden. Schier unbegrenzte Informationsmöglichkeiten über Wetter, Touren, Verhältnisse, verbesserte Trainingsmethoden, optimierte Planung und geraffte Zeitfenster führen zu einer effizienteren Ausnutzung der Freizeit. Die gesellschaftliche Tendenz zur Beschleunigung macht auch vor dem Alpinismus nicht halt. Letztlich wollen und machen auch die Bergsportler in weniger Zeit immer mehr.

Auch die Jugendleiterinnen und Jugendleiter haben nicht mehr so viel Zeit für ihre Gruppenarbeit. Mehr Druck am Arbeitsplatz, enge Stundenpläne beim Studieren und konkurrierende Sportarten lassen die zeitlichen Ressourcen fürs Ehrenamt zusammen schmelzen. Zwar werden Jahr für Jahr mehr Nachwuchskräfte ausgebildet, die aktive Verweildauer der Jugendleiter in der Sektionsarbeit wird aber anderseits immer kürzer. Vom verstärkten Zeitdruck sind zuletzt auch die Kinder und Jugendlichen selbst betroffen. Ganztagesschule, G8 und gestiegene Leistungsanforderungen in Schule und Ausbildung führen dazu, dass die freie, selbstbestimmte Zeit der jungen Menschen immer weniger wird.

Die Dynamisierung des Wissens in der Wissensgesellschaft

Die skizzierten Entwicklungen sind keinesfalls allein auf die Jugendarbeit oder den Bergsport beschränkt. Sie sind vielmehr Teil einer gesamtgesellschaftlichen Veränderung. Im Zuge der Globalisierung und weltumspannenden Vernetzung durch digitale Datenströme sind fast alle unsere Lebensbereiche von einem grundlegenden Wandel betroffen. Die modernen Gesellschaften befinden sich momentan in einem tief greifenden Veränderungsprozess von der Industrie- und Dienstleistungsgesellschaft hin zur Wissensgesellschaft. Zwar spielen die traditionellen Produktionsfaktoren Land, Arbeit und Kapital nach wie vor eine große Rolle, sie sind aber zunehmend an eine neue, immer wichtiger werdende Ressource gekoppelt, nämlich wissensbasierte Expertise. »Die für entwickelte Gesellschaften relevante Form der Arbeit wird *Wissensarbeit*, während herkömmliche Formen der »einfachen« Arbeit von Maschinen übernommen werden oder in die noch verbliebenen Billiglohnländer abwandern.«[1]

Gleichzeitig verliert Wissen seine Exklusivität. Sie ist nicht mehr nur eine Angelegenheit von Spezialisten.

Immer wichtiger wird daher die Frage nach der Organisation, also nach der Auswahl der »richtigen« Information. Wer ab und zu mit »Suchmaschinen« das world wide web nach relevanten Informationen absucht, der weiß, wovon ich spreche. Die richtigen Informationen, die Basis unseres Wissens, fließen irgendwo »da draußen« in den Datenströmen umher. Es kommt darauf an, sie aus dem Wust des Irrelevanten herauszufiltern. Aber »googeln« ersetzt nicht das Selbstdenken. Die Informationen müssen erst in das eigene Wissen »eingebaut« werden. Die Frage nach der »intelligenten« Organisation und Integration von Wissen wird zum entscheidenden Produktionsfaktor.

[1]Helmut Willke, Systemisches Wissensmanagement, Stuttgart 2001, S. 289

Die Halbwertszeit des Bergwissens sinkt

Unser Handeln wird – direkt oder indirekt – von unserem Wissen bestimmt. Theoretisches, praktisches, implizites und explizites Wissen, Handlungs-, Methoden- und Sachwissen, unsere Fähigkeiten, unser Können ist ganz entscheidend von der einen oder anderen Form des Wissens abhängig.

Mit der exponentiellen Zunahme von Information und Wissen in allen Bereichen unseres Lebens steigt parallel dazu die Menge an falschem, irrelevantem oder veraltetem Wissen. Das Verfallsdatum alpinen Fachwissens läuft in immer schnelleren Zyklen ab. Galt beispielsweise die HMS-Sicherung über Jahrzehnte hin als *die* Sicherungsmethode schlechthin, so werden Achter-, Tube-, Grigri- und Magic-Plate-Sicherung zwischenzeitlich als gleichrangig anerkannt. Die Alpinausbilder müssen daher nicht nur die Funktionsweise der einzelnen Geräte kennen, sie müssen auch über mögliche Bedienungsfehler, Unfallgefahren, die Testergebnisse, Vor- und Nachteile Bescheid wissen. Ständig tauchen neue Erkenntnisse auf, verändern das vorhandene Wissen oder machen es gar ungültig. War bis vor wenigen Jahren noch der Brustgurt auf alpinen Klettertouren obligatorisch, so hat sich dieser zwischenzeitlich zum Risikofaktor im Sturzfall entwickelt. Galt lange Zeit das Einbinden ins Seil mittels Sackstich als »die Lehrmeinung«, so wird dieser nun (ohne Sicherungsschlag) als ungeeignet eingestuft und der Achterknoten oder auch doppelte Bulinknoten empfohlen.[2]

Auch im Bereich der Risiko-Strategien und des Lawinenwissens scheint die Veränderung das einzig Kontinuierliche zu sein. Mitte der 90er Jahre »revolutionierte« der Lawinen-Papst Munter die Lawinenkunde, bald darauf distanzierten sich die alpinen Verbände wieder von der Reduktionsmethode und entwickelten ihre eigenen Begriffe und Verfahrensweisen. Neben Munters Formeln gibt es nun eine österreichische, eine deutsche und auch eine schweizer Strategie zur Beurteilung der Lawinengefahr. Noch verwirrender ist die Situation bei den Verschütteten-Suchgeräten. Mittlerweile sind Alpin-Ausbilder mit so unterschiedlichen Gerätetypen – mit einer, zwei oder drei Antennen, mit analogen oder digitalen Signalverarbeitung – konfrontiert, dass es selbst Fachleuten schwerfällt, den Überblick zu behalten.

[2]vgl. DAV Ausbilderhandbuch 1989 bzw. 2005

Das Ende der Lehrmeinung

Letztlich kann kein Zweifel daran bestehen, dass die Beschleunigung und Veränderung des Wissens im gesamten Bereich der Ausbildung und Ausrüstung, der Strategien und Methoden zunehmen wird. Schließlich ist der Bergsport nicht abgekoppelt von den großen Trends der Wissensgesellschaft. Und hier gilt: Das Wissen von heute kann sich morgen schon als überholt, ja möglicherweise sogar als schädlich erweisen. Bis dato in Stein gemeißelte Verhaltensrichtlinien verlieren ihre Gültigkeit. Eine immer stärkere Differenzierung erfordert zunehmend Detailwissen und Spezialkönnen. Das einstmals erfahrungsgelei-



Lernarrangement mit Ernstcharakter. Jugendgruppe im Schneetreiben auf Skitour.

[3] Mandel, H.; Krause, U., Lernkompetenz in der Wissensgesellschaft, München 2001, S. 8

tete Handeln beim Bergsteigen weicht mehr und mehr wissensgenerierter Professionalität.

Bis heute basieren die Lehrpläne der Alpinausbildung auf fachsportlichen Standards, der so genannten »Lehrmeinung«. Angesichts der skizzierten Dynamik scheint deren Leit- und Orientierungsfunktion immer weniger gerechtfertigt zu sein. Die Redeweise von *der* Lehrmeinung suggeriert die Existenz einer singulären Wahrheit, die es so längst nicht mehr gibt. Sinnvoller scheint es mir daher, den Begriff der »Lehrmeinung« aus dem alpinen Sprachgebrauch überhaupt zu verabschieden.

Tatsächlich ist es ja so, dass je nach Situation, Anwendungsbedingungen und Teilnehmervoraussetzungen die ein oder aber auch die andere Methode, Verfahrensweise, Strategie, Ausrüstung etc. zur Anwendung kommen muss. Ein Brustgurt, beim Sportklettern eher hinderlich und unter Umständen sogar ein Sicherheitsrisiko, macht, als Ergänzung zum Hüftgurt, auf dem verschneiten Gletscher durchaus Sinn. Notwendig ist also nicht das strikte Befolgen von Regeln, sondern vielmehr die eigene, situationsangepasste und auf eigenem Urteil beruhende Entscheidung. Ein Anspruch, der nicht leicht einzulösen ist. Selbst denken und selbst urteilen war immer schon schwerer als das Befolgen von Regeln. Ohne Zweifel sind Regelwissen und Routine wichtig, müssen eingeübt und automatisiert werden. Sie dürfen aber nicht dazu verleiten, unhinterfragt und ohne Rücksicht auf die variablen Rahmenbedingungen ein Schema abzuspulen. Selbstdenken und Eigenhandeln setzt voraus, dass man sich mit der konkreten Situation auseinandersetzt, reflektiert und die Vor- und Nachteile abwägt. Von verantwortlichen Leitungskräften im alpinen Bereich muss man dann erwarten, dass sie die veränderbaren Anwendungsbedingungen ihrer Unternehmungen berücksichtigen und – nicht zuletzt – die unterschiedlichen Bedürfnisse und Voraussetzungen ihrer Schützlinge mit einbeziehen. Verantwortliches Handeln in komplexen Situationen – und das gilt ganz besonders für das alpinsportliche Leiterhandeln – erfordert die Berücksichtigung vieler verschiedener, tendenziell variabler Faktoren.



Selbstgesteuertes Lernen. Schüler beim Rutschtest (JDAV-Projekt »check your risk«)

Leitungskompetenz

Für die oben angedeuteten Merkmale und Fähigkeiten möchte ich den Begriff der Leitungskompetenz verwenden. Kompetenz kann dabei als »die Fähigkeit zum erfolgreichen Handeln«[3] verstanden werden. Leitungskompetenz ist dementsprechend also die Fähigkeit zum erfolgreichen Leiter-Handeln. Wodurch ist aber ein solches erfolgreiches Handeln gekennzeichnet?

Das Lernen lehren: Kompetenzen können erlernt werden

Die traditionelle Auffassung vom Lernen geht davon aus, dass Wissen – wie ein Eimer Wasser – vom Lehrenden zum Lernenden transportiert wird. Im Gegensatz dazu macht die Wissensgesellschaft eine Neubestimmung von Lehren und Lernen notwendig. Ausgehend von einer (gemäßigt) konstruktivistischen Perspektive muss Lernen als ein selbst gesteuerter Prozess begriffen werden, der vom Lernenden eine aktive Neukonstruktion der Lehr- bzw. Wissensinhalte erfordert. »Lernen ist ein aktiver, selbstgesteuerter, konstruktiver, situativer und sozialer Prozess.«[4] Beim Lernen geht es nicht darum, das Lehrer-Wissen möglichst getreu zu reproduzieren. Die neuere Lernforschung sieht in der *aktiven Beteiligung des Lernenden* einen maßgeblichen Erfolgsfaktor für gelingendes Lernen. Beteiligung und Selbststeuerung setzen aber zu einem gewissen Maß eine intrinsische Lernmotivation, also ein Interesse am Lerngegenstand, voraus.[5] Mehr noch, beide Faktoren, selbst gesteuerte Beteiligung und Motivation bedingen sich gegenseitig.

Mit anderen Worten: Leitungskompetenz setzt *Lernkompetenz* voraus, und zwar in zwei Richtungen: Zum einen in Bezug auf das eigene, selbst gesteuerte Lernen und zum anderen in Bezug auf die Initiierung und Unterstützung von Lernprozessen Anderer. Bildung und Ausbildung bekommt dann – unter den Bedingungen moderner Wissensgesellschaften – eine andere Form und andere Inhalte. Ausbildung heißt vor allem das *Lernen zu lehren*, andere zum *Selbstlernen* anzuleiten. Und nur wer selbst gelernt hat zu lernen, kann auch Anderen das Lernen lehren. Nicht mehr das Weitergeben von Wissen ist die zentrale Aufgabe von Ausbildung, sondern das *selbst gesteuerte* Erlernen von beziehungsweise der selbstbewusste Umgang mit Wissen zu *vermitteln*. Sowieso ist durch die Allgegenwart von Information in den weltumspannenden Datennetzen der traditionell gegebene Wissensvorsprung des Ausbilders geschrumpft. Die Legitimation des Leitungs- und Führungsanspruches muss sich daher aus anderen Quellen speisen.

Methodenkompetenz: Vielfalt und Handlungsorientierung

Lernprozesse in Gruppen in Gang zu bringen setzt das Beherrschen der entsprechenden Methoden voraus. Zwar hat der klassische Lehrvortrag, einer redet und die anderen hören mehr oder weniger ergriffen zu, immer noch seine Berechtigung, er wird aber nur mehr als eine unter vielen verschiedenen Möglichkeiten der Wissensvermittlung gesehen. Die beiden Zauberwörter der Didaktik heißen Methodenvielfalt und Handlungsorientierung. *Methodenvielfalt* meint, unterschiedliche Zugänge zu Wissen, unterschiedliche Fähigkeiten des Lernens zu berücksichtigen. Die Tatsache, dass Lerngruppen meist heterogen in Bezug auf Vorwissen, intellektuelle Voraussetzungen, Erfahrung, Alter, Geschlecht und Lernmotivation sind, erfordert vom Lehrenden – bildlich gesprochen – verschiedene Eingangstüren zu den Lernräumen zu öffnen. Mehr und mehr ist dabei auch *Medienkompetenz* gefragt. Gezielter Einsatz von Film, Bildern oder Lernsoftware, didaktisch sinnvoll arrangiert, bietet enorme Lernpotentiale und öffnet völlig neue Wege des Lernens. Allerdings kann dabei der einstündige Powerpoint-Vortrag mit 47 Folien genauso nervtötend sein wie Dauer-Gruppendiskussionen ohne konkretes Ergebnis. Vielfalt bedeutet nicht Willkür, sondern gezielt eingesetzte Methoden, passend zum jeweiligen Inhalt und Lernschritt. Dabei dürfen auch die neuen Medien nicht zum Selbstzweck werden.

Methodenkompetenz bedeutet aber auch für den Lernprozess förderliche Rahmenbedingungen herzustellen, die Teilnehmer dort abzuholen, wo sie stehen. Der methodische Wechsel vom Kurzvortrag zur Kleingruppenarbeit, von der daran anknüpfenden Teilnehmerpräsentationen hin zu einer Gruppendiskussion schafft nicht nur Kurzweiligkeit, er kann auch und vor allem eine Möglichkeit schaffen, dass Wissen und die speziellen Erfahrungen der Teilnehmerinnen und Teilnehmer in den Vermittlungsprozess einzubeziehen.

Handlungsorientierung setzt an der konkreten Erfahrung der einzelnen Gruppenmitglieder an. Die Lerninhalte müssen sich an diese Erfahrungen andocken lassen. Nur wenn sichtbar wird, worin der Bezug zum eigenen Handeln besteht, wird das gelehrte Wissen mit den vorhandenen Wissensbeständen verschmelzen. Letztlich entscheidet nicht der Lehrer darüber ob das Lernen erfolgreich ist, sondern die Fähigkeit des

[4] Reinmann-Rothmeier, G.; Mandl, H.: Wissensvermittlung: Ansätze zur Förderung des Wissenserwerbs, in: Klix, F.; Spada, H. (Hrsg.): *Enzyklopädie der Psychologie*, Bd. 6 *Wissen*, S. 457-500.

[5] Vgl. Schiefele, U.; Schreyer, I.: Intrinsische Lernmotivation und Lernen. Ein Überblick zu Ergebnissen der Forschung. Zeitschrift für Pädagogische Psychologie, 8 (1), S. 1-13.

Schülers, das bestehende Wissen zu integrieren. Die Aneignung von Wissen wird vom *Lerner und nicht vom Lehrer* gesteuert!

Nobody is perfect

Eine Gruppe kompetent zu leiten muss nicht bedeuten, seine Leiterkompetenz durch ständiges Anleiten oder Reden unter Beweis zu stellen. Kompetenz beweist man auch dadurch, dass man sich zurücknimmt, andere zu Wort kommen lässt, vielleicht auch mal die Position wechselt und *vom Lehrenden zum Lernenden* wird. Keine Lehre ist vollständig, keine Erfahrung unwiderlegbar, jede Position revidierbar. Ein offener Leitungsstil lässt auch andere Erfahrungen und Positionen gelten. Nicht selten verfügen einzelne Mitglieder einer Lerngruppe über Fähigkeiten und Kenntnisse, die denen des Ausbilders in speziellen Bereichen überlegen sind. Das zuzugeben ist aber kein Makel. Es setzt vielmehr einen souveränen Umgang mit den Grenzen des eigenen Wissens und Könnens voraus.

Auch die Ausbilderin oder der Jugendleiter müssen in der Lage sein, von den Teilnehmern zu lernen. Mehr noch: die Bereitschaft, Wissen und Erfahrungen der Gruppenmitglieder in die Kursgestaltung mit auf zu nehmen ist ein wesentliches *Qualitätsmerkmal pädagogischer Arbeit*. Das setzt sowohl Selbstkompetenz wie auch Reflexionskompetenz voraus. *Selbstkompetenz* heißt nicht nur zu wissen, wo man gut ist. Sie zeigt sich vor allem darin, *die Begrenztheit des eigenen Wissens* einzugestehen: nobody is perfect! Ich weiß, dass ich nicht alles weiß, nicht alles wissen kann. Die sokratische Selbsterkenntnis vom Wissen des eigenen Nichtwissens, der Ausgangspunkt aller Neugierde und Lernbereitschaft, kann auch im alpinen Lernfeld nur von Vorteil sein. Selbstkompetenz und Reflexionskompetenz sind also zwei Seiten derselben Medaille. Nur wenn ich mir selbst gegenüber auch meine Schwächen und Defizite eingestehen, also reflektieren kann, bin ich in der Lage, meine Stärken richtig einzuschätzen.

Positive Gefühle

Lehren und Lernen sind soziale Prozesse. Wissen ist zwar ein zentraler Inhalt, ob das Wissen aber gelernt und behalten wird hat viel mit Emotionen, Sympathien, Kommunikation und gegenseitiger Anerkennung zu tun. Was ein guter Pädagoge immer schon gewusst hat, wird neuerdings von etlichen Forschungen der empirischen Pädagogik und Psychologie zu den sogenannten Lern- und Leistungsemotionen und zur emotionalen Intelligenz bestätigt.[6] Gehen Lernprozesse mit positiven Gefühlen oder Stimmungen einher, so ist der Lerneffekt deutlich höher als bei neutralen oder negativen Emotionen.

Leiterinnen und Ausbilder sollten also tunlichst darauf achten, dass das Soziale, der wechselseitige Austausch im Lernprozess, nicht zu kurz kommt. Es muss Raum für Kommunikation geschaffen werden. Die Bereitstellung eines offenen und kommunikationsfreundlichen Rahmens bei einer Fortbildung ist nicht nur ein Nebenaspekt. Vielmehr sollte die Leiterin bzw. der Leiter – vor allem zu Beginn der Veranstaltung – den Schwerpunkt erst einmal auf die Herstellung einer positiven Lern- und Arbeitsatmosphäre legen. Dazu gehören gegenseitige Anerkennung, wertschätzende Kommunikation und ein Klima der Offenheit. Nicht zuletzt kann dies im Kontext alpiner Ausbildungen oder Führungen mitentscheidend darüber sein, ob bestimmte Risiken gesehen werden oder nicht.

Handeln und Entscheiden

Gruppen zu leiten erfordert im alpinen Gelände Entscheidungen zu treffen. Lernarrangements finden ja häufig nicht im Seminarraum sondern in einer Lernumgebung statt, die »Ernstcharakter« hat. Das zieht gewisse Einschränkungen mit sich, was den »Spielraum« der Selbststeuerung von Gruppen anbelangt. Hier ist die Leitung gefordert Grenzen festzulegen, die nicht überschritten werden dürfen, weil sonst die Sicherheit einzelner Teilnehmer oder der ganzen Gruppe nicht mehr gewährleistet wäre. Ausbilder und Gruppenleiterinnen tragen nicht nur Verantwortung für den Lernprozess, sie sind letztlich auch Garanten für die Unversehrtheit ihrer Schützlinge. Diese spezielle Situation auch für die Gruppenmitglieder sichtbar zu machen, erleichtert es letztlich den Leitungskräften, in schwierigen Situationen handlungsfähig zu bleiben. *Handlungs-* beziehungsweise *Entscheidungskompetenz* meint dann nicht nur die Fähigkeit, Entscheidungen zu treffen. Vielmehr geht es darum, die für die Entscheidung wichtigen von den unwichtigen Informationen zu sortieren und gegebenenfalls Informationen gemeinsam mit der Gruppe zu sammeln. Viele Augen sehen mehr als zwei!

Bei der Handlungskompetenz geht es aber auch um die vielen kleineren und weniger kleinen organisatorischen Dinge, die im Zusammenhang mit alpinen Leitungs- und Führungsaufgaben zu regeln sind. Eine gewisse Ordnung und Struktur im eigenen Handeln, aber auch eine gute Portion Improvisationsvermögen sind der beste Garant für eine gelungene Gruppenunternehmung.

Lebenslanges Lernen

Erfolgreiches Leiter-Handeln ist also eine Fähigkeit, die eine Vielzahl von Einzelkompetenzen erfordert. Gruppenleitung und Ausbildung im »alpinen Lernfeld« erfordert – mehr noch als im Seminarraum – Methoden-, Sozial-, Selbst- und Entscheidungskompetenzen. Da sich zudem das fachsportliche Wissen stetig weiter entwickelt, ist ein permanentes Neu- und Dazulernen vonnöten. Da stellt sich abschließend die Frage, wie man all diese Fähigkeiten und Kompetenzen erlernen soll. Ist Leitungskompetenz in einem so umfassenden Verständnis überhaupt erreichbar?

Leitungskompetenz ist keine »abstrakte« Fähigkeit, die unabhängig von der Individualität des Einzelnen existieren würde. Im Gegenteil: sie muss mit Charakter und individuellen Eigenschaften unterlegt werden, authentisch sein. Gutes Leitungshandeln ist keine Rolle, in die man beliebig hineinschlüpfen könnte. Die Person der Leiterin oder des Leiters bleibt der entscheidende Wirkfaktor. Allerdings bin ich schon der Meinung, dass Leitungskompetenz erlernbar ist. Nicht in einem Wochenendseminar und auch nicht in einer Saison. Leitungskompetenz erfordert *lebenslanges Lernen*. Sie muss aktiv erarbeitet werden und bedarf der stetigen Reflexion und Weiterentwicklung. Mehr noch wie früher ist dabei die Bereitschaft entscheidend, sein Wissen und seine Erfahrungen zu hinterfragen und sich mit neuen Methoden und Inhalten auseinander zu setzen.

Vielleicht bringt das die Antwortkarte einer angehenden Jugendleiterin ganz gut auf den Punkt. Sie hatte in der eingangs beschriebenen Kleingruppe auf eine Karte die Stichworte geschrieben: »guter Leitungsstil = offen und ehrlich«. Und damit ist ja ein Grundprinzip pädagogischen Handelns genannt, das – auch über eine mögliche Wissensgesellschaft hinaus – seine Gültigkeit nie verlieren wird.



Eine positive Lernatmosphäre schaffen: Teamkooperationsspiel.

[6] Zum Beispiel Th. Götz: Die Macht der Emotionen – und was uns fühlen macht, im Internet unter: http://www.phgr.ch/fileadmin/dateien/Weiterbildung/pdf/goetz_emotionen_07-05-2008.pdf (09.06.08); Einen Überblick über den aktuellen Forschungsstand gibt W. Gieseke: Lebenslanges Lernen und Emotionen. Wirkungen von Emotionen auf Bildungsprozesse aus beziehungstheoretischer Perspektive, Bielefeld 2007.

DAV-Bundeslehrteam Naturschutz

Die Geschichte der Umweltbildung im DAV

von Stefan Witty und Oliver Lindenthal

Der Konflikt »Sport und Naturschutz« in den 80er Jahren

Die Umweltbildung im DAV hat, wie jedes zarte Pflänzchen, lange Wurzeln. Will man die heutige Konzeption begreifen, so muss die Uhr etwas zurückgedreht werden:

Wir schreiben das Jahr 1989, ein Jahr, das im Zeichen des Konfliktes zwischen Naturschutz und Natursport steht. Seit Mitte der achtziger Jahre hat dieser Konflikt mehr und mehr an Fahrt gewonnen. Mountainbiker hatten damals den Zorn vieler Wanderer auf sich gezogen, da sich beide Gruppen auf schmalen Wegen bewegten und Rücksichtslosigkeit zwangsläufig zu Konflikten führte. Das Fahren abseits der Wege bekam einen anderen Namen und »Offroad«-Fahren wurde als Naturfrevel angesehen. Klettersportler wurden plötzlich als Bedrohung wertvoller Pflanzen- und Tierarten an Felsen bezeichnet. Da die besondere Schutzwürdigkeit der Flora und Fauna an den außeralpinen Felsen in Deutschland entdeckt worden war, führte die zunehmende Beliebtheit des Kletterns auch hier zu handfesten Auseinandersetzungen. Und Skibergsteigen wurde ebenfalls als eine Sportart eingestuft, die nicht nur Birk- oder Auerhühner gefährdete, sondern auch eine Bedrohung für den alpinen Schutzwald darstellte. Denn Skifahrer, die rücksichtslos durch Aufforstungen fuhren oder das Rotwild aufscheuchten und damit zu mehr Verbiss an den Bäumen führten, stellten nach allgemeiner Auffassung eine ernsthafte Gefahr für den Bergwald dar.

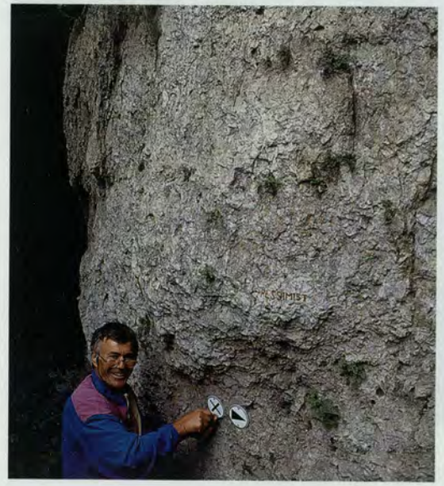
Zusammengefasst: Galt einst der Bergsport als eine Sportart, die von besonderer Naturverbundenheit zeugte, so wurde er nun von den Naturschützern auf die Liste der Natur und Umwelt abträglichen Tätigkeiten gesetzt. Meinte man als Kletterer oder Skibergsteiger einst, dass zu ihrer Ausübung eine große Portion an Verständnis für natürliche Vorgänge notwendig sei, so wurde man nun eines Besseren belehrt: Von Natur und Naturschutz würde man gar nichts verstehen, sondern vielmehr zur Gefährdung von wertvollen Arten und Biotopen beitragen. Für viele Bergsportler ein fataler Vorgang: Stufte man sich selbst noch zu Beginn der achtziger Jahre als »Naturschützer« ein, so wurde man nun als Naturzerstörer gebrandmarkt. Hatte man vorher beispielsweise im Altmühltal durch Routennamen wie »Kanal im Rücken« (immerhin die weltweit erste Route im glatten X. Grad) gegen die Zerstörung der Natur durch den Bau des Rhein-Main-Donaukanals protestiert, so war man nun nicht nur psychologisch, sondern auch real auf die Seite der Naturzerstörer »gewechselt« worden. Ein Vorgang, an dem viele Bergsportler lange Zeit noch zu knabbern hatten. Das Klima wurde ab Mitte der achtziger Jahre immer eisiger: Felsen wurden gesperrt, Kletterer protestierten. In Baden-Württemberg wurde das Klettern auf Grund einer gesetzlichen Regelung – der Biotopschutzparagraf – über Nacht gar ganz verboten. Viele waren außer sich vor Enttäuschung und Wut.

Die Aktions- und Protesttage in Baden-Württemberg 1993
Foto: Archiv DAV



Ursachenforschung und erste Konzepte

Wissenschaftler begannen sich Ende der achtziger Jahre mit der Frage der Vereinbarkeit oder eben Nichtvereinbarkeit von Natursport und Naturschutz auseinander zu setzen. Und bald war klar, dass an dem Dilemma »Natursport schadet der Natur« nicht der einzelne Kletterer oder Skifahrer schuld war. Es handelte sich schlicht um ein Problem der kritischen Masse: Zu viele Menschen waren zur falschen Zeit am falschen Ort unterwegs. Denn seit Ende der siebziger Jahre kamen Kletterer nicht mehr vereinzelt oder selten zu den Mittelgebirgsfelsen, um dort für die anspruchsvollen Touren in den Alpen zu trainieren. Vielmehr kam mit dem Sportklettern eine Bewegung in Gang, die das Klettern für sich als Sportart und Herausforderung erkannte. Die Folge war, dass die »Gipfel« der Felsen stark betreten wurden. Genau an diesen Felsgipfeln aber wuchsen besonders wertvolle Pflanzen, so genannte Eiszeitrelikte, die sonst in ganz Deutschland außerhalb der Alpen keinen anderen Wuchsort haben. Anfangs stark umstritten, von den traditionellen Kletterern gar ganz abgelehnt, kam der Umlenkhaken auf. Eine Erfindung, die nicht nur beim »Top-Rope-Klettern« – eine abnorme Praxis, die 1985 noch als unsportlich verpönt war – genutzt wurde, sondern auch dem Naturschutz entgegenkam. Denn wer vor dem Ausstieg einer Route auf die besonders wertvolle Gipfelflora der Mittelgebirgsfelsen an einem Umlenkhaken umdrehte, der führte auch nicht zu Beeinträchtigungen derselben. Mitte der achtziger Jahre war es auch, als die Idee des Fränkischen »Blau-Punkt-Kletterns« in Deutschland unter am Naturschutz interessierten Kletterern die Runde machte. Der Erlanger Günther Bram hatte im nördlichen Frankenjura dies als »Gegenbewegung« zum Rotpunktklettern eingeführt und kennzeichnete mit dem blauen Punkt Routen, die als naturverträglich galten.



Wegbereiter der Kletterkonzeptionen im Nördlichen Frankenjura: Günther Bram.
Foto: Archiv Günther Bram

Das war die Geburtsstunde der fränkischen Kletterkonzeptionen, wonach die Felsen in drei Zonen eingeteilt wurden: uneingeschränkt bekletterbar, eingeschränkt (zeitlich oder räumlich) bekletterbar oder gar nicht bekletterbar. Ähnliche Entwicklungen zeichneten sich auch im Skibergsteigen ab. In den Ammergauer Alpen wurden mit wissenschaftlichen Ergebnissen untermauert Zonen ausgewiesen, in welchen der Skibergsteiger ohne Störungen für Auer- oder Birkhühner aufsteigen und wieder abfahren konnte. Sei es nun im Sommer oder Winter, es wurden Konzepte entwickelt, mit deren Umsetzung die Bergsportler an empfindlichen Lebensräumen vorbeigelenkt wurden.

Gleichzeitig zeigte sich, dass für die Lenkung der Bergsportler eine gewisse Portion an naturschutzfachlichen Kenntnissen notwendig ist. Denn nur wer weiß, wann und wo ein Wanderfalke an Felsen brütet, wie selten der Vogel ist und wie er aussieht, der kann auch mit entsprechendem Verhalten darauf reagieren. Das Sprichwort – nur was man kennt und liebt, das ist man auch bereit zu schützen – machte die Runde. Wir



Die Gründerzeit: Bundeslehrteam Naturschutz mit Prof. Dr. Röhle
Foto: Stefan Witty

nähern uns langsam der Geburtsstunde des DAV-Bundeslehrteams für Natur- und Umweltschutz.

Umweltbildung wird Bestandteil der Fachübungsleiter-Ausbildung

Parallel zum Nutzungskonflikt an den Kletterfelsen und Skibergen machte sich die DAV-Führungsriege Gedanken, wie das »einfache« DAV-Mitglied mit solchen komplex erscheinenden Ansätzen zum Schutz von Flora und Fauna vertraut gemacht werden könnte. Einst hatte man das Konzept der Fachübungsleiter (FÜL) entwickelt, um mit Hilfe dieser Multiplikatoren den alpinsportlichen Kenntnisstand innerhalb der Mitgliedschaft des Alpenvereins zu erhöhen und damit zu besser ausgebildeten und weniger unfallgefährdeten Bergsportlern zu kommen. So war nun der Gedanke nahe liegend, die angehenden Fachübungsleiter auch naturschutzfachlich zu qualifizieren, damit diese ihr Wissen innerhalb der Sektionen an die Basis der Mitglieder weitergeben. Erste Lehreinheiten »Bergsport & Naturschutz« wurden geschrieben und die Leiter der alpinsportlichen Fachübungsleiterausbildung, das Profiteam der Bergführer, dafür auserkoren, die neuen Lehreinheiten an den Mann und die Frau zu bringen.

Rasch zeigte sich jedoch, dass die Bergführer auf Grund der Tatsache, dass sie selbst mitten in dem Konflikt »Naturschutz – Natursport« stehen, mit dieser Aufgabe überfordert waren. Wie soll man die Teilnehmer einer Kletterausbildung im Mittelgebirge von der naturschutzfachlich untermauerten Sinnhaftigkeit eines Kletterkonzeptes überzeugen, ihnen das naturschutzfachliche Know-how mit auf den Weg geben, sie gar zum freiwilligen Verzicht auf bestimmte Kletterrouten anleiten, wenn man sich selbst als Opfer eines übereifrigen Naturschutzes fühlt?

Das DAV-Bundeslehrteam Naturschutz

Zu dieser Zeit, das war ebenfalls 1989, wurde das DAV-Bundeslehrteam Naturschutz gegründet: Initiator war Prof. Dr. Heinz Röhle, damals DAV-Naturschutzreferent. Der heutige Präsident des DAV war dann auch selbst lange Zeit aktives Mitglied des Naturschutzlehrteams.

Für diese Aufgabe wurden Personen gesucht, die auf der einen Seite eine alpinsportliche Ausbildung (FÜL oder Bergführer) abgeschlossen hatten und die gleichzeitig universitär in Sachen Naturschutz qualifiziert waren. Gefunden wurden bergsteigende, skifahrende und kletternde Biologen, Landespfleger, Forstwissenschaftler und Geografen. Rund zehn Personen kamen im Herbst 1989 in die DAV-Bundesgeschäftsstelle nach München. Der Autor selbst wurde 1991 hauptamtlich beim DAV angestellt, um diese ersten Ideen mit Leben zu füllen. Hierzu wurden gemeinsam mit dem neu gebackenen Ausbilderteam Lehreinheiten geschrieben, die sich fachlich vertieft mit Kenntnissen der Biologie von Wanderfalke und Uhu, mit Eiszeitrelikten an Mittelgebirgsfelsen, mit den winterlichen Lebensverhältnissen von Birkhühnern, Gämsen oder Hirschen auseinander setzten. Ziel war es, die angehenden Fachübungsleiter für die Anliegen des Naturschutzes zu sensibilisieren und sie für eine andere Sichtweise des Naturraumes zu gewinnen. Mit Hilfe von Vorträgen, welche die naturschutzfachlichen Kenntnisse vermittelten, wurde im Rahmen von Exkursionen das »theoretisch« erworbene Wissen am Fels oder schneebedeckten Berghang vermittelt.

Akzeptanz und Entwicklung

Umweltausbildung im DAV – kein so einfaches Unterfangen, wie sich rasch erkennen ließ. Denn es kristallisierten sich zwei Effekte heraus: Vielfach zeigte sich zu Beginn der Lehrteamstätigkeit, dass die Kletterer und Skibergsteiger eine große Portion an Skepsis bis Ablehnung gegen die neue Ausbildung mitbrachten: das Naturschutzlehrteam, sind das die Vertreter der inzwischen ungeliebten Naturschützer und Felssperrer? Und die auszubildenden Bergsportler waren damit konfrontiert, auf der einen Seite strikte Vorgaben zur Sicherheit (wie baue ich einen Standplatz beispielsweise) im Rahmen der Alpinausbildung einzuhalten und sich auf der anderen Seite nach diesen »harten« Fakten mit der »soften« Wahrnehmung ihrer Umgebung auseinanderzusetzen. Neben den »lebenserhaltenden« Maßnahmen hatten die Fragen des Naturschutzes zumindest psychologisch gesehen eine untergeordnete Rolle, zumal der Unterricht doch manchmal irgendwie anders verlief als bei den Bergführern.

Kleine Scherze der Bergführerkollegen wie Kakteen, die vor der Exkursion an den Felsen eingepflanzt wurden, um den Naturschutzausbilder in Verlegenheit zu bringen oder die Hüttenspeisekarte, auf der so exotische Gerichte wie »Auerhuhnschenkel« zu finden waren, sind lustige Zeugen dieser Zeit.

Eine Zeit, in der das Lehrteam hart mit sich rang, ob Prüfungsfragen als Pflicht eingeführt werden sollen oder nicht. Sie wurden damals abgelehnt, weil man die Fachübungsleiter nicht zu Naturschutz verdonnern, sondern sie vielmehr für das »Konzept Naturschutz« gewinnen wollte. Mit Zwang würde das nicht zu machen sein, war man sich damals einig.

Zur gleichen Zeit erreichten die Ideen des »Flow-Learning« des Amerikaners Joseph Cornell Europa. Danach sollten die Menschen in vier Stufen über bewusste und spielerische Wahrnehmung, durch spielerische Übungen und geweckte Begeisterung an die Natur herangeführt werden. Auch diese »Naturerlebnispädagogik« fand Niederschlag im Umweltbildungskonzept des DAV und ist schließlich 1998 in Form der Broschüre »Spiel, Spaß und Verstehen – Naturerlebnisspiele« erschienen. Neben den Lehreinheiten entstanden in dieser Zeit ebenfalls so genannte »Stützpunkt-Infos«. In diesen wurden die naturkundlichen Besonderheiten des jeweiligen Ausbildungsstützpunktes beschrieben. Gleichzeitig wurden vom Bundeslehrteam Naturschutz für jede Fachübungsleiterdisziplin Lernziele entwickelt, die in der Ausbildung erreicht werden müssen.

Wie sah nun die Fachübungsleiterausbildung zu Beginn der neunziger Jahr konkret aus? Die Alpinausbildung dauerte in einem Block jeweils ca. fünf Tage. Während dieser fünf Tage kam der Naturschutzausbilder für 1½ Tage zur Gruppe hinzu und bildete während dieser Zeit aus. Die Ausbildung bestand aus einer Theorieeinheit, in der Fachwissen zur Biologie ausgewählter Arten, zur naturräumlichen Ausstattung der Region und zu Konfliktlösungen im Spannungsfeld Natursport – Naturschutz vermittelt wurde. Im Rahmen von Exkur-



Natur à la carte
Quelle: Archiv DAV

Wissensvermittlung vor Ort
Foto: Hans Hocke



sionen wurde dieses Fachwissen dann vor Ort, d.h. am Fels, während einer Skitour oder bei einer Bergwanderung vertieft und ganz konkret gezeigt und gelehrt. Das Ganze wurde mit Hilfe des Lehrplans und den Lehreinheiten, die jeder Teilnehmer erhielt, standardisiert und konnte so von allen Mitgliedern des Naturschutzlehrteams inhaltlich gleich vermittelt werden.



Unmittelbare Erfahrungen
Foto: Hans Hocke

Evaluierung – die Steinmetzer-Studie

Nach fast 10 Jahren war es 1999 dann an der Zeit, dieses System der Wissensvermittlung auf seine Wirkung hin zu untersuchen und zu evaluieren. Im Rahmen einer Promotion führte Karin Steinmetzer diese Untersuchung durch und leitete davon Optimierungsvorschläge ab. Wichtigste Botschaft der Studie war, dass der Unterricht an sich von den Teilnehmer als sehr positiv, lehrreich und gut aufbereitet betrachtet wurde, es bei der Umsetzung jedoch noch weit fehlte. Ziel war es ja, dass die neuen Fachübungsleiter ihr naturkundliches und naturschutzfachliches Wissen im Rahmen von Kursen und Führungen in ihrer Sektion weitergeben sollten. Davon konnte jedoch keine Rede sein. Die meisten Fachübungsleiter fühlten sich fachlich überfordert, trauten es sich nicht zu, als »Laie« vor eine Gruppe zu treten und über die Schutzwürdigkeit von Wanderfalke oder Birkhuhn zu berichten und davon eigene Verhaltensregeln abzuleiten. Zudem zeigte sich, dass die Fachübungsleiter mit einer großen organisatorischen Aufgabe konfrontiert waren, die damals kaum zu bewältigen waren: Neben der alpinsportlichen Ausbildung der Teilnehmer, sollte auch noch eine naturschutzfachliche Information stattfinden. Wer jemals mit einer Gruppe von Anfängern am Fels war, der weiß, wie schwer es ist, einen Kletterunterricht zu halten, der gut aufgebaut und sicher ist. Das ist in aller Regel ein zeitlich anspruchsvolles Programm, das kaum noch Luft für zusätzliche, naturschutzfachliche Inhalte lässt. Das Ergebnis von Karin Steinmetzer war ernüchternd: Das Naturschutzlehrteam hatte zwar in dieser Zeit jährlich rund 700 Fachübungsleiter aus- und weitergebildet, aber umgesetzt wurde von den Teilnehmern so gut wie nichts. Das selbst gesteckte Ziel war weit verfehlt worden!

Umweltbildung 2.0 – reloaded

Was konnte in dieser Situation getan werden? Gewünscht wurden von den Fachübungsleitern eine einfache Handreichung und Tipps, wie ein solcher Unterricht abzuhalten sei. Er sollte praxisnah, einfach verständlich und leicht zu vermitteln sein.

Von den Ergebnissen der Doktorarbeit Steinmetzer wurden folgende neue Bausteine der naturschutzfachlichen Ausbildung der DAV-Fachübungsleiter abgeleitet:

1. Der Teilnehmer muss Unterricht im Sinne von Übungseinheiten und kleinen Lehrproben selbst halten.
2. Zur Umsetzung der Übungseinheiten benötigt er kleine Informationseinheiten (Themenkarten, s.u.) die zu einem Thema das Wissenswerte enthält.
3. Der Unterricht muss praxis- und realitätsnah sein. Entsprechend wurde der sogenannte »integrative Teil« (s. u.) entwickelt.

Das nun seit 2005 umgesetzte Programm sieht wie folgt aus: Der angehende Fachübungsleiter erhält mit seiner Lehrgangspost Unterlagen, die zum einen den »Fernlehrgang« enthalten, zum andern so genannte Themenkarten. Im Fernlehrgang kann der Teilnehmer alles Wissenswerte nachlesen, das auch Bestandteil einer Abschlussprüfung ist. Im Gegensatz zur Anfangszeit des Lehrteams wurde nun also eine Prüfung eingeführt, da in der Steinmetzer-Studie erkannt worden war, dass eine Prüfung die Ernsthaftigkeit der Naturschutzausbildung erhöht und damit wesentlich zum Lernerfolg beiträgt. Mit Hilfe der »Themenkarten« bereitet der Teilnehmer ein Thema vor, das er als kleine Unterrichtseinheit während seiner Ausbildungswoche halten muss. Im Prinzip ist diese zu vergleichen mit den Lehrübungen, welche die angehenden Fachübungsleiter auch zu anderen Ausbildungsinhalten halten müssen. Allerdings werden diese kurzen Unterrichtseinheiten zur Umweltbildung nicht mit Noten bewertet.

Für die Ausbildung während des Kurses wurde darauf aufbauend der »integrative Teil« entwickelt. Danach stellen der Alpin- und der Naturschutzausbilder gleichwertige Ausbilder dar, die zusammen die Ausbildung durchführen. Die naturschutzfachliche Ausbildung ist dabei in die Alpinausbildung eingebaut und wird damit so durchgeführt, wie es der Fachübungsleiter selbst im Rahmen eines Sektionskurses auch tun könnte. Das heißt, während einer gemeinsamen Tour, beispielsweise einer Skitour, lehrt der Alpinausbilder Lawinenkunde, wenn lawinenkundlich interessante Hänge zu sehen sind und der Naturschutzausbilder vermittelt Kenntnisse zu Lebensräumen von Birkhühnern, wenn man an entsprechendem Gelände vorbeikommt. Der Teilnehmer selbst ist aktiv eingebunden, er muss dabei nicht nur Abschnitte der Skitour selbst führen, sondern er hält mit Hilfe seiner Themenkarte auch einen kleinen Probeunterricht zu einem Umweltthema.

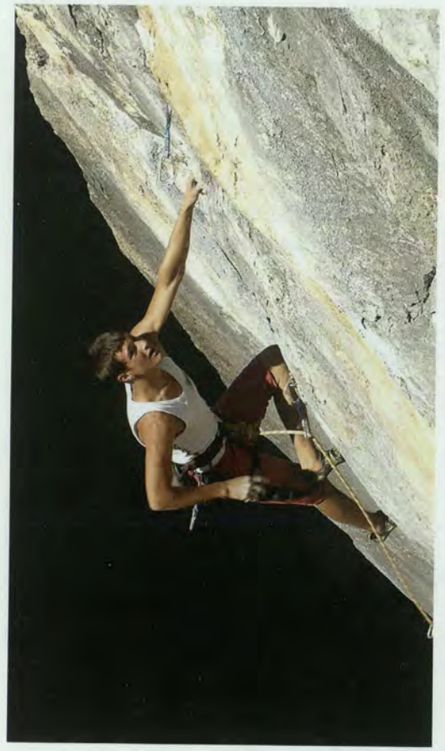
Business as usual?

Bei ca. 700 ausgebildeten Fachübungsleitern pro Jahr war die Vergrößerung des Lehrteams auf aktuell 28 Mitglieder unumgänglich. Ansonsten blieb aber fast alles beim Alten: Die Lehrteamsausbilder müssen nach wie vor die alpine und naturwissenschaftliche Doppelqualifikation aufweisen. Der Frauenanteil im Lehrteam liegt recht konstant bei 50 %, für den DAV schon etwas Besonderes. Neu und erfreulich ist die zunehmende Integration einiger Lehrteams-Bergführer, darunter auch so manch kritischer Geist aus der Anfangszeit. Die Strukturen wurden an die anderen DAV-Lehrteams angepasst: Das Tagesgeschäft, wie die Einteilung der Ausbilder usw., wird weiterhin über eine hauptamtliche Stelle im Ressort Ausbildung der Bundesgeschäftsstelle abgewickelt. Konzeptionelle Arbeit leistet analog zu den anderen Ausbilderteams ein Koordinationsteam. Dieses besteht aus 6 Spezialisten für die Bereiche Ausbildung Sommer alpin, Ausbildung Winter und Ausbildung Klettern. Die Prüfungsfragen zur Umweltbildung sind Bestandteil der Fragenkataloge der jeweiligen Ausbildungsrichtungen. Auf regelmäßigen Lehrteamstreffen werden Meinungen und Erfahrungen ausgetauscht und Entscheidungen getroffen.

Die Lehrmaterialien unterliegen ebenfalls einer fortlaufenden Veränderung und Verbesserung: Die Themenkarten haben sich bewährt und stoßen auch bei anderen Institutionen auf Interesse. Einige der The-



Umweltbildung: integrativ und schülerzentriert
Foto: Archiv Witty



Die junge Hoffnung – nicht nur in Bezug auf die Kletterleistung: Kadermitglied Stefan Danker im Val Durance
Foto: Matthias Keller

men, wie z.B. der Klimawandel, wurden bereits das erste Mal aktualisiert, als die Problematik gerade einmal ins öffentliche Bewusstsein drang. Im Ausbilderhandbuch, ein DAV-Klassiker, der mittlerweile ebenfalls zum zweiten Mal aufgelegt wurde, gibt das Kapitel »Umweltbildung« methodische und inhaltliche Anregungen, und auch die Alpin-Lehrpläne im BLV verfügen über ein Kapitel zu Natur und Umwelt, in dem sich die Gedanken der DAV-Umweltbildung wiederfinden. Besonderer Beliebtheit erfreuen sich auch die Broschüren zu Natur und Umwelt: In »Bergsteigen Natürlich«, »Spiel, Spaß und Verstehen« und »Pflanzengeschichten« findet jeder etwas zum Weitererzählen oder Ausprobieren.

Weitere Baustellen

Neben der Ausbildung der Fachübungsleiter war auch die Bergführerausbildung von Beginn an ein wichtiger – und anspruchsvoller – Bereich der DAV-Umweltbildung: Als »oberste Instanz am Berg« ist ihre Wirkung auf das Verhalten anderer Bergsportler, egal ob FÜL oder nicht, zumeist sehr groß. Insofern lag es nahe, in Absprache mit dem Bergführerverband (VDBS) und der Technischen Universität München (TU) Umweltbildungsinhalte in der staatlichen Ausbildung zu verankern: Hintergrundwissen zu Flora und Fauna, Geologie und naturschutzrechtlichen Aspekten des Bergsports sind seit Beginn der 90er Jahre Bestandteil des zweiwöchigen Theorielehrgangs und werden in der Abschlussprüfung an der TU abgefragt. Entscheidend ist jedoch auch hier die Vermittlung von positiven Praxiserfahrungen sowie eine grundlegende Sensibilisierung für ökologische Zusammenhänge und die Auswirkungen des eigenen Verhaltens. Und das geht am besten im Gelände. Deshalb wird der wesentliche Teil der Inhalte integrativ, d.h. auf Tour und von einem Bergführer vermittelt: Im Sommer während des Fellehrgangs in den Dolomiten und im Winter auf dem Ski-Methodik-Lehrgang in der Schweiz.

Während all dieser turbulenten Jahre spross ein Seitentrieb der DAV-Umweltbildung unbeirrt und stetig: die Jugend des DAV, traditionell mit Zentrum im Allgäu, entwickelte das Konzept der Umweltbaustellen. Entstanden Ende der 80er am Grünten, als das Gespenst des »Waldsterbens« umging, hat sich die Idee, kritische Hangbereiche im Bergwald mit Kindern und Jugendlichen zu sanieren, bewährt. Weitere Themen wie Klimawandel, Gletscherschwund und Globalisierung wurden aufgegriffen und so zieht sich Natur- und Umweltschutz mittlerweile als Querschnittsthema durch die DAV-Jugendarbeit. Für dieses langjährige erfolgreiche Engagement wurde die JDAV Bayern am 2. April 2008 vom Bayerischen Umweltminister mit dem Qualitätssiegel »Umweltbildung Bayern« ausgezeichnet. Auf der Ausbilderebene erfolgt ein zunehmender Austausch mit dem Bundeslehrteam Naturschutz.

Beim Familienbergsteigen wird jährlich mindestens eine Fortbildungsveranstaltung für die Familiengruppenleiter zusammen mit dem Naturschutzlehrteam durchgeführt.

Außerdem stehen auf einigen Hütten DAV-Ordner, die das in vielen Kursen und Touren gesammelte Umweltwissen zu den Standorten enthalten. Ausgestattet wurden bis jetzt Blaueis-, Simony-, Darmstädter- und Franz-Senn-Hütte sowie das Hotel Steingletscher am Sustenpass, zwar keine DAV-Hütte aber ein beliebter Ausbildungsstützpunkt. Diese Umwelt-Informationen sind für alle Hüttenbesucher frei zugänglich und haben schon so manchen Regentag gerettet.

Wohin geht die Reise?

Wir sind im Jahre 2008 angekommen: Das ursprünglich so zarte Pflänzchen der Umweltbildung im DAV hat also viele und alte Wurzeln und eine reich verzweigte Krone. Sie entwickelt sich offensichtlich am besten auf der Seite der normalen Bergsteiger, der Familien und Wanderer. Doch was ist mit der Seite der Extremen? Hier ist die Umweltbildungsarbeit nach wie vor ein anspruchsvolles Unterfangen. Und das klassische Vorgehen des Bundeslehrteams Naturschutz stößt nicht nur wegen des schwierigen Geländes an seine Grenzen. Doch gerade hier, zum Beispiel bei der Förderung junger Alpinisten in den mittlerweile drei Jahrgängen des DAV-Expeditionskaders oder der DAV-Jugendkader im Klettern, liegt ein großes Potenzial, um Bewusstsein für ökologische Zusammenhänge und entsprechend sensibles und selbstbewusstes Verhalten am Berg in die Welt hinauszutragen. Gehen doch aus ihren Kreisen auch viele zukünftige Ausbilder hervor. Natürlich haben die »jungen Wilden« in dieser Lebensphase andere Prioritäten, aber als Fernziel wäre ein verstärktes, auch in Umweltbelangen richtungsweisendes Engagement dieser Gruppen wünschenswert: Die Vorbildwirkung von Spitzenalpinisten und -kletterern auf das Verhalten der Masse ist immens, das zeigt das Engagement von Hans Kammerlander im DAV-Projekt »Skibergsteigen Umweltfreundlich« oder von Thomas und Alex Huber bei »Klettern und Naturschutz«. Provokant formuliert: Man muss die Leithammel in die richtige Richtung lenken, dann läuft die Herde hinterher! Mit der Tirol Deklaration bekannten sich ohnehin viele der international bekanntesten Alpinisten auch zu ökologischen Grundsätzen in der Ausübung des Bergsports, die sich von den Umweltbildungszielen des DAV praktisch nicht unterscheiden. Aber hier müssen, wie in anderen gesellschaftlichen Bereichen auch, den Worten noch Taten folgen.

Das Grundproblem der Umweltbildung, die eigentlich eher Umwelterziehung heißen sollte, besteht darin, dass neben der reinen Vermittlung von Wissen und Fähigkeiten, wie z.B. bei der Alpinausbildung, immer auch Werteerziehung und Verhaltensänderungen das Ziel sind. Werte und Verhalten werden aber bei uns allen von vielen anderen Faktoren bestimmt: finanzielle und technische Möglichkeiten, Bequemlichkeiten, gesellschaftliche Akzeptanz und Anerkennung. Das meiste davon geschieht affektiv, kognitive Wahrnehmung und Erkenntnis führen seltener zu Verhaltensänderungen in größeren Gruppen: Die Höhenrekorde des Ölpreises bewirken mit Sicherheit mehr als die mittlerweile jahrelange Diskussion über den Klimawandel. Doch das war auch schon vor zwanzig Jahren so und hat den DAV nicht davon abgehalten, den Weg der Umweltbildung zu gehen. Die Richtung stimmt und ansonsten ist es wie beim Bergsteigen: kleine, gleichmäßige Schritte …

Womit wir bei den Visionen wären: Eines Tages wird die Umweltbildung verschwunden sein. Den Begriff »Naturschutz« wird es nicht mehr geben, und auch kein Naturschutzlehrteam. Stattdessen werden Profibergführer und Kadertrainer, Fachübungsleiter und Kletterlehrer, Jugendleiterausbilder und Gruppenleiter ökologisches Wissen vermitteln. Weil es eben einfach dazugehört, genauso wie Führungstechnik oder Ausrüstungskunde, als ein gleichberechtigtes Thema unter vielen.

Der lange Weg meiner Ausrüstung

VON LENE WOLNY

Am Berg ist der Blick klar, das Herz weit und in den Ohren singt die Stille. Wir sind weit weg von den Unbillen des Alltags. Oder doch nicht? Was wir am Leibe tragen hat jedenfalls mehr mit globalem Preiskampf zu tun als mit grünen Wiesen im Sonnenschein.

Ein Blick hinter die Kulissen der Outdoor-Industrie.

Bergsportler lieben die Freiheit und unberührte Natur. Doch ihre Ausrüstung hat auf dem Weg ins Geschäft eher das Gegenteil erlebt. Denn kaum ein Unternehmen kann es sich heute noch leisten, nicht in Billiglohnländern zu produzieren. Lediglich die Kopfarbeit, also Design und Forschung, findet noch in der »ersten Welt« statt. Und während rauchende Schlote, Schichtarbeit und Gewerkschaftskämpfe bei uns Erinnerungen an die Arbeiterbewegung des letzten Jahrhunderts wecken, fangen die Fabrikarbeiter in den Billiglohnländern beim Arbeitsrecht gerade wieder bei Null an.

Billiger und Schneller

Eine Vorreiterrolle im Kampf für gerechte Arbeitsbedingungen spielt die Clean Clothes Campaign (Siehe Infokasten). Bisher brachte diese internationale Bewegung eher Missstände bei Modelabels wie Nike oder H&M ans Tageslicht, die sich im nachfolgenden medialen Aufruhr für Kinderarbeit und Hungerlöhne rechtfertigen mussten. Mit der zunehmenden Technologisierung der Schwellenländer verlagert sich aber auch die Produktion von Hightech-Ausrüstung im Bergsportbereich immer mehr dorthin. Bis vor kurzem ließ der Edelausrüster Arcteryx viele seiner Teile in Kanada produzieren. In den aktuellen Katalogen ist davon aber kaum mehr die Rede. Auf den amerikanischen »Camelots« von Black Diamond – den »Audis« unter den mobilen Sicherungsgeräten – steht inzwischen Made in China. Und sogar für Yvon Chouinard, der als Gründer der Outdoormarke Patagonia schon auf die Einhaltung von Umweltstandards und Arbeitsrecht pochte, als Margaret Thatcher mit den nordenglischen Minenarbeitern noch Tee getrunken hat, ändern sich die Zeiten. Der Nachhaltigkeitsguru sorgte kürzlich für Entrüstung, als er bei einem Vortrag jungen Unternehmern empfahl, engagierte chinesische Produktionsmanager einzustellen, weil diese ehrgeizig und verlässlich seien, alle vorgegebenen Ziele umsetzten und man noch dazu viel Geld verdienen könne. Das Land der aufgehenden Sonne ist nicht nur viel billiger, sondern auch viel schneller als andere Standorte. Muster werden dort praktisch über Nacht produziert und liegen schon am Schreibtisch der Produktdesigner, bevor andere Länder überhaupt zurück gemailt haben, bestätigen Insider.

Asiatische Näherinnen
Foto: Jet Budelman



Es geht um jeden Cent

»Im Vergleich zur Modebranche sind die Gewinnspannen in der Bergsportbranche relativ gering, weil soviel technischer Aufwand dahinter steht«, sagt Peter Plattner vom Alpinmagazin bergundsteigen. »Schau dir mal irgend so eine ultracoole Snowboarderjacke an, da ist null technischer Aufwand dahinter, manche sind auch noch schlecht vernäht und trotzdem kosten die Teile ein Heidengeld.« In der Tat sind die Preisspannen bei Modelabels um ein Vielfaches höher als im Bergsportsektor, wo zwischen Herstellung und Einzelhandel etwa 100% aufgeschlagen werden. Da im Prinzip alle Bergsportausrüster ähnliche Produkte vertreiben, ist der Preisdruck enorm. »Ich frage mich, wie da überhaupt noch alle was dran verdienen können«, kratzt sich Plattner nachdenklich am Kopf. Zählt man die vielen Beteiligten, von den Designern und Forschern angefangen, über die Materialkosten, die Instandhaltungskosten von den Produktionshallen und Spezialmaschinen, die Produktionsmanagergehälter, die Transportkosten, die Groß-, Zwischen- und Einzelhändlerprovisionen, und schließlich die Firma selbst zusammen, bleibt für die Löhne der Fabrikarbeiter, die in der Regel das schwächste Glied sind, meistens nicht viel Spielraum.



Beim Taschachhaus
Foto: Helmut Düringer



Gewerkschaftssitz
Foto: Michaela Königshofer

Kampf um Gerechtigkeit

»Arbeitszeiten von 12 bis 14 Stunden sind in den südostasiatischen und mittelamerikanischen Textilzulieferbetrieben ganz normal«, sagt Ines Zanella von der Agentur »Südwind«, einer NGO, die sich weltweit für faire Arbeitsbedingungen und Menschenrechte einsetzt. »Überstunden werden oft gar nicht bezahlt. Ein beliebter Trick ist auch, den Näherinnen, die meistens nach Stückzahl entlohnt werden, unerreichbare Vorgaben zu machen, wie etwa 200 Jacken am Tag zu nähen. Schaffen sie die Vorgabe nicht, erhalten sie nur den halben Lohn. Wenn sich die übermüdeten Arbeiterinnen an den Zuschneidemaschinen oder beim Nähen verletzen, gibt es keine Krankenversicherung, und Schwangerschaften sind ein Kündigungsgrund. Genauso wie Betriebsversammlungen, wobei in China Gewerkschaften praktischerweise überhaupt verboten sind.« Die Südwindagentur arbeitet eng mit der Clean Clothes Campaign zusammen, die weltweit größte Organisation für faire Arbeitsbedingungen in den Zulieferbetrieben der internationalen Sportartikel- und Bekleidungsindustrie. Ziel dieser internationalen Bewegung ist es nicht, bestimmte »böse« Firmen zu boykottieren, sondern die Einhaltung sozialer Mindeststandards in den Produktionshallen durchzusetzen.

Der Clean Clothes-Verhaltenskodex

- Keine Zwangsarbeit
- Keine Diskriminierung
- Keine Kinderarbeit
- Keine exzessiven Arbeitszeiten
- Vereinigungsfreiheit und Kollektivvertragsverhandlungen
- Betrieblicher Arbeits- und Gesundheitsschutz
- Festes Beschäftigungsverhältnis
- Bezahlung eines »living wage« (ein Lohn, von dem die Arbeiterin und ihre Familie leben können)



Zur Zeit existieren drei unabhängige Instanzen, die in Zusammenarbeit mit Gewerkschaften und NGOs überprüfen, ob Unternehmen soziale Mindeststandards einhalten: die Fair Wear Foundation (FWF), die Fair Labor Association (FLA) und die Ethical Trading Initiative (ETI). Alle drei veröffentlichen im Internet die Namen jener Unternehmen, die freiwillig unabhängige Kontrollen zulassen. Während Modemarken wie Puma, Nike, H&M, O'Neill oder Jaeger bereits Miglieder bei einer der Organisationen sind, ist im Bergsportbereich die Marke Patagonia mit externen Kontrollen noch allein auf weiter Flur.
Links zum Thema: www.cleanclothes.at, www.suedwind-agentur.at, www.rayjardine.com

Arbeiter in Bangladesh
Foto: Michaela Königshofer

Globalisierungswirrwarr

Auch der traditionsreiche Südtiroler Bergsportausrüster Salewa lässt seine Bekleidungsteile heute weltweit fertigen – in Asien und Südamerika, aber auch in Italien und Rumänien. »Mittlerweile sind die Produktionsstätten in Asien so gut ausgestattet, dass sie problemlos auch sehr technische Teile, wie nahtlos verklebte Funktionsjacken produzieren können«, erklärt Salewa-Marketingleiter Marco Sutter. Kinderarbeit schließt er wegen der Komplexität der Arbeitsschritte aus. Allerdings werden schon für eine einfache Wanderhose so viele spezielle Kleinteile von Zulieferern und Subzulieferern aus der ganzen Welt zusammengetragen, dass es nicht mehr bis ins letzte Detail nachweisbar ist, wer wo was in der Hand gehalten hat. Dieses Problem haben praktisch alle Sportartikel-, Spielzeug- und Elektrogerätehersteller: eine hundertprozentige Sicherheit gibt es nicht. Und diese Unüberschaubarkeit ist auch der Grund, warum es noch keine Fair Trade Gütesiegel für kompliziertere Produkte als Bananen, Kaffee und Schokolade gibt.

Greenwashing, eine neue Mode

Andererseits hat in Sachen Umweltschutz in den letzten Jahren ein Umdenkprozess begonnen. Viele Bergsportmarken verkaufen inzwischen auch Kleidungsstücke aus Biobaumwolle. Schließlich werden bei der Produktion von einem Kilo konventioneller Baumwolle ca. 5000 Liter Wasser verbraucht, was in den Anbaugebieten von Usbekistan zum Austrocknen des Aralsees geführt hat, einer der größten vom Menschen verursachten Umweltkatastrophe überhaupt. »Greenwashing« – also Marketingstrategien, die Unternehmen ökologisch ins rechte Licht rücken – gehört gerade in der Bergsportindustrie schon fast zum guten Ton. Das deutsche Bergsportlabel VAUDE etwa stattet bei der Ende Mai 2008 stattfindenden UN-Naturschutzkonferenz in Bonn die Teilnehmer mit umweltfreundlichen Konferenztaschen aus. Doch nicht immer ist alles grün was glänzt. »Inzwischen wird drei Mal soviel Biobaumwolle verkauft wie angebaut,« ärgert sich Chillaz-Produktdesigner Ulf Katting, der sich auf ökologisch verträgliche Klettermode spezialisiert hat. Gemeinsam mit dem oberösterreichischen Faserkonzern Lenzing entwickelt Katting Funktionsstoffe aus Buchenholz- oder Eukalyptusfasern. Gewebt, zugeschnitten und genäht werden die Tiroler Kletterhosen ganz bewusst in der europäischen Türkei, wo der Transportweg kürzer und die Produktionskosten etwas höher sind als in Asien. »Wir sind ein kleines Label, da ist alles noch überschaubar. Aber je größer ein Anbieter, desto mehr werden die Produkte hin und her geschickt. Große Marken haben hunderte verschiedene Artikel, die können sich nicht um die Herkunft jedes Einzelteils kümmern, sondern produzieren dort, wo's am günstigsten ist. Interessiert ja auch keinen.« Womit Ulf Katting recht hat. Denn sind wir uns ehrlich, im Geschäft zählt im Endeffekt fast immer der Preis.

Womit wir am Ende der Geschichte wären. Letztendlich entscheidet jeder Bergsteiger selbst, was er am Leibe trägt. Und selbst für hohe Gipfelziele muss man beim globalen Ausrüstungszirkus nicht unbedingt mitmachen, wie der kalifornische Weitwanderer Ray Jardine bewiesen hat. Der vehemente Kritiker der Kommerzialisierung des Wanderns verzichtet bei seinen Abenteuern auf alles, was an Outdoor-Equipment in den Läden hängt. Stattdessen beschränkt er sich auf das Allernotwendigste und näht seine Ausrüstung am liebsten selbst. Die Maxime des ehemaligen Ingenieurs für Raumfahrttechnologie ist, je weniger man dabei hat, desto schneller ist man. Und desto freier.



Bergsteigerfreiheit
Foto: Helmut Düringer



Gewerkschaftsversammlung
Foto: Michaela Königshofer

Bergführer – heiß begehrt

Über das gewandelte und wandelbare Berufsbild

VON INGEBORG SCHMID-MUMMERT



Ganghofer-Romantik? Der Bergführer ***Johann Grill****, genannt »Kederbacher«, Ramsau/Berchtesgaden (1835 – 1917)*
© Alpenverein-Museum Innsbruck, OeAV Laternbild-sammlung 52/408

»Heiß begehrt, kaum zu schaffen«, so lautet der Aufmacher in der *Tiroler Tageszeitung* an einem Oktoberwochenende im Jahr 2005. Es geht um die Ausbildung zum Berg- und Schiführer in Tirol: »Noch nie fielen so viele Anwärter bei der Aufnahmeprüfung durch, Rekord auch bei der Zahl deutscher Bewerber.« Die Redakteurin steigt in die Thematik ein, indem sie Bezug nimmt auf den Nimbus österreichischer Bergführer/innen: »Sie haben Weltruf und sind in Sachen Berg top ausgebildete Leute: staatlich geprüfte Berg- und Skiführer aus Österreich. Wer diesen Berufstitel tragen will, muss eine zweijährige Ausbildung in der in Tirol ansässigen Sportakademie machen.« (TT/Tirol aktuell, Nr. 234, 8./9. Oktober 2005, S. 13)

Doch welcher Alltag verbirgt sich hinter diesem Titel, wozu berechtigt und verpflichtet er?

Präzise und exakt informieren Schweizer Laufbahnberater: »Bergführer/innen mit Berufsprüfung sind qualifizierte Fachleute, die Einzelpersonen oder Gruppen vielfältige Freizeitmöglichkeiten im Sommer- und Winteralpinismus anbieten. Sie führen Berg-, Ski-, Canyoning- und Klettertouren durch und sind für die Sicherheit aller Beteiligten verantwortlich.« (www.biz-berufsinfo.ch; Suche nach Berufsfeld Bergführer/in; Abfrage 02.04.2008)

Das erleben diejenigen, die diesen Beruf ausüben, wohl weniger konstant und einfärbig. Ihre Internetseiten, Werbebroschüren und persönliche Aussagen ergeben ein durchwegs dynamisches Bild: Von lebenslanger Fortbildung, privat erworbenen Zusatzqualifikationen, Managementkompetenzen, Coaching und Erlebnispädagogik ist da die Rede; Vom behutsamen Umgang mit der Natur, den Kenntnissen ökologischer Zusammenhänge und deren Vermittlung. Eine erbarmungslosere Diagnose von Vergangenheit und Gegenwart des Bergführerberufes stellt hingegen der *Verband Deutscher Berg- und Skiführer*: »Mit der Ganghofer-Romantik von einst hat der Beruf des Bergführers nicht mehr viel zu tun. Vielmehr ist er zum ›knallharten‹ Geschäft geworden, das – will man erfolgreich sein – mit sehr viel Aufwand und Einsatzbereitschaft geführt werden muss.« (http://www.bergfuehrer-verband.de; Abfrage 02.04.2008)

Ganghofer-Romantik?

Der 1855 in Kaufbeuren geborene Ludwig Ganghofer war ein ebenso schöpferischer wie erfolgreicher deutscher ›Volksschriftsteller‹ Auf romantische und idealisierende Weise beschrieb er die bayerische Alpenwelt, Schicksale und Erlebnisse meist ›einfacher‹ Menschen. Als er den *Herrgottschnitzer von Ammergau* veröffentlichte, war der Beruf des Bergführers bereits entdeckt und in gesetzliche Rahmenbedingungen gegossen worden. Für die Organisation des Bergführerwesens in Tirol hatte man 1870 eine Kommission eingesetzt, welcher Franz Senn, Johann Stüdl und Theodor Trautwein angehörten. Ein Jahr später wurde die von diesem Komitee des *Deutschen Alpenvereins* entworfene und vom *Oesterreichischen Alpenverein* begutachtete Führerordnung für Tirol von der Statthalterei genehmigt. Die

Vereinssektionen begannen, die Tarife festzulegen und »tauglichen Leuten in ihrem Gebiete die Autorisation zur Ausübung des Führerberufes zu verschaffen«. Ausbildung, Ausrüstung und Organisation der Bergführer wurden als wesentliche Aufgabenbereiche des Alpenvereins verstanden. Anlässlich ihres dreißigjährigen Bestehens im Jahr 1900 fasst die Alpenvereinssektion München die letzten Entwicklungen folgendermaßen zusammen:

> Jetzt ist das anders geworden in unseren Bergen. Das Führen ist ein angestrebter Lebensberuf geworden, der über die Wanderzeit hinaus den Mann und seine Familie ernähren soll. Und damit sind da und dort auch alle jene Erscheinungen aufgetreten, wie sie das Erwerbsleben und die Jagd nach Gewinn zeitigt.

Damit sei alles anders geworden im Vergleich zur Zeit erster touristischer Alpengipfelersteigungen. Damals sei das Bergführen noch eine »selten vorkommende Thätigkeit« gewesen: »Ihm widmeten sich gelegentlich solche, deren Beruf mit der Arbeit in den Bergen zusammenhing, Hirten, legale und illegale Jäger u. dgl., auch Kleinbauern – Leute, die einen zufälligen Gewinn nicht verschmähten, aber auch nicht suchten.«

Tatsächlich berichten solche ›frühe Gipfelstürmer‹ von wegekundigen, naturverbundenen, starken, zähen und ausdauernden Männern, mit denen sie meist zufällig Bekanntschaft schließen. Hirten, Jäger, Wilderer, Steinklauber, Schmuggler – Einheimische, die kurzerhand als Begleiter verpflichtet werden. Beispielhaft gibt etwa der Bericht *Meine Erfahrungen bei den Exkursionen auf den höhen Göhl* von *Valentin Stanig* aus dem Jahr 1802 einen Eindruck von derlei gestalteten Engagements:

> Wahrhaft es braucht einigen Muth um sich zu entschließen diesen kahlen Felsenkolloß zu ersteigen, besonders da man von allem Volke gar keine Winke über dessen Ersteigung erhalten kann, weil diese Wand [...] so gar nicht ersteigbar scheint. [...] Ich stieg nach dem Rücken der Eckalpe hinauf, und aus Ohngefähr traf ich einen Gemsjäger an, der doch zum Theil den Göhl ersteigen wollte. – Mit diesem mir sehr willkommenen Geleitsmann stieg ich nun den Göhl hinan. [...] Der Jäger gab mir einige Winke wie ich den Göhl ersteigen könnte, denn auch er hatte ihn schon einmal erstiegen, und nun kehrte ich wieder auf die Alpen hinab und benützte den Rest des Tages so gut ich konnte.



Legale und illegale Jäger: Gregor Huter Bergführer aus Kals (Bild oben) und Hans Madl (Bild unten).
© Alpenverein-Museum Innsbruck, OeAV Laternbild-sammlung 52/451 und 52/501.

Die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einsetzende gesetzliche Regelung des Bergführerwesens durch die Behörden, dessen Organisation durch die Alpenvereine, die kontrollierte Zulassung zu Ausbildungskursen und die Abnahme von Prüfungen gewährte dem *Deutschen und Österreichischen Alpenverein* beachtlichen Einfluss auf die Auswahl der zukünftigen Bergführer. Die Bergführerordnungen verlangten von den Bewerbern neben der fachlichen Befähigung »einen guten Leumund, Unbescholtenheit und körperliche Rüstigkeit sowie die Vorlage von Zeugnissen über diese Eigenschaften«. Der damalige Generalsekretär des Alpenvereins, *Josef Moriggl*, wehklagt in seinen Erläuterungen zur geforderten ›Unbescholtenheit‹ angehender Bergführer:



> Eine der Hauptsünden angehender Führer ist das ›Wildern‹; die darauf ausgesetzten Strafen sind verhältnismäßig schwer. Nun ergaben sich häufig Bedenken, ob ein Wilderer die moralische Eignung zum Führer besitze. Nach Ansicht der bäuerlichen Bevölkerung ist dies sicher der Fall, ein großer Teil des Turistenpublikums würde sich auch nicht darüber aufhalten, wenn unter den



Der von Karl Schulz gelobte Bergführer ***Michele Bettega*** *(*1853, Mezzano) mit* ***Giuseppe Zechini****. Bettega erhielt seine Autorisation zum Bergführer im Jahr 1881. Er führte auf Dolomiten-Touren.*
© Alpenverein-Museum Innsbruck, OeAV Laternbild-sammlung 52/333

Führern Wilderer wären, ja mancher erblickt darin eine Art Heros und – ›ach, wie reizend!‹ muß es manchem Neuling in den Bergen vorkommen, von einem ›echten‹ Wildschützen geführt zu werden.

Die Behörden seien weniger sentimental und müssten nach dem Gesetz handeln und Wilderei verurteilen. Andererseits sei es eine Tatsache, dass gerade die Wilderer »körperlich und alpinistisch zum Führerdienst zumeist bestens geeignet sind«. Mancher Führerreferent habe daher, wenn es sich um die Autorisierung eines als Wilderer bekannten Burschen handle, einen kleinen Gewissenskampf auszufechten. Auch hätten bereits Jagdpächter gegen die Autorisierung von Wilderern Einspruch erhoben. Aus Sorge, in der Auseinandersetzung mit den Behörden sein Führerbuch zu verlieren, habe dann aber mancher Wildschütze die fragwürdige Tätigkeit aufgegeben und »seiner Leidenschaft Zügel angelegt«.

Rechte Seite oben: Diplom für Anton Bergmann, Innichen, über den erfolgreichen Besuch des Führer-Instruktionskurses und die Ablegung der Bergführerprüfung am 5. März 1887
© Alpenverein-Museum Innsbruck, Handschriftensammlung, OeAV FÜHR 4.1.

Rechte Seite Mitte und unten: Führerbuch des Santo Siorpaes, Ampezzo. Ausgefertigt am 31. August 1873. Untersteht der Bergführer-Ordnung für Tirol und Vorarlberg vom 26. Juli 1871, Titelblatt und 1. Seite
© Alpenverein-Museum Innsbruck, Handschriftensammlung, OeAV FÜHR 1.1.

Zuverlässig und gewissenhaft

Mit 1. Jänner 1893 trat für Tirol und Vorarlberg eine neue Bergführerordnung in Kraft. Sie regelte unter anderem für bestimmte Touren die Anzahl der Führer im Verhältnis zu den geführten Touristen und räumte einem Bergführer das Recht ein, Personen, deren körperliche Verfassung ihm unzureichend erschien, von der Teilnahme an einer Hochtour auszuschließen. Als Ausrüstung bei Hochtouren setzte sie Seil, Kompass, Steigeisen und Eispickel fest.

Heiße Debatten waren in der Ausarbeitungsphase der neuen Verordnung geführt worden. Grundtenor war dabei einhellig die Forderung nach einer besseren Bergführerausbildung gewesen. Bergführerkurse wurden als Angelegenheit des Gesamtvereins festgeschrieben und als »ständige Unterrichtseinheiten mit schulgemäßen Einrichtungen« definiert. Hauptsächlich sollten Bergführer ausgebildet werden, die für Hochtouren in Betracht kämen und in vielbesuchten Gegenden wohnten:

> Bei blossen Wegweisern und solchen, die nur selten Gelegenheit finden, ihren Beruf auszuüben, wird von einer Einberufung zu den Kursen abgesehen, solange die Zahl der Aspiranten aus den oben erwähnten Kategorien [Einsatz auf Hochtouren und Herkunft aus einer touristisch wertvollen Region] noch so gross ist, wie dies derzeit der Fall ist.

Die verkehrstechnische Erschließung auch der entlegenen Alpentäler, ein immer dichter werdendes Netz von Eisenbahnschienen und Bergstraßen, die emsige Anlage von Wegen und Hütten durch die verschiedenen alpinen Vereinigungen, Markierungen und Steiganlagen im Gelände hatten die Aufgaben der ›Führer‹ stark verlagert:

> Heute haben wir in den Ostalpen keine jungfräulichen Gipfel mehr, die Probleme vernünftiger Neuanstiege sind ebenfalls zumeist gelöst und die Neuturen, die rein nur wegen ihrer pikanten Schwierigkeiten oder aus Renommiersucht gemacht werden, teilen sich fast ausschließlich die Führerlosen. Der Durchschnittsführer wandelt durchwegs nur auf ihm bekannten Pfaden, der bessere Führer macht wohl auch über ihm noch unbekannte Turen, doch nicht in Neuland, sondern auf an sich turistisch bekannten Routen, und ist meist leicht in der Lage, an Ort und Stelle sich über den Verlauf der Anstiegslinie zu erkundigen.

Ein Bergführer müsse in jedem Fall die Fähigkeit besitzen, die Begehbarkeit einer Tour nach den gegebenen Verhältnissen genau zu beurteilen, Schwierigkeiten und Gefahren einwandfrei einzuschätzen. Immerhin sei es Aufgabe des Bergführers, die ihm Anvertrauten möglichst ungefährdet und sicher ans Ziel zu bringen und sie vor Unfällen zu bewahren:

> Bezüglich dieses Sicherungsdienstes hat sich im Laufe der Jahre wenig geändert, höchstens in der Richtung, dass, da sich immer mehr alpinistische Neulinge an schwere Turen heranwagen als früher, die Aufmerksamkeit des Führers auf den Turisten sich entsprechend erhöhen musste.

Um Unglücke zu vermeiden, solle der Bergführer seinen Gästen den Weg möglichst erleichtern, etwa durch Stufenschlagen oder Nachhelfen mit dem Griff an schwierigen Stellen. Darüber hinaus erwarte man sich von einem modernen ›Führer‹ Kenntnisse in Erster Hilfe und im Transport Verletzter. Schließlich verlange man von einem Bergführer auch, dass er einen Teil des Touristengepäcks trage. Hinsichtlich seiner ›moralischen Eigenschaften‹

> muss er in seinem Verhalten dem Turisten gegenüber den nötigen Abstand – nach oben wie nach unten – zu wahren wissen, er soll zuverlässig und gewissenhaft sein und muss die übernommene Verpflichtung durchführen.

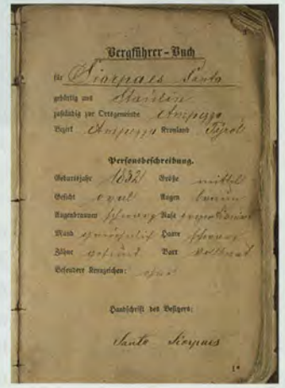
Bergführer werden verpflichtet, ihr Führerbuch auf ihren Touren immer bei sich zu tragen. Dieses räumt den Gästen die Möglichkeit ein, ihren Bergführer zu beurteilen. Sie vermerken etwaige Beanstandungen im Führerbuch und können so Nachkommenden eine diesbezügliche Information zukommen lassen. Von Gästen eingetragene Zeugnisse werden zudem einer alljährlichen behördlichen Prüfung unterzogen. Darüber hinaus sind es in diesem Zeitraum auch die vereinseigenen Publikationen, die immer wieder dafür verwendet werden, gute wie schlechte Erfahrungen mit bestimmten Bergführern öffentlich zugänglich zu machen. Voll des Lobes über seinen Führer [Michele] *Bettega* zeigt sich beispielsweise *Karl Schulz*, der in der *Zeitschrift des DuOeAV* 1888 von seinen Touren im *Grödener Dolomitgebirge* berichtet:


Deutscher und Oesterreichischer
Alpen-Verein.
DIPLOM
für
Anton Bergmann, Bergführer in Innichen
durch welches bestätigt wird, daß derselbe den von der Section Innsbruck abgehaltenen Instructions-Curs für Bergführer besucht und sich am heutigen Tage der Prüfung mit Erfolg unterzogen hat.
Innsbruck am 6. März 1887
Der Vorsitzende der Prüfungs-Commission:
Prüfungs-Commissär:
Der Sections-Vorstand:
Zur Vergleichung
seitens des Central-Ausschusses des Deutschen und Oesterreichischen Alpen-Vereins
Der I. Präsident:

> Bettegas Geschicklichkeit und Energie vor Allem verdankten wir unseren Erfolg. Ich glaube ihn unter den Führern sehr hoch stellen zu sollen. Erfahrung und Instinct, Vorsicht und das lebhafteste Temperament vereinigen sich bei ihm in wunderbarer Weise. Sehr schnell weiss er die Fähigkeit seines Touristen zu beurtheilen und sich zu ihm in ein inneres Verhältnis zu setzen. Liebe zu den Bergen und Freude an seinem Beruf und seiner Thätigkeit durchdringen ihn ganz und erheben ihn zu einem ächten und rechten Führer.

Offensichtlich hatte Schulz in der Wahl seines Bergführers Glück gehabt, werden doch die Vereinsschriften durchaus auch dafür genutzt, negative Erlebnisse zu publizieren und Warnungen an die ›gesamte Touristenwelt‹ auszugeben, bestimmte Personen als fachkundige Begleiter zu engagieren, wie folgender Aufruf in den Mittheilungen des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins 1889 illustriert:


Bergführer-Buch
in Folge der für Tirol und Vorarlberg giltigen
Bergführer-Ordnung
vom 26. Juli 1871.
Angefertigt am 31. August 1873
von der k. k. Bezirkshauptmannschaft in Ampezzo.
Der k. k. Bezirkshauptmann:
Eingetragen in das Protocoll sub. Nr.


Bergführer-Buch
für Siorpaes Santo
gebürtig aus Stanzen
zuständig zur Ortsgemeinde Ampezzo
Bezirk Ampezzo Kronland Tirol
Personsbeschreibung.
Geburtsjahr 1832 Größe mittel
Gesicht oval Augen braun
Augenbrauen braun Nase proportionirt
Mund proportionirt Haare braun
Zähne vollständig Bart vollständig
Besondere Kennzeichen: —
Handschrift des Besitzers:
Santo Siorpaes

> Warnung. Den Bergführer Giovanni Barbaria vulgo Zuchin aus Cortina zu engagiren möge sich jedermann hüten, damit er nicht in eine ähnliche fatale Situation gerathe, wie ich, als ich am 10. August d. J. mit demselben den Monte Pelmo bestieg. Bei jener Tour verweigerte der Genannte

> entschieden, meinen 6 bis 7 Kilo schweren Rucksack zu tragen [...] Er verliess mich sogar während des Abstieges vom Monte Pelmo unangenehmer Weise auf dem Geröllfelde [...]

Um diesen Mahnruf zu relativieren, möchte ich darauf hinweisen, dass die Redaktion in ihrem Blatt dem ›angeklagten‹ Bergführer keinerlei Entgegnungs-Möglichkeiten eingeräumt hatte.

Insgesamt, um noch einmal Dr. Moriggl zu zitieren, sei das Bergführerwesen »eine Teilerscheinung des Alpinismus«. Im Grunde sogar eher dessen Schattenseite, denn »Aufgabe des Bergführers ist es, durch seine alpinistischen Fähigkeiten die Unselbständigkeit des Turisten zu ersetzen«.

Entsprechend und verlässlich

Infolge der überarbeiten Führerordnung von 1893 sollen zum Bergführerberuf ausschließlich »geeignete Personen« zugelassen werden. Die für schwierige Touren notwendigen Ausrüstungsgegenstände werden den Führern vorgeschrieben. Besonderes Augenmerk kommt dabei dem Pickel zu:



Der Schweizer Bergführer Christian Almer (Grindelwald 1826 – 1898) als »typischer Gletscherführer«. Darstellung mit Seil und Pickel.
© Alpenverein-Museum Innsbruck, OeAV Laternbildsammlung 52/2

> Eispickel besitzen mit Ausnahme ganz weniger, die nur Wegweiserdienste leisten, alle Führer, Felsführer meist längere, Gletscherführer kürzere mit großer Haue, durchschnittlich gute Ware. Führer, die viel Stufen schlagen müssen, haben oft am unteren Drittel des Pickels einen kleinen Lederring befestigt, der ein Entgleiten des Pickels wirksam verhindert.

Von Vereinsseite vorgeschrieben wird nun, dass sämtliche ›Führerpickel‹ mit den Namen ihrer Besitzer versehen werden, um »in Gasthöfen und Hütten, wo die Pickel oft massenhaft beisammen stehen, Verwechslungen vorzubeugen«. Darüber hinaus wird mit dieser Anweisung auch an etwaige Unglücksfälle gedacht. Weil nämlich der Fund eines mit Namen bezeichneten Pickels bei Unfällen von großem Wert sein könne.

Als wichtigster Ausrüstungsgegenstand des Bergführers wird allerdings das Seil bezeichnet. An ihm hänge immerhin das Leben der Touristen.

> Bei der großen Zahl der Führer wäre es nicht verwunderlich, wenn hie und da ein Pflichtvergessener darunter wäre, der dem Seil nicht die nötige Aufmerksamkeit zuwendete. […] Der Alpenverein hat stets verlangt, dass nur mindestens 20 m lange und 10-12 mm dicke Seile verwendet werden.

Um die Einhaltung dieser Vorgabe zu kontrollieren, werden die Seile der Bergführer auf den Führertagen in ihrer ganzen Länge durchgesehen und auch Reißproben unterzogen. Moriggl analysiert im 50. Band der *Zeitschrift*:

> Im allgemeinen werden von den Führern die gedrehten den geflochtenen Seilen vorgezogen, weil sie haltbarer, wenn auch schwerer sind als diese. Felsführer wenden die in den Führerkursen gelernte Seiltechnik in der Regel an, Gletscherführer sind mit den neuesten Methoden des Anseilens (z. B. Doppelseil bei zwei Teilnehmern, u. a.) zwar vertraut, in deren Anwendung aber oft lässig.

Im Übrigen verpflichtet die Bergführerordnung die Führer, auf allen Hochtouren Steigeisen mit zu führen. Von Vereinsseite wird jedoch am Vorabend des Ersten Weltkrieges bemängelt, dass man nur vereinzelt Führer mit Steigeisen anträfe,

> und wenn, häufig nur vierzackige Eisen, wie sie bei der Holz- und Heuarbeit verwendet werden; neue Systeme, wie z. B. Eckensteineisen, sind so gut wie unbekannt.

Mit der Mitnahme von Schneebrillen verhalte es sich kaum anders: »Von Schneebrillen ist meist billigste Waren, oft Brillen ohne Seitenschutz, im Gebrauch – auf kurzen Gletscherturen werden sie oft ganz entbehrt.«

Dagegen seien die Felsführer in Bezug auf Ausrüstung und Hilfsmittel durchaus kreativ und versuchten, das eingesetzte Material auch durch persönlichen Einsatz weiter zu entwickeln:

> Moderne Felsführer verwenden Kletterschuhe, häufig eigenes Erzeugnis, Seilringe, Mauerhaken und sonstiges neuzeitliches Klettergerät.

Erfahrungen, die mit bestimmten Produkten gemacht wurden, werden dann auch in Ersteigungsberichte eingebaut, um andere daran teilhaben zu lassen. Nicht selten wird dabei auf Unterschiede in der Ausrüstung von Führern und Touristen hingewiesen, auf verschiedene Ansätze und mitunter ganz pragmatische Lösungen. Wieder mag ein Zitat von Karl Schulz als Beispiel dienen. Im August 1887 hatten er, E. T. Compton und F. G. Martin mit dem Führer M. Bettega den Fermadaturm bestiegen:

> Nach einem halbstündigen Aufenthalt brachen wir auf und betraten dicht an der Mündung der Fermedascharte den weiter östlich gelegenen von den beiden grünbewachsenen Einschnitten. Die entbehrlichen Sachen wurden zurückgelassen, wir Touristen ersetzten die Bergschuhe durch Schwaiger`sche Kletterschuhe, Bettega zog doppelte Strümpfe an. [...]
> Die Kletterschuhe des Herrn Schwaiger hatten sich auf der ganzen Tour und namentlich an der steilen Platte aufs Beste bewährt. Sie gestatteten auf kleinen Vorsprüngen noch festen Halt zu finden, wo mit benagelten Schuhen die Gefahr des Ausrutschens nahe gelegen hätte.

Insgesamt, so resümiert Moriggl, sei die Entwicklung ›alpiner Ausrüstung‹ bei den Führern hinter jener der Touristen zurück geblieben. Gründe dafür sieht er einerseits im »konservativen Sinn der Leute«, andererseits wohl auch in »Sparsamkeitsrücksichten«. Ausnahme davon böten nur einzelne Neulinge:

> In den ersten Zeiten mag wohl der Führer dem Turisten an praktischer Ausrüstung über gewesen sein, aber mit dem Aufkommen der führerlosen Hochtouristik verbesserte sich auch das Rüstzeug des Hochtouristen und wurde im Laufe der Jahre in der raffinierten Weise ausgestaltet.



*Johann Stüdl schrieb über den Venter Bergführer **Cyprian Granbichler**, er sei »der beste, verlässlichste Führer, den die österreichischen Alpen besitzen«. Die alpinistische populäre Literatur betitelt ihn als »den Gletscherführer«. Allein habe er mit zwei Gipfelstangen den Gang auf die Wildspitze gewagt. Beim Übergang über das Hochjoch starb er am 7. 11. 1869 kurz vor den Rofenhöfen an Erschöpfung.*
© Alpenverein-Museum Innsbruck, OeAV Laternbildsammlung 52/30

Man könne nicht verlangen, dass der Führer überall Schritt halte, dennoch verlange der Alpenverein immer energischer, dass die Führer brauchbares Handwerkszeug hätten und dieses in bester Ordnung hielten, besonders, wenn von diesem die Sicherheit der geführten Touristen abhänge. Was die Kontrolle der Führer-Ausrüstung auf den Führertagen anbelangt, so musste von der Sektion Innsbruck bald erkannt werden, dass diese allein noch unzulänglich war. Sie installierte nämlich zusätzlich eine ›Führerkontrolle im Hochgebirge‹, die Erstaunliches zu Tage brachte:

> [...], da bei den Führertagen mitunter schöne Stücke vorgezeigt wurden, auf der Tur aber manchmal minderwertiges Zeug Verwendung fand. Der Alpenverein scheute auch nicht davor zurück, in hartnäckigen und krassen Fällen von Vernachlässigung der Ausrüstung mit Ordnungsstrafen oder Anzeige an die Behörden [...] vorzugehen.

Seit der straffen Durchführung der Führertage habe sich immerhin vieles gebessert, mittlerweile könne das ›Rüstzeug der Führer‹ im Allgemeinen als »entsprechend und verlässlich« bezeichnet werden. Für eine zweckmäßige Ausrüstung der Führer hatten einzelne Sektionen, vor allem die Sektion Prag, später auch die Zentralkasse, gesorgt und Mittel für die Anschaffung von Seilen, Pickeln, Karten und anderen Ausrüstungsgegenständen zur Verfügung gestellt.

Ganzjähriger Bedarf

Für leichtere gletscherlose Bergfahrten werden nach dem Ersten Weltkrieg kaum mehr Führer verpflichtet, für schwierige Felstouren nur wenige, der Bedarf an Gletscherführern dagegen steigert sich in beachtlichem Umfang. Josef Moriggl bemerkt in seinen Betrachtungen der Vereinsgeschichte von 1919-1929:

> Unter der großen Masse der nach dem Kriege neu gewordenen Alpenfreunde sind doch recht viele, die bei Gletscherfahrten auf einen Führer nicht verzichten wollen und können, dazu kommt noch der alte Stamm an Führerturisten. So hat sich denn, dem Bedarf entsprechend, die Zahl der Führer und Träger […] zwar nicht vermehrt […], sondern sogar etwas vermindert, doch ist die innere Verschiebung beachtenswert. So zählte man z.B. im Paznauntal vor dem Kriege 17, heute 40 Führer und Träger und in anderen Gletschergebieten ist es ähnlich. Dagegen sind die Führer aus den Vorbergen gänzlich verschwunden, in den Felsgebieten ist ihre Zahl fast durchwegs zurückgegangen, so stark, daß trotz Zunahme der Gletscherführer der heutige gesamte Führerstand niedriger ist als vor dem Kriege.

Eine wesentliche Steigerung erfährt auch die Nachfrage nach Winter-Bergführern. Mittlerweile wird der alpine Schilauf auch von Nichtalpinisten im vergletscherten Hochgebirge ausgeübt. Diese bedürfen der Bergführer. Der Hauptausschuss reagiert auf diese Entwicklung, indem er eine beträchtliche Anzahl junger, »des Schifahrens bereits kundiger« autorisierter Bergführer in speziellen Winterbergführerkursen ausbilden lässt. Schwerpunkte dieser Ausbildung sind »Kenntnisse über Schneebeschaffenheit, Lawinen, Wetter, Orientierung, u.v.a.«. Für die Verleihung des Winterbergführerabzeichens werden strengere Vorschriften erlassen. Winterbergführer werden mit der *Oertel*`schen Lawinenschnur ausgestattet, zu deren Anwendung sie verpflichtet werden.

Schiführerkurse des Alpenvereins finden seit dem Jahr 1902 statt. Im Winter – als Schiführer – finden die Führer vor dem Krieg allerdings nur selten Beschäftigung. An tüchtigen Leuten mangle es durchaus nicht, vielmehr sei die dürftige Auftragslage anders begründet. Moriggl gibt für beobachtete und bevorstehende Entwicklungen in der Alpinistik folgende Erklärung ab:

> Winterliche Hochturen verlangen ein Maß von Übung und Ausdauer, das zumeist nur der gereifte führerlose Hochturist, nicht aber der Gelegenheits-Schifahrer besitzt, und daher wird die Hochturistik im Winter, so sehr sie in erfreulicher Zunahme begriffen, niemals auch nur annähernd einen ähnlichen Umfang annehmen wie die Sommer-Hochturistik.

Inwieweit sich seine Voraussagen aus heutiger Sicht, 90 Jahre nach deren Verlautbarung, bewahrheitet haben, bleibt der Interpretation des Lesers / der Leserin überlassen.

Auf jeden Fall kennzeichnet den Tourismus der Zwischenkriegszeit die zunehmende Bedeutung der Winteraufenthalte. Ende der 1920er Jahre wird der Wintertourismus erstmals von einer größeren Gästezahl nachgefragt, erste Schilifte entstehen.



Vorausschauender Blick, Seil, Pickel, Sicherheit, Ruhe und Verlässlichkeit
Peter Plattner, Referat Bergsport/ OeAV, Innsbruck

1926 wird etwa die Zugspitzbahn in Ehrwald in Betrieb genommen, 1928 die Patscherkofel- und Nordkettenbahnen in Innsbruck und die Hahnenkammbahn in Kitzbühel.

›Den Bergführer‹ gibt es nicht

Um ›das Führerwesen‹ richtig beurteilen zu können, so hält die Sektion München im Jahr 1900 fest, »muss man sich vor Allem den grossen Unterschied in der persönlichen Qualität der Touristen, ebenso wie der Führer klar machen«:

> Hier der unerfahrene, mangelhaft ausgerüstete Tourist, der zu einer Besteigung das Doppelte der üblichen Zeit braucht und auf Schritt und Tritt des Führers bedarf – dort der erfahrene, schwindelfreie Steiger, der bloss an exponirten Kletterstellen eine Nachhilfe in Anspruch nimmt. Andererseits hier der erfahrene Gletscherführer, gleich gewandt als Felsenkletterer, der sich auch in fremdem Terrain zurecht findet – dort der aus der Trägergilde hervorgegangene Localführer.

Weit größer sei aber der Unterschied von Berg zu Berg, von Gebiet zu Gebiet. Besonders kritisch sei die Situation anzusehen in Stadtnähe, dort wo »Durchschnitts-Touristen« und »Localführer« miteinander zu tun hätten:

> Hier bemisst sich die Beliebtheit eines Führers häufig bloss nach dessen geselligen Talenten, hier wird jede Tour mit jedem Touristen unternommen. Sei der Tourist noch so unfähig – er steigt ›wia a Gams‹, der Führer sagt es ja. Und andererseits wird der Führer durch den Touristen verdorben; die überschwänglichen Zeugnisse über die einfachsten Touren auf Almberge, wie man sie nicht selten in den Führerbüchern findet, müssen schliesslich jeden Führer an Eigenschaften glauben machen, die er gar nicht besitzt.

Die Tätigkeit der Alpenvereine hat wesentlichen Einfluss auf die Berufsverhältnisse der Bergführer. Nicht selten kommen Ostalpenführer bereits um 1900 sowohl in den Westalpen, als auch auf außereuropäischen Gebirgstouren zum Einsatz.

»**Den Bergführer** gibt es nicht«, erklärt auch *Peter Plattner* vom *Referat Bergsport* des *OeAV*, auf heutige Verhältnisse angesprochen. Mehr denn je seien Bergführer/innen heute dazu aufgefordert, auch nach Absolvierung ihrer Berufsprüfung am Ball zu bleiben. Spezialisierungen seien unabdingbar. »Allroundbergführer« könne es heute aufgrund der Spezialisierung in den einzelnen Bergsportdisziplinen nicht mehr geben. Als Einzelner zwölf Monate im Jahr die gesamte Angebotspalette, vom Canyoning zum Höhenbergsteigen, auf höchstem Niveau anzubieten, sei nicht möglich. Es gelte, »sich hinein zu knien, eine Nische zu suchen, nicht locker zu lassen.«

Erfolgreich ist, wer sich in seinem Metier informiert, in Theorie-, Praxis- und Ausrüstungsbelangen dran bleibt, sich vertieft und Netzwerke nutzt.









Alltag fernab von Kurssituationen: Familienaktionen mit mehreren hundert Teilnehmer/innen

Theorie und Praxis

Im 19. Jahrhundert noch unvorstellbar – Die Bergführerin

Der Bergführer – geschulter Ersthelfer

Peter Plattner, Referat Bergsport/ OeAV, Innsbruck

Abschrift des in der Bayerischen Staatsbibliothek München befindlichen Manuskripts von Valentin Stanig. Aus: Vorlesung ›Die Unterwerfung der Berge‹, Gastprofessur Prof. Dr. Martin Scharfe, WS 2002, Univ. Innsbruck / Inst. f. Europäische Ethnologie, Seminarapparat.
Geschichte der Alpenvereinssektion München als Denkschrift nach dreissigjährigem Bestehen herausgegeben. München 1900.
Gespräch mit Peter Plattner, Referat Bergsport, Redaktion berg&steigen, Oesterreichischer Alpenverein, Innsbruck.
Handbuch zur Neueren Geschichte Tirols. Bd. 2, Zeitgeschichte, 2. Teil, Wirtschaft und Kultur. Innsbruck 1993.
Zeitschrift des DuOeAV, Jg. 1888, Bd. XIX.
Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins, Bd. 50, Jg. 1919; Bd. 60, Jg. 1929.



Bergsport Heute

Robert Jasper
Michael Beek
Dennis Cramer
Hans Dietrich Engelhardt
Christian Stangl
Bernhard Mock

»Mixed Stil«

Die Entwicklung des Mixedkletterns

VON ROBERT JASPER



Robert Jasper und Bernd Rathmayr in Almendudler M10-.
Alle Fotos:
Klaus Fengler

Das Bergsteigen an den »großen Wänden« führte mich – wie manch andere Alpinisten auch – fast notwendigerweise zum Mixedklettern. Ist man zum Beispiel in der Eiger- oder Matterhorn-Nordwand unterwegs, trifft man zwangsläufig auf vereisten Fels. Man klettert über Eisfelder und muss anschließende Felspassagen mit Steigeisen klettern, und da das meist der heikelste Teil der ganzen Tour ist, muss man genau das trainieren.

So war ich für meine Solobegehungen der großen Nordwandrouten Winter für Winter immer mehr in diesem Eis- und Mixedgelände unterwegs. Die Wasserfälle in den Alpentälern boten ein ideales Übungsgebiet, sogar bei Schlechtwetter, wenn eine alpine Route undenkbar war. Hier konnte ich mein Können steigern, meine Nerven ausloten, und das eigene Limit nach oben verschieben. Zurück im alpinen Gelände fühlte ich mich viel sicherer – und das war dann auch für mich der Schlüssel zu einer neuen Dimension des Kletterns.

Eisklettergeschichtlicher Rückblick:

Absoluter Wahnsinn! Die Seilschaft Rigele/Welzenbach hatte am 15.7.1924 die erste Durchsteigung der Wiesbachhorn-Nordwestwand in den Hohen Tauern geschafft – eine sensationelle Leistung! Sie hatten erstmals Eishaken eingesetzt, und damit den Weg frei gemacht zu den steilen und schwierigen Eisanstiegen in den Alpen.

Die Engländer, welche die Erschließungsgeschichte der Alpen entscheidend mit prägten, fanden im eis- und felsdurchsetzten Gelände der winterlichen Schottischen Highlands beste Voraussetzungen für das Training mit Steigeisen und Eispickel. Mitte der 60er Jahre wird Schottland das Mekka des Mixedkletterns. Routen wie der Zero Gully (V/4), Point Five Gully (V/5), und etwas später (1974) der Minus One Gully (VI/6) werden eröffnet, und zählen zu den schwierigsten Mixedtouren der Welt.

Aber das Herausschlagen von Tritten und die herkömmliche 10-Zacken-Steigeisentechnik genügten den immer schwieriger werdenden Anstiegen bald ebenso wenig wie zweifelhafte Sicherungsmethoden oder eine unerschütterliche Moral: Ausrüstung und Technik mussten weiterentwickelt werden. Daran waren die Franzosen A. Chalet und A. Contamine entscheidend beteiligt. Mit den 12-Zacken-Steigeisen, welche sich immer mehr durchsetzten, vollzog sich eine wahre Revolution im Alpinismus. Man konnte nun mit dem Gesicht zur Wand in gewohnter Kletterstellung steigen und mit der dazu entwickelten Pickel-Ankertechnik sogar annähernd senkrechtes Eis bewältigen.

Es gelangen phantastische Eisanstiege wie z.B. das Dru Nordcouloir oder die Les Droites Nordwand, welche selbst heute noch ganz große Extremklassiker im Mont Blanc Massiv darstellen.

Die neuen Möglichkeiten veränderten die alpine Denkweise der jungen Generation. Immer steilere, immer radikalere Routen wurden versucht. Den Schottischen Eisklettergedanken nahm der Amerikaner Y. Chouinard auf und entwickelte dazu Eisgeräte mit einer völlig neuen Haue und messerscharfen Zähnen. Die ersten richtigen Eisfälle gelangen. Chouinard kletterte die schönsten Eiskaskaden von Utah und Colorado. Die junge Generation steigerte ihr Können weiter. Jeff Lowe kletterte den Brautschleier-Eisfall in Colorado. Diese Fotos gingen um die ganze Welt und begeisterten eine ganze Generation. Ähnlich schwierige Routen wurden versucht. Es gelangen Weeping Wall und Polar Circus in Kanada. Eisfallklettern entwickelte sich zu einer neuen Disziplin des Alpinismus.

In den Alpenländern wurde das Eisfallklettern aber erst nach den Erstbegehungen der größten Alpenwände für die junge Generation wirklich interessant. In Frankreich wurde die Bedeutung und der sportliche Wert dieser neuen Form des Bergsteigens nach dem Vorbild aus den USA zuerst erkannt. Es eröffneten sich neue Eiskletter-möglichkeiten, nicht mehr nur im Tal am gefrorenen Wasserfall zu Trainingszwecken, sondern auch in den großen Wänden der Alpen. Neue Wege, und die Frage des Stils wurden immer mehr zum Ziel.

Mixedklettern: die neue Dimension

»Wenn du fünfzig senkrechte Eissäulen geklettert bist, wird es langsam langweilig!«

Mit der Erstbegehung von »Trait de Lune« M8+ im Basler Jura (1997) war mir ein großer Traum gelungen. Es war die Steigerung von allem, was ich bisher geklettert war. Eine perfekte Mischung aus Fels und Eis. Für mich eine neue Dimension! Nie zuvor hatte ich solch ein Fels-Eis-Gebilde für kletterbar gehalten, geschweige denn versucht, daran hinauf zu klettern! Doch Träume sind dazu da, dass man sie zu verwirklichen versucht.

Diese Leistungssteigerung war nur möglich gewesen, weil ich bewusst das Sturzrisiko einkalkulierte – was ich im Mixed-Gelände noch nie zuvor getan hatte. Einen Sturz im Eis einzukalkulieren bedeutet sehr schnell Lebensgefahr! Hatte sich meine mentale Einstellung auf Kosten des Sicherheitsgedankens gewandelt? Ich glaube nicht, denn ich ging noch vorsichtiger zu Werke, als bei all meinen vorherigen Eisabenteuern! Aus Sicherheitsgründen, um nicht tödlich abzustürzen, griff ich den Sportklettergedanken auf und sicherte die Route, wie im Klettergarten üblich, von oben her ab. Da die Route im Basler Jura, also quasi im »Klettergarten« lag, war das für mich akzeptabel. Aber als Alpinist wollte ich doch den bohrhakenfreien Stil beibehalten. So konnte ich mit eingeschränktem, sehr genau kalkuliertem Risiko meine Route klettern und dabei auch meine persönliche Grenze kennen lernen. Der obere achte Eisgrad war erstmals in Europa Realität!



Robert Jasper klettert im Vorstieg in BASE M6+.

Um einen internationalen Vergleich zu haben, zog es mich mit meiner Frau Daniela nach Colorado ins Mixed-Mekka der USA. Hier wurde das Eis-Mixedklettern maßgeblich von Jeff und Alex Lowe geprägt. Mit »Octopussy« war Jeff 1994 die erste M8 der Welt gelungen. Die Bilder erregten auch bei uns in Europa großes Aufsehen und belebten dadurch den Mixedklettergedanken

wieder von neuem. Wie hätte ich 1998 den internationalen Vergleich besser finden können, als mit einer Wiederholung der damaligen Toproute »Amphibian M9«, der schwierigsten Mixedroute der Welt. Das gelang mir bereits im zweiten Versuch, für mich ein absolutes Highlight.

Von der Steilheit und Athletik war ich beeindruckt, es war eine kühne Linie. Der kanadische Eis- und Sportklettermeister Will Gadd hatte bei Jeff Lowe viel gelernt und trug viel dazu bei, dass Mixedklettern in Nordamerika sehr populär wurde.

Dass man die schweren Routen immer sportklettermäßiger mit Bohrhaken gut absicherte, war für mich zwar ein neuer Gedanke, aber wollte man bei steigender Schwierigkeit auch noch am Leben bleiben, kam man in den meisten Felsarten nicht ohne Bohrhaken aus. Mein Ideal, möglichst ohne Bohrhaken zu klettern und alle Sicherungsmittel selber zu legen, steigerte für mich aber immer mehr den Wert einer Route. Die Herausforderung ist um vieles höher, wenn man ohne Bohrhaken selber absichern muss. Es gab fast keine Routenmöglichkeit, wie auch beim Sportklettern in den obersten Schwierigkeitsgraden, wo man eine vernünftige bohrhakenfreie Absicherung fand.

Mit der Erstbegehung von »Flying Circus« M10 (1998) ging für mich ein absoluter Traum in Erfüllung. Es ist eine Ausnahmelinie, die man nur einmal im Leben findet. Schönheit, Eleganz und Schwierigkeit einerseits, und dass keine einzige der Zwischensicherungen gebohrt werden musste andererseits: für mich bis heute ein Wunder. Auch ist die Mischung aus Eis und Fels wirklich ideal. Solch ein Wunderwerk der Natur zu entdecken war ein Geschenk.

Das Eis- und Mixedklettern hat – besonders im Hinblick auf die Absicherung – eine ähnliche Entwicklung wie das Felsklettern durchgemacht. Es gibt viele bohrhakengesicherte Mixed-Sportkletterrouten der jüngsten Generation (bis M13), und daneben ältere, spärlich gesicherte Psychohämmer, in die nur sehr selten oder gar nicht mehr eingestiegen wird.

Robert Jasper und Bernd Rathmayr in BASE M6+.

Stil und Risikobereitschaft sind bekanntlich Geschmacksache. Wichtig finde ich nur, dass jeder weiß, worauf er sich einlässt, dass der Erlebnisfaktor und der Spaß nicht zu kurz kommen, und – für mich ganz wichtig –, dass man möglichst umsichtig und umweltschonend vorgeht. Der Stil des Erstbegehers sollte respektiert und nicht verändert werden. Dann ist die Wunderwelt aus Eis und Fels eine große Bereicherung für den Alpinismus, das Eisklettern ein faszinierender Sport, und man kann nur erahnen, welche Wege dadurch in der Zukunft noch eröffnet werden können.

»Die Stil- Frage« – Rotpunkt? Leshless? oder mit Handschlaufen?

Seit einiger Zeit hat nun auch im Eis- und Mixedklettern der Freiklettergedanke Einzug gehalten. Frei nach dem Motto »lieber mal reinhängen als abstürzen« sollte aber jeder selbst und von Situation zu Situation entscheiden. Eine saubere Begehung zählt nur im Rotpunkt- oder Onsight Stil! Die Routenvielfalt wächst von Jahr zu Jahr, aber im Gegensatz zum reinen Eis, wo man nach wie vor seine Schrauben immer noch selber drehen muss, gibt es im Mixedgelände immer mehr Routen mit Sportkletthercharakter und Bohrhaken. Das vermindert natürlich den Abenteuer- und Alpincharakter, schränkt allerdings zugleich das Verletzungsrisiko ein. Trotzdem ist man mit den scharfen Eisgeräten immer mehr gefährdet als beim Felsklettern.

Für mich persönlich geht der Idealweg aber ganz klar wieder weg vom sicheren Bohrhaken. Das größte Abenteuer ist für mich immer noch, wenn man seine Sicherungsmöglichkeiten selber in Kletterposition suchen und anbringen muss. Wenn die Arme immer müder werden, das ist wie ein Schachspiel unter Zeitdruck. Ein Friend in einen Riss, eine Eisschraube auf einem dünnen Eisschild, da muss man die Nerven und die Route voll im Griff haben.

In den letzten Jahren kam bei den ambitionierten Kletterern immer mehr der Gedanke auf, durch Weglassen der Handschlaufen im »Leshless-Stil« und ohne Sporen an den Steigeisen den sportlichen Wert einer Begehung zu steigern. Für den erfahrenen Kletterer mit langjähriger Routine, war das noch einmal eine deutliche Steigerung in Sachen »freies und faires Klettern im Eis«. Man benötigt zwar etwas mehr Fingerkraft beim Festhalten, aber die Wechselfreiheit der Eisgeräte ermöglicht eine um vieles größere Griffvielfalt, als wenn man fest an seine Eisgeräte gekettet ist.

Beim Leshless-Stil muss man aber unbedingt darauf achten, dass ein fliegendes Eisgerät fatale Folgen für Zuschauer und Sicherungskameraden haben kann. Die Eisgeräteindustrie griff in den letzten Jahren diesen neuen Gedanken auf und konstruierte speziell für Eiswettkämpfe neue Ausrüstung und Pickel mit Rennradlenker ähnlichen Griffen, auf denen der Kletterer dann zum Teil sogar ohne Hände rasten konnte. War das ein Fortschritt? Eine Entwicklung in Richtung »freies Klettern« war sie nicht. Aus meiner Sicht schossen diese Konstruktionen weit über das Ziel hinaus. Für mich sollte der Griff so ursprünglich wie möglich bleiben. Einen Fingerschutz, oder etwas angepasste ergonomische Griffe finde ich sinnvoll. Wenn aber das Festhalten ohne Handschlaufen leichter ist als vorher mit Schlaufen, dann stimmt da etwas nicht.

Wie auch immer, mit oder ohne Handschlaufen, jeder sollte selber das Risiko abwägen. Bei alpinen Touren waren wir uns alle einig. Ein vereister Pickelschaft, ein Treffer durch einen fallenden Stein können zum Verlust eines Pickels führen, erhöhen damit das Risiko und können zur Absturzursache werden. So ist es aus meiner Sicht zu empfehlen, die klassischen Eiswände eher mit Handschlaufen oder mit Fangschnüren am Gerät anzugehen.

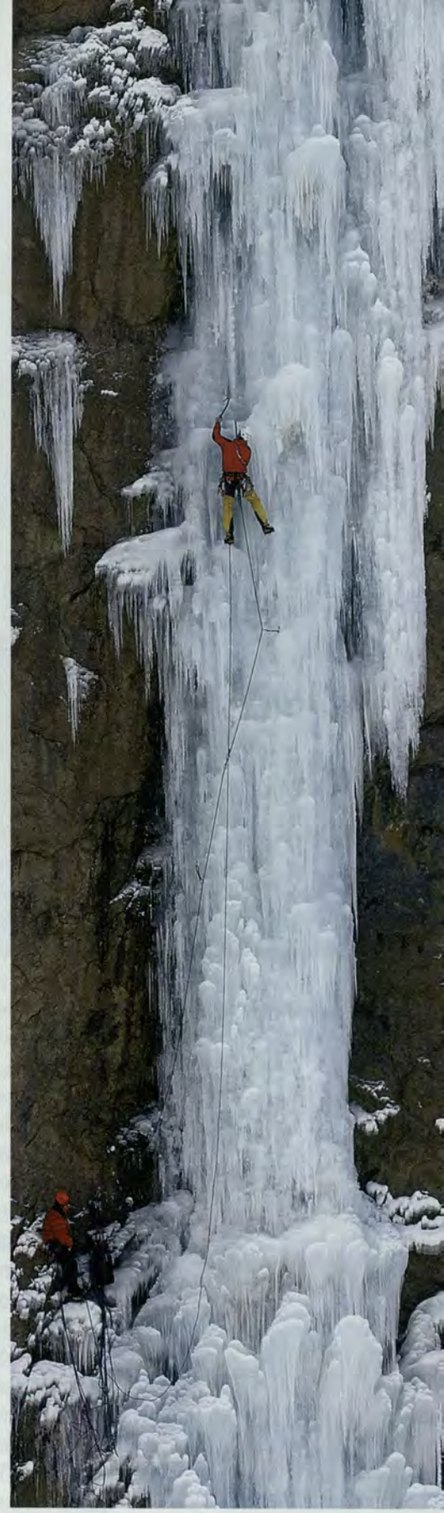
Bei reinen und eher leichten Eisfällen, egal welcher Länge, ist die Kletterei bewegungstechnisch gesehen relativ einfach und verlangt nicht wirkliche Griffwechsel, da man die Geräte dort platzieren kann wo man will. Vereiste Schäfte sind aber sehr häufig, es gibt so viele Faktoren, die einen überraschen können und die – selbst wenn die Fingerkraft noch stimmt – auch bei starken Kletterern zu einem höheren Risiko führen können. Die Absicherung im Eis ist meist sehr zweifelhaft und das Motto: »Stürze im Eis sind streng verboten« gilt nach wie vor!!

Im Spinnennetz der Technik ist es nicht immer leicht das Richtige zu finden. Fangschnüre sind bekanntlich Geschmacksache. 5-6 mm Reepschnüre verhindern den Verlust des Gerätes, man kann sich aber auch sehr leicht darin verfangen. Im hochalpinen Bereich, bei langen Wänden, sei es in der Lenzspitze oder in der Eiger-Nordwand, finde ich sie aber von großem Vorteil.

Jeder muss für sich selber entscheiden. Ist es mir das wert? Am Ende ist wichtig, dass man Spaß dabei hat, dass das Erlebnis Eis & Mixed stimmt und dass man zum Stil selber stehen kann! Meine vorgeschlagene Ernsthaftigkeitsbewertung könnte, sollte sie sich weiter etablieren, die Beurteilung des Routenniveaus und des zu erwartenden Risikos deutlich erleichtern.

Mixed Alpinstil

Die Übertragung des Freiklettergedanken auf die großen Nordwände oder bei Expeditionen war für meine alpinistische Entwicklung ein sehr wichtiger Faktor, und ich betrachte das Sportmixedklettern als ideale Trainingsform dafür. Es machte mir so viel Spaß, dass es zur eigenen Disziplin wurde.





Jasper klettert Neutour am Staubbachfall.

Alpinmixedklettern bedeutete aber immer die Königsdisziplin – viel ernster einzuschätzen, mit viel mehr Abenteuer und auch Risiko verbunden. Es war die Wiederaufnahme des alten Eisgehergedankens der Pioniere, nun aber mit neuem sportlicherem Stil: eben frei zu klettern.

In Chamonix entstanden neue Routen, harte Mixedlinien, aber alle mit technisch gekletterten Passagen. M. Bovin, Marc F. Twight, Andy Parkins und Francois Damilano, um nur ein paar zu nennen, waren sehr aktiv. Aber die Zeit war einfach noch nicht reif für komplett frei gekletterte Routen im Alpinbereich.

Mit »Knockin´on Heavens Door (ED+, M6+, VI, A3, 500 Meter) kletterte ich 1993 meine härteste Soloerstbegehung am Jungfraujoch. Ich war das Mixedgelände meist frei geklettert und hatte mich ein paar Mal selber gesichert. Dann kam einen Felsüberhang. Ich kletterte ein paar Meter technisch A2 mit Messerhaken und zwei Cliffs, das war zu dieser Zeit einfach so üblich. Aus heutiger Sicht wäre das in Drytoolingtechnik sicher viel besser und schneller gewesen. Diese Disziplin war aber noch nicht erfunden und so auch noch nicht in meinem Kopf vorhanden.

1997 eröffneten Stevie Haston und Laurence Gauilliot »Scotch on the Rocks« M7 am Mt. Blanc du Tacul, 4248 Meter. Diese 500 Meter lange Route stand als die härteste frei gekletterte Alpinmixedroute hoch im Kurs.

Zusammen mit meiner Frau Daniela versuchte ich die erste Wiederholung und eröffnete, da wir zuerst nur ein sehr schlechtes Topo hatten, quasi aus Versehen »Vol de nuit« M8-, 500 Meter im onsight Stil. Wir brachten alle Zwischensicherungen, sogar ein paar Schlaghaken, im Vorstieg an, ohne uns in die Eisgeräte oder Sicherungen zu hängen. »Scotch« wiederholten wir dann ein paar Wochen später auch noch onsight. Eine weitere Steigerung schien mir nur noch in den ganz großen Nordwänden möglich, und ich träumte seit einiger Zeit von einer Wiederholung der »No Siesta« Route in der Grandes Jorasses-Nordwand im Mt. Blanc Massiv. Sie galt als Horrortour, und um die erste Wiederholung rankten sich nur Gerüchte. Die zu erwartenden Schwierigkeiten und die schlecht einzuschätzenden Verhältnisse ließen mich des Öfteren einen Versuch verschieben.

2003 war ich zurück aus Patagonien. Zusammen mit Stefan Glowacz und unserem Fotografen Klaus Fengler war am Murallon im Patagonischen Inlandeis die Erstbegehung des 1000 Meter hohen Nordpfeilers über die Route »The lost World«, VII+, M8 E4 im puren Alpinstil in 26 Stunden nonstop gelungen. Wir hatten alles frei onsight geklettert, in Fels und Eis, das war ein absolutes Highlight.

Der folgende Eiswinter mit der zweiten onsight Begehung einer M11 weltweit (Mission Impossible M11, Val Savaranche, Italien) und meine Erstbegehungen von Vertical Limits M12 (erste M12 in Europa) und Batman M12 bestätigten meine gute Form und ich fühlte mich fit für das Abenteuer, den Stand des modernen Mixedkletterns in die düstere winterliche Grandes Jorasses-Nordwand zu übertragen.

Grandes Jorasses-Nordwand – 1. freie Beg. onsight »No Siesta« M8, E5, 1100 m.

17. März 03: Aufstieg zur Leschauxhütte

Es ist bitter kalt. Der Kocher surrt gemütlich und verbreitet eine kaum spürbare Wärme, die aber die Biwakschachtel doch wohlig warm erscheinen lässt. Während ich koche, bastelt Markus Stofer noch an seinen Eisgeräten. Mit seiner Minifeile verleiht er den Eisgeräten den letzten Rennschliff. »Das hätten wir aber zu Hause auch leichter erledigen können.« »Wenn man Zeit hat«! Wir hatten ja wirklich alles auf die letzte Minute noch hin bekommen. Markus hatte mit seiner Firma kämpfen müssen, um frei zu bekommen. Dann am Morgen, als ich schon unterwegs war, rief er mich an: »Du musst mich abholen, mein Auto hat nun endgültig den Geist aufgegeben!« »Wo?« »Autopanne auf der Autobahn.« Zum Glück auf einer Raststelle fast auf meinem Weg. So verlieren wir nicht allzu viel Zeit! Dann das Packen bei Markus in Bern. Weiter geht es mit Vollgas nach Chamonix. Wir müssen uns beeilen, die letzte Bahn geht früh am Nachmittag.

Geschafft! Voll beladen fahren wir mit unseren Ski das Vallée Blanche hinunter zur Abzweigung des Leschauxgletschers. Die Oberschenkel brennen, aber wir sind uns einig! »Besser schlecht gefahren als gut gelaufen!« Die prophezeiten Superverhältnisse in Chamonix entpuppen sich am Mont Blanc du Tacul als recht bescheiden. Kein Eis in »Scotch on the Rocks«, ok, das ist noch normal. Das Supercouloir sieht auch nicht viel besser aus. Oh je! Uns kommen die ersten Zweifel, ob in der Jorasses-Nordwand überhaupt genug Eis zu finden ist? Die Topverhältnisse scheinen sich nur auf den Argentièrekessel zu beschränken. Nach dem Motto »Schau'n wir mal...« wollen wir bis zum Einstieg gehen und dann entscheiden.

18. März 03: Der 1. Tag in der Wand

2 Uhr: Der Wecker piepst mich aus dem Schlaf. Aufstehen, kochen, Frühstück machen, dann geht es los. Mit den Ski geht es im Vollmondschein zum Einstieg, fast den gesamten Weg über den Gletscher ohne Stirnlampen. Das ist ein Luxus! Und spart kostbare Batterien.

Anseilen, etwas trinken, es wird schon hell. Gesichert überqueren wir den Bergschrund. Den ersten ca. 350 Meter hohen und 55° steilen Firnhang steigen wir dann seilfrei. Markus trägt unseren Rucksack, ich das gesamte Klettermaterial. So gewinnen wir schnell an Höhe. Die erste kombinierte Steilstufe war schon von der Hütte aus gut sichtbar. Ob sie gehen würde war uns nicht klar. Sie sieht auch aus der Nähe immer noch sehr schwierig aus. Das Eis wird immer dünner, wir treffen auf Fels. Stand bauen, anseilen, dann geht es richtig los! Ich folge einem Eisstreifen, der immer dünner in die Granitplatten zieht. Die erste heikle Passage lässt nicht lange auf sich warten. Die letzte Sicherung, ein Klemmkeil, liegt schon etliche Meter unter mir, nichts zum Halten und nur Zentimeter dünner Pressschnee auf den glatten Granitplatten. »So kenne ich dich Chamonix«, denk ich mir. Da ist wieder das unangenehme Gefühl, dass jeder Fehler fatale Folgen hat. Ruhe bewahren, nur der nächste Meter zählt! Völlige Konzentration stellt sich ein. »Robert, Seil aus!« Schon sind die 70 Meter zu Ende.

Mit dem letzten Meter erreiche ich eine kleine Felsinsel: eine Schlinge, ein alter Abseilhaken. Nach etwas Bastelei steht der Stand, er ist ganz ok. In der nächsten Seillänge treffe ich auf die Steilstufe, welche uns von der Hütte aus als dickes Fragezeichen aufgefallen war. Ich steuere einen Riss an, die einzige Möglichkeit im kompakten Plattenschuss. Ein paar Felshaken unter dem Schnee. Super, das sollte gehen! Das Mixed- und Drytoolingtraining den ganzen Winter

über macht sich voll bezahlt. Ein paar Jahre zuvor hätte ich hier mit einem mulmigen Gefühl im Magen in die Rostgurken gegriffen, jetzt brauche ich den Schrott nur als Sicherung. Die Eisgeräte in den eisigen Riss klemmend »hooke« ich hinauf. Ein paar heikle Züge und das Gelände wird etwas flacher, wieder so um die 70° steil. Über Eisflecken, die durch dünne, aber nicht allzu schwierige Couloirs verbunden sind, erreichen wir in Wechselführung schneller als gedacht den Firnrücken und das folgende Rinnensystem. »Das sieht ja gar nicht so schwierig aus!« Mit vollem Elan steigt Markus in die steile Rinne, zuerst über Eis, dann wird es immer felsiger. Meter für Meter, das Seil läuft immer langsamer nach, die Sicherungsabstände werden immer kürzer. »Pass auf! Das ist richtig schwierig hier!« Als ich nachsteige, staune ich nicht schlecht. »Super gemacht Markus! Das war also doch schon die A2-Passage im Tschechen-Topo! Ist mindestens M7+! Das sah von unten viel leichter aus.« »Was? Wir sind schon am ersten Tschechenbiwak?« »Das sieht aber nicht gerade gemütlich aus, lass uns weiter schauen. Es ist mindestens noch drei Stunden hell. Schlecht biwakieren können wir auch später noch!«

Den ganzen Tag können wir die Freikletterparole durchhalten. Onsight geht es über ehemalige Technopassagen hinweg. Mein Traum, eine freie Begehung der »No Siesta« zu schaffen, nimmt mit jeder gewonnenen Seillänge mehr Gestalt an. Zwar hatte unser 70-m-Seil die 38 Seillängen der Tschechen schon enorm schrumpfen lassen, aber es war immer noch ein weiter Weg. Genau gesagt noch mindestens zwei weitere Tage – und vor allem die schwierigsten oberen fünfhundert Meter der Wand.

Im letzten Licht quere ich immer entnervter das fast senkrechte Eisschild nach links. Wo soll denn hier der verflixte zweite Biwakplatz der Tschechen sein!?? Jetzt muss ich aber schnell was finden, sonst können wir die Nacht im Gurt hängend verbringen, und das ist im Winter noch weniger ein Vergnügen als im Sommer.

Verzweifelt klettere ich weiter und weiter. »Das Seil ist gleich aus!« Ich erreiche über eine heikle Querung ein kleines Schneefleckchen. Das muss als Biwakplatz ausreichen. Ich baue einen Stand: »Markus... nachkommen!« Jetzt erst schießt es mir durch den Kopf. Hier ist an ein Nachziehen des Rucksacks unmöglich zu denken. Oh je, das ist zu schwer mit dem Sack auf dem Rücken, und dann die Querung! Markus kämpft im immer spärlicher werdenden Licht. Wie er es schafft, den Stand zu erreichen, ist mir ein Rätsel. Zitternd und zähneklappernd vor Kälte und Anspannung reiße ich die Daunenjacken aus dem Sack. »Wo ist denn nun der gute Platz?« fragt Markus. Ich spüre den Vorwurf in seiner Frage. »Du kannst dort oben den besseren Platz haben, auf dem Felszacken sogar liegen, und für die Füße noch eine kleine Plattform ins Eis hacken! Das ist doch ganz ok!«

Aber wo ich biwakieren soll, ist mir noch ein Rätsel. Klar ist mir nur, dass ich nicht die ganze Nacht im Gurt hängen will.

Ich beginne so schnell wie möglich – so wird einem auch wärmer – mit dem Eisbeil auf das Eis einhackend mit dem Biwakbau. Mist, da funkt es schon wieder. So wenig Eis? »Blöder Fels!« Nein, das reicht nicht zum liegen. Markus verkriecht sich schon im Schlafsack. Scheiße! Er hat das Rennen deutlich gewonnen. Jetzt bin ich der Depp, der Idiot, der den schlechteren Platz hat. Und ich habe den besseren so leichtfertig verschenkt, ohne Kampf. Man ist in solchen Situationen so nahe dran, nur noch an die eigene Haut zu denken. Alles andere wird einem immer mehr egal. Stinkig hacke ich auf dem Fels herum. Gerade hier muss der Granit so solide sein. Kein Spitzchen lässt sich abschlagen. Nach einer Ewigkeit habe ich aber doch eine kleine Plattform geschafft, mehr zum ›im Gurt hängen‹ als zum Sitzen, und der Pulverschnee rieselt über den Rand weg in die Tiefe. »Shit...!« Jetzt muss ich auch noch! »Piss doch einfach darauf, wenn es friert hast Du´s geschafft!« Dann verschwindet Markus Kopf wieder im Schlafsack. »Danke für den Tipp!« Eigentlich gar

nicht so dumm. Es funktioniert. Aber nach einer Weile rutsche ich in meinem Schlafsack dem Abgrund entgegen. Oh nein! So geht das nicht. Die Füße hängen ins Leere, so kann ich nicht schlafen. Was tun? Da kommt mir die rettende Idee. Mit dem leeren Rucksack baue ich eine Hängematte für sie. Nun noch Kochen! Aus dieser Position ist das fast unmöglich. Flüssigkeit muss aber sein.

Die Nacht wird noch um vieles unangenehmer. Ich rutsche immer wieder in Richtung Abgrund. Im Gurt hängend schlafen die Füße ständig ein. Immerhin bin ich im warmen Schlafsack. So schlafe ich wenigstens ab und zu vor Erschöpfung ein paar Stunden. »Das ist viel besser, als im Stehen zu erfrieren!«

19. März 03: Der 2. Tag in der Wand.

Als ich aus dem Schlafsack schaue, sind die Sterne verschwunden. Es ist noch dunkler geworden, Nebel hüllt uns ein. Ist das ein Albtraum? Erst beim zweiten Hinsehen merke ich, dass es leicht zu schneien begonnen hat. Das Wetter ist schlecht...das gibt es nicht! Der Wetterbericht war doch für die ganze Woche bestens. Dass die sich im Winter irren könnten, ging mir nicht in den Kopf. Vor dem Morgengrauen war eh nichts zu entscheiden, so verkrieche ich mich noch einmal.

Es dämmert bereits, als ich den Kopf wieder aus der Schlafsackkapuze strecke. Meine Knochen schmerzen an den Auflagepunkten, wo die Felskanten die ganze Nacht auf dieselbe Stelle gedrückt haben. An ein Umdrehen war ja nicht im Traum zu denken gewesen. Markus ist auch schon wach und schaut mindestens so erstaunt von seinem Horst herunter wie ich zu ihm hinauf. »Was denkst du. Nur eine kurze Störung oder ein Schlechtwettereinbruch?« Die Wolken quellen wie die Fangarme einer Spinne über die Grandes Jorasses und ziehen von Süden kommend tief hängend herein. Schneeschauer machen das Ganze sehr ungemütlich. Trotzdem werfe ich den Kocher an und beginne mit der ewigen Schnee-zu-Wasser-Zeremonie. Erst mal was essen, dann sehen wir weiter. Markus sucht im Schlafsack, zwischen Handschuhen und dem ganzen anderen Zeug was in der Nacht trocknen muss, nach dem Handy-Akku. Und das dauert ewig. Endlich, da ist der Akku – und der Schweizer Wetterbericht verspricht uns nur ein paar Wolkenfelder im äußersten Westen, dann weiter sonnig und sogar etwas wärmer. »Das hört sich doch super an. Lass uns weiter klettern!« Ich zögere etwas. Vielleicht steckt mir noch das Erlebnis von damals, als ich mit einem Freund am Walkerpfeiler aus fast derselben Höhe im Wettersturz einen Horrorrückzug antreten musste, in den Knochen. Das war eine harte Sache gewesen. Aber nun freiwillig abzuseilen, das Risiko der schlechten Abseilhaken auf sich zu nehmen, das erscheint mir viel gefährlicher als dem Schweizer Wetterbericht zu vertrauen. Die aufgehende Morgensonne löst die Wolken immer mehr auf.



Robert Jasper in Mission Impossible M11.

Als der Sack gepackt und die Steigeisen unter die Sohlen geschnallt sind, ist wieder bestes Wetter. Glück gehabt! Nichts wie weiter, es ist schon zehn Uhr, wir haben sehr viel Zeit verloren. »Wo geht's nun weiter?« Das Topo war bis jetzt recht genau. Nun sehen wir aber keine wirkliche Übereinstimmung, alles ist gleich. »Das soll vier plus sein? Im Sommer vielleicht! Im Winter sicher nicht!« Vorsichtig mogle ich mich über hohle Schuppen die senkrechte Wand hinauf in die anvisierte Verschneidung. Das könnte stimmen. Aber eine Diskussion um den weiteren Routenverlauf kostet uns noch einmal eine volle Stunde. Es ist einfach unklar, wo es weiter geht. Wir haben mehrere Möglichkeiten, aber alle sehen gleich schlecht aus. »Das musst du entscheiden!« Markus hatte

mich gewarnt. »Ich entscheide mich eh immer für die falsche Variante, nimm doch einfach die andere!« Leichter gesagt.... Ich entscheide mich nach langem nervenaufreibendem Hin und Her für die brüchigere und daher weniger kompakte Verschneidung. Dort sollte es, so meine Logik, mehr zum Sichern geben. Nach dem Motto »sollte schon halten«, gewinne ich Meter für Meter. Nach einer Ewigkeit dann das erlösende »Stand – kannst nachkommen«.

»Keine Lust mehr! – Bin steinhart gefroren! Abseilen. Rückzug!«

Ich traue meinen Ohren nicht, das kann nicht sein!

»Nein, nein, nein, weiter hoch, wir haben es bald! Das kannst Du nicht mit mir machen, nicht von hier oben, nicht bei dem Superwetter! Ich will da hinauf, das ist einer meiner größten Träume, seit Jahren schon!«

»Den halben Tag für läppische fünfzig Höhenmeter, ich hab darauf keine Lust. Gestern war schon wirklich super, aber ob da oben noch Eis kommt, das wissen wir nicht. Dann brauchen wir vielleicht noch zwei Tage mehr! Das kann ich nicht machen!«

Markus hatte ja Recht, wir waren heute wirklich nicht vom Fleck gekommen, aber ich hatte eigentlich schon zu Hause damit gerechnet, am zweiten Tag nur die Schlüsselzone zu klettern. Von den sechs Längen aus dem Topo hatten wir immerhin schon zwei.

»Wir müssen das einfach positiv sehen, heute den Schlüsselteil und morgen den Rest.« »Dann steig mir wenigstens heute nur nach«, bettle ich.

»Ok. Schauen wir halt noch ein Stück weiter wie es läuft!«

Damit habe ich was ich will, es geht weiter, weiter bergauf. Mein Traum ist nicht gestorben. Ich weiß, dass ich mich kein zweites Mal hier hinaufschinden würde.

Die Schlüsselstelle besteht darin, ohne Benützung eines absturzbereiten losen Felsblocks den A0-Quergang zu schaffen. »Sauheikle M8-!« Die nächste Länge war im Nachhinein gesehen die Länge der Entscheidung. Freiklettern – oder egal wie hinaufkommen. Diese Frage stellt sich mir erst gar nicht. Zu sehr habe ich mich angestrengt, um bis hierher alles frei zu schaffen. Auch die Schlüsselseillänge, Plattenkletterei im Bereich 7- A1/2, gehe ich frei im onsight-Stil an. Dass dies die Sommerbewertung der Tschechen ist, wird mir etwas zu spät klar. Zwar erfolgte die Erstbegehung schon im Sommer 1986, aber dass die beiden Tschechen vom Klettern in Fels und Eis was verstanden, daran hatte ich nie gezweifelt. Die Linie ist äußerst kühn und genial gewählt. Dass die beiden mit der damaligen Eistechnik im Alpinstil so was erstbegehen konnten, ist eine absolute Topleistung, die wohl schlichtweg nie gewürdigt wurde, weil einfach niemand da hinauf kam.

Ein scharrendes, quietschendes Geräusch verrät meine Bemühungen, mit den Frontzacken meiner M10-Steigeisen die Reibung von EB´s/Kletterschuhen zu imitieren. Nicht ganz erfolgreich, aber ausreichend. Mit einem gewagten Unterhook à la »Mission Impossible« und dem daraus folgenden »Mantle-Aufrichter« wage ich die Crux! Nun stehe ich endgültig abflugbereit, ohne Halt auf der Reibungsplatte und bin schon zu weit von meiner letzten Sicherung entfernt, um über Frei- oder Technischklettern philosophieren zu können. Es gibt nur noch einen Weg und der führt weiter hinauf. Wie in Trance klettere ich die Länge, es macht mir irgendwie sogar Spaß. Alles aus dem müden Körper herausholend, alle Mixedtricks, meine ganze Erfahrung einsetzend, klettere ich weiter, mit ein paar Friends zur Sicherung geht es den breiten, überhängenden Riss hinauf. Die Eisen scharren, ich schraube die Eisgeräte erbarmungslos fest zu. »So leicht lass ich euch hier oben nicht los.« Wo kein Tritt ist, muss eben Gewalt her. Geschafft! Ohne Sturz oder Hänger, frei, im Mixedstil M8, und das in solch einer großartigen Nordwand. Markus ist nun auch wieder vom Mixedfieber infiziert. Kein Wunder bei dieser super Kletterei. Der Rucksack ist im steilen Fels schnell nachgezogen und der morgendliche Durchhänger nun endgültig vergessen. Auch Markus klettert die Länge frei. Es macht uns beiden wieder höllisch Spaß!

In solchen Wänden frage ich mich immer, wo die Zeit geblieben ist. Der Schlüsselwandteil liegt zum Glück endlich unter uns und zufrieden entscheiden wir, heute etwas früher als gestern zu biwakieren. Um nun wirklich den besten Platz zu finden, steige ich noch dreißig Meter weiter, da ist aber nichts Besseres. Markus lässt mich wieder zum Stand ab. Fünf Meter unter uns hatten wir eine kleine Leiste entdeckt. Das dritte Tschechenbiwak. Ich erwische heute den Joker, das bessere Ende der Leiste, und kratze zufrieden eine Liegefläche, genau für mich maßgeschneidert, aus dem Eis. Super, endlich mal wieder so richtig ausstrecken! Ausgleichende Gerechtigkeit. Aber auch Markus hackt was das Zeug hält, und zufrieden liegen wir in der Steilwand, völlig exponiert über dem Abgrund, aber dennoch recht gemütlich in den Schlafsäcken. Wir haben sogar eine Seilbahn zwischen unseren Plätzen gespannt. Ich lasse heißes Wasser in einer Thermosflasche zu Markus hinüber. So muss keiner von uns bei den eisigen Temperaturen aus dem Schlafsack.

Es ist aber noch nicht Zeit zum Schlafen. Meine Steigeisenzacken und die Hauen der Eisgeräte sind völlig rund geklettert, und das Eisfeld über uns wartet mit sprödem Winterblankeis, da will ich morgen nichts anbrennen lassen. Erst nach einer mühsamen Nachtschicht mit der Feile entscheide ich, dass die Zacken wohl nun doch scharf genug sein müssten.

20. März 03: Der 3. Tag in der Wand

Nach einer sehr guten Nacht koche ich schon in der ersten Dämmerung Wasser fürs Frühstück. Nun ist Markus mit dem Steigeisenschleifen beschäftigt und wir sind uns einig, nächstes Mal eine etwas größere Feile einzupacken. Heute ist unser Tag, das spüren wir! Alles läuft wie geplant, zügig würgen wir unser Frühstück hinunter. Viel ist eh nicht mehr übrig. Die Vorräte sind fast aufgebraucht, das machte aber auch den Rucksack leichter.

Die Geschichte der französischen Zweitbegehung von Francois Marsigny und Olivier Larios verunsichert uns zwar noch etwas. Sie sind nicht gerade Unbekannte in Sachen Alpinklettern und hatten für die letzten acht Seillängen einen vollen Tag gebraucht und so zum noch wilderen Ruf der Route beigetragen.

In Wechselführung steigen wir zügig los, gespannt was da noch auf uns zukommen könnte. Kletterei im Bereich zwischen M5 und M6 bietet uns kein größeres Hindernis. Der Gipfel des Pointe Walker neben uns scheint schon auf fast derselben Höhe zu sein. Wir werden immer optimistischer, den Gipfel ohne weiteres Biwak zu erreichen. Die Kletterei ist so schön, dass sie uns trotz der zunehmenden Erschöpfung immer mehr Spaß macht.

Eine letzte Verschneidung, Drytooling auf viertausend Meter, kein Problem. Um drei Uhr Nachmittags wühlen wir uns durch die Wechte des Gipfelgrates. Geschafft! Sonne strahlt uns entgegen, Wärme, vorbei das Frieren in der kalten Wand. Ein phantastischer Blick hinunter zum Gran Paradiso und ins Aostatal. Überglücklich reichen wir uns die Hand. Wir sind uns einig: Das war eine der besten Alpentouren überhaupt. Halt eben »No Siesta« – so wie wir es lieben!



Jasper klettert Neutour am Staubbachfall.

Auf den Spuren von Younghusband

Durch das Braldu- und Muztagh-Tal zur K2-Nordwestwand

VON MICHAEL BEEK

Younghusband und Schomberg, die Entdecker des Muztagh-Tales

Francis Younghusband kam 1889 vom Shaksgam-Tal kommend durch das Muztagh- und Braldu-Tal geritten und überquerte den Shimshal-Pass um den Mir von Hunza aufzusuchen. War doch damals Hunza der »Schlüssel« zum Tor von Zentralasien in die indische Tiefebene und an diesem Tor waren Russland und die Briten politisch sehr interessiert. (siehe auch in meinem Reiseführer Pakistan unter »Gilgit Game«)

Younghusband war ein außerordentlicher Mensch und Abenteurer und es gelangen ihm viele heikle Missionen als Offizier seiner Majestät von England. 1906 lebte er längere Zeit als britischer Botschafter in Kaschmir. 1919 wurde er in London zum Präsidenten der Royal Geographic Society gewählt.

Nach Younghusband gelang es dann lange Zeit keinem Ausländer mehr in diesen Teil der Welt vorzudringen.

Doch an den Lagerfeuern der Shimshalbauern wird bis heute gerne eine Geschichte erzählt über einen Mann namens »Shamber«. Er soll nämlich vor vielen Jahren im Auftrage des Mir von Hunza das Muztagh-Tal erkundet haben. Folgende Geschichte erzählt man sich: Shamber kam damals von Raskam in China nach Furzin-i-dasht. Dies ist eine Oase am Zusammenfluss der Flüsse Braldu und Muztagh. Dort wurde er von den beiden Shimshali »Balbul« und »Abdullah« überrascht und festgenommen und nach Baltit zum Mir von Hunza gebracht. Shamber und der Mir sprachen lange miteinander und schließlich war der Hunzakönig so angetan von seinen Berichten, dass Shamber in seinem Auftrag das gesamte Muztagh-Tal erkunden durfte. Er rüstete ihn dazu mit 20 Trägern, Verpflegung für 2 Monate und einem Ziegenbalgboot aus. Und Shamber gelang es damals tatsächlich von Shimshal nach Askole zu gehen, für die damalige Zeit eine große Leistung.

Abdullah, einer der Shimshali die Shamber in Furzin-i-dasht festnahmen, war der Großvater von Ali Rahman, meinem Guide.

Ich suchte nach Unterlagen über jenen Shamber und tatsächlich fand ich nach langem Suchen im Internet einen Bericht von Colonel R.C.F. Schomberg im Journal der Royal Geographical Society – Institute of British Geographers aus dem Frühjahr 1947 unter dem Titel »North Karakorum: A Journey in the Muztagh-Shaksgam Area«. Das musste er sein, jener »Shamber« von dem meine Shimshali berichteten. Er startete am 20. Juni 1945 von Baltit nach Shimshal und weiter nach Furzin-i-dasht ins Muztagh-Tal. Er war der zweite Erkunder des Muztagh-Tales und erreichte schließlich über den Sarpo-Lago-Gletscher und den Muztagh-Pass Askole, zusammen mit Trägern aus Shimshal. Er geistert bis heute durch die Köpfe der Shimshali und viele haben irgend einen Großvater oder Urgroßvater der mit »Shamber« bzw. Colonel Schomberg unterwegs war. Und Mehman hatte sogar noch irgendwelche Aufzeichnungen seines Urgroßvaters in seinem Haus gefunden.

Es ist noch dunkel im Zimmer als draußen die kehlige Stimme des Muezzin ertönt, der seine Gemeinde zum morgendlichen Gebet aufruft. Für einen Moment bin ich orientierungslos – weiß für Sekunden gar nicht wo ich eigentlich bin – doch dann holt mich die Wirklichkeit wieder ein. Ich bin in Pakistan, in Gilgit in den »northern-areas«. Der Ort liegt 1450 m hoch und dient als Versorgungsstützpunkt für die umliegenden Gebirgstäler. Eine 44-sitzige Fokker Friendship Baujahr 76 fliegt ein oder zweimal am Tag von Islamabad in einer Stunde und 15 Minuten das Indus-Tal entlang nach Gilgit. Jeden Tag zwei Maschinen stehen auf dem Flugplan von PIA, doch nur wenn das Wetter am Nanga-Parbat gut ist und die Wolkenbasis nicht zu tief, ansonsten dreht der Pilot einfach um und fliegt zurück nach Islamabad. Ich hatte Glück und durfte den Flug an der Nanga-Parbat West- und Nordflanke entlang bewundern. Statt 16 Stunden mit dem Bus die 630 km durch das Indus-Tal zu rasen.

Gilgit ist schon fast meine zweite Heimat. Genau vor 25 Jahren kam ich das erste Mal hierher. Ich war von Dr. K.M. Herrligkoffer eingeladen, ihn im Basecamp seiner Nanga-Parbat Südwestgrat Expedition zu besuchen. Damals lernte ich Pakistans Bergwelt auf sehr individuelle Art und Weise kennen. Ich war Student, hatte nur wenig Sorgen und genoss die Freiheit hin zu gehen, wohin ich wollte. Zwei Monate blieb ich in Pakistans Norden und lernte die sprichwörtliche Gastfreundschaft der Bergbewohner kennen. Wieder daheim in Deutschland fasste ich dann an einem trüben Novembertag in einem Hörsaal einer Universität den Entschluss: ich gehe wieder nach Pakistan und werde in Zukunft versuchen mein Auskommen als Organisator von Trekkingtouren und Bergexpeditionen zu bestreiten.



K2-Nordwestflanke vom Muztagh-Tal aus gesehen.
Alle Bilder vom Autor

Es klopft an der Türe des Hotelzimmers und es ist Rahman aus Shimshal, mein staatlich autorisierter Guide. Wir haben vorgestern gemeinsam in Islamabad beim Ministerium für Tourismus unsere Tour gebrieft. D.h. das Permit gezahlt, die Route abzeichnen lassen, und die erforderlichen Träger versichert. Dies alles ist Pflicht und ein Beamter der Regierung überprüft den gesamten Vorgang. Ich kann es immer noch nicht glauben – Jahre habe ich darauf gewartet –, aber ich erhielt tatsächlich die Genehmigung von Shimshal durch das Braldu-Tal ins Muztagh-Tal zu gehen und mir von dort einen Weg an der K2-Nordwestflanke entlang hinüber ins Baltorogebiet zu suchen. Lange habe ich darauf gewartet, denn nie zuvor war ein Tourist im oberen Muztagh-Tal.

Grenzverlauf Pakistan-China

Nach Schomberg war anscheinend niemand mehr im Muztagh-Tal und selbst die Shimshali zog es allenfalls im Winter bis ins Braldu-Tal mit ihren Yakherden. Das Grenzgebiet zu China war in weiten Teilen Sperrgebiet, zu ungenau war der Grenzverlauf zwischen Pakistan und China geregelt. In den 50er Jahren vereinbarte man, dass die Wasserscheide zwischen Zentralasien und der indischen Tiefebene die Grenze zwischen beiden Staaten sei. Man kann diesen Grenzverlauf auch heute noch auf vielen Karten eingezeichnet sehen. Das bedeutete, dass die Grenze kurz hinter dem Shimshal-Pass verlief. Die Bergbauern von Shimshal konnten darum über Jahrzehnte nicht mehr mit ihren Yakherden im Winter ins Braldu-Tal ziehen. Erst 1964 gelang es der Pakistanischen Regierung die Chinesen zum Einlenken zu bewegen. In Peking einigte man sich dann darauf, das Muztagh-Tal als Grenzverlauf zu akzeptieren. Die chinesische Garnison verließ ihren Stützpunkt im Braldu-Tal.

Aufbruch

Heute ist der 8. Juli und es war ausgemacht, dass Qurban und Alif, meine beiden Freunde aus Gulmit nach Gilgit kommen sollten. Die beiden sollen die Verpflegung einkaufen und all das was man so braucht für eine Tour in die Wildnis des Karakorums,



Shimshalpass.

denn vom Streichholz bis zur Waschseife muss schließlich an alles gedacht werden.

Meine Ausrüstung besteht nur aus dem Nötigsten: bewährte und eingelaufene Leichtbergschuhe, strapazierfähige Hose, Faserpelz und Gore-Regenjacke, Handschuhe, Gamasche, Unterwäsche, mein Bergstock, Seidenhandschuhe und Seidenmütze, spezielle Trekkingstrümpfe, Stirnlampe, zwei HMS-Karabiner, Abseilachter, Gurtzeug, Steigeisen, Pickel. Das Nötigste wiegt nicht mehr als 15 kg plus Kameraausrüstung.

Am nächsten Morgen gegen 10 Uhr verlassen wir die Oase Gilgit und biegen in das Tal des Khunjerab-Flusses ein, den man hier unten auch Hunza-River nennt. Der Karakorum-Highway beginnt kurz hinter Gilgit am Checkposten und über ihn werden wir nun in drei bis vier Stunden das Hunza-Tal erreichen. In Karimabad machen wir länger Rast. Eine weitere Stunde Fahrt auf dem KKH bringt uns dann nach Gulmit/Gojal.

Wir fahren hinauf zum Poloplatz von Gulmit und dort nach links bis zum Village-Hotel. Es ist bewusst einfach gehalten mit seinen traditionellen Lehmhäusern und dem schönen Aprikosengarten.

Shimshal

Am nächsten Morgen holt uns ein Jeep im Hotel ab. Wir fahren zuerst zum Dorf Passu und dann weiter zum mächtigen Batura-Gletscher. Unterhalb des Popdan-Peak – der auch als Kathedrale bezeichnet wird – führt eine neue Jeeppiste über den Hunza-Fluss und dann geht es nach Osten in das enge Tal hinein über Jurjur hinauf nach Dut. Dies war früher das erste Camp, wenn man zu Fuß nach Shimshal ging.

Bis vor drei Jahren war Shimshal noch eines der am weitesten entfernten Dörfer vom Karakorum-Highway. Man sagte sogar, dass nicht mal ein Esel den Weg nach Shimshal gehen könnte. Und in der Tat musste alles, was man in Shimshal so zum täglichen Leben brauchte, mit Yaks entlang der steilen Felsabgründe transportiert werden. Mindestens drei Tage ging man über Dut und Ziarat hinauf nach Shimshal-Dorf. Ein teils gefährlicher Weg, und darum fanden nicht viele Touristen Shimshal attraktiv. Bis eben vor drei Jahren die neue Jeeppiste fertiggestellt wurde. Insgesamt vier Jahre dauerte die Arbeit, finanziert mit Geldern der Aga-Khan Foundation. Die Piste wurde zum Teil Stück für Stück aus dem Fels gehauen oder gesprengt. Nun erreicht der Jeep Shimshal in 5-7 Stunden, wenn kein Erdrutsch irgendwo auf der Strecke der Fahrt ein Ende bereitet. Bei uns war sechs Kilometer vor Shimshal die Straße zu Ende. Ein Gletscherfluss hatte in der Nacht zuvor die Piste mit Geröll und Schlamm überschüttet und außerdem eine Brücke fortgerissen. Das bedeutete für uns alles abladen und warten bis uns ein Fahrzeug von Shimshal holt. Nach drei Stunden kam dann ein Traktor mit Anhänger und rumpelte mit uns zum Dorf.

Shimshal liegt in 3095 m Höhe. Zur Zeit leben etwa 1700 Menschen dort, die sich ausnahmslos mit Landwirtschaft und Viehzucht beschäftigen. Im Sommer, zwischen Juni und Anfang September, ziehen die meisten Frauen mit den Kindern und sämtlichem Vieh auf die hohen Weiden von Shuwert, die auch Pamir genannt werden. Dort wird im Sommer gebuttert und Yoghurt und Käse hergestellt, die ausnahmslos für den eigenen Bedarf im Winter benötigt werden.

Mittlerweile gibt es auch ein kleines, einfaches Hotel in Shimshal. Wir durften aber im Hause meines langjährigen Agenturmitarbeiters Ghulam Shah übernachten. Seine Frau beköstigte uns bestens mit Naturprodukten der Shimshalküche.

Mannschaft, Ausrüstung und Verpflegung

Am nächsten Tag regnete es und wir nutzten ihn um die notwendigen Träger zu rekrutieren. Am darauf folgenden Tag besuchte uns Mehman Khan mit seinem Neffen Ali Sher, Mohamad Jahn – ebenfalls ein Verwandter von ihm – und Eid Mohamad. Alle vier waren mir auf Anhieb recht sympathisch. Mehman Khan und Alif Mohamad sollten beide mit mir zusammen den Weg erkunden. Die drei Träger mussten in den ersten Tagen ihre Last von ca. 40 kg doppelt tragen, das bedeutete, sie gingen zum Teil die Etappen zwei Mal an einem Tag. Die Menge des Gepäcks war dann auch unser größtes Problem. Weniger unser persönliches Gepäck, sondern die Verpflegung. 30 Tage Verpflegung für 8 Personen ist nicht wenig. 50 kg Mehl, 15 kg Dal, 30 kg Reis, 5 l Öl, 20 l Kerosin etc. um nur die wichtigsten Dinge zu nennen, da kommt einiges zusammen. Und wir nahmen auch nur das Wichtigste mit, nur das, was die Shimshali auch bei ihren Exkursionen mitnehmen würden. D.h. kein Zucker, keine Schokolade, Müsliriegel, Instantsuppen, Kornflakes, Marmelade oder sonstiges überflüssiges Zeug hielt Einzug in unseren Speiseplan. Die Shimshali ernähren sich hauptsächlich mit frisch geröstetem Brot (Piti), Yakbutter, Trockenkäse, Yoghurt, Dal, Reis, Trockengemüse und Trockenobst. Schwarzen Tee mit Trockenmilch und einer Prise Salz sollte es zu jeder Mahlzeit geben.

Unterwegs wollten wir mit frischem Gemüse unseren Vitaminhaushalt anreichern, die Shimshalbauern essen sehr viel wildes Gemüse, das im Sommer auf den Hochalmen wächst. Außerdem wurde noch ein Schaf gekauft, übrigens die einzige Fleischnahrung während der gesamten Tour. Im Braldu- und Muztagh-Tal hatten wir dann noch das große Glück frischen Fisch zu fangen.

Unsere Basisnahrung war frisch geröstetes Fladenbrot – Piti – aus grob geschroteter Gerste und Weizen, also mit Allem was das Korn beinhaltet. Manchmal werden die Brotfladen noch in Yakbutter geröstet, dann schmecken sie besonders köstlich. Dazu schwarzer Tee mit Milch und einer Prise Salz, was besser für den Elektrolythaushalt ist als Zucker. Manchmal wird der Tee auch mit einen Stück frischer Yakbutter angereichert.

Am Anfang war der Salztee für mich etwas gewöhnungsbedürftig, aber nach einer Woche hatte ich mich schon so daran gewöhnt, dass ich mir gar nichts anderes mehr wünschte. Während der Tour war übrigens nie einer krank oder hatte irgendwelche Mangelerscheinungen. Für mich kann ich nur sagen, das ich mich selten in meinem Leben so wohl gefühlt habe, es braucht eben keinen Zucker oder Vitamintabletten und was uns sonst alles aufgeschwätzt wird und ohne das anscheinend viele nicht mehr auskommen können.



Braldu-Tal.

Aufbruch nach Shuwert

Nach drei Tagen Aufenthalt in Shimshal brachen wir auf zur Alm »Put-Put«, eine Etappe von fünf Stunden. Von dort gingen wir weiter zur Alm »Pastfurzin«, in eine

Höhe von 3670 m, es gibt eine Steinhütte und Holz für die Träger. Hinter Pastfurzien ist der Weg sehr steil und ausgesetzt, Trittsicherheit ist hier oberstes Gebot, dafür ist der Ausblick in die Landschaft an tausend Plätzen absolut faszinierend und die Berghänge leuchten überall in den unterschiedlichsten Farben.

Die nächste Etappe führte über Parien (3654 m) und Parien Sar Gate (3936 m) hinüber nach Ar-bab-Parien (3985 m). Parien Sar Gate ist ein großes Steintor, man sieht es schon von weit unten. Wenn man es erreicht wird der Blick frei auf den Mangli Sar (5931 m) – und die Shimshali sagen: der Pamir ist erreicht.

Die Tradition besagt, dass man Singen oder tanzen solle, wenn man durch dieses Tor hindurch schreitet. Was dann auch ausgiebig zelebrierte wurde.



Flussüberquerung Braldu bei Lobkumush.

Shujerav liegt 4373 m hoch und ist vier Stunden von Ar-bab-Parien entfernt. Im Osten sieht man nun den Shimshal-Pass. Der Pass ist eine gras- und blumenübersäte Weide, umrahmt von weißen Gletscherbergen in einer Höhe von 4755 m. Zwei wunderbar klare Seen zieren das Hochplateau und im Norden steht der Mangli-Sar, dessen Gipfel man von hier leicht besteigen kann.

Am Ende des Plateaus sieht man schon die Hütten von Shuwert, dort leben die Shimshali-Frauen mit ihren Kinden im Sommer und betreuen die Yaks, Schafe und Ziegen.

Gegen Abend erglühen die Berge rundum im Sonnenuntergang. Mangli-Sar, Dest-Sar. Yas- und Valjur-Sar, Garden-Ben und Patschpunt, alles Berge über 6000 m. Im Osten und Süden sieht man den Butschboy-Sar, Gardan-Sar und den Mad-el-Sar. Letzterer befindet sich schon im Braldu-Tal.

Ich gehe früh schlafen und liege dann noch eine Zeitlang wach, da ich die Höhe spüre, ein Indiz, dass meine Akklimatisation noch nicht so gut ist. Aber kein Wunder, immerhin schlafe ich doch auf dem Mont-Blanc.

Das Braldu-Tal

Am nächsten Morgen mache ich mich mit Ali Sher, Alif und Qurban auf den Weg nach Osten hinunter ins Braldu-Tal. Langsam führt der schmale Pfad immer am Hang entlang hinunter auf die grüne Blumenwiese von »Chikar« im Braldu-Tal.

Der Braldu ist einer der mächtigsten Gletscherflüsse Asiens und er hat sich im Laufe der Jahre ein riesiges Bachbett gegraben. Ich schätze die Entfernung zum anderen Uferhang auf teilweise bis zu 500 m. Jedes Jahr sucht sich der Fluss ein neues Bett und zur Zeit der Schneeschmelze ist er dann besonders unberechenbar. Chikar ist ein kleines Paradies. Die Steinhütte dient den Shimshalis als Schutzhütte im Winter, denn weil hier unten so gut wie kein Schnee fällt, ziehen die Treiber oftmals mit ihren Yaks hinunter ins Braldu-Tal. Rundum stehen etliche grandiose Felswände mit hohen Gipfeln ohne Namen und es gibt keine Karten, worin sie eingezeichnet sind.

Nun geht es nach Norden, das Braldu-Tal hinunter zur nächsten »Oase«, die »Ghoskun« genannt wird. Schon nach vier Stunden sind wir dort, aber wir müssen sowieso auf Mehman und Rahman warten, die mit zwei Yaks direkt von Shuwert hierher wandern. Bis sie kommen gehen wir hinunter zum Fluss, es soll dort Fische geben. Tatsächlich sehe ich einige, eine Art Forelle, nicht groß, aber dafür gibt es ziemlich viele

in dem glasklaren Wasser. Sher Ali, Alif und Qurban fangen in relativ kurzer Zeit gut 5 kg und das Abendessen ist gerettet.

Von Ghoskun gehen wir am nächsten Tag entlang der westlichen Uferseite des Braldu-flusses weiter nach Norden. Auf der gegenüber liegenden Flussseite – bei »Shuwkhun« – entdeckte ich ein halb verfallenes Gebäude mit Umfriedung. Dort – so erzählte mir Rahman – war die ehemalige chinesische Militärgarnison von 1956 bis 1964 stationiert. Gegen Mittag erreichten wir dann Lobkomush. Das Braldu-Tal ist hier recht schmal und die Seitenwände sind so hoch, das ein Weiterkommen auf der westlichen Talseite unmöglich ist. Wir müssen hinüber auf die gegenüberliegende Uferseite. Der Braldu ist reißend und tief, gut fünfzig Meter ist er hier breit und an die fünf Meter tief. Für die Yaks unmöglich zu durchqueren, sie müssen leider zurück. Irgendwer hat hier vor vielen Jahren ein Drahtseil über den Fluss gespannt, die einzige Möglichkeit diesen zu überqueren. Ali Sher wurde mit einem Seil zusätzlich gesichert und hangelte sich wenig später geschickt über den brodelnden Braldu. Anschließend wurde dann Last für Last einzeln hinübergezogen und am Schluss hangelte sich der Rest der Mannschaft über den schäumenden Fluss. Auf der Ostseite ging es noch eine Stunde weiter bis nach »Sher-Laksh«, einem grünen Grasplatz mit frischen Quellwasser und einer Steinhütte.

Am nächsten Morgen sind es knapp vier Stunden bis nach »Targ-Dur« (3660 m). Im Norden konnten wir nun schon das Muztagh-Tal sichten und auch die Oase »Furzini-dasht« war zu sehen, dies war über Jahrhunderte der nördlichste Posten von Hunza.

Auch diese Tagesetappe musste – nachdem die Yaks nicht mehr zur Verfügung standen – von Sher Ali, Eid Mohamad und Jahn zweimal bewältigt werden, um das gesamte Gepäck ins Lager zu schaffen. Die ungeheure Leistung der Drei war eine Sache, die andere war, dass wir relativ langsam voran kamen. Dies mussten wir für die



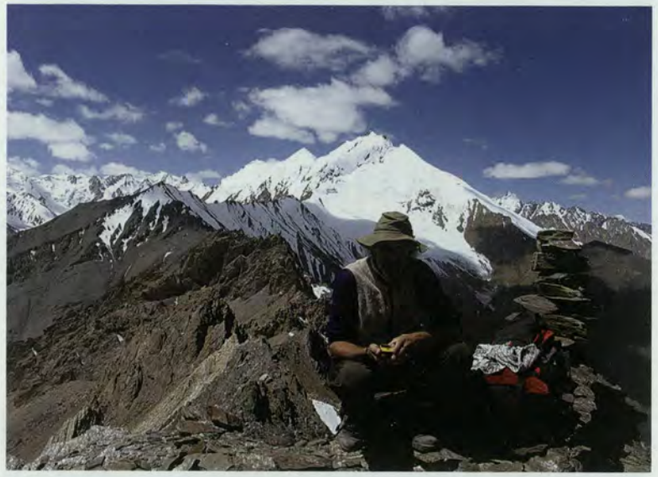
Grenze Muztagh-Tal.

nächsten Tage in Kauf nehmen, danach hofften wir größere Distanzen zurücklegen zu können.

Wir haben uns lange bezüglich des Transportproblems in Shuwert miteinander beraten. Zusätzliche Träger hätte bedeutet noch mehr Essen mitnehmen zu müssen, und da der Weg zurück mit einkalkuliert werden musste, wäre das Gepäckvolumen insgesamt wesentlich größer geworden. Gehen wir hingegen mit wenig Trägern, müssen die ersten Tage Lasten doppelt getragen werden. Dadurch, dass aber an jedem Tag den wir unterwegs sind, die Menge an Lebensmitteln kontinuierlich abnimmt, werden auch die Lasten weniger und die Träger brauchen dann nicht mehr doppelt zu gehen. Dieses System ist natürlich nur mit einer hoch motivierten Mannschaft möglich, da geht es dann nicht mehr nur um Lohn und Stages, sondern um die Sache an sich. Meine Shimshali wollten die Ersten sein, die diese Tour bewältigen, und das motivierte sie ungeheuer. Mit jedem Tag wurde mir bestätigt, es waren die besten Träger, die je auf einer Tour mit mir gingen.

Mehman Khan, Rahman, Alif und ich gingen von Targ-Dur noch am Nachmittag voraus um den Weg ins Muztagh-Tal zu erkunden. Dort, wo sich der Braldu und der Muztagh vereinigen, entdeckten wir einen

Monolithen. Dies ist die Grenzmarkierung zwischen Pakistan und China, die 1964 dort errichtet wurde, und ich bin vielleicht der erste Europäer, der an diesem Grenzstein steht.



Chindrikin-Pass.

Eine weitere Stunde gingen wir noch ins Muztagh-Tal hinein, dann wurde uns endgültig klar, hier war absolut kein Durchkommen. Die Felswände am südlichen Flussufer sind hunderte von Metern hoch, glatt und steil. Der Muztaghfluss rauschte mit seiner ganzen Wucht an den Felsen entlang, auf einer Länge so weit das Auge schauen kann. An diesem Abend hatte ich das unbestimmte Gefühl im Magen, hier ist der Weg zu Ende – aber dieses Gefühl sollte ich noch öfter haben.

Chindrikin-Wajeen Pass – das Tor zum Muztagh-Tal

Am nächsten Morgen studierte ich immer wieder meine Satellitenbilder. Ich zeigte Mehman und Alif auf der Karte eine Möglichkeit den Felsriegel zu umgehen. Mehman erinnerte sich an die alten Geschichten von Shambers Tour. Da wurde von einem Weg über den »Chindrikin-Wajeen Pass« berichtet. Diesen Pass mussten wir finden.

Nach dem Frühstück zogen wir das schmale Tal ostwärts hinauf. Nach vier Stunden anstrengendem Bergauf erreichten wir eine Höhe von 4143 m und entschlossen uns ein Camp einzurichten. Schließlich mussten noch drei weitere Lasten herauf getragen werden. Sher Ali, Jahn und Eid springen den gerade herauf gekommenen Weg wieder hinunter, sie wollen unten im alten Camp bleiben und Morgen sehr früh auf unseren Spuren aufschließen. Mehman und Alif gingen gleich weiter hinauf, um den Weg für den nächsten Tag zu erkunden. Gegen 18 Uhr kommen Mehman und Alif zurück. Sie strahlen vor Freude, sie haben den Pass gefunden und damit den Zugang zum Muztagh-Tal. Ich war überglücklich. Mit der Gewissheit, es geht wieder ein Stück weiter in Richtung K2 konnte ich diesmal besser schlafen.

Am nächsten Morgen brechen wir früh auf. Wir steigen durch ein steiniges Kar steil hinauf in Richtung Pass. Nach vier Stunden stehen wir endlich oben, das Satellitennavigationsgerät zeigt 5155 m. Rundum ein Gipfel neben dem anderen. Die drei in unmittelbarer Nähe sind sicher über 6000 m hoch. Den mittleren Gipfel – eine ebenmäßige weiße Pyramide – taufe ich spontan »Lina-Peak«, nach dem Namen meiner kleinen Tochter.

Im Süden und Osten reiht sich Gipfel an Gipfel, den gewaltigen Seraks nach müssen sie zum Teil über 7000 m hoch sein. Im Nordosten, in China, steht ein besonders markanter Gipfel, ohne Namen, aber sicher über 7000 m. Keine Karte gibt es über dieses Gebiet, ein weißer Flecken, ich kann es kaum glauben. Nach Osten zieht sich das gewaltige Muztagh-Tal. Es ist eines der größten Flusstäler Asiens. Ich bin ein bisschen erschrocken und irgendeine Stimme in mir sagt »du bist verrückt, das ist nicht zu schaffen, geh zurück.«

Es gibt grobe Karten, die dieses Tal als Shaksgam-Tal bezeichnen. Die Shimshali nennen es aber Muztagh-Tal, und nur das ist richtig. Das Shaksgam-Tal führt vom K2 nach Norden in Richtung Mazar/China. Das Muztagh-Tal hingegen durchschneidet den Karakorum von West nach Ost. Ich schichte

auf N 36°24'42,5"/EO 76°01'03,5" in 5155 Meter Höhe einen Steinmann und nenne diesen Vermessungspunkt »Meikels Point«.

Um 14.10 Uhr sehen wir unter uns im Kar drei Punkte, eine dreiviertel Stunde später sind unsere drei Träger mit dem Gepäck schon bei uns. Sher Ali verteilt getrocknete Aprikosen, die er von Shimshal mitgenommen hat, um uns irgendwann damit eine Freude zu machen. Am frühen Nachmittag verlassen wir den Pass und es geht in eine steile Flanke hinunter Richtung Muztagh-Tal. Beschwerlich, denn der ganze Hang besteht – wie gewöhnlich im Karakorum – aus Steinblöcken und Schutt. Nach drei Stunden erreichen wir endlich »Chkodor-Chko-Dur«. So bezeichnet Mehman den Platz, und zum Beweis zeigte er uns die Überreste von Erdlöchern, deren Eingänge sorgfältig mit Schiefersteinen verbaut wurden. Diese Höhlen wurden vor gut 100 Jahren von Shambers Mannschaft ausgehoben. Denn so richtete man damals ein Camp her. Es gab ja weder Schlafsäcke noch Zelte und Höhlen waren der beste Schutz.

Muztagh-Tal

Am nächsten Tag gingen wir bei Sonnenaufgang los. Überhaupt pendelte sich mittlerweile ein Rhythmus ein, der folgendermaßen aussah: Morgens um fünf aufstehen, Frühstücken und gegen 6 Uhr losmarschieren. Um etwa 10 Uhr zweites Frühstück, um 13 Uhr Mittagessen und um 18 Uhr Abendessen. Um 20 Uhr lag dann schon jeder im Schlafsack zur Nachtruhe.

Nach einer Stunde erreichten wir den Muztagh-Fluss und sahen sogleich ein größeres Problem auf uns zukommen. Nicht weit entfernt im Osten kam erneut der Muztagh so dicht an den Uferhang, dass ein Weitergehen völlig unmöglich erschien. Man muss sich das Muztagh-Tal etwa so vorstellen: es ist in der Regel ca. 1 km breit. Rechts und links sind die Ufer steil ausgewaschen und die ersten 100 bis 200 m senkrecht. Erst danach werden sie flacher. Die Uferwände bestehen selten aus festem Fels, sondern meist aus Sand und Steinen, die fest miteinander verbacken sind. Obwohl: fest ist zuviel gesagt, eigentlich bröselt und rumpelt es ständig und man muss in Ufernähe höllisch auf Steinschlag aufpassen.

Was tun? Sher Ali, Eid und Jahn mussten eh noch mal hinauf auf den Pass, um die restlichen Lasten zu holen. Mehman erkundete mit Alif inzwischen den weiteren Weg. Ergebnis: es gab kein Weiterkommen entlang des Muztagh. Aber sie fanden ganz in der Nähe ein schmales Seitental. Vielleicht gibt es dort, im Tal weiter oben, eine Möglichkeit auf die östliche Bergflanke hinaufzusteigen. Dies war die erste Schlüsselstelle der Tour. Sollte es keine Möglichkeit geben, von dort auf den oberen Uferhang zu gelangen, war hier die Tour zu Ende. Wieder eine Nacht voller Ungewissheit: Was wird der nächste Tag bringen?

Noch in der Morgendämmerung zwängen wir uns dicht an der Felswand entlang hinein in das schmale Seitental. Ein kalter Gletscherbach rauscht tosend neben uns hinunter. Alif legt vorsichtshalber ein Seil, so dass wir zumindest eine psychologische Sicherung haben. Weiter oben wird es ein wenig breiter, und wir deponieren unser Hab und Gut – vor Steinschlag gesichert – unterhalb eines Überhanges. Alif und Mehman versuchen durch die steile, bröcklige Wand hinauf zu gelangen. Sich gegensei-

Muztagh-Tal.



tig mit einem Seil sichernd arbeiten sie sich Meter für Meter höher. Eine nicht ganz einfache Kletterei im vielleicht vierten Schwierigkeitsgrad. Nach 2 Stunden haben sie es geschafft, die 150 m hohe Wand ist versichert, die Träger können nachkommen. Die 35° geneigte Geröllflanke, die wir anschließend eine Stunde lang queren, ist relativ einfach, und nach gut vier Kilometer finden wir schließlich einen Durchschlupf hinunter ins Flussbett und zu einem Lagerplatz mit Quellwasser in einer Höhe von 3533 m. Das Camp taufen wir »Alif Camp«, denn ohne ihn hätten wir diesen Platz wohl nicht erreicht.

Überall im Sand sehe ich Hufabdrücke. Auf meine Frage an Mehman, von wem die herrühren, sagt er wie selbstverständlich »Golan«. So werden von den Shimshali die Wildesel genannt, die durch das Muztagh-Tal ziehen. Bisher kannte ich Wildesel nur aus Tibet, dass es sie aber auch in Pakistan gibt, war mir völlig unbekannt. Eine größere Population muss hier wohl unterwegs sein, anders sind die vielen Spuren und Erdäpfel nicht zu erklären. Fortan führten uns die Spuren der Golans durch die Bergflanken des Muztagh-Tales, denn auch Golane müssen den Fluten des Muztagh ausweichen.

Gegen Mittag des 26. Juli erreichten wir nach drei Stunden Gehzeit einen Lunchplatz, den wir Mahmet-Jahn Camp taufen.

Unterwegs in der Wüste des Mutzagh-Tales.



Am Nachmittag errichten wir unser Camp dann in »Kajul-Retsch« (3631 m). Eine grüne Oase inmitten der Wüste des Muztagh-Tales. Klares Quellwasser, ein kleiner See und – wir trauen unseren Augen kaum – wieder Fische wie im Braldu-Tal. Eine Stunde später rösten schon die ersten Exemplare auf einer dünnen Schiefersteinplatte. Ich entdecke schillernd bunte Eisvögel, die sich prächtig vor der sandgrauen Landschaft abheben. Mehman und Alif erkunden wie immer den Weg des nächsten Tages, denn es sieht so aus, als müssten wir wieder in die Flanke hinauf. Der Muztagh blockiert hier erneut das Südufer.

Nach einer Stunde Fußmarsch durch das sandige Flussbett geht es am 27. Juli steil in die Flanke hinauf und weiter oben durch einen breiten Kamin auf einen Pass (4112 m). Wir nennen ihn »Ali Mehman Pass« Koordinaten N 36°15'03.0'' / EO76°16'43.0''.

Der anschließende Pfad entlang der abschüssigen Bergflanke hat es dann in sich. Ausgesetzt und brüchig, die Tritte müssen mit den eisenbeschlagenen Bergstöcken in schwindelerregender Höhe in den Lehm und Fels gehauen werden. Nach gut dreistündigem Balancieren über steilen Abgründen finden wir dann endlich eine breite, steile Schuttrinne, die hinunter in das gut 400 m tiefer gelegene Flussbett leitet. Diesen Abstieg filme ich. Das kostet mich große Mühe, aber ein Film sagt eben mehr aus als jedes Photo.

K2, Shipton- und Staircase-Peak

Vom Fuße der Schuttrinne gehen wir weiter am Muztagh entlang bis zu einer Stelle, an der aus einem Seitental ein schäumender Gletscherfluss hinunter schießt. Wir entdecken im Süden ein gewaltiges Bergmassiv, den Seraks nach sind zwei Gipfel sicher über 7000 m hoch. Wieder ohne Namen und nirgendwo verzeichnet, taufe ich den unbekannten Eisriesen Kinki-Peak.

Im Osten taucht eine weitere gewaltige Bergflanke auf, die einer Fatamorgana gleich über dem Muztagh-Tal zu stehen scheint. Das muss er sein, der 8611m hohe K2 oder Chogori, wie ihn die Einheimischen nennen. Kein Gipfel ist so markant pyramidenförmig wie der Berg der Berge. Was hier aus den Fluten des Muztagh in den Himmel ragt ist die Nordwestflanke des zweithöchsten Berges der Erde. Bisher war es niemandem gegönnt den K2 von dieser Perspektive aus zu sehen. Im Norden des K2 sehe ich den 6640 m hohe Shipton-Peak und noch ein Stück weiter im Norden den 7550 m hohen Skyang Kangri, der auch Staircase-Peak genannt wird.

Wir müssen durch den Fluss und versuchen, eine Furt durch die eisigen Fluten des Kinki-Gletscherflusses zu finden. Vergebens, es ist Mittag, der Wasserstand zu hoch und damit viel zu reißend. Gefährlich ist dabei weniger der Wasserstand, als vielmehr die zentnerschweren Steine, die der Fluss mit sich hinunterreißt und die einem leicht die Füße zerquetschen können. Die einzige Chance ist der frühe Morgen, denn in der Nacht friert es in den oberen Gletscherregionen und darum ist am Morgen der Wasserstand am niedrigsten.

Im Grunde konnte mir gar nichts Besseres passieren. Nun hatte ich alle Zeit der Welt die Landschaft zu genießen und in mich auf zu nehmen. »Qurban-Camp«, kein sauberes Wasser, nur Steine und Sand. Wir verbrachten die kurze Nacht gemeinsam im Küchenzelt auf einer Plane. Aus Gletscherwasser gebrauter Tee mit Milchpulver und Salz. Dazu Reis mit Rosinen und Brotfladen, unser Abendessen. Den Sonnenuntergang am K2 werde ich so schnell nicht vergessen.

Am nächsten Morgen überqueren wir dann den Gletscherfluss ohne große Probleme und kurz darauf finden wir eine ideale Stelle: Frühstücksplatz mit Quellwasser. Hier entdecke ich wieder frische Golanspuren und ein vor wenigen Wochen verendetes Tier in einer Sandmulde.

Das Muztagh-Tal wird nun noch breiter als zuvor. Im Norden zweigt das Shaksgamtal ab, es führt in Richtung Mazar/China. Ein schmaleres Tal leitet halbrechts hinauf zur K2-Nordwand. Dort gehen auch die Uighuren mit ihren Kamelen hinauf zum Basislager. Wir stehen auf der pakistanischen Seite und gehen nun nach Süden das Muztagh-Tal weiter hinauf. Das Wetter ändert sich plötzlich, es wird dunstig und gegen Mittag fegt ein Sandsturm über uns hinweg. Trotz Vermummung der Gesichter mit Tüchern dringt Staub in alle Ritzen und Poren.

Doch so schnell der Sturm über uns herfiel, nach 2 Stunden war der Spuk vorbei und im Osten zeigte sich wieder der Staircase mit seiner gigantischen Abbruchkante.

Sher Ali deutet hinunter zum Fluss. Tatsächlich sehe ich dort zwei Golane auf einer Insel mitten im Fluss. Nach Sher Ali handelt es sich um Jungtiere, die von der Gruppe dort zurückgelassen wurden. Mitten im Fluss, auf einer Sandbank, wären sie relativ sicher. Nun habe ich den Beweis vor mir, es gibt tatsächlich Wildesel in Pakistans Norden.

Am Morgen des 28. Juli geht es stundenlang weiter über eine endlos erscheinende Flanke, die mit riesigen Steinblöcken übersät ist. Nach vier Stunden taucht am Horizont der gewaltige Sarpo-Lago-Gletscher auf, der sich von Süden her herunterwälzt. Er speist zusammen mit dem von Westen kommenden Skamri-Gletscher den Muztagh-Fluss. Wir sehen weit hinten auf dem Sarpo-Lago hohe Berge und Gletscher auftauchen, da müssen wir hin, da ist irgendwo der Gletscher der hinüber zum Baltoro-Gletscher führt. Unten im Tal erkenne ich eine Oase mit grünen Bäumen, ich freue mich schon auf ein gutes Abendessen dort. Eben noch spüre ich ein Gefühl der Erleichterung, doch sofort kommt die Ernüchterung. Denn wieder versperrte uns unvermittelt ein Gletscherfluss den Weg. Wieder keine Chance durchzukommen, es ist Mittag, hier ist für heute Schluss.

Wieder kein Zeltplatz, sondern nur riesige Steinquader, wieder nur braunes Gletscherwasser. Wir taufen dieses unwirtliche Lager »Eid Mohamad Camp« (3982 m).

Noch ehe die Sonne aufgeht, spannen wir ein Seil über den Gletscherfluss und hieven ein Gepäckstück nach dem anderen hinü-



Schwarze Pyramide Sarpo-Lago.

ber. Irgendwann ist es geschafft und wir können den Weg hinunter zum Skamrifluss fortsetzen. Von oben sah alles noch ganz unproblematisch aus, doch unten stellen wir bestürzt fest: der Fluss ist nicht zu überqueren. Es bleibt nur ein einziger Ausweg, über den Gletscherfluss zu gelangen: hinauf auf den Skamri-Gletscher, den Gletscher queren und an seiner gegenüberliegenden Seite wieder zurückgehen. Der Tag wird heiß werden, die Strahlungshitze auf 3900 m ist gewaltig. Ich zitiere aus meinem Tagebuch: *»29. Juli: Um 6.30 Uhr Fluss überquert (schwierig). Dann runter zum großen Skamrifluss. Zu breit, zu tief, keine andere Wahl als hinauf auf den Skamri-Gletscher. Schwieriger Weg über den Gletscher (4,5 Stunden). Dann wieder das Tal zurück zu der Stelle, wo wir heute Morgen standen, nur diesmal auf der anderen Flussseite. Über die Oase ›Sughet-Jangal‹ hinauf in Richtung Sarpo-Lago-Gletscher. Erneut schwierig, wieder Fluss durchquert, hüfttief. Ali Rahman Camp schließlich am Abend an Gletscherzunge errichtet.«*

Rahman.



An diesem Tag waren wir insgesamt 11 Stunden unterwegs, es war einer der härtesten Tage. Trotz aller Strapazen ist die Mannschaft jedoch in keiner Weise missmutig oder deprimiert. Im Gegenteil, sie erzählten sich wie immer am Feuer Geschichten und lachen viel. Qurban knetet unsere letzten Kilo Mehl zu Fladen und Sher Ali macht einen guten Salztee.

Sarpo-Lago-Gletscher

Ab Morgen sind wir nur noch auf die Satellitenbilder angewiesen, niemand kann sich den weiteren Weg auch nur annähernd vorstellen, selbst Mehman fällt nichts mehr ein. Ich empfinde nun eine große Verantwortung, denn die Shimshali vertrauen mir schließlich. Zudem werden langsam die Vorräte knapp. Qurban sagte mir am Abend, das es höchstens noch für vier bis fünf Tage reicht. Jetzt zurückgehen wäre alleine wegen der Entfernung ein sehr hartes Unternehmen. Es bleibt uns fast keine andere Wahl, wir müssen den Weg hinüber zum Baltorogletscher finden.

Nach meinen Aufzeichnungen müssen wir zuerst den Sarpo-Lago-Gletscher hinauf, dann zu seiner östlichen Seitenmoräne queren und weiter hinauf zu einer großen schwarze Pyramide. So jedenfalls sieht der schneelose Berg auf meinem Satellitenbild aus. Vom letzten Camp aus konnte man diesen schwarzen Berg sogar schon gut sehen. Hinter dieser markanten Pyramide und vor einem weiteren hohen Gipfel zweigt dann ein Gletscher nach Osten ab – er wird auch als Moni-Gletscher bezeichnet –, der hinauf zum Muztagh-Tower führt. An dessen Nordwestgrat gibt es auf dem Satellitenbild einen nicht schwierig ausschauenden Übergang (Moni-Pass) auf den so genannten Younghusband-Gletscher, der schließlich hinunter zum Baltoro-Gletscher leitet.

Immer und immer wieder habe ich die Satellitenbilder analysiert. Es muss einfach gehen, Satelliten lügen nicht. Doch was die Bilder nicht zeigen sind Gletscherspalten, gefährliche Hängegletscher und andere Probleme, die unter Umständen ein Weiterkommen unmöglich machen. Geschweige denn, wenn das Wetter plötzlich umschlägt oder sich einer von uns ernsthaft verletzen sollte.

Wir wussten zu diesem Zeitpunkt nicht was uns auf und hinter dem Sarpo-Lago-Gletscher erwartete, aber wir glaubten fest

an uns. Unser Selbstbewusstsein war an den Schwierigkeiten der vergangenen Tage gewachsen und keiner dachte auch nur eine Sekunde daran aufzugeben oder gar zurückzugehen.

Am Morgen des 30. Juli machen wir uns auf den Weg hinauf auf den Sarpo-Lago-Gletscher. Nie zuvor querte ich einen so zerrissenen Eisbruch. Immer wieder müssen wir große Gletscherseen und Flüsse innerhalb des Gletschers aufwändig umgehen. Dunkelblaues Eis, mit Steinen und Sand bedeckt, tückisch glatt zuweilen. Dazu brennt erbarmungslos die Sonne. Einmal glitt ich aus und verrenkte mir meinen rechten Fuß. Es tat weh und ich machte mir heftige Vorwürfe. Was jetzt? Ich zog sofort den Schuh aus und tauchte den Knöchel ins kalte Gletscherwasser. Nach fünf Minuten merkte ich, dass es nichts Ernstes war, ich hatte Glück gehabt. Fatal, wenn hier ein Band im Sprunggelenk abreißt. Manchmal denke ich »hier kommen wir nie wieder raus«. Doch Alif sucht wie ein Uhrwerk einen Weg durch den Eisbruch. Nach fünf Stunden stehen wir endlich auf der östlichen Seitenmoräne des Sarpo-Lago. Mittagessen in einer Höhe von 4443 m unterhalb eines über 6000 m hohen Berges, den ich Golan-Peak taufe. Ein Gletscher mit vielen spitzen, schneeweißen Eistürmen erstreckt sich nach Osten. Meinen Aufzeichnungen nach reicht dieser Gletscher bis zur K2-Südwestwand. Die »schwarze Pyramide« beginnt nun wenige Meter vor uns und im Süden dahinter ragt ein gewaltiger Gipfel in den blauen Himmel, den ich Muztagh-Gate-Peak nenne. Rechts von diesem Berg breitet sich der obere Sarpo-Lago-Gletscher zu einem gigantischen Gletscherkessel aus. Umrahmt wird das Amphitheater von mehreren Gipfeln im Süden und Südwesten, die alle über 7000 m sein müssen. Auf der westlichen Gletscherseite und gegenüber fließen gewaltige, weißblau schimmernde Eisbrüche in den Sarpo-Lago, gespeist von drei Gipfeln zwischen 6000 und 7000 m. Hier oben ist der Sarpo-Lago-Gletscher überall mit weißen Eistürmen durchsetzt, die blendend aus der grauen Schuttmasse herausragen. Das erinnert mich ein bisschen an Schuppen auf einem Echsenpanzer.

Wir marschieren weiter über die linke Seitenmoräne immer dicht am Wandfuß der schwarzen Pyramide entlang. Vier Stunden später erreichen wir schließlich einen Platz genau an der Stelle, an der ein weiterer weißer Gletscher in den Sarpo-Lago mündet, in einer Höhe von 4625 m (N35°54'44.3'' / EO 76°18'23.6'').

Ich bin mir zu 99% sicher, dass dies unser Gletscher ist, über den wir Morgen weiter hinauf nach Osten gehen müssen. Aber dieses eine Prozent Zweifel bereitet mir Sorgen. Wir richten den Lagerplatz her, es gibt sogar eine Quelle mit frischem Wasser: die Welt ist soweit also in Ordnung. Das Camp bekommt die Bezeichnung: »Mehman Khan Basecamp«. Bevor es dunkel wird, richten wir unsere Eisausrüstung her und dabei spüre ich, dass wir alle mit Spannung den morgigen Tag erwarten.



Qurban.

Muztagh-Tower und Moni-Pass

Am Morgen des 31. Juli bauen wir die Zelte noch in der Dunkelheit ab. Ein warmer Salztee weckte die Lebensgeister. Es sind 8 Grad unter dem Gefrierpunkt. Der Tag scheint stabil zu bleiben, trotz der hohen Luftfeuchtigkeit, die seit Tagen bei der

Moni-Pass.



anhaltenden Südlage einen Wetterwechsel ankündigt. Doch wir haben nun schon seit über 2 Wochen unbeschreibliches Glück mit dem Wetter, und das ist im Karakorum keine Selbstverständlichkeit .

Wir gehen hinunter auf den Moni-Gletscher, ein Seitengletscher des Sarpo-Lago. Es ist ein relativ leichtes Gehen auf dem Eis des flachen Gletschers. Sonne und Frost haben die Oberfläche stark angeraut, die Schuhe finden gut Halt und man benötigt keine Steigeisen. Wir gehen durch ein Labyrinth von meterhohen Eistürmen. Kleine Gletscherspalten kann man leicht überspringen oder umgehen, nichts Dramatisches. Links

Alif Khan.





Muztagh Tower.

die markante schwarze Pyramide und rechts im Süden die steilen Eiswände des Muztagh-Gate Peak.

Nach ungefähr zwei Stunden taucht am Horizont im Nordwesten ein weiterer markanter Eisberg auf. Die Gipfelkalotte sieht in etwa so aus wie eine Bischofsmütze. Ich kenne ihn genau, unzählige Photos habe ich vom Baltorogletscher aus von diesem Gipfel geschossen. Ich schreie, jubiliere und deute mit dem Finger auf den Berg. Die Shimshali schauen mich zuerst an, als hätte ich gerade den Verstand verloren. »This is the right way, this is Muztagh-Tower«, schreie ich über den Gletscher hinweg. Und dann begreifen auch sie und freuen sich, denn wir wissen nun das wir auf dem richtigen Weg sind.

Drei Stunden nach dem wir das Mehman Khan Basecamp verlassen haben, rasten wir in einer Höhe von 5249 m. Sher Ali verteilt Bonbons, die er bis hierher aufgehoben hat. Qurban offeriert seine letzten Köstlichkeiten. Nun sieht man im Norden eine flache Mulde am Ende des Nordwestgrates des Muztagh-Tower: Der Weg zum Moni-Pass. Er sieht einfach aus, ohne Spalten, so scheint es. Nach weiteren 2 Stunden Gehzeit erreichen wir den höchsten Punkt, 5584 m (Koordinaten N35°50'49.7'' / EO76°21'33.6''). Wir fallen uns in die Arme und sind überglücklich.

200 Meter tiefer auf der Nordseite dehnt sich das spaltendurchzogene Gletscherbecken des Younghusband-Gletschers aus. Im Norden fließt ein wilder Gletscher in das Becken, den ich für technisch sehr schwierig ansehe. Zumindest mit unserer Ausrüstung wäre es unmöglich dort durchzukommen. Dem Himmel sei Dank, müssen wir nicht dort hinüber.

Über den Pass zieht sich eine zwei Meter breite Gletscherspalte von der wir einen respektablen Abstand halten. Alif tastet sich schließlich gesichert hinüber und wir folgen einer nach dem anderen am Seil. Nun folgt ein 40-50° Grad steiler und ca. 200 m tiefer Abbruch, durch den sich eine weitere Spalte zieht. Mit Alif baue ich eine Sicherung mit zwei Pickeln und 150 m Fixseil. Das Seil reicht bis unterhalb der Gletscherspalte. Einer nach dem anderen sichert sich langsam die Wand hinunter. Als Letzter grabe ich die Eispickel aus und werfe das Seil. Mit zwei Eispickeln und Steigeisen klettere ich die Wand ab.

Im Osten sehe ich einen Gipfel, der wie ein riesiges weißes Trapez aussieht. Das muss die Chogolisa sein, phantastisch, so wuchtig habe ich den Berg noch nie gesehen. Wir gehen das Gletscherbecken des Younghusband-Gletscher hinunter, in respektablem Abstand zur gewaltigen Muztagh-Tower Nordflanke, denn gegen Mittag schlagen dicht am Wandfuß immer wieder Steine und Eisbrocken surrend in den weichen Schnee. Tief unten erkennt man nun

den Baltorogletscher. Nach weiteren drei Stunden gelangen wir an die nördliche Seitenmoräne und errichten dort ausgepowert, aber in Sicherheit, das »Baltoro-Muztagh Camp« (4065 m). Insgesamt waren wir heute 14 Stunden auf den Beinen.

Baltoro-Gletscher Askole

Am 1. August erreichen wir um 9 Uhr vormittags den Baltoro-Gletscher bei Gore 2. Träger einer Gasherbrum-Expedition begrüßen uns. Sie staunen nicht schlecht, als wir ihnen erklären, dass wir von Shimshal kommen.

Am Mittag des 4. August sitzen wir bereits in der Lobby des Hotels Masherbrum in Skardu. Wir hatten erst mal genug von Schnee, Eis und Gletscherschutt.

Die Nachricht über unsere gelungene Tour verbreitet sich im Norden Pakistans in Windeseile. Niemand hatte uns das zugetraut. Radio Pakistan bringt eine News und Qurban, Mohamad Alif, Mehman Khan, Ali Sher, Mohamad Jahn, Eid Mohamad und Ali Rahman werden kurzzeitig berühmt. Und noch oft wird in Shimshal an langen Winterabenden die Geschichte zu hören sein, wie 2 Gulmiti und 5 Shimshali zusammen mit Meikel Beek von Shimshal nach Askole gegangen sind.

Resümee

Das Ministerium für Tourismus und der Alpine Club Pakistan bekamen einen ausführlichen Bericht über die Tour. In Zukunft ist das Gebiet für Touristen bedingt geöffnet, als »restricted-area«. Das bedeutet, man kann dort nur über eine lizensierte Agentur mit entsprechendem Guide unterwegs sein. Ich sprach die Behörden in Islamabad darauf an, wie wichtig es wäre, das gesamte Gebiet in Zukunft zu einem Nationalpark zu erklären und damit den Tourismus in vernünftige Bahnen zu lenken.

Die Tour ist als Trekkingexpedition einzustufen. Die Distanz von Shimshal nach Askole beträgt 270 km, ohne das ständige Auf und Ab und die vielen Umgehungen von schwierigen Passagen mitzurechnen. Für eine kommerzielle Tour ist die Organisation und Logistik meiner Meinung nach nicht machbar. Helikopterservice etc. wird es dort hinten nicht geben und ein Satellitentelefon nutzt ebenfalls wenig.



Das Muztagh-Tal und der zentrale Karakorum sind Gebiete, in dem der Mensch noch keine Spuren hinterlassen hat. Golane und viele andere Wildtiere haben dort ihren ungestörten Lebensraum. Ich hoffe, das wird noch viele Jahre so bleiben.

Über die Trekkingexpedition gibt es einen Live-Vortrag in neuester Beamertechnik mit originalem Filmmaterial und pakistanischer Musik. Nähere Informationen unter: www.beek-pakistan.de



Mohamad Jahn.

Kartenskizze oben: Route Shimshal-Askole.

Muztagh-Tal.



Vergessener zweiter Grad

Ein Plädoyer zur Wiederentdeckung leichterer Kletterrouten

VON DENNIS CRAMER

Wie bitte? Habe ich richtig gehört? Das Klettern im 2. Grad soll wiederentdeckt werden? Entschuldigung, aber das ist lächerlich! In welcher Zeit leben Sie denn? So etwas haben vielleicht die Bergsteigerpioniere gemacht. Früher. Ein Herrmann von Barth hat sich dafür vielleicht noch interessiert, einst, um 1870, als er zuvor unbestiegene Gipfel der Nördlichen Kalkalpen besuchte. Aber heute? Heute, im 21. Jahrhundert, sollen wieder Touren im mäßig schwierigen Fels propagiert werden? Pah! Sie wollen doch nicht im Ernst in diese Steinzeit des Alpinismus zurückfallen!

Es ist der Zeitgeist, der hier mein Vorhaben so schroff und grundlegend in Frage stellt. Und die Argumente, die er liefert, klingen zunächst durchaus plausibel.

Als ein erstes gewichtiges Kontra-Argument führt der Zeitgeist den geringen kletterspor tlichen Anreiz solcher Touren ins Feld: 2er-Gelände, das sei in heutigen Zeiten für den kletternden Alpinisten doch langweilig und eintönig. Originelle Kletterstellen finde man in Routen dieses Schwierigkeitsgrades selten, würden sie doch meist durch gestuften, oft sogar brüchigen und grasdurchsetzten Fels führen. Wer heute klettern wolle, der solle sich gefälligst in höheren Schwierigkeitsgraden bewegen, wo es knifflige Überhänge gäbe, fotogene Hangelquergänge, senkrechte Verschneidungen, griffarme Platten, scharfe Felskanten und alles andere, was das Kletterherz begehre. Die moderne Ausrüstung, mit Bohrhaken eingerichtete Routen und

Typisches 2er-Gelände an der Nördlichen Hammerspitze, Allgäuer Alpen.
Alle Fotos, wenn nicht anders angegeben, vom Autor.



Schwierigkeitsgrad II – eine Definition

Seit der Öffnung der ehemals sechsstufigen UIAA-Schwierigkeitsskala nach oben wird der Schwierigkeitsgrad II mit folgenden Worten definiert:

»Mäßige Schwierigkeiten. Hier beginnt die Kletterei, die 3-Punkte-Haltung erforderlich macht.«

Anmerkungen:

1. Diese Definition ist recht unpräzise, zumal die Schere des Könnensstands zwischen Gelegenheits- und Profikletterern immer weiter auseinandergeht und die zuletzt Genannten 2er-Stellen bequem auch mit einer Hand auf dem Rücken bewältigen könnten.

2. Etwas griffiger wird die Definition jedoch, wenn die Beschreibungen der Schwierigkeitsgrade I und III als Abgrenzung zur Hilfe genommen werden. Dann ergibt sich, dass die Hände beim zweiten Grad nicht mehr allein aus Gleichgewichtsgründen im Einsatz sind, umgekehrt aber kraftraubende senkrechte oder überhängende Stellen noch nicht zu erwarten sind. Oft wird der 2. Grad von geübten Kletterern noch ohne Seilsicherung geklettert.

3. Letztlich beruht die Festlegung einer Route auf den 2. Grad jedoch schlicht auf dem Urteil erfahrener Alpinisten, die auf vergleichbare Touren verweisen.

4. Schwierigkeitsnuancen werden in der UIAA-Skala mit + bzw. – symbolisiert. Umstritten ist jedoch, ob diese feineren Abstufungen bereits in den untersten beiden Schwierigkeitsgraden Anwendung finden sollten.



»Mäßig schwierig« ist nicht gleichzusetzen mit »mäßig lohnend«. Am Sonnjoch-Nordgrat, Karwendel

häufig auch ein verbesserter Trainingsstand würden doch ein Klettern auf diesem höheren technischen Niveau erlauben.

Er hat ja tendenziell recht, mein mächtiger Gegner. Ich erinnere mich an eine Tour auf die 2274 Meter hohe Leilachspitze. September 1998. Der Aufstieg zum höchsten Berg der Vilsalpseegruppe war in der Mittagssonne die reinste Sisyphosqual: ein eintöniges, mühsames, zwanghaftes, letztlich sinnloses Wühlen durch eine nicht enden wollende Geröllschlucht. War ich wegen einer einzigen ansprechenderen Kletterstelle hier heraufgekommen, wegen einer kurzen abdrängenden Querung am Gipfelaufbau? Das Verhältnis zwischen Kletterabenteuer einerseits und notwendiger, öder Steigarbeit andererseits ist in der Tat bei vielen Touren im 2. Grad äußerst ungünstig.

Doch: Nicht immer ist die Schwierigkeitsbezeichnung »mäßig schwierig« gleichzusetzen mit dem Qualitätsurteil »mäßig interessant«? Ich habe auch das Gegenteil erlebt, habe erfahren, dass ein 2er durchaus abwechslungsreiche und ansprechende Kletterei bieten kann. Wo denn bitte? fragt der Zeitgeist. Etwa am Südgrat der Fuchskarspitze. Mai 2001. Nachdem wir uns stundenlang durch tiefen Schnee gekämpft hatten, standen wir in der überraschenderweise aperen Balkenscharte. Der hier ansetzende Grat bot zunächst lustige und homogene Wandkletterei ohne schrofige Unterbrechungen, dann galt es – ein luftiges Vergnügen vor der Kulisse des Ausnahmeberges Hochvogel – die ausgesetzten, aber nirgends schwierigen Gratköpfe zu überklettern. Wir querten nach links und erreichten den Vorgipfel über einen kaminartigen Riss, in dem wir sogar eine technisch interessante Piazstelle zu bewältigen hatten. Für den Übergang zum Hauptgipfel wählten wir schließlich eine markante Rippe, die direkt Richtung Gipfelkreuz zog. Nicht nur dieses Beispiel belegt, dass es nicht gerechtfertigt ist, wenn die meisten Topoführer für Alpinkletterer Touren unter dem 5. Schwierigkeitsgrad stiefmütterlich behandeln. Solche im 2. Grad scheinen gar nicht erst erwähnenswert, allerhöchstens bei der Beschreibung eines orientierungsmäßig kniffligen Abstieges.

Und die Sicherheit? So fragt der Zeitgeist weiter. Wie steht es denn bitte mit der Sicherheit bei Touren im 2. Grad? Die Flanken, durch die solche Routen führen würden, seien oft brüchig und somit steinschlaggefährdet. Außerdem sei das Gelände schlecht abzusichern und erlaube keinen Fehltritt. An welchen Fixpunkten ich mich denn sichern würde, wie zuverlässig diese denn seien. Bohrhaken, ja selbst historische, geschlagene



Brüchiger Hauptdolomit am Sonnjoch. In der Tiefe der Achensee.

»Rostgurken« suche man ja meist vergeblich. Da Routen im 2. Grad oft durch Rinnen leiten würden, sei darüber hinaus das ganze Jahr über mit gefährlichem Altschnee zu rechnen. Das unübersichtliche Gelände stelle schließlich hohe Anforderungen an den Orientierungssinn, der im Zeitalter der Navigationssysteme ohnehin zunehmend verkümmert sei. Angesichts dieser Palette hoher Risiken sei es sehr leichtfertig von mir, solche Touren zu empfehlen, um nicht zu sagen: verantwortungslos!

. Auch in diesem Punkt muss ich dem Zeitgeist teilweise Recht geben. Bergsteigen im 2. Grad ist durchaus risikobehaftet. Und wer dieses Gelände unterschätzt, der hat gleich doppelt verloren. Das ganze Spektrum der genannten alpinen Gefahren präsentierte mir der Aufstieg zur Südlichen Torspitze in den Lechtaler Alpen: Juni 2007. Die beeindruckende Überschreitung des U-förmigen Grateinschnittes des Tors hatten wir durch kombiniertes Gelände bereits hinter uns gebracht, als uns eine Herde stolzer Steinböcke auf die falsche Fährte lockte. Wir sahen uns schon dem Kögele gegenüber, bis wir merkten, zu weit gequert zu sein. Doch irgendwann hatten wir uns dann doch bis unter die Gipfelwand gemogelt. Der Fels des Gipfelaufbaus war nüchtern betrachtet nur mit II zu bewerten. Offensichtlich hatte der Autor des Alpenvereinsführers die Schwierigkeit jedoch wohlwollend aufgewertet. Die III wird der Ernsthaftigkeit des Geländes gerecht, gehört der Fels doch zur übelsten Sorte: brüchiger Hauptdolomit, schmerzhaft scharfkantig, zugleich sicherungsfeindlich aufgrund seiner Abwärtsschichtung. Und so legte ich das Seil ohne überzeugende Zwischensicherungen in einem nicht gerade lehrbuchmäßigen Zick-Zack-Kurs in Richtung Ziel. Die Seilreibung war dabei so immens, dass ich unwillkürlich meinte, ich zöge meine drei Kinder auf einem Schlitten einen Rodelhang hinauf. Die Verantwortung ihnen gegenüber wurde mir schlagartig bewusst. Zumindest für mich als Vorsteigenden hatte der Gebrauch des Seils hier nur eine Alibi-Funktion. Ein Sturz in diesem schroffen Gelände wäre ein schmerzhaftes Poltern, ein hoffnungsloses, lebensgefährliches Sich-Überschlagen – ganz im Gegensatz zu einem sanften Vorstiegssturz im schwierigeren, aber senkrechten oder überhängenden Fels, bei dem die Gliedmaßen nur wenig Kontakt zum Fels hätten und die Seildehnung geradezu für ein komfortables Auffangen des Sturzes sorgen würde. Und dann passierte das Fatale: Das Seil selbst löste einen etwa faustgroßen, aber scharfkantigen Brocken, der polternd den Gesetzen der Schwerkraft folgte. Als flöge er in Zeitlupe, schätzte ich seine Flugkurve mit den Augen ab. Der Kamerad stand außer Reichweite, aber der in der Luft rotierende Fels nahm geradewegs und unaufhaltsam Kurs auf das weiter unten verlaufende Seil, unsere Lebensader. Und zerschnitt dieses, als wäre es ein gezielter Axthieb. Jedenfalls saßen wir später am Gipfel, neben einem provisorisch aus zwei kurzen Holzstangen errichteten Kreuz, und wussten nicht so recht, wie wir den unerbaulichen Abstieg mit diesem Rest an Strick meistern sollten. Wer oft im 2. Grad unterwegs ist, wird bestätigen müssen, dass solche oder ähnliche Erfahrungen keine Einzelerlebnisse sind.

Aber freilich gibt es Ausnahmen, es gibt steinschlagsichere Grate, die gespickt sind mit schlingenfreundlichen Zacken, auch einzelne markierte 2er-Routen – und es gibt zum Beispiel die über dem Ehrwalder Becken thronende Sonnenspitze. Oktober 2005. Die Südflanke dieses Gipfels, ein klassischer, lang anhaltender 2er, entpuppte sich als wenig gefährlich, zumal an den entscheidenden Stellen wuchtige Ankerhaken die Partnersicherung ermöglichen würden.

Ökologisch sei das Klettern im zweiten Grad ohnehin äußerst fragwürdig. Der Zeitgeist ignoriert mein Gegenbeispiel und fährt sein drittes Argument auf. Flachere Felsflanken böten Lebensraum für seltene Pflanzen, die ihren täglichen Überlebenskampf führten. Ob ich mir denn nicht bewusst sei, wie empfindlich etwa das feine Wurzelwerk des Rundblättrigen Täschelkrautes sei. »Abschneider zerstören die Vegetation« – warum ich denn diesen Slogan zahlreicher Hinweistafeln der Alpenvereine nicht ernst nehme. Doch nicht nur für die Zerstörung einzelner Vertreter der Alpenflora sei ich mitverantwortlich. Ob ich denn nicht wisse, dass die wertvolle alpine Grasnarbe bereits durch 80 Tritte pro Sommer auf dieselbe Stelle nachhaltig zerstört werde, dass ich und andere Liebhaber des weglosen Geländes somit auch zu großflächiger Bodenerosion und zu Murenabgängen beitragen würden.

Keine Frage: Mäßig schwieriger Fels ist ökologisch empfindlich und schützenswert. So erinnere ich mich beispielsweise an die Überschreitung der Hammerspitzen im Juni 2000. Eine herrliche, für Hauptdolomitverhältnisse überraschend feste Flanke war mit unzähligen Aurikeln übersät. Aus jedem kleinen Felsspalt wuchs eine dieser gelben Kelchblüten hervor. Ich bemühte mich, nur den blanken Fels zu betreten, doch das war beinahe unmöglich, ohne in schwierigeres Gelände zu geraten. An geologisch vielfältigen und damit auch botanisch besonders interessanten Bergen, wie etwa an der Höfats oder der Freispitze, beide erfordern auf dem Normalweg übrigens ebenfalls den 2. Grad, mag dieses Argument noch stichhaltiger sein. Aber ich frage: Schult nicht gerade die Wahrnehmung seltener Vertreter der Alpenflora das ökologische Bewusstsein, den verantwortungsvollen Umgang mit der Umwelt? Und noch etwas Ketzerisches möchte ich am Rande bemerken: Traut man neuesten Untersuchungen, so sind viele Alpenpflanzen gar nicht so bedroht, wie gemeinhin angenommen wird. Es ist ein kleiner, ausnahmsweise positiver Effekt des Klimawandels, dass die Berge immer üppiger bewachsen sind, die Felsflanken immer grüner werden. Einige Klimaforscher sprechen von einem regelrechten »Gipfelsturm der Pflanzen«. Viele Vertreter der alpinen Flora hätten in den letzten 20 Jahren aufgrund der höheren Durchschnittstemperaturen ihren Lebensraum vergrößert und seien um bis zu 300 Höhenmeter nach oben gewandert.

Selbstverständlich, ich habe darauf gewartet, hat mein hartnäckig argumentierender Kontrahent auch einen zeitgemäßen Alternativvorschlag parat. Wer sich in dem Grenzbereich zwischen Bergwandern und Klettern extremerer Richtung bewegen wolle, für den hätten sich doch längst die Klettersteige etabliert. Spannung sei garantiert und die Sicherheit werde großgeschrieben. Auf die meist soliden und regelmäßig kontrollierten Sicherungen könne man sich verlassen. Orientierungsprobleme gäbe es dort jedenfalls auch nicht. Wo das Drahtseil sei, da sei auch der Weg. Sage und schreibe 1000 Ferratas in den Alpen verzeichne die neueste Auflage des Klettersteigatlanten von

Ausgesetzte Passage am Altmann, Alpstein.



Eugen Hüsler. Wem diese Auswahl nicht reiche, dem sei beim besten Willen nicht mehr zu helfen.

Ich unterstelle dem Zeitgeist, dass hinter seiner Werbung für Klettersteige, den er als Vorschlag zur Güte getarnt hat, auch eine Portion an ökonomischem Kalkül steckt. In Wahrheit hat er hier ein viertes Argument gegen mäßig schwierige Klettertouren angeführt, das er jedoch nicht auszusprechen wagt: Klettern im 2. Grad ist wirtschaftlich wenig lukrativ, weil der eher individualistisch geprägte gemäßigte Kletterer auf viele Annehmlichkeiten verzichtet. Klettersteiggeher bilden hingegen längst einen festen Kundenkreis der Tourismusbranche. Der Verkauf von Klettersteigsets oder -führern ist nicht unbedingt ein Minusgeschäft. Viele Alpenvereinshütten oder Bergbahnen sind heute geradezu auf die Anziehungskraft ihrer Klettersteige angewiesen. Sesselbahn Hochimst und Muttekopfhütte, Juli 1997. Im Gegensatz zu meinem früheren Besuch platzte die älteste Hütte der Lechtaler Alpen dieses Mal aus allen Nähten. Ich blätterte im Hüttenbuch und machte in der Spalte »nächstes Ziel« einen klaren Favoriten aus, den es eben in den 80ern noch nicht gab: den Imster Klettersteig. Vergeblich suchte ich im Trubel des Gastraumes nach einem Eintrag namens »Muttekopf-Ostgrat«, obwohl diese 2er-Route im Alpenvereinsführer empfohlen wird.



Solide Standplätze wie diesen findet man selten bei Routen im 2. Grad. In der Südkaminführe des Altmanns.
Foto: S. Veihelmann

Damit wir uns richtig verstehen: Ich unterstelle niemandem Profitgier, es ist durchaus legitim und wirtschaftlich wünschenswert, die Bergbegeisterung der Menschen zu vermarkten. Aber umgekehrt vermute ich, dass der zweite Grad auch dadurch zunehmend in Vergessenheit geriet, weil er nicht werbewirksam ist. Um ehrlich zu sein: Ein Klettersteig, dieser ach so beliebte Cocktail aus Sicherheitsdenken und Adrenalinkick als vermeintlichem Spaßgaranten entspricht nur wenig meinem Geschmack. Und dem von Berufs wegen lächelnden Barkeeper, dem Zeitgeist, werfe ich vor, dass er widersprüchlich argumentiert. Eben hat er noch die Umweltschädigung durch vermeintliche Individualisten wie mich angeprangert, jetzt stimmt er seine Lobeshymne auf Klettersteige an. Ist das Einbetonieren von Metallbügeln, -seilen, -tritten usw. etwa kein vehementer Eingriff in die Natur? Dieser Erschließungsboom scheint seinen Höhepunkt noch immer nicht erreicht zu haben. 50 (!) neue Klettersteige wurden allein im Jahr 2007 neu eröffnet.

Der Ton zwischen uns ist bissiger geworden. Der Zeitgeist wird sauer. Er habe meine »Ja-aber-Methode« durchschaut. Immer ginge es mir nur darum, seine Argumente zu relativieren, zu widerlegen! Aber umgekehrt habe er von mir noch kein einziges Argument gehört, das für die Wiederentdeckung von 2er-Touren spreche. Er frage sich wirklich, ob es denn überhaupt ein ernstzunehmendes gäbe.

Ja eines, antworte ich, vielleicht ein einziges nur. Aber dieses ist so schlagkräftig und facettenreich, dass es für mich alle Kontra-Argumente aufwiegt. Dieses Pro-Argument lautet: Klettern im zweiten Grad ist eine ursprüngliche, natürliche Form des Bergsteigens.

Was das nun wieder bedeute – »ursprünglich« – fragt der Zeitgeist. Um dies zu klären, muss ich zunächst eine begriffliche Differenzierung vornehmen. Ich unterscheide nämlich zwischen primären, logischen Bergzielen einerseits und sekundären, künstlich entwickelten alpinen Zielen andererseits. Zur ersten Kategorie zähle ich auffällige Gipfel, beeindruckende Wände, markante Grate – alles, was bei dem Betrachten eines Bergstockes aus der Distanz ins Auge fällt. Der frühe Alpinismus hatte sich vor allem diesen Zielen verschrieben. Doch der Bergsport hat sich bekanntlich gewandelt. Die Eröffnung von Klettersteigen und extremer Kletterrouten folgt größtenteils einem sekundären Prinzip, nämlich dem Bestreben, bei der Routenwahl bewusst schwierige Passagen zu suchen. Ich vermute, dass sich diese spätere Erscheinung in der Geschichte des Alpinismus auch durch das vermeintliche Erschöpfen der erstgenannten »logischen« Ziele erklären lässt.

Pah, meint der Zeitgeist verächtlich. Primäre und sekundäre Ziele – diese Unterscheidung sei allzu platt, allzu holzschnittartig. Meine Theorie scheint den Disputpartner wenig beeindruckt zu haben, deshalb versuche ich ihn mit einigen Beispielen zu überzeugen. Auffällige Gipfel waren also die ersten Ziele des Alpinismus. Die Liste imponierender Felsgestalten, die selbst auf dem einfachsten Weg eben nur durch Kletterei im 2. Grad zu erobern sind, ist allein in den Ostalpen sehr lang. Sie reicht von A wie Acherkogel bis Z wie Zimba. Den zuletzt genannten Gipfel, ein von allen Seiten gleichermaßen kühnes Felshorn, besuchten wir im Juli 2001. Zwei Pfeife rauchende 75-Jährige erheiterten uns mit ihren Sprüchen und ihrer Gelassenheit. Die beiden Einheimischen waren, wenn ich mich recht entsinne, zum 95. Mal der Anziehungskraft ihres Berges gefolgt. Ihr traumwandlerisches Klettern hatte etwas Feierliches, es glich einer gemächlichen und doch unaufhaltsamen Prozession inmitten vieler weit unsicherer jüngerer Aspiranten.

Später, aber noch immer in der Frühzeit des Alpinismus, galt das Interesse beeindruckenden Wänden. Es hat ebenfalls etwas Natürliches, eine solche Mauer wie etwa die Scheffauer-Nordwand im Wilden Kaiser an ihrer schwächsten Stelle zu überlisten. Dies mag durchaus psychologisch erklärbar sein: Der Mensch möchte Hindernisse, die sich ihm in den Weg stellen, überwinden, und dies mit geringst nötigem Aufwand. Ein ausführlicheres Beispiel gefällig? Oktober 2006. Während wir uns dem Altmann von Süden näherten, suchten wir mit den Augen nach einer gangbaren Route durch dessen helle Schrattenkalkwand. In der Mittagssonne wirkte die Wand aus dieser frontalen Perspektive völlig glatt, kompakt und für uns gemäßigte Kletterer nahezu unersteiglich.



Altmann-Südwand von Westen gesehen. Rechts unten der Südkamin.

Von der Seite gesehen jedoch, und bei zunehmend schrägem Lichteinfall, erahnten wir den versteckten Kamin, der die Wand von links nach rechts durchzieht: den Südkamin. Am Einstieg hatte ich das Gefühl, in eine weit schwierigere Route einzusteigen. Und in der Tat verlangten die ersten Meter mutiges und kräftiges Zupacken. Dieser Einstieg ist meines Erachtens eine glatte III, auch wenn der Bergbuchklassiker aus den 70er-Jahren, Walter Pauses »Im leichten Fels«, die Tour nur mit II- charakterisiert. An stabilen Bohrhaken war aber auch diese Stelle zu meistern, und alles, was dann folgte, zeigte sich als ehrlicher 2er.

Auch die Überschreitung optisch zusammengehörender Gipfel oder die Begehung markanter Grate zähle ich noch zu den primären alpinen Vorhaben. August 2001. Wer immer das Sonnjoch vom Achensee aus betrachtet, dem fällt der elegant geschwungene Nordgrat auf. Diese Linie verleiht dem Berg sein unverkennbares Profil. Architektonisch Interessierte dürften ihre Freude an der Begehung dieser mächtigen Freitreppe haben, wird sie doch flankiert von zwei gegensätzlich aufgebauten Wänden. Während die bauchige, glatte Nordostwand wie ein Kuppelgewölbe ins sonnendurchflutete Falzthurntal abfällt, birgt die konkave, stark strukturierte Nordwestwand ein verstecktes Kar, einen schattigen Innenhof. Wir waren die einzigen, die an einem wolkenlosen Samstag Zeugen dieser abwechslungsreichen Felsszenerie wurden.

Von einem Schritt auf den anderen trafen wir am Gipfel auf eine Horde von Bergwanderern, die den 2458 Meter hohen Berg über die leichte, aber eintönige, geröllübersäte Südwestflanke erreicht hatten und uns wie Außerirdische begrüßten. Unser Ausflug in die Bergeinsamkeit endete im Massentourismus. Widerwillig mussten wir die plötzlich offenbarte Sicht auf die trotzigen 1000-Meter Wände des Karwendelhauptkammes teilen, den Blick in die gleißende Ferne der Zentralalpen, auf Großvenediger und Großglockner.

Dies alles zeige nur meine konservative Grundhaltung, pafft der Zeitgeist. Als sei das Alte nur deshalb besser, weil es eben alt sei. Ich müsse eben endlich akzeptieren, dass sich der Bergsport weiterentwickelt habe. Aber dieses Phänomen, dass jemand eine Renaissance längst vergangener Kulturströmungen hervorzurufen versuche, habe es ja zu allen Zeiten gegeben.

Ich entgegne: Es geht mir nicht um eine Glorifizierung der »guten alten Zeit«. Mein Aufruf »back to the roots« soll vielmehr der drohenden Selbstentfremdung des Alpinismus entgegenwirken. Von Bedeutung ist nicht nur die ursprüngliche Wahl der Ziele. Auch die im zweiten Grad häufig notwendige Suche nach dem Weg ist ein ursprüngliches und bedeutendes Motiv des Bergsteigens. Es liegt in der Natur des Menschen, neue Welten entdecken und erschließen zu wollen. Wie ein roter Faden zieht sich dieser psychische Antrieb des Lebens durch die Kulturgeschichte der Menschheit. Schon vor Tausenden von Jahren zogen die Aborigines ihre Traumpfade durch den australischen Busch, ein Marco Polo drang um 1280 tief in die Geheimnisse des Ostens vor und im Erbe von Columbus entstand die Go-West-Bewegung, die zum Innbegriff dieses inneren Naturgesetzes der Welterschließung wurde. Humboldt, Scott und Amundsen sind weitere Paten des Wunsches Neuland zu betreten. Da unsere Welt aber längst vermessen ist und die weißen Flecken auf der Landkarte nahezu verschwunden sind, müssen heute freilich in den meisten Fällen Ersatzhandlungen dieses Grundbedürfnis befriedigen, etwa das Eintauchen in literarische oder filmische Parallelwelten oder der Aufenthalt im Cyberspace. Der Zeitgeist mahnt, ich solle doch bitte zur Sache kommen. Nun, das Gebirge bietet noch heute Abenteuerspielplätze an, wo diesem Trieb freier Lauf gewährt werden kann. Gerade wer im 2er-Gelände unterwegs ist, erschließt sich spielerisch eine eigene, kleine, neue Welt, in der die Spuren von Vorgängern verschwindend oder unsichtbar sind. Der Reiz liegt darin, in solche versteckten, vermeintlich noch nie von Menschen betretenen Terrains vorzudringen. »Dort, wo es keinen Weg gibt, entsteht der Weg im Gehen – und er verschwindet hinter mir wieder«, so hat Reinhold Messner dieses Phänomen treffend in seinem Vortrag »Am Limit« zur Sprache gebracht.

Oktober 2007: Der 2258 Meter hohe Kleine Widderstein gehört zu den formschönsten Bergen der Allgäuer Alpen – und doch kennen ihn nur wenige, steht er doch im Schatten des großen Bruders, um den sich die Touristen als höchsten Berg über dem Kleinwalsertal scharen. Die ortsansässige Bergschule verkauft den Gipfel als Insidertipp. Nur Bergführer und Kenner fänden den Einstieg, heißt es in ihrem Prospekt. Die Routenangaben im Alpenvereinsführer sind knapp. Und so liegt der Reiz der Tour weniger in der klettertechnischen Originalität als in dem Vergnügen, eine mögliche Route zum Gipfel zu finden. Ohne unangenehmen »Verhauer« gelang es uns, die grasigen Hänge rund um den Bärenkopf immer tiefer unter uns zu lassen. Was gibt es Erfüllenderes als die richtige Route instinktiv zu finden, ohne GPS, ohne professionelle Hilfe? Und wenn es gar nicht die »richtige« Route sei, wirft der Zeitgeist ein. Umso besser, dann handelt es sich um meine eigene, individuelle Route. Erfüllt vom Pioniergeist und abgeschieden von der Zivilisation feierten wir schließlich den Gipfelsieg. Mit dem Eintrag ins Gipfelbuch unterzeichneten wir eine Unabhängigkeitserklärung an Menschen und Geräte.

Na ja, meint der Zeitgeist zweisilbig, den Kopf zur Seite wendend. Ich spüre den Aufwind in unserer Diskussion und fahre fort: Weitgehend ursprünglich sind – schließlich und drittens – also die Landschaften selbst, durch die Routen im 2. Grad führen. Dieses alpinistische Niemandsland wird – wie mehrfach angeklungen – meist gemieden, ist und bleibt im Wesentlichen folglich naturbelassen. Bei der Fortbewegung nützt der Kletternde zudem allein die Felsstruktur zur Fortbewegung. Wenn überhaupt Sicherungen nötig werden, ob Klemmkeile, Zacken- oder Sanduhrschlingen, so sind diese außerdem flexibler Natur, sie werden also nach Gebrauch wieder entfernt.

Die Große Schlenkerspitze war mir bereits in den 80ern vom Höhenweg zwischen Muttekopf- und Hanauer Hütte aufgefallen. Wild, einsam, verwegen – so stand sie vor mir. Mit ihren dolomitenartig zersägten Graten und der markanten, vielleicht 50 Grad steilen Eisschlucht faszinierte sie mich. Der Tag im Juli 1991, an dem die Besteigung glückte, bleibt mir in bester Erinnerung. Ich erinnere mich an den zersplitternden Schutt der Gosauschichten des unten noch breiten Nordgrates, an eine zeitraubende Querung, einen gewagten Sprung mit Steigeisen über eine Randkluft hinein in die Eisschlucht, sodann an eine unübersichtliche Flanke und schließlich an die sagenhaft brüchige Gipfelwand. Nach diesem gut 5-stündigen Abenteuer schlug ich das Gipfelbuch auf und blätterte ... in leeren Seiten. Der letzte Eintrag stammte von einem Skitourengänger im April. Drei Monate war das her. Auch die Einträge aus den Jahren davor waren rasch überblickt. Kein Wunder also, dass wir auf keinerlei Begehungsspuren gestoßen waren, dass wir keinen Steinmann entdeckten, keinen Pfad, keine Trittspur im Firn. Und wir hatten die Gewissheit: Auch unsere Spuren werden wohl bald wieder verwaschen sein.

Ich habe es geschafft. Ich habe den Zeitgeist tatsächlich zum Schweigen gebracht. Er zieht kopfschüttelnd von dannen. Ob er mich nun als hoffnungslosen Fall betrachtet oder ob er nichts mehr zu entgegnen weiß – das sei dahingestellt. Aber diese Ruhe ist trügerisch. Schon erheben sich andere Stimmen gegen mein Plädoyer. Verrat! Verrat! höre ich. Es sind ausgerechnet die wenigen Gleichgesinnten, die mich nun in die Mangel nehmen.

Mit meiner These gäbe ich die wenigen übrig gebliebenen Paradiese der Alpen preis. Ich zerstöre das, was sie lieben würden, die Bergeinsamkeit.

Diesen Vorwurf muss ich mir in der Tat gefallen lassen. Dennoch versuche ich zu widersprechen: Verzeihung, aber wir »echten Bergsteiger« haben doch keinen Exklusivanspruch auf den zweiten Grad oder gar auf alpine Zufluchtsorte. Seit wann bilden wir eine verschworene Sekte, einen engen Zirkel, in den niemand mehr aufgenommen werden darf? Wie auch immer, ich solle jedenfalls solche übermotivierten Bekehrungsversuche schleunigst unterlassen. Ich versuche die Gleichgesinnten noch zu besänftigen, indem ich darauf hinweise, dass ich bislang keine exakten Wegbeschreibungen weitergegeben, keine Topos publiziert habe, dass es im 2. Grad ohnehin nicht nur 1000, sondern möglicherweise 10 000 Ziele in den Alpen gibt und so weiter und so weiter. Doch die Umstehenden bedrängen mich immer mehr. Es sei genug! Schluss jetzt! Aus! Ich solle meine Kampagne endlich abbrechen. Was bleibt mir also anderes übrig...?



Kleiner Widderstein – große Einsamkeit. Gipfelglück in den Allgäuer Alpen.

Rupshu

Bergträume über faszinierenden Seen – 2. Teil

VON HANS DIETRICH ENGELHARDT



Auf einem südlichen Gipfel des Chalung-Kranzes (P. >6160 m): von links Lous Simler, Thomas Oswald, Hans Zangl und Hans Dietrich Engelhardt. Im Hintergrund der Chalung. Vom Gipfel zieht nach rechts ein Schneesaum hinab. Diese Linie, verlängert bis zum Gletscher, stellt unsere Anstiegsroute im oberen Teil der Tour dar.
Foto: Hans Zangl

In Rupshu leben überwiegend Halbnomaden und einige nomadische Familien ganzjährig in extremer Höhenlage primär von und mit Pashmina-Ziegen, Schafen, Eseln, Maultieren, Pferden und Yaks; ihre Dörfer, ihre harten Lebensbedingungen, ihre buddhistische Kultur, die besondere Eigenart der Landschaft mit Vegetation und Wildtieren bilden zusammen den in BERG 2008 beschriebenen Lebensraum, der in den Unternehmungen, Erfahrungen und Erlebnissen in den Bergen Rupshus auch in diesem Beitrag stets gegenwärtig ist.

Die Einheimischen sind in der Tat mit wichtigeren Problemen konfrontiert als auf ihre Berge zu steigen; sie erschließen sich die Täler, Berghänge und Pässe soweit dies zur Sicherung des Überlebens hilfreich ist, d.h. für Überlandverbindungswege und Weidegründe. Deshalb ist es auch nicht verwunderlich, dass zwar die beweidbaren Zugangstäler zu den Bergen Namen haben, ebenso wichtige Weidegründe und Pässe, jedoch nur Gipfel, soweit sie nach Gestalt, Höhe oder topografischer Lage besonders auffallen und Orientierung bieten. Das war in den Alpen und in anderen Hochgebirgen der Welt lange Zeit nicht anders. Nur die Inkas stiegen auf ihre Sechstausender – aus religiösen Gründen.

Auch in Rupshu waren es die »Fremden«, die sich zuerst für die Gipfel interessierten. Dass bisher nur relativ wenige Bergsteiger in Rupshu Bergtouren unternahmen, lag zunächst an dem Zugangsverbot für Ausländer, das erst 1994 aufgehoben wurde. Als erste »Bergsteiger« traten in Rupshu allem Anschein nach Geodäten des Survey of India auf. Die großen Steinmänner am und auf dem Chhamser Kangri (6622 m) und auf den Mentok-Gipfeln werden ihnen zugeschrieben (Alka Sabharwal, Himalyan Journal 1996, 100). Indische Bergsteiger (Romesh Bhattacharjee, Harish Kapadia und Kollegen) waren dann die nächsten, die die höchsten Berge zuerst erstiegen: Mentok, Lungser Kangri (6666 m), Chhamser Kangri (6622 m) und Lapgo (6491 m). Ab 1997 folgten dann etwa gleichzeitig die ersten westlichen Expeditionen, zwei japanische (Chalung und Thugje), eine britische (Gursak/ Pologongka Peak) und die von mir geleitete Lungser Kangri Expedition.

Während in den Folgejahren Jeep-Tourismus und Trekking in Rupshu stark zunahmen, sind die Touristen mit Bergambitionen zahlenmäßig eher langsam angewachsen.

Für die Berge in Rupshu fehlt eine lückenlose Dokumentation der Besteigungsgeschichte und ist wohl auch kaum noch zu realisieren. Mit ladakhischen Führern erstiegene Berge und so manche Einzelunternehmungen werden nicht dokumentiert. Obwohl ich entsprechende Recherchen angestellt und mir bekannte Personen befragt habe, ist der folgende Bericht wohl nicht vollständig. Die Höhenangaben dieses Berichtes weichen immer wieder von den bisher anderweitig referierten ab; sie stammen aus den Blättern der russischen Karte Indien 1:100.000, der nach meinen Erfahrungen mit Abstand besten verfügbaren Karte. Bei meinen zahlreichen Besteigungen namenloser Berge in Rupshu habe ich auf Namensvorschläge verzichtet. Ich denke, die Ladakhi sollen selbst ihre Berge mit Namen versehen.

Ich habe bei meinen Unternehmungen nur selten Hinweise auf vorausgegangene Besteigungen z.B. Steinmänner oder verwertbare, schriftliche Notizen in Behältern gefunden, aber gegebenenfalls erwähnt. Für eine Reihe der von meinen Freunden und mir bestiegenen vor allem unbenannten Berge ist es deshalb wahrscheinlich, dass es sich dabei um Erstbegehungen handelt. Auch Harish Kapadia verweist in seinen Beiträgen (Himalayan Journal 1996, 2002) darauf, dass damals viele Berge in Rupshu wahrscheinlich noch nicht erstiegen waren. Unberührtheit und Einsamkeit sind deshalb die Markenzeichen der Berge Rupshus, die mich im letzten Jahrzehnt immer wieder unwiderstehlich anzogen.

Meine Expeditionen der letzten 10 Jahre waren nur möglich, weil mir zwei Ladakhi als Freunde und als Organisatoren der erforderlichen Logistik zur Seite standen: Tsering Tundup und Jigmat Namgyal. Mit Tsering Tundup verbindet mich seit unserem ersten Trekking 1991 eine herzliche Freundschaft; er hat sich immer wieder auf meine ausgefallenen Ideen eingelassen, ihre Umsetzung vor Ort geprüft und organisatorisch möglich gemacht. Mit Jigmat Namgyal habe ich 2004 und 2005 16 Berge in Rupshu bestiegen, doch dazu später. Beide gehören zu den Ladakhi, die Spaß am Bergsteigen gewonnen haben.

Im für Touristen zugänglichen Rupshu heben sich 4 Berggruppen deutlich von einander ab, die ich in BERG 2008 beschrieben und nach den jeweils höchsten Gipfeln benannt habe.

Lungser Kangri und Chhamser Kangri

Im Jahr 1995 haben Mitglieder einer indischen Expedition unter Leitung von Harish Kapadia Lapgo und Lungser Kangri zum ersten Mal, den Chhamser Kangri zum zweiten Mal erstiegen. Divyesh und Vineeta Muni erstiegen am 10.7.95 erstmalig den Lapgo. Am 14.7.95 erstiegen Harish Kapadia Kaivan Mistry, Harsinh Jr. und Kesarsinh den Chhamser Changri über den Südwestgrat. Einen Tag später ersteigen Divyesh und Vineeta Muni den Chhamser Kangri über den Nordostgrat. Die Erstersteigung des Lungser Kangri erfolgt am 16.7.95 durch Harish Kapadia Kaivan Mistry, Harsinh Jr. und Hasarsinh.

Kapadias Bericht und seine Bilder im Himalayan Journal 1996 haben in mir das Rupshu-Fieber erneut ausbrechen lassen. Meine Lungser-Kangri-Expedition 1997 war die erste ausländische, die Lungser Kangri und Chhamser Kangri besteigen durfte.

...ein Traum geht in Erfüllung

Die Genehmigung zur Ersteigung von Lungser Kangri und Chhamser Kangri 1997 kam zwei Tage vor dem Abflugtermin per Telefon von der indischen Botschaft in Bonn. Nach einer Parforcefahrt zur indischen Botschaft nach Bonn tauschten wir die vorsorglich eingeholten Touristenvisa gegen die erforderlichen speziellen Mountaineeringvisa. Nach Überwindung bürokratischer Hürden bei der Indian Mountaineering Association in Delhi konnten wir uns, d.h. außer mir Adolf Nithammer, Siegfried Pfründer und Dagmar Knodel mit un-



Tsering Tundup, seit unserer ersten gemeinsamen Unternehmung 1991 Freund, Begleiter, begeisterter Bergsteiger, zuverlässiger Führer und hervorragender Organisator meiner Trekkings und Expeditionen in Ladakh. Gerne wäre ich wie geplant mit ihm gemeinsam auf dem Chalung gestanden. Doch er fühlte sich am Aufstiegstag nicht wohl.
Foto: Hans Zangl

Teil 1 siehe Alpenvereinsjahrbuch BERG 2008, S. 90.

Bild rechte Seite oben: Ausblick vom Gipfel des Chhamser Kangri 6622 m nach Westen über den Tso Moriri auf den Mentok-deng-Kamm, der bis zum rechten Bildrand zu insgesamt etwa zwei Drittel zu sehen ist.
Foto: H. D. Engelhardt

serem Begleitoffizier Yogi Yaclav den Bergzielen zuwenden. Zur unerlässlichen Höhenanpassung haben wir vor der eigentlichen Expedition ein siebentägiges Trekking von Rumtse nach Korzók durchgeführt, durch lange weite Täler, die weite Mulde des Tso Kar und insgesamt über 5 Pässe mit bis zu 5449 m. Eine durch Krankheit bedingte Pause nutzen Adi und ich, um am 20.8.1997 den Zalung >5960 m zu ersteigen und den südlich vorgelagerten Gipfel P. 5932 südlich des Barma La und dann in einem weiten Bogen den nach Nordosten über P. 5893 m und P. 5742 zum Kazur-La herabziehenden Kamm zu überschreiten.



Das Bild zeigt Chhamser Kangri 6622 m links und Lungser Kangri 6666 m von etwas oberhalb des Korzók-Passes.
Foto: H. D. Engelhardt

Traumhaftes Wetter bei der letzten Etappe nach Korzók ließ die Spannung steigen, wie wohl unsere Ziele, die wir nur von Bildern kannten, wirklich aussehen würden. Am Yalang Nyau-La >5440 m, westlich von Korzók, deshalb auch Korzók-Pass genannt, dann einfach nur andächtiges Staunen, das nach einer Weile in Begeisterung umschlug: Tiefblau der See unter uns, dahinter die gelb, ocker, braun, violett abgetönten Sand- und Felsformationen, gekrönt von den blendend weißen Gipfeln des Lungser Kangri (=goldenes Licht) 6666 m und des Chhamser Kangri (=Platz des Gebets) 6622 m.

Nach einer eintägigen Pause in Korzók ziehen wir weiter um das Nordufer herum auf die Ostseite des Sees. Es gibt nach Aussage der Einheimischen nur eine ganzjährig Wasser führende Quelle am Ostufer des Tso Moriri und nur dort: in Churchyu konnte das Basislager auf ca. 4900 m stehen.

Hochlager I haben wir nach einigem Suchen schließlich auf ca. 5700 m auf einer flachen runden Kuppe nahe an einem Gletscherabfluss aufgebaut, ziemlich genau westlich des Gipfels des Chhamser Kangri. Die angerosteten Konservendosen im Umfeld zeigten uns, dass unsere indischen Vorgänger vor zwei Jahren dieselbe Wahl getroffen hatten. Unser Begleitoffizier Yogi Yaclav war im Basislager geblieben. Am 30.8.97 konnten wir nach einigen Tagen schlechten Wetters, das uns nahe an den Zelten hielt, die Wetterbesserung nutzen, um in einer langen Querung nach Norden über einen Gletscherarm des Chhamser Kangri und den weiten Sattel östlich des Chhamser Kangri hinweg ohne irgendwelche technischen Schwierigkeiten den Lapgo 6491 m zu besteigen. Bei erstklassiger Sicht tat sich ein weites Betätigungsfeld in den Berggruppen Rupshus für die nächsten Jahre auf. Besonders wichtig war es, die später tatsächlich gewählte Route auf den Lungser Kangri über den langen flachen, nach Nordosten abfließenden Gletscher einzusehen. Wegen der weiten Strecken und einiger Gegenanstiege waren wir von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang unterwegs.

Das Wetter bessert sich weiter und gleich am nächsten Tag, am 31.8.97, gehen wir den Chhamser Kangri an. Hochlager I ist der optimale Ausgangspunkt, obwohl wir uns nach den spärlichen Wasservorkommen richten mussten. In östlicher Richtung erreichten wir über einen Geröllhang ein Plateau mit einem Gletschersee und erstiegen die Gletscherzunge – mittlerweile ist sie abgeschmolzen – links. Danach zogen wir überwiegend über Gletscher in einer Schleife nach Süden und dann über die Südhänge wieder nach Norden, vorbei an einem riesigen Steinmann, auf den ebenfalls von einem Steinmann gezierten Gipfel des Chhamser Kangri. Die Sicht könnte nicht besser sein: im Süden reihen sich die Ketten

des westlichen Himalaya hinter einander, von den Grenzbergen nach Tibet über den Gya in Spiti bis zu den Kishtwar-Bergen und zum Nun-Kun im Westen, im Norden die Nimaling Berge, die Guskar-Berge sowie Chalung und jenseits des Indus zahllose Gipfel der Ladakh-Kette mit der weißen Felspyramide des Chikula (6489 m). Dahinter die für Touristen noch verbotenen Berge der Pangong-Range – und unter uns der tiefblaue See.

Man konnte auch den gesamten Mentok-deng-Kamm erkennen. Damals ahnte ich nicht, dass ich diesen Kamm später fast vollständig überschreiten würde. Während unsere beiden Bergfreunde auf dem Aufstiegsweg zum Lager zurückkehrten, fühlten Sigi und ich uns fit genug, über den später nach Westen abbiegenden Nordostgrat abzusteigen.

Nachträglich gesehen würde ich Interessenten für den Chhamser Kangri raten, vom Plateau auf ca. 5900 m aus eisfrei den wenig ausgeprägten, blockigen Kamm, der vom Gipfel nach Westen herabzieht, ziemlich genau in der Gipfelfalllinie zu benutzen.

Wir haben das Hochlager II gleich am 1.9.97 nahe an den Sattel zwischen Chhamser Kangri und Lapgo auf ca. 5880 m gelegt (siehe Bild unten). Wasser gab es von den nahen Gletscherabflüssen.

Zeitverluste durch Erkundungen und schlechtes Wetter ließen uns nur noch eine Gipfelchance für den 5.9.97. Vom Hochlager II stiegen wir ca. 300 Höhenmeter nach Osten ab und verfolgten dann den gesamten, langen Gletscher von der Zunge mit einiger Spurarbeit bis zum Gipfel des Lungser Kangri in hauptsächlich südlicher Richtung. Wieder hatten wir Wetterglück, aber auf ganz andere Weise als bisher. Nach einem Wolken-Sonne-Mix am Vormittag zogen heftige Gewitter auf, die sich abwechselnd rund um den Lungser Kangri mit Blitzen, Donner sowie Schnee-, Hagel- und Regenschauern entluden und dabei sehr eindrucksvolle Stimmungen schufen, uns aber in unserem Anstieg nicht behelligten. Während sich im Norden weiterhin Gewitter austobten, konnten



wir vom Gipfel die nahen Berge Spitis und jenseits des Tso Moriri sehen (vgl. Bild S. 112).

Für den Abstieg fanden wir eine wesentlich kürzere Route: Vom Gletscherplateau auf ca. 5850 m stiegen wir etwa 250 m einen Eishang nach Westen hinauf und querten dann auf einer Höhe von ca. 6100 m am Gletscherrand entlang zuerst durch Blöcke, später über den Gletscher selbst schließlich absteigend zurück zum Sattel zwischen Lapgo und Chhamser Kangri, wo unsere Zelte standen. Mit dieser Variante haben wir uns mindestens zwei Stunden gespart.

Interessenten würde ich raten, entweder von Hochlager I aus oder durch die Lungserma eine Route in den Sattel zwischen

Bild unten: Hochlager II in etwa 5880 m nahe dem Sattel zwischen Lapgo und Chhamser Kangri. Von links nach rechts Dagmar Knodel, Siegfried Pfründer und Hans Dietrich Engelhardt. Im Hintergrund die vergletscherte Ostseite des Kabulu 6370 m, den Hans Dietrich Engelhardt, Adolf Nithammer, Sabine Wendicke und Hans Zangl am 5.9.2003 erstiegen haben.
Foto: H. D. Engelhardt





Hans Dietrich Engelhardt auf dem Gipfel des Lungser Kangri, im Hintergrund die Berge der Great Himalaya Range des westlichsten Zipfels von Tibet sowie von Spiti.
Foto: Siegfried Pfründer

Chhamser und Lungser Kangri zu suchen und dann über den Nordgrat aufzusteigen. Auch vom Ungti-La aus müsste ein Aufstieg möglich sein, um diesen Umweg zu vermeiden.

Beim Abstieg ins Basislager am nächsten Tag schien die Sintflut über uns herein zu brechen. Aber was soll´s. Unser Begleitoffizier Yogi war über unsere unversehrte Rückkehr sehr erleichtert und ließ seinen Koch Tee und frisch gebackenes Gebäck servieren. Besonders nachhaltig ist mir der Tag vor der Rückfahrt nach Leh auf dem Zeltplatz in Peldo am Nordende des Tso Moriri in Erinnerung geblieben: Ein strahlender Tag, nur einige Zierwolken am Himmel, mit Blick auf die bestiegenen Kangris, der Länge nach über den See auf den Gya und andere Berge in Spiti, im Westen der Mentok-deng-Kamm ...ein Traumzeltplatz...schöner konnten diese Bergtouren nicht ausklingen (s. Bild S. 119).

Während mir über eine pauschale Notiz hinaus (AAJ 2004/367) weitere Besteigungen des Lungser Kangri nicht bekannt geworden sind, wird der leichter erreichbare Chhamser Kangri immer wieder erstiegen. Am 21.8.2002 hat Tsering Tundup namentlich nicht mehr recherchierbare italienische Bergsteiger auf den Chhamser Kangri geführt. Im August 2006 hat Reinhold Lazar mit einer Studentengruppe den Gipfel erreicht und dort Klimamessgeräte installiert.

Chalung

Der Chalung ist mit 6441 m eine imponierende Berggestalt im nördlichen Teil des Lungser-Kangri-Kammes: vom Gonack La, auch Zildat La genannt, zeigt er sich mit den ihm vorgelagerten Gipfeln als langer, eisgepanzerter Rücken, dem Kabulu nach Südwesten präsentiert er sich als felsige Pyramide. Zwei Zugänge bieten sich an: Entweder verfolgt man vom Dorf Sumdo aus den Rubalo Fluss nach Südosten bis in den hintersten Winkel und steigt dann von Norden auf den Gipfel. Diesen Zugang hat 1997 eine japanische Expedition gewählt. Unter der Leitung von Tsunso Suziki haben acht Expeditionsmitglieder am 11.7., drei am 13.7. und weitere acht am 15.7.1997 über den Nordwestgrat den Gipfel erreicht. Am 28.8.2007 sind Peter und Jonathan Herrle aus Machnow bei Berlin von Norden in Gipfelfalllinie über den Gletscher auf den Gipfel gestiegen.

Der zweite Zugang führt – diese Möglichkeit habe ich im Katastrophensommer 2006 erkundet – vom Kiagar La zunächst in südöstlicher dann in östlicher Richtung das Tal hinauf in einen nach Westen offenen hufeisenförmigen Kranz von insgesamt 9 Sechstausendern, unter denen der Chalung die anderen Gipfel um mehr als 200 m überragt.

Das Basislager haben wir bei ca. 5400 m auf einem kleinen Plateau errichtet, wo im Juli viele blaue Primeln und gelbe Korbblütler üppig blühen. Von dort aus kann man den Chalung und alle Gipfel um ihn herum ersteigen. Hans Zangl und ich stiegen am 3.9.07 über Blöcke der Endmoräne hinauf zu einem kleinen See, weiter flach zum Gletscher, über ihn in einem weiten Bogen auf die südlichen Schutthänge, über sie und schließlich über den schuttigen Südkamm zum Gipfel des Chalung.

Zuvor am 31.8.07 habe ich von unserem Zeltplatz (ca. 5200 m) auf der Hochfläche 2 km nordöstlich von P. 5381 mit Anne und Louis Simler, Thomas Oswald, Hans Zangl und unseren einheimischen Begleitern Tsewang Tundup und Jigmat Namgial bei optimalem Wetter im südlichen Gipfelkranz P. >6160 erstiegen.

Mit Hans Zangl habe ich anschließend den Übergang zu P. 6212, den westlichen Eckpfeiler und zweithöchsten Berg des Gipfelkranzes, mit Abstieg über den Südwestkamm gemacht. Tsering Tundup ist am folgenden Tag von Norden über den steilen Gletscher auf diesen Gipfel gestiegen.

Die Gursak-Gruppe

Mittlerweile kann man sich in Rupshus Bergwelt ohne spezielle Besteigungsgenehmigung und Begleitoffizier frei bewegen. Hatte ich bisher Jahrzehnte lang mehr oder weniger klaglos die Gepäckschlepperei für die Hochlager auf mich genommen, so will ich dies nicht bis zum Zusammenbruch fortsetzen. Rupshu und weite Teile Ladakhs bieten gute Möglichkeiten, mit Tragtieren die Ausrüstung bis zu denjenigen Lagerplätzen zu transportieren, von denen aus man Sechstausender mit einem Tagesrucksack besteigen kann.

Die erste Ersteigung des Pologongka Peak 6330 m, auch Gursak genannt, erfolgte 1997 durch die Briten Ratty, Law und Willis laut American Alpine Journal (AAJ 1999). Nach derselben Quelle wurde der Gipfel des Thugje 6125 m im August ebenfalls erstiegen und zwar am 14. und 15.8.1997 in zwei Partien von allen Mitgliedern einer japanischen Expedition und den drei indischen Begleitoffizieren sowie den Hochträgern.

Bei unserer Expedition 2003 sind wir, d.h. Adolf Nithammer, Sabine Wendicke, Hans Zangl und ich, zur Höhenanpassung im Industal in Tirido gestartet. In Tiriphu, von Touristen selten berührt, haben wir das herzliche Ladakh erlebt, wie ich es aus früheren Begegnungen kenne und schätze: Wir wurden liebenswürdig zu Tee, Joghurt und Gebäck eingeladen. Wir haben dann den Thratsang La 5088 m überquert und sind durch die Hochebene des Tso Kar durch Thugje zu den Sommerweiden der Bewohner von Thugje und Puga am Pologongka-La gezogen. Nach Erkundungstouren haben wir unser erstes Hochlager im Lugnak-Tal auf ca. 5200 m errichtet. Oberhalb des Lagers teilt sich das Tal in einen westlichen und in einen östlichen Zweig auf. Trotz starker Bewölkung sind wir am 25.8.03 im westlich abzweigenden Seitental zu P. >6120 aufgestiegen. Ein kleiner Steinmann ziert jetzt den Gipfel. Das Wetter lockerte auf und auch unsere körperliche Verfassung reichte aus, den vom Hauptkamm nach Norden streichenden teils überfirnten, teils schuttigen Gratausläufer zu P. 6245 weiter zu gehen (s. Bild unten). Von dort hatten wir bei auflockernder Bewölkung gute Sicht nach Norden ins 2500 m tiefer liegende Industal nach Nior-Nis und nach Süden in die nördliche Kabulu-Gruppe.

Trotz des weiter unbeständigen, nebligen, feucht-warmen Wetters haben Adolf Nithammer und ich am 27.8.03 mit P. 6208 einen weiteren Sechstausender des Hauptkamms der Gursak-Kette vom Lugnak-Lager durch das über dem Lager rechts abzweigende Seitental und später durch eine Geröllrinne erstiegen und von Westen nach Osten überschritten.

Im Karchong-Tal haben wir unser zweites Hochlager aufgeschlagen. Über das östlich abzweigende Seitental oberhalb des Lagers steigen wir am 29.8.03 zu einem weiten Sattel zwischen P. >6200 und dem Gursak, 6330 auf. Vom Sattel aus steigen wir (Hans Dietrich Engelhardt, Adolf Nithammer, Hans Zangl) zuerst nach Westen auf den oben felsigen P. >6200 m und dann auf den höchsten Gipfel der Gruppe: den Gursak 6330 m, auf dem ein möglicherweise

Adolf Nithammer und Hans Zangl (rechts) auf P. 6245 m. Ausblick von diesem nördlich vorgelagerten Gipfel, den wir von dem braunen Gipfel in der oberen Bildmitte P. >6120 m über die Graterhebungen des Kammes erreicht haben. Die Berge im Hintergrund: am linken Bildrand Chhamser Kangri/ Lungser Kangri, im mittleren Bilddrittel von links die Rang-Berge 5 bis 1 mit den nach Norden abfließenden Gletschern, über Rang 5 (links) der Kabulu, im rechten Bilddrittel Berge des Mentok-denk-Kammes.
Foto: H. D. Engelhardt



von den Briten erstellter Steinmann stand (Hans Dietrich Engelhardt, Hans Zangl). Die Verschlechterung des Wetters hat bedauerlicherweise sowohl fotografische Leckerbissen als auch weitere Bergtouren in der Gursak-Gruppe, insbesondere die Überschreitung des Kammes mit der Gipfelhöhe von 6284 m zwischen den bereits erstiegenen Gipfeln verhindert. Am Tso Startsapuk haben wir dann bei wolkenlosem Himmel im warmen See genussvoll gebadet, die zahlreichen Wasservögel sowie die eleganten Kiangs (=Wildesel) beobachtet und einfach die Seele baumeln lassen ... eine eindrucksvolle Szenerie.

Im Jahr 2007 habe ich der Gursak-Gruppe einen zweiten Besuch abgestattet. Mit meinen Freunden bin ich von Kidmang aufgebrochen, um über den Gonack La (5121 m) nach Sumdo zu wandern. Kidmang liegt auf einem riesigen Schwemmkegel südlich des Indus auf ca. 4000 m, macht einen ansprechenden, soliden Eindruck, wird von Touristen jedoch nur selten besucht, obwohl zahlreiche Taxis in geringer Entfernung auf der Industraße zum Tso Moriri vorbeirauschen. Vor dem Passübergang stellten wir unsere Zelte zwischen zwei Bauernhöfen auf ca. 4900 m (!!!) auf. Von dort bin ich zusammen mit Tsewang Tundup, Thomas Oswald, Anne und Louis Simler auf P. >5920 gestiegen. Hans Zangl ist auf einer anderen Route allein auf den Gonack 6102 m, den östlichen Eckpfeiler der Gursak-Gruppe gestiegen. Mit Tundup habe ich von P. >5920 aus den Gonack erstiegen und weiter den Kamm zu P. 6033 überschritten.



Susanne Gollor auf Rang 3, 6180 m, hinter ihr die Gursak-Gruppe: von links Thugje 6125 m, die von uns erstiegenen P. >6120, P. 6245 und P. 6208 in Bildmitte; dann der namenlose angeschneite Kamm 6284 m, rechts davon die ebenfalls von uns erstiegenen P. >6200 und der Gursak 6330 m.
Foto: H. D. Engelhardt

Kabulu – Gruppe

Rang

Zur Kabulu-Gruppe gehören von Westen nach Osten die Rang-Gipfel 1-5, einige Berge in den nach Norden streichenden Seitenkämmen, der Kabulu selbst und das südlich anschließende Hochplateau mit drei Gipfeln um 6100 m einschließlich des Peldo. Die Ranggipfel präsentieren sich nach Norden mit einem Mantel aus Eis, nach Süden als wenig hervortretende Schuttberge. Bei nahezu geschlossener Bewölkung sind wir von Rajungkaru, dem Zeltdorf der einheimischen Halbnomaden unter dem Kazur-La gestartet. Alle Gruppenmitglieder (Hans Dietrich Engelhardt, Adolf Nithammer, Sabine Wendicke und Hans Zangl) haben am 3.9.03 über die westlich vorgelagerten Hügel und den Südgrat Rang 1 >6080 m erstiegen; Hans Zangl und Adolf Nithammer haben zusätzlich den Verbindungsgrat zu Rang 2 >6120 m überschritten.

Die Ranggipfel 3, 4 und 5 haben wir in dieser Reihenfolge in anderer personeller Zusammensetzung am 18.8.05 bei Bilderbuchwetter erstiegen: Susanne Gollor, Jigmat Namgyal und ich sind dazu aus dem oberen Serpotal in das Joch zwischen Rang 2 und 3, dann auf Rang 3, mit 6180 m höchster Gipfel des Kammes (s. Bild), und weiter auf Rang 4 >6160 m gegangen. Jigmat Namgyal ging dann solo auf Rang 5 >6120 m hinüber, ich habe Rang 2 noch »mitgenommen«. Von allen Ranggipfeln hat man einen umfassenden Blick auf die gegenüber liegende, vergletscherte Kabulu-Nordflanke und auf den Mentok-deng-Kamm, den man in seiner ganzen Länge sehen kann, sowie dahinter auf die endlosen Himalayaketten im Süden.

Gleich gegenüber im Norden erinnert die Gursak-Gruppe an frühere Touren. Auf keinem der Ranggipfel haben wir Anzeichen einer Ersteigung gefunden, aber selbst kleine Steinmänner hinterlassen.

Für gut an die Höhe angepasste und konditionsstarke Bergsteiger ist es sicher besonders lohnend, den Kamm mit den fünf Ranggipfeln von einem Lager im oberen Serpotal aus besser von Ost nach West als umgekehrt zu überschreiten. Vom gleichen Lager aus kann man auch die Überschreitung des Kabulu von Nord nach Süd gut anschließen. Ich halte nach meinen Einsichten diese Überschreitung nicht für besonders schwierig. Steigeisen, Pickel und Seil sollte man jedoch dabei haben.

Hochplateau mit Peldo

Das oben bereits erwähnte Hochplateau südlich des Gyamabarma durchfließenden Flusses (vgl. Bild 2/3 in BERG 2008) war bis vor kurzem mit einer Eiskappe überzogen, wie die russische Karte erkennen lässt. Als ich mich am 7.9.03 über die rutschigen Schotterhänge von Südwesten zu den Gipfeln P. 6110 und P. 6098 heraufquälte, fand ich nur noch eine sehr zusammengeschrumpfte Eisfläche vor. Zwischen beiden Gipfeln war überhaupt kein Eis mehr, ein kleiner See war geblieben. Lediglich auf der Nordabdachung von P. 6098, den ein Steinmann zierte, war noch eine größere Firnfläche vorhanden, die wohl in ein oder zwei Jahrzehnten verschwunden sein könnte. »Lohnend« sind diese beiden Gipfel vor allem wegen der Aussicht auf den Tso Moriri. Dies gilt insbesondere für den dritten aus dem Plateau herausragenden Gipfel, den felsigen Zacken P. 6101, der wie die Flussaue nördlich des Tso Moriri Peldo genannt wird und steil zum Tso Moriri abfällt. Von Korzók aus wird der Peldo wegen der sich sehr ziehenden 1600 Höhenmeter öfter angestrebt als tatsächlich erreicht. Nach vielen namentlich nicht bekannten Vorgängern hat auch Hans Zangl diesen Gipfel am 6.9.07. erstiegen. Der Südgrat bietet eine unvergleichliche Sicht auf den Tso Moriri.

Kabulu – Wie ein Aussichtsberg neue Bergbegehrlichkeiten weckt

Der Kabulu 6370 m, im Westen, Norden und Osten noch von Gletschern bedeckt, lockt mich schon seit 1997. Damals haben wir ihn aus unserem Hochlager II in ca. 5880 m Höhe gut sehen können (s. Bild S. 111 unten). Unser Ausgangslager für den Kabulu stand 2003 neben den Zelten tibetischer Hirtenfamilien etwas westlich von Gyamabarma auf ca. 5100 m. Wir hatten also knapp 1300 Höhenmeter zu bewältigen. Am 5.9.03 haben Hans Dietrich Engelhardt, Adolf Nithammer, Sabine Wendicke und Hans Zangl den Kabulu-Gipfel über die schotterigen Südhänge erstiegen. Zwar hat der kalte Schönwetterwind im Gipfelbereich den Aufenthalt nicht gerade gemütlich gemacht. Aber die phänomenale Aussicht auf alle hohen Rupshu-Gipfel (vgl. Bild 1-5 in BERG 2008) und die südlichen Himalaya-Ketten hat mich frierend doch eine Stunde auf dem Gipfel verweilen lassen. Ich war wie elektrisiert von dem Anblick und spürte den ungemütlichen, frischen, südlichen Wind dann kaum noch. Ich sah den Mentok-deng-Kamm unmittelbar gegenüber in voller Länge. Der Kamm sah machbar aus. Technische Schwierigkeiten waren nur an wenigen Stellen zu erwarten. Schon früher (2001) wollte ich Teile des Mentok-deng-Kammes überschreiten, was damals meine Lungenentzündung verhinderte. Noch auf dem Gipfel stand mein Entschluss fest: Die Überschreitung des Mentok-deng-Kammes, das muss noch sein.

Der Mentok-deng-Kamm
»Zwischen Tal und Wolken«

Diesen Titel gab Gaston Rebuffat, der berühmte französische Bergsteiger und Bergführer der fünfziger und sechziger Jahre, einem seiner Bücher. Diese Formulierung – mir ist keine bessere eingefallen – bringt meine Erlebnisse und Erfahrungen, das Hochgefühl, das mich dann auf dem Mentok-deng-Kamm immer wieder erfasste, auf den Punkt, und zwar auch für die Momente, in denen ich bei diesem Unternehmen am Rande der Erschöpfung war: erschöpft und dennoch glücklich. Und dieses Hochgefühl stellt sich immer wieder neu ein, wenn ich an diese Überschreitung zurückdenke oder mir die Bilder ansehe. Ich bin dankbar, dass



Die drei Fotos bilden als zusammenhängendes Panorama im Hintergrund den Mentok-deng-Kamm ab. Zwischen dem Mentok-deng-Kamm und dem Geröllstreifen im Vordergrund links Kabulu, ab Bildmitte nach rechts Rang 2, 1, 3. Standpunkt der Aufnahme: Gipfel des Rang 4.
Fotos:
H. D. Engelhardt

mir dieses Unternehmen noch vergönnt war, auch wenn ich die Überschreitung nicht komplett zu Ende bringen konnte.

Leider konnte oder wollte sich im Jahr 2004 keiner meiner Bergfreunde auf dieses Unternehmen einlassen. Sollte ich alleine gehen? Ich verwarf diese Idee und hatte den Plan schon aufgegeben, als mich im Mai 2004 eine Email meines vorjährigen Begleiters und Kochs Jigmat Namgyal erreichte: Wenn ich wieder in Ladakh bergsteigen wolle, solle ich ihm das bald mitteilen, da er seine Sommereinsätze plane. Ich überlegte nur kurz. Warum sollte ich eigentlich nicht alleine fahren? Ich konnte doch Jigmat bitten, mich auf den Bergtouren zu begleiten. Und noch etwas bohrte in mir: Ich war 66 und fühlte mich fit. Aber würde das auch ein Jahr später noch zutreffen? Aufgeschoben könnte leicht aufgehoben sein. Die Zeit lief mir davon.

Ich entschied mich für den Mentok-deng im Jahr 2004 – und ich habe es nie bereut. Ich plante die Logistik des Ablaufs. Wie könnte ich die Überschreitung überhaupt angehen? Die klassische und alpin anspruchsvolle Form mit vier bis fünf Biwaks auf dem Kamm, – das traute ich mir nicht mehr zu. Was aber statt dessen? Ich entschied mich für eine Überschreitung auf Raten: Schon wegen der günstigeren Höhenanpassung wollte ich den Kamm von Nordwesten nach Südosten überschreiten. Ich wollte von den niedrigeren zu den höheren Bergen fortschreiten.

Folgendermaßen wollte ich vorgehen: Aufstieg auf den nordwestlichsten Gipfel, den Lari 6084 m, Überschreitung der folgenden 3 Gipfel, insgesamt ca. 1700 Höhenmeter im Aufstieg. Abstieg zum Lager. Mein Pferdebetreuer sollte während meiner Überschreitung mit der Ausrüstung zu einem vereinbarten Lagerplatz weitergehen. Rasttag. Erneuter Aufstieg. Überschreitung einiger Gipfel. Abstieg zum versetzten Lager. Rasttag. Die Aufstiege nur mit Tagesrucksack. Ich schickte Jigmat meinen Plan. Er war damit einverstanden und bereit, mich auf den Bergtouren zu begleiten. Und so haben wir es dann auch gemacht.

Für die weitere Höhenanpassung hatte ich eine bisher von mir und auch sonst von Trekkern nicht begangene Route von Tarchi über den Kiameri-La gewählt, ein im Abstieg für Pferde nicht ganz einfacher, weil steiler Pass. Nach den ersten beiden Tagen folgten wir, das sind mein Begleiter Jigmat Namgyal, unser Pferdebetreuer Tundup und unser Helfer Rigsin der Route von Rumtse über den Thratsang La (5088 m). Der Thratsang La bietet eine der schönsten Aussichten, die man in Ladakh haben kann: auf den Tso Kar, die Hochebene und die Berge um ihn herum sowie auf den nordwestlichen Teil des Mentok-deng-Kamms, eine sagenhafte Kulisse (vgl. BERG 2008, S.98) Ich habe diesen Pass viermal überschritten und immer wieder bei unterschiedlichen stimmungsvollen Beleuchtungen angetroffen und war jedes Mal neu begeistert. Und dann an den Seen und drum herum die zahlreichen Wildtiere: vielfältige Wasservögel, Erdhörnchen, Hasen, Wildesel! Nach Durchquerung der vegetationsarmen Hochebene hält die Route kurz nach Nuruchan eine Überraschung bereit: das Tal weitet sich zu einer auenartigen großen Wiese, die 2004 eine für mich bisher einmalige Szenerie bot: Viele Hundert Yaks grasen auf der von der Nuruchan Lungpa durchflossenen Wiese. Natürlich hatte ich schon oft Yaks gesehen. Aber Hunderte auf einmal? Die Yaks waren aus den Sommerweidegründen des benachbarten südlichen Tales mit ihren Hirten über 5800 m hohe Pässe (!!) zurückgekommen.

Hier ist mein Ausgangspunkt für die Überschreitung des Mentok-deng-Kammes: 4692 m. 25 Gipfel des Kammes liegen vor uns!! Davon 9 zwischen 5931 m und 6000 m, die 16 restlichen 6000 m und höher.

Während man für die Lungser-Kangri Gruppe, die Gursak-Gruppe und die Kabulu-Gruppe bei touristischen Besteigungen grundsätzlich von Erstbegehungen reden kann, liegen die Dinge beim Mentok-deng-Kamm anders. Die Einheimischen überschreiten diesen Kamm über verschiedene Pässe vor allem mit Yakherden zur Beweidung der Nachbartäler regelmäßig im Frühsommer und Herbst. Es gibt im mittleren Teil des Kammes drei mit Ladses (=unregelmäßige Steinhaufen) und Gebetsfahnen gekennzeichnete Pässe mit zur Zeit eisfreien Zugangswegen auf beiden Seiten. Der Lannyer La 5805 m leitet ins Tal der Phirse Phu (Phu=Fluss), die zunächst nach Südosten fließt und schließlich in einer Wendung nach Norden in einem breit gefächerten Delta in den Tso Moriri mündet. Gyama-La sowie der Barma-La, beide Pässe ca. 5800 m führen zur Sumkar Lungpa (lungpa=Fluss) und weiter nach Pang. Tatsächlich werden jedoch im Bereich meiner ersten beiden Tagesetappen weitere nicht näher bezeichnete Pässe benutzt, an denen ich bei meiner Überschreitung mehrfach frische Trampelspuren von Yakherden gesehen habe. Es ist deshalb durchaus wahrscheinlich, dass Hirten hier auf der Suche nach eigenwilligen Yaks so manchen dieser schuttigen Gipfel als Erste bestiegen haben. Jedenfalls vom Lannyer-La nach Nordwesten bis zum Ende des Kammes sollte man vorsichtshalber die Einschränkung machen, mangels genauerer Informationen von touristischen Erstbegehern zu sprechen. In der in Leh erhältlichen Karte »Ladakh & Zanskar« ist als weiterer Pass von Korzók zur Phirse Phu der Tarang La eingezeichnet, der nach seiner Lage über 5900 m hoch sein muss. Auch von Einheimischen konnte ich nichts Genaueres über diesen Pass erfahren.

Es sind nur wenige Gipfel, auf denen Steinmänner mit oder ohne Dokumentbox oder andere Zeichen auf vorausgegangene Besteigungen hinweisen. Von den 25 im Kamm identifizierbaren Gipfeln weisen gerade einmal 6 (Zalung 5961 m, P. 6241, Sara Shuva 6289 m, P. >6160 und die beiden Mentok-deng-Gipfel Hinweise auf vorausgegangene Ersteigungen auf. Den Zalung hatte ich bereits 1997 mit Adolf Nithammer erstiegen. Damals fanden wir keine Ersteigungsspuren vor. 2004 stießen Jigmat Namgyal und ich auf einen großen Steinmann. Anscheinend wird der Gipfel inzwischen gelegentlich von Trekkern mitgenommen.

Auf P. 6241, einem herausragenden und dennoch namenlosen Felshorn, dessen Bild in Ladakh vertriebene Mineralwasserflaschen ziert, fand ich nach sehr mühsamem Anstieg über den steilen südöstlichen Schutthang am 23.8.2005 in einem Steinmann eine Gatorade-Flasche, die als Behälter für einen Zettel diente. Ich konnte sie jedoch nicht öffnen und Näheres über meine Vorgänger erfahren. Der Sara Shuwa 6279 m wurde laut Harish Kapadia (Himalayan Journal 96) am 16. und 17. August 1995 von einem Fünf-Mitglieder-Team unter Leitung von Masato Oki über die Ostflanke und den Nordostgrat zuerst erstiegen. Ich fand dort 2004 in einem Steinmann eine blaue Plastik-Brotzeitbox mit Angaben. Danach war Dr. Hamberger aus Rosenheim 2001 auf diesem Berg, 2002 eine englische Gruppe und ich mit Jigmat Namgyal, als wir Sara Shuva und P. >6160



Blick auf Mentok I (links) und Mentok II im Abstieg von P. 6247.
Foto: H.D. Engelhardt

vom Yalang Nyau La aus am 23.8.04 überschritten. Auf dem P. >6160 war zwei Tage vor uns eine englische Gruppe. Zwei Tage später haben wir noch die Spuren im Schnee vorgefunden. Nicht alle Bergsteiger hinterlassen Hinweise auf Ersteigungen. Auch ich habe mir nicht immer die Mühe gemacht, auf jedem erstiegenen oder überschrittenen Gipfel meine »Duftmarke« zu hinterlassen.

Im Jahr 1984 und 1993 hat der Inder Romesh Bhattacharjee den Mentok II erstiegen (Harish Kapadia, Himalayan Journal 1996). Er war es, der über Rupshu im Himalayan Journal die ersten Berichte verfasst hat (1984, 1993). Mentok I wurde laut Alka Sabharwal von indischen Geodäten zuerst erstiegen. Am 2.9.1998 führte Tsering Tundup drei spanische Touristen, an deren Namen er sich nicht mehr erinnert, auf den Mentok I. Am 31.8.2001 erstiegen Eike Steinmetz und Hans Zangl mit Führer Raschid den Mentok I und Eike Steinmetz mit Führer Raschid am 2.9.2001 den Mentok II. Am 2.9.2004 habe ich mit Jigmat Namgyal den nordwestlich von Mentok II gelegenen Gipfel P. 6247 erstiegen. Vermutlich haben Mentok I und II schon auf Grund ihrer guten Erreichbarkeit weitere nicht dokumentierte Ersteigungen aufzuweisen.

Die oben beschriebene Vorgehensweise hat sich dann auch praktisch bewährt. Die Rasttage sind – jedenfalls für mich – unverzichtbar. Jigmat Namgyal und ich waren an den Tourentagen fast immer von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang unterwegs und haben dabei zwischen 1400 und 1700 Aufstiegshöhenmeter und immer wieder zusätzlich lange mehr oder weniger ebene Strecken bewältigt. Am 21.8.04 erstiegen Jigmat und ich den Lari 6084 m und überschritten von dort in südöstlicher Richtung Phegut >6040 m, Serbungchen 6008 m und P. 5961; am 23.8.04 haben wir P. 5931 erstiegen, sind auf dem Geröllkamm über P. >5960 zu P. 5972 gewandert – gegenüber unter P. >6040 war der untere Teil des Gletschers über die ganze Breite abgebrochen –, weiter in nordöstlicher Richtung auf P. 5960 und schließlich wieder in südöstlicher Richtung auf den Zalung >5960 m.

Den folgenden Gipfel P. 5932 hatte ich bereits 1997 überschritten. Am 26.8.04 steigen Jigmat und ich über den Gyamsa-La auf P. 6081. Beim Übergang zu P. >6080 erleide ich einen Schwächeanfall, der sich bald als Folge einer Magen-Darm-Infektion herausstellt. Obwohl nur wenige Meter fehlen, lasse ich P. >6080 aus, gehe mühsam am Kamm entlang auf P. 5960 und quäle mich dann vier Stunden ins Tal zum Zelt, wo ich im Dunkeln eintreffe. Die Infektion setzt mich für einige Tage außer Gefecht und lässt mir keine Chance, mich in der verfügbaren Zeit voll zu erholen; sie macht meinen Plan zunichte, alle Etappen zum Mentok I 2004 zu schaffen. Ich übergehe zwei längere Etappen und hoffe, wenigstens eine kürzere zu schaffen. Am 30.8.04 steigen Jigmat und ich bei Paradewetter vom Korzók-Pass auf den Sara Shuva 6279 m, sehr mühsam für mich, und machen den Übergang zu dem schönen Firnberg P. >6160 über dem Korzók Gletscher.

Ein letzter Versuch: Nach Aufbau des Hochlagers unter Mentok I starten wir am folgenden 2.9.04 früh. Die Kräfte reichen gerade noch zu P. 6247 auf dem Kamm, an einen Übergang zu den Mentoks, greifbar nah wie nie zuvor, ist jedoch nicht zu denken.

So bin ich 2005 erneut nach Rupshu gefahren, um die ausstehenden Etappen nachzuholen, dieses Mal mit Susanne Gollor. Meine 2005er Unternehmung unterschied sich in einem interessanten Punkt von allen meinen bisherigen: Jigmat hatte dieses Mal zur Hilfe in der Küche die zwei mit einander befreundeten Studentinnen Dolkar und Sonam engagiert. Das ist in Ladakh ausgesprochen unüblich. Ich habe bisher niemals Frauen als Küchenhelferinnen bei meinen oder anderen Trekkings bzw. Expeditionen beobachtet. Die beiden jungen Frauen veränderten die Atmosphäre im Lager schlagartig. Wir haben auf diese Weise auch sehr viel mehr von den und über die Ladakhi erfahren. Meine Bergfreundin Susanne konnte den beiden Mädchen ganz andere Fragen stellen als ich als Mann es hätte tun können. Und noch etwas überraschte uns: Beide wollten mit uns Bergtouren machen. Grundsätzlich hatten wir dagegen keine Bedenken, denn ihre Höhenanpassung war allemal besser als unsere und zudem bewegen sich mehr oder weniger alle Ladakhi schon auf Grund ihrer Lebensbedingungen überaus geschickt im Gelände. Soweit dies mit der erforderlichen Ausrüstung vereinbar war – Susanne hat mit ihrer Ausrüstung tatkräftig ausgeholfen – haben wir dann einige Touren zusammen gemacht. So werden beide zu den wenigen Ladakhi-Frauen gehören, die bisher Sechstausender in ihrem Land bestiegen haben!!!

Am 21.8.05 starten wir vor Sonnenaufgang mit unserer Küchenhilfe Dolkar Stanzin und erreichen den Kamm bei P. 5960 m, wo ich ein Jahr zuvor abbrechen musste. Wir überschreiten P. 6010, queren die Geröllhänge unter P. 5960 und P. 6045, überschreiten dann P. >6000 und schließlich weiter zum Lannyer La. Den neuen Zeltplatz erreichen wir während der Abenddämmerung. Das Wetter hält und lässt Susanne und mich am 23.8.05 die zweite ausstehende Etappe angehen zu P. >6120, dem ich ein Solo auf das Felshorn P. 6241 anschließe.

Als wir auf den Gyamabarma-La (ca. 5300 m) kamen, sagte Dolkar mit Blick auf den Mentok-deng-Kamm ganz spontan: »So etwas Schönes habe ich noch nicht gesehen!«

Mit Dolkar und Sonam sind Susanne Gollor und ich vom Yalang Nyau La auf P. 6047 gestiegen, ein dem Mentok-deng-Kamm nordöstlich vorgelagerter Gipfel, den wir bereits 2003 erstiegen hatten. Das Bewusstsein der Ladakhi verändert sich: Entsprangen Touren durch Täler und über Pässe sowie auf die Berge ursprünglich materieller Not, so werden sie zunehmend als bereichernde Aktivitäten wahrgenommen, die ihren Sinn in sich selbst tragen.

Der Gang »zwischen Tal und Wolken« über den Mentok-deng-Kamm erfüllt mich immer noch und immer wieder. Es ist ein kaum zu beschreibendes Gefühl, über einen Kamm um 6000 m Höhe zu wandern, auf der rechten, südlichen Seite zwischen Nun-Kun im Westen und Gya im Osten bis zum Horizont die gestaffelten Himalaya-Ketten zu sehen, auf der nördlichen Seite den Kang Yissay mit den anderen Nimaling-Bergen, die Seen Kar und Startsapuk, dahinter die Gursak-Gruppe und die Berge der Pangong-Kette, Stunde um Stunde, Tag für Tag, Bergeinsamkeit pur. Und immer wieder diese Farbenpracht.

Während der letzten Etappen läuft man auf den oft azurblauen Tso Moriri und den Lungser-Kangri-Kamm zu, wo meine Bergtouren in Rupshu begannen.



Chhamser Kangri und Lungser Kangri mit Tso Moriri vom Zeltplatz in Peldo.
Foto: H.D. Engelhardt

Aus Platzgründen musste auf den Abdruck von Gebietsübersichten, Karten- und Lageskizzen von Gebirgsgruppen und Gipfel verzichtet werden.
Informationen bei:
Dr. Hans Dietrich Engelhardt,
Fuchsbichl 22a,
82057 Icking

Skyrunning

Schnellbergsteigen an den höchsten Bergen der Welt

VON CHRISTIAN STANGL

Ein Skyrunner – ein »Schnellhöhenbergsteiger« – benutzt zwar Elemente aus den beiden Sportarten Höhenbergsteigen und Berglaufen, entstanden ist die neue Disziplin aber durch die sportliche Zielsetzung, die höchsten Berge der Welt in einer möglichst kurzen Zeit zu besteigen.

Der Faktor Akklimatisation hat bei Bergläufen, die zuweilen in Höhenlagen bis etwa 4.000 m stattfinden, kaum Bedeutung. Für die Begriffsabgrenzung zum Höhenbergsteigen hin ist zusätzlich der Faktor Zeit notwendig. Gilt für einen Höhenbergsteiger das Erreichen eines Gipfels bereits als Erfolg, ist für einen Skyrunner die dafür benötigte Zeit das Wesentliche.

Meine erste – unbewusste – Schnellbegehung machte ich Anfang Mai 1995 am 6.768 m hohen Huascaran in Peru. Eine Schiabfahrt war mein Ziel und ich wollte nicht mit einem superschweren Rucksack, voll gepackt mit Hochlagerutensilien, abfahren. Die Lösung bestand darin, vom Basislager (Schneegrenze) in einem Zug zum Gipfel aufzusteigen und anschließend sofort wieder abzufahren. Das Experiment gelang.

Durch die subalpine Stufe am Kilimandscharo.
Foto: C. Stangl



Zuerst Achttausenderwände dann »Skyrunning«

Nach diesen guten Erfahrungen in der Höhe wuchs der Wunsch einmal einen Achttausender zu besteigen – wobei mich »Normalwege« weniger interessierten.

Die Wahl fiel auf den Shisha Pangma, dessen Gipfel ich über die Südwand (Britenroute/Zentralcolouir) im superleichten Alpinstil erreichte. Die folgenden zwei Sommer werkelte ich vergebens an einer neuen, direkten Linie in der Südwestwand des Gasherbrum 1. Ohne Erfolg. 2001 wandte ich mich wieder nach Tibet und kletterte wiederum im Alpinstil eine neue Route über die »Junge Face« am Cho Oyu. Den 8.201 m hohen Gipfel erreichte ich sehr locker und in zügigem Tempo. Hier wurde der Grundstein für meine zukünftige Art des Bergsteigens gelegt.

Meine eigenen Erfahrungen deckten sich nicht mit jenen, die in den meisten Bergbüchern niedergeschrieben waren. Salopp ausgedrückt empfand ich den Gipfelgang als sehr »easy« und schon bei der Rückkehr aus Tibet wusste ich, dass mein nächstes Ziel eine Schnellbesteigung des Aconcagua in Argentinien werden sollte. Der erste Versuch endete mit 4 Stunden und 37 Minuten vom Basislager »Plaza de Mulas« zum Gipfel, nur einige Tage später wiederholte ich das Ganze noch einmal in 4 Stunden und 25 Minuten. Mein Stil für die nächsten Jahre war geboren.

Geschichte des Schnellbergsteigens

Erst nach diesen ersten Erfolgen in Südamerika beschäftigte ich mich intensiver mit



Gipfelblick vom Mt.Vinson Richtung Mt. Tyree.
Foto: Christian Stangl

der für mich neuen Materie, die so ganz neu ja nicht war – so verwendeten die Russen immer schon solche »Hochgebirgsrennen« als Auswahlverfahren für ihre Himalajaexpeditionen. Auch wurden viele Achttausender-Gipfel schon als Ein-Tages-Touren gemacht. Genauere Nachforschungen ergaben aber, dass der Berg immer im Vorhinein »präpariert« wurde. Zumeist wurden bemannte Zwischenlager eingesetzt, die den »Athleten« während der Begehung unterstützten. Ein echter »Skyrun« hingegen wird ohne Fremdunterstützung ausgeführt. Wenngleich die Zeit das wichtigste Darstellungsmerkmal eines Skyruns ist, letztendlich ist der Stil, in welchem hier ein hoher Berg bestiegen wird, die eigentliche Neuerung dieses Sports.

Die zwei Hauptanforderungen: Ausdauer und Akklimatisation

Während sich die Ausdauerleistungsfähigkeit durch konsequentes und vor allem zielorientiertes Training verbessern lässt, ist dies bei der Akklimatisation an die Höhe nicht möglich. Der Faktor der guten Akklimatisationsfähigkeit stellt für mich den Urbaustein für den Erfolg in dieser bergsportlichen Disziplin dar. Es ist auch auffallend, dass sich die Mehrheit der erfolgreichen »Skyrunner« erst nach Erkennen der eigenen guten Akklimatisationsfähigkeit diesem Sport widmete. Dieser Anpassungsvorgang ist individuell verschieden und man darf in diesem Zusammenhang den Begriff Talent verwenden. Von der psychischen Seite betrachtet, löst die Vorstellung »große Höhe« in mir alles andere als eine Angstvorstellung aus. Im Gegenteil, der Gedanke wieder dort unterwegs zu sein, wo die Luft eben sehr dünn ist, wird von einer Art Euphorie begleitet.

Alpine Erfahrung und Taktik

Um nun wirklich einen »Skyrun« erfolgreich durchzuführen, braucht es aber doch mehr als nur die Kernkompetenzen Ausdauer und Akklimatisation. Alpine Erfahrung ist notwendig, um mögliche Gefahren richtig einschätzen zu können. Erfahrung

heißt in diesem Falle aber auch: Welche Ausrüstung ist zu wählen? Sind Laufschuhe für einen Lauf auf den Aconcagua vertretbar oder wird das Risiko Erfrierungen davon zu tragen zu hoch? Kann ich im Falle Mt. Everest auf den Eispickel – aus Gewichtsgründen – verzichten? Alle alpinen Fortbewegungsmethoden sollten perfekt beherrscht werden und eine gute Taktik setzt ebenfalls ein gewisses Maß an alpiner Erfahrung voraus. Man wird z.B. den Zeitrahmen des geplanten Skyruns immer so wählen, um im Zeitpunkt der günstigsten klimatischen Bedingungen im Gipfelbereich unterwegs zu sein. Denn »günstige klimatische Bedingungen« sind gleichbedeutend mit wenig Kleidung und leichtem Schuhwerk.

Zudem kann sich ein gut akklimatisierter Körper in der Höhe schneller bewegen. Schneller bewegen heißt erhöhte Pulszahl. Wer mit Puls 160 den Gipfelhang des Aconcagua hinaufflitzt, produziert zwischen 300 und 400 Watt. Das ist um Faktor 3 mehr als bei einem durchschnittlichen Alpinisten. Solche Überlegungen sind es, die dazu führen, auch Berge die höher sind als sechstausend Meter in einem konventionellen Laufdress zu bewältigen.

Sicherheit – Pro und Contra!

Schnelle Bergsteiger, egal welcher Stilrichtung, argumentierten immer damit, dass »schnell sein« gleich Sicherheit bedeutet. Grundsätzlich richtig, dennoch bin ich der Meinung dass »Sicherheit« sich zum Großteil aus ganz anderen Umständen ergibt. Sportliches Höhenbergsteigen im Falle Skyrunning hat nicht vorrangig das Erreichen eines hohen Gipfels zum Ziel. Das bedingt, dass nicht jeder Gipfel auf »Gedeih oder Verderb« erreicht werden muss. Geht der erste Versuch daneben, folgt eben ein zweiter. Skyrunning kann hier als »experimentelles Bergsteigen« betrachtet werden.

Aus meiner eigenen Erfahrung werden »Skyruns« weitaus präziser geplant als »normale« Besteigungen. Besonderes Augenmerk erhält die Ausrüstung. Kaum ein Teil, das hier nicht modifiziert wird. Gewicht zu sparen ist wichtig, aber wie weit ist es im Sinne der Sicherheit wirklich vertretbar? Bei einer Speedbegehung auf den Elbrus in Russland brachen beim Abstieg vier Zacken der Aluminiumsteigeisen. Nicht dass Aluminiumsteigeisen generell schlecht wären, aber tiefe Temperaturen und hartes, sprödes Eis zeigten dem Material die Grenzen auf. Die Wahl des Schuhwerks ist zudem eine eigene Wissenschaft. Aber auch hier gilt generell: Was ist gerade noch an Wärmeleistung vertretbar, und was kann man wirklich einsparen? Am Mt. Everest schnitt ich teilweise die Profilgummisohle von meinen Schuhen, denn der Gummi trägt nur unwesentlich zur Wärmeleistung des Schuhes bei, und ich wusste, dass ich die Steigeisen kein einziges Mal abnehmen würde.

Speziell an den hohen Bergen ist Erfolg oder Misserfolg von gutem Wetter abhängig. Bei »Ein-Tages-Begehungen« kann aber fast auf Fremdprognosen verzichtet werden, da in den meisten Fällen ein Blick zum Himmel genügt. Wann ein »Skyrun« gestartet wird, bleibt somit eine Sache des Hausverstandes und der persönlichen Wettereinschätzung.

Höhenkrankheit?

Ich war Zeit meines Lebens nie ernsthaft höhenkrank – Gott sei Dank! Sehr wohl hatte ich im Frühstadium meiner bergsportlichen Laufbahn und im Zusammenhang mit meinem Training Phasen erreicht, die eine ähnliche Symptomatik aufwiesen.

Erstens: Der überproportionale Trainingsreiz. Ein zwölfstündiger Berglauf kann unter Umständen – z.B. bei schlechtem Allgemeinzustand – am Ende Symptome verursachen, als wäre man schwer höhenkrank. Appetitlosigkeit, eklatanter Leistungsabfall, kaum mehr gehfähig. Solche Zustände werden auch von untrainierten Bergsteigern in großer Höhe schnell erreicht und oft mit Höhenkrankheit verwechselt. Wer in den untersten Höhenlagen (bis ca. 2.500 m) Probleme hat, eine große körperliche Leistung über mehrere Stunden zu vollbringen, wird es auch in großen Höhen nicht können. Das Tragen eines schweren Rucksacks in tiefem Schnee über mehrere Stunden bringt schlecht Trainierte rasch an die Leistungsgrenze.

Zweitens: Das Übertraining. Zu viele und zu intensive Trainingsreize, gepaart mit unzureichenden Erholungsphasen, lassen eine Symptomatik entstehen, die gekennzeichnet ist von Schlaf- und Appetitlosigkeit, erhöhtem Ruhepuls und einem immer schlechter werdenden körperlichen Allgemeinzustand. Solche Zustände können auch für schlecht Trainierte rasch zum Problem werden, wenn z.B. in einer Schönwetterphase am Anfang einer alpinen Unternehmung sprichwörtlich Tag und Nacht daran gearbeitet wird, alle Hochlager einzurichten und die erforderlichen »Akklimatisationsgänge« vor dem geplanten Gipfelgang hinter sich zu bringen. Amateure haben oft keine Ahnung, was sie ihrem Körper während einer mehrwöchigen Bergfahrt in die Anden oder den Himalaja alles abverlangen. Wer hier nicht weiß, wie sich »Übertraining« am eigenen Körper auswirkt, wird bei einem etwaigen Versagen in großen Höhen schnell die »Höhenkrankheit« für sein Dilemma verantwortlich machen.

Ich will damit auf keinen Fall sagen, dass die Höhenkrankheit nicht existiert, aber für hausgemachtes Unvermögen darf sie nicht als »Sündenbock« hingestellt werden.

»Skyrunning« als sportliches und leistungsorientiertes Bergsteigen trägt entscheidend dazu bei, dass sich die Bewerber schon im Vorfeld einer Bergbesteigung/Belaufung intensiv mit ihrer eigenen Leistungsfähigkeit auseinander setzen müssen. Begriffe wie Periodisierung, Trainingsumfang, -intensität, -steuerung etc. sind für solch sportlich motivierten Berg-Besteiger keine Fremdwörter, und die Wahrscheinlichkeit von Ausfällen aufgrund von körperlichem Unvermögen sinkt rapide.

Was hat »Rotpunkt« mit »Skyrunning« gemeinsam?

Anfang der 80er-Jahre war das Klettern im Fels unter Zuhilfenahme von Hilfsmittel wie Haken oder Trittleitern nichts Ungewöhnliches. Auch ich lernte das alpine Felsklettern so. Allerdings gab es da und dort schon einige Kletterer, die eben nur in den Klettergärten herumhingen und unter selbst auferlegten Regeln (Rotpunktgedanke) die Wände hinaufturnten. Ehrlich gesagt ergab ihr Tun für mich damals wenig Sinn. Aber später, als diese Rotpunkt-Kletterer übergingen, alpine Touren ohne Hilfsmittel, also »Rotpunkt«, zu durchsteigen, wechselte ich rasch das Lager. Mir wurde klar, dass eine Steigerung im sportlichen Sinne allein schon durch eine Änderung des »Besteigungsstils« möglich war. Den Ausstieg einer Route und selbst die Gipfel der höchsten Berge können viele erreichen, was aber bleibt, ist die Frage nach dem Stil.



Training muss Spaß machen – den 30-kg-Gummi im Schlepptau. Foto: Birgit Rinner

In Wahrheit war es ja auch der Stil meiner Besteigungen in den letzten Jahren, der diese Leistungsexplosion in punkto Schnelligkeit hervorgerufen hat. Allein durch den bewussten Verzicht auf das Errichten irgendwelcher Hochlager ergibt sich schon eine gewaltige Kraft und Energieersparnis. Wenn man nichts schleppt, nichts errichtet und natürlich auch nichts errichten lässt (von Sherpas), dann kann man gleich mit der eingesparten Energie zum Gipfel gehen und wieder retour. Skyrunning ist nicht kompliziert, im Gegenteil, man geht/läuft einfach direkt auf den höchsten Punkt und wieder retour. Die einfachsten Lösungen sind oft die besten.

Skyrunning = Superalpinstil?

Unumstritten haben Peter Habeler und Reinhold Messner gleich zwei Initialzündungen bezüglich Stilrichtungen an den hohen Bergen gemacht. Einmal den Alpinstil (1975 Gasherbrum I), zum andern die Nichtverwendung von künstlichem Sauerstoff (1978 Mt. Everest).

Prinzipiell ist »Skyrunning« eine Verfeinerung dieser Stilrichtungen. Das Errichten von Lagerketten wird hinfällig und Biwaks entfallen. »Superalpinstil« wäre als deutsche Version von Skyrunning sehr gut geeignet – es ist schließlich auch die logische Weiterentwicklung des Alpinstils. Allerdings müsste dann ein einheitliches Verständnis von »Alpinstil« vorausgesetzt werden, was ich aber angesichts der verschiedenen Auslegungsformen – selbst unter aktiven Alpinisten – bezweifle. Im englischen Sprachraum gilt »Skyrunning« als Kunstwort und wird im Sinne eines schnellen Bezwingens von hohen Bergen auch gar nicht verstanden. Skyrunner sind dort »Speedclimber«. Übersetzt man »Speedclimber« zurück ins Deutsche wird daraus der Schnellkletterer. An dieser Stelle sind Verwechslungen mit Schnellkletterern à la Huberbuam (Nose etc.) programmiert. Hier scheint die sprachliche Unschärfe im Englischen zu liegen. Höhenbergsteiger werden dort generell als »Climber« bezeichnet, obwohl in den meisten Fällen ja gar nicht geklettert, sondern eigentlich nur gegangen wird.

Die Macht der Zahlen

Skyrunning wie alle anderen Rekorde im Gesamtumfeld des Alpinismus stehen in einem ständigen Spannungsfeld. Beim Bergsteigen gehe es niemals um Rekorde oder um Verbesserungen im sportlichen Sinne – meinen die Einen. Die Mehrheit scheint dieser Gruppe anzugehören. Bei genauerer Betrachtungsweise ist dies aber nicht so. Zahlen sind, dank ihrer Vergleichbarkeit, sehr stark in unserem Denken verwurzelt. Eine Aussage wie »ich habe in einem Sommer vier Dreitausender gemacht« bietet bereits die Möglichkeit zum Leistungsvergleich. Bei »Sammlern« beschreibt die höhere Zahl den leistungsfähigeren Alpinisten. Egal ob es die Anzahl oder die Höhe der Gipfel betrifft – je höher die Zahl, desto besser. Bei »Jägern« ist die niedrigere Zahl von Relevanz, z.B.: »Ich habe den Aconcagua in weniger als soundsoviel Stunden vom Basislager aus gemacht.« Zahlen sind beim Bergsteigen allgegenwärtig. Wer im Zusammenhang mit Bergsteigen nur eine Zahl erwähnt, sei es die Höhe eines Berges, den Schwierigkeitsgrad, oder auch nur die Anzahl der Gipfel, gibt bewusst oder auch unbewusst ein Maß seiner Leistungsfähigkeit weiter.

Das Prinzip der Vergleichbarkeit und ihre Grenzen

Um alpine Leistungen bewerten zu können brauchen wir Vergleiche. Erst durch den direkten Vergleich mit anderen Vertretern der gemeinsamen alpinen Spielart – oder mit geschichtlichen Vergleichen – sind wir anscheinend imstande, Leistungen im Groben bewerten zu können.

»I want to be like Reinhold Messner« sagte zu mir vor kurzem ein kolumbianischer Bergsteiger auf die Frage, warum er nur Achttausender besteigen wolle. Sowohl der

2008	**Vier Sechstausender** an einem Tag (Cerro Parinacota 6330 m; Cerro Pomerape 6240 m; Cerro Acotango 6040 m; Volcan Gaullatiri 6052 m)
2007	Abschluss des **Seven Summits Speed Projekt**. Gesamtaufstiegszeit: 58 Std. 45 Min (alle Zeiten: Basislager- Gipfel) – *Mount Vinson* (4892 m): 9 Std. 10 Min. vom Basislager am Braincomb Gletscher; *Denali* (6194 m, Mt.Mc.Kinley): 16 Std. 45 Min. vom Landestreifen am Kahiltna Gletscher; *Carstensz Pyramide* (4884 m): 49 Min. vom Wandfuß (Harrer Route); *Mt.Everest* (8848 m): 16 Std. 42 Min. vom Basislager Tibet (6400 m); *Mt.Elbrus* (5643 m): 5 Std. 18 Min. vom Talort Azau (Talstation Lift); *Kilimandscharo* (5895 m): 5 Std. 36 Min. vom Nationalparkeingang (Umbwe Route); *Aconcagua* (6956 m): 4 Std. 25 Min. vom Plaza de Mulas Basislager.
2007	**Cho Oyu** (8201 m): 15 Std. 6 Min. vom Basislager 5600 m
2007	**Ojos del Salado** (6893 m): 3 Std. 44 Min. vom Basislager (Refugio Atacama)
2006	**Drei Sechtausender** an einem Tag (San Francisco, Vicunas, Barranca Blanca)
2005	Versuch **Dhaulagiri** (8167 m): 18 Std. bis auf 7850 m
2005	900 km zu Fuß allein durch die **Wüste Atacama**: 34 Tage
2005	**Zehn Sechstausender** innerhalb von sieben Tagen
2004	**Broad Peak**: Erster Versuch eines 8000er an einem Tag ohne Fremdunterstützung
2003	**Erster Serien-Skyrun**: Neun 6000 m+ in achtzehn Tagen
2002	**Khan Tengri** (7010 m): Südwand, Alpinstil
2001	**Cho Oyu** (8201 m): Neue Route in der Nordwand, Alpinstil, Solo
2000	**Gasherbrum I** (8068 m): Versuch einer neuen Route in der SW Wand
1999	**Gasherbrum I** (8068 m): Versuch einer neuen Route in der SW Wand
1998	**Shisha Pangma** (8046 m): Südwand (Britenroute), Alpinstil, Solo



Rekordbesteigung mit Ski am 27. April 2006 in 5 Std. 18 Min. vom Talort Azau auf den Mt. Elbrus
Foto: C. Stangl

bergsteigerischen Leistung und medienintensiven Umsetzung von Reinhold Messner ist es zu verdanken, dass die Besteigung von möglichst vielen Achttausendern heute ein Ziel für zahllose »Extreme« weltweit ist. Der Südamerikaner brachte es mit seiner Aussage auf den Punkt: Ich verfolge ein anerkanntes, erreichbares Ziel im Alpinismus, und dieses Ziel ist dank seiner Vergleichbarkeit und Nachvollziehbarkeit auch für den Laien verständlich und begreiflich. Auch die Medienvertreter sind für das einfach aufzubereitende Material dankbar. Erklärungsbedarf für seine damals protagonistische Tat hatte lediglich Messner selbst – vor mehr als zwanzig Jahren. Wie bewertet man aber eine Leistung von Hansjörg Auer, der mal schnell den »Fisch« free solo klettert? Eine alpine Felsklettertour in der Marmolata Südwand im Schwierigkeitsgrad 9-. Gerade weil ich auch am Fels aktiv bin, und weil ich selber alpine seilfreie Solotouren bis 6+ gemacht habe, erscheint mir seine Leistung wie eine Fiktion. Mit was soll man das vergleichen? Ein Nichtkletterer wird Auers Leistung vielleicht gerade Mal mit einem gelangweilten » ja eh super« bewerten. Ähnliche Resonanzen gab es zu meinen Skyruns von 2005 und 2008. Die nackten Fakten: »Zehn Sechstausender in sieben Tagen« und »Vier Sechstausender an einem einzigen Tag« beeindruckten wenig. Entwicklung passiert – und das jeden Tag. Auch im Alpinismus. Und sie passiert so schnell, dass selbst aktive Vertreter des Sports Mühe haben, aktuelle Strömungen zu verstehen.

Seien wir realistisch, fordern wir das Unmögliche!

Die schlichte Neugier würde ich als Kernmotivation für meine »Skyruns« verantwortlich machen. Es ist die Lust sich ein »unmögliches« Projekt auszudenken und es in monatelangem, jahrelangem Training umzusetzen – oder auch nicht. Unter »unmöglich« fallen dabei nur Projekte, die noch niemals gelöst wurden, noch von niemandem in die Tat umgesetzt worden sind, nicht solche, die nur ich persönlich noch nicht lösen konnte.

Einige meiner Projekte haben Kritiker provoziert, und die Kritiken sind unterschiedlich ausgefallen. Vom »einfallslosen Aneinanderreihen von Schotterhaufen« (bzgl. Projekt »Zehn Sechstausender in sieben aufeinander folgenden Tagen«) bis zur »Mythenzerstörung an den Achttausendern« (bzgl. Mt. Everest und Cho Oyu nonstop vom Basislager zum Gipfel) reichte die Bewertungspalette. Ob ein Gemälde als Schmiererei oder als Kunstwerk empfunden wird, entscheidet immer der Betrachter. Bei neuen Bergsportdisziplinen ist das nicht anders.

Es war ein Geschenk, dass ich vor Jahren mein Talent für diese Form des Bergsteigens entdecken durfte. Und dieses Talent passte zudem auch noch perfekt zu meinem Hobby. Ausdauer zu trainieren empfinde ich als Freude. Wenn ich aus irgendwelchen Gründen nicht trainieren kann, darf oder soll (wegen des Trainingsplans) empfinde ich das wie eine Art Ausschluss aus dem Paradies. Körperliche Aktivität ist für mich ein Teil des Lebens. All die Projekte, die ich die letzten Jahre verwirklichen konnte, sind mir während meiner vielen Trainingsstunden am Berg irgendwann als hirnrissige Ideen erschienen.

»Skyrunning« ist ein neuer, junger Spross im Alpinismus. Es bietet eine gute Plattform sich neue sportliche Ziele auf den höchsten Bergen der Welt setzen zu können. Das bloße Erreichen des Gipfels erscheint mir heute schon zu inflationär. Und die nächste Generation wird sich wieder ›ihre‹ Abenteuer und ihre Herausforderungen suchen.

Förderung junger Bergsteiger

Projekt der AVS-Jugend

VON BERNHARD MOCK



In der Palagruppe.
Alle Fotos, soweit nicht anders angegeben, Archiv AVS-Jugend

Schon seit bald 50 Jahren, eigentlich seit dem Bestehen der Alpenvereinsjugend bietet diese auch Alpinkurse für Jugendliche und junge Bergsteiger an. Ziel dieser Kurse war von Beginn an, den jungen Bergsteigern soviel Können und Wissen zu vermitteln, dass sie alsbald selbstständig Touren durchführen können. War es anfangs »nur« ein Kletterkurs, wurde das Angebot im Laufe der Jahre ständig erweitert. Heute werden neben den klassischen Disziplinen wie Alpinklettern, Hochtouren und Skitouren auch Kurse für's Wasserfallklettern und Sportkletterfahrten angeboten. Somit sind wohl alle Disziplinen des Bergsteigens abgedeckt und die meisten Bedürfnisse junger Bergsteiger befriedigt. Wirklich alle? Alle gängigen Disziplinen ja, doch ist auch der unterschiedliche Ausbildungsstand der Teilnehmer berücksichtigt?

Im Laufe dieser erwähnten 50 Jahre wurden schon alle möglichen Varianten an Kursen angeboten. Wochenkurse, Grundkurse, Wochenendkurse, Anfängerkurse, Fortgeschrittenenkurse, Tourenwochen und und und. Und in den letzten Jahren 10 Jahren hatte sich gezeigt, dass die Fortgeschrittenenkurse nicht mehr so gefragt waren. Einige mussten sogar wegen zu geringer oder aber auch wegen gar keiner Meldung abgesagt werden, sodass sie schlussendlich ganz aus dem Programm fielen. Dennoch bekamen wir aber immer wieder Anfragen, warum nur mehr Anfänger- oder Grundkurse im Programm zu finden seien.

Wie, wo und wann die Idee zum Projekt Förderung junger Alpinisten geboren wurde, ist nicht mehr nachvollziehbar. Gesichert ist jedoch, dass der Plan, junge Bergsteiger gezielt zu fördern, rasch entstanden war und in einigen Diskussionen zum heutigen Konzept gereift ist. Mitgeholfen hat wohl auch die eine oder andere Klettertour, wo man am Standplatz ja Zeit zum Nachdenken hat, während sich der Kletterpartner gerade in der Senkrechten von Griff zu Griff arbeitet. Und erwiesenermaßen fließen die Gedanken im Schlingenstand viel besser. Vielleicht weil das Blut nicht mehr bis in die Beine gelangt und deshalb der Kopf mehr zur Verfügung hat. Nein, Spaß beiseite. Die Tatsache, dass die Geburt nicht nur der Idee, sondern des gesamten Konzeptes nicht mehr nachvollziehbar ist, beweist, dass es nicht in einer trockenen Sitzung erstellt wurde oder in einer Klausur zum Thema »wie spreche ich vermehrt junge Alpinisten an«, sondern dass es vielmehr im engen Kontakt zwischen jungen Alpinisten, erfahrenen Bergführern (die das Ganze danach umgesetzt haben, allen voran Helli Gargitter und Renato Botte) und Vereinsmeiern entstand.

Verschiedene Inputs vermischten sich und so entstand das Ganze.

Offizieller Auftakt war im Jahre 2002, im »Jahr der Berge«. Damals stand eine Jugendführerfahrt auf dem Programm. Die Alpenvereinsjugend bietet in regelmäßigen Abständen ihren Jugendführern solche Fahrten an. Dabei wird den Jugendführern ermöglicht, ein fremdes Gebirge (meist außerhalb Europas) kennenzulernen. Unterstützt werden sie dabei in der Organisation und in der Durchführung. Für die meisten ist es die erste Auslandserfahrung dieser Art, und da tut es gut, wenn jemand dabei ist, der solche Reisen nicht zum ersten Mal macht.

Im Jahr der Berge und zum Start der Projektreihe zur Förderung junger Alpinisten sollte es ein ganz besonderes Ziel sein. Zumindest vom alpinen Gesichtspunkt her. Baffin Island wurde ausgewählt. Baffin Island, eine Insel zwischen dem kanadischen Festland und Grönland steht für Unerschlossenheit, Weite, für Gletscher und Granitwände. Und so marschierten im Sommer 2002 14 Jugendführer des AVS durch Baffin Island und erklommen mehrere Gipfel über Felstouren und kombinierte Routen.

Im Jahr 2003 folgten die ersten »Tourenwochen«, die bis heute durchgeführt werden. Angekündigt wurden sie wie folgt:

Die AVS-Jugend hat sich zum Ziel gesetzt, vermehrt junge Bergsteiger zu fördern und zu unterstützen. Dazu sollen im Jahr 2003 drei Bergwochen angeboten werden. Diese Bergwochen bieten jungen Alpinisten die Möglichkeit, in Begleitung erfahrener Bergführer Touren zu unternehmen und dabei ihre Erfahrungen und Fähigkeiten auszubauen.

Die Teilnehmer müssen bei der Anmeldung einen Tourenbericht abgeben, aus welchem das jeweils geforderte bergsteigerische Können hervorgeht.

Die Kosten für Fahrt, Unterkunft und Verpflegung werden von den Teilnehmern übernommen, die Bergführerspesen übernimmt die AVS-Jugend. Zu den Bergwochen wird jeweils mit dem Kleinbus der AVS-Jugend gefahren. Die Unterkunft ist in Hütten oder auch im Zelt geplant, je nach Lage und Situation.

Die Teilnehmer entscheiden gemeinsam mit den Bergführer über das Tourenprogramm der Woche. Die Touren müssen von den Teilnehmern eigenständig vorbereitet und durchgeführt werden, die Bergführer verstehen sich als gleichwertige Bergkameraden.

Aufgrund fehlenden Interesses an der Hochtourenwoche werden aktuell nur mehr je eine Skitourenwoche und eine Kletterwoche in den Dolomiten angeboten. Während dieser Wochen müssen die Teilnehmer die Tourenplanung selbst vornehmen. Am Anfang steht immer ein Vortreffen, in dem das Ziel ausgemacht wird. Dabei gibt es weder von uns als Alpenvereinsjugend noch von den begleitenden Bergführern irgendwelche Vorgaben. Nur dass sich die Kletterwoche in den Dolomiten abspielen soll, ist uns ein Anliegen. Wir sind einfach überzeugt, dass wir inmitten eines Kletterparadieses zu Hause sind, wozu dann die ganzen Alpen abkarren? Und die Teilnehmer wollen natürlich nur eines: Bergsteigen. Also fanden die Skitourenwochen alle in den Westalpen statt (Dauphiné, Berner Oberland), die Kletterwochen in der Pala, in der Civetta oder in der Brentagruppe. Auch während der Touren sind die Teilnehmer in allen Bereichen gefordert. Sie sind verant-





In der Palagruppe.



In der Civetta.

wortlich für die Orientierung, für die Gruppe, für's Sichern. Beim Skitourengehen entscheiden sie über die richtige Spur und wann am Gletscher angeseilt wird. Die Bergführer sind reine Begleiter, halten sich zurück und lassen so die Jungen Erfahrungen sammeln. Eingegriffen wird nur, wenn's sein muss. Zwischendurch haben die Ausbilder Zeit zum Beobachten und können den Teilnehmern individuelle Tipps geben, wie sie etwa ihre Technik verbessern oder wie sie seiltechnische Manöver geschickter angehen können. Mangelt es jedoch an der Sicherheit, so wird natürlich sofort interveniert. Nicht nur damit alle heil die Woche überstehen, sondern vielmehr, damit den Teilnehmern auch in ihrer späteren alpinen Karriere möglichst keine sicherungstechnischen Fehler unterlaufen. Alle befinden sich in der Sturm- und Drangzeit, da ist es uns als Alpenvereinsjugend ein großes Anliegen, dass sie diese mit der größtmöglichen Sicherheit und einem möglichst hohen Ausbildungsstandard überstehen.

Beim Klettern gliedern sich die Ausbilder in die Gruppe ein und werden zu normalen Seilpartnern. Dort ist die Teilnehmerzahl auf 6 beschränkt, bei zwei Bergführern. So können zwei Seilschaften eine Tour klettern, wobei pro Bergführer drei Teilnehmer anfallen. Und ausnahmsweise steigt in dieser Woche der Bergführer nur nach. Oder aber, wenn er Glück hat, darf er auch mal eine Tour im Überschlag klettern.

Wichtig zu erwähnen scheint mir auch, dass wir die Begleitpersonen sorgfältig ausgesucht haben. Sie haben einen Namen in Südtirols Bergsteigerszene und sind somit den Jungen ein Begriff. Auch schaffen sie es immer wieder, die jungen Bergsteiger zu motivieren und in ihrem Tun und auf ihrem Weg zu stärken. Hauptakteure sind Helmut Gargitter aus Feldthurns und Renato Botte aus Jenesien. Waren sie verhindert, haben Hansjörg Hofer aus Lana oder Toni Obojes aus St. Lorenzen ausgeholfen.

Eine weitere Aktion bei diesem Projekt war die Kletterexpedition nach Badami / Indien. Inhalt war es, jungen Kletterern einen Einblick in den umfassenden und überaus reizvollen Bereich »Kletterexpedition« zu gewinnen. Die Idee der Kletterexpedition war, den Jugendlichen das Know-how in Planung und Durchführung einer derartigen Aktion zu geben. Dabei standen vor allem die Planung und Organisation der Expedition samt Ausrüstungsaufwand, die Erkundung eines unbekannten Gebietes und die Suche nach einer kletterbaren Linie in der Wand, sicherheitstechnische Aspekte und nicht zuletzt die Kultur eines fremden Landes im Mittelpunkt. Um den Kontakt mit dem Gastland zu verstärken, wurde die Gruppe während der gesamten Reise von zwei lokalen indischen Kletterern begleitet.

Ziel war Südindien, genauer Badami. Es liegt unweit des bekannten Bouldergebietes Hampi. Bislang ist es nur wenig bekannt und bietet immer noch ein riesiges Neutourenpotential.[1]

An eine Neuauflage solch einer Kletterexpedition wird gedacht, Näheres kann und soll aber nicht verraten werden; dazu müssen wohl wieder mal junge Bergsteiger, erfahrene Kletterer und Vereinsmeier miteinander eine Tour durchsteigen. Eine Neuauflage der Tourenwochen ist jedoch sehr wohl angedacht. Sie finden großen Anklang und sind mittlerweile zum fixen Programmpunkt im reichhaltigen Kursprogramm der Alpenvereinsjugend geworden. Ab 2008 werden sie jährlich angeboten, davor fanden sie nur alle zwei Jahre statt.

[1]Ein ausführlicher Bericht ist im Alpenvereinsjahrbuch BERG 2007 abgedruckt (S. 110-119).

Um einen Eindruck zu vermitteln, mit welchen Eindrücken, Erlebnissen und Erfahrungen die Teilnehmer so eine Woche durchleben, soll stellvertretend für die ganzen Wochen und für alle Teilnehmer ein Bericht abgedruckt werden.

Skitourenwoche zur Förderung Junger Alpinisten 2007

In der Dauphiné

»Wo geh'n wir denn hin?« fragt Renato jeden der zur Tür hereinkommt. Allgemeines Achselzucken und »weiß nicht« gibt's zur Antwort. Wir sitzen in der AVS-Hauptleitung und kommen zum Vortreffen der Schitourenwoche der jungen Alpinisten. Renato hat verschiedene Karten mitgebracht, die wir studieren. Der große Renner ist die Karte der Dauphiné rund um den Barre d' Ecrins: dort soll's hingehn. Mit raschen Handbewegungen zeigt er uns die möglichen Touren auf der Karte. Wir zählen die Tage und die Höhenmeter. Nach kurzer Kalkulation sind wir bei 4 Tagen und 8000 Höhenmetern. »Ein Tag fehlt noch« sagt er. »Renato ist das nicht genug?« »O.k. schau'n wir mal« – wir besprechen noch kurz die Ausrüstung und gehen gemeinsam auf ein Bier zum Kennenlernen.

Am Sonntag treffen wir uns um sieben Uhr in Bozen, packen die Ausrüstung in den Bus und fahren Richtung Turin. Auf einer Raststätte in Turin stoppen wir. Der Bus verliert Öl – zu viel Öl! Müssen wir jetzt wirklich noch umkehren? Eigentlich wollten wir ja Skibergsteigen und nicht Autofahren. Ein paar Telefonate und Tipps später hoffen wir das Problem behoben zu haben, fahren weiter Richtung Sestriere, über die Grenze vorbei am Nobelschiort Serra Cabballet nach Briançon, über den Pass nach Torret. Hat gehalten! Glück gehabt! Zum ersten Mal sehen wir das Gebirgsmassiv der Dauphiné. Andächtig und sprachlos stehen wir davor.



Unser Stützpunkt – die Alpe Villar d' Arene Hütte

Wir steigen noch am gleichen Tag auf zur Alpe Villar d' Arene Hütte (2077). Dort wollen wir zweimal übernachten, am ersten Tag die Grand Ruine besteigen und dann am zweiten Tag die Überschreitung über den Pic de Neige Cordier zum Glacier Blanc angehen.

Nach einem angenehmen Abendessen beginnen wir mit der Tourenplanung, wobei uns Helli und Renato unterstützend zur Seite stehen. Die Grand Ruine ist ein imposanter Gebirgskamm mit steil abfallenden Hängen auf allen Seiten. Das Wetter soll weiter gut bleiben, allerdings ist es sehr warm. 0 Grad auf 3500 m, wir müssen früh aufbrechen. Es geht also gleich zur Sache.



Steile Aufstiege in der Dauphiné.

Grand Ruine

Nach einem frühen Frühstück stehen wir mit Stirnlampe auf den Skiern. Zuerst eine kurze Abfahrt von ca. 100 Höhenmetern, die durch die Finsternis und die ungeschlossene Schneedecke kein wirkliches Vergnügen ist. Anschließend gilt es durch ein flaches endlos scheinendes Tal bis an den Talschluss zu gehen. Bei dämmerndem Morgenlicht entdecken wir die geplante Aufstiegsspur. Schnell wird klar, dass ohne Harscheisen das Weiterkommen in diesen steilen Rinnen nur schwer möglich sein wird. Also Eisen montieren. Wir steigen schnell auf und erreichen das obere Gletscherplateau, das uns die Sicht zum Hauptgipfel frei gibt. Wir lassen die



Skihochtour im Berner Oberland.

Ski unterhalb der Gipfelrinne und steigen zu Fuß zum Gipfel der Grand Ruine auf. Geschafft, fantastisch! Gletscher so weit das Auge reicht! Zum ersten Mal haben wir freien Ausblick auf das, was wir uns die nächsten Tage vorgenommen haben (Pic de Neige, Dome de Neige Cordier). Nach kurzer Pause fahren wir über die steile Aufstiegsspur ab.



Unterhalb der Grand Ruine.
Foto: R. Botte

Pic de Neige Cordier

Auch am nächsten Tag sitzen wir wieder um 4 Uhr beim Frühstück. Was für ein Urlaub! Bevor wir mit unserem gesamten Gepäck die Überschreitung zum Glacier Blanc angehen, schauen wir uns die Route nochmals an. In der Nacht erweist sich die Orientierung als problematisch. Erst die Dämmerung erleichtert das Vorwärtskommen und zeigt uns unser Ziel. Wir müssen uns beeilen, wollen wir doch die Ersten sein, die an diesem Tag in die 45° steile Rinne zum Pic d'Arsine einsteigen. Dies erweist sich als gute Entscheidung: Diese Rinne ist schon früh morgens voll der Sonneneinstrahlung ausgesetzt und zeitweise gehen Steine und Eisbrocken nieder. Oben angekommen (3217), schnallen wir die Ski wieder an und gehen dem Grat entlang zum Gipfelhang des Pic de Neige Cordier (3614). Ski und Rucksack belassen wir wieder etwa 100 m unterhalb des Gipfels und steigen mit Steigeisen durch die Steilrinne zum Gipfel. Nicht sehr gemütlich hier – wir stehen nebeneinander auf einem schmalen Grat, »das wird wohl der Gipfel sein«. Aber was für ein Ausblick! Bis auf Wolken gibt es alles zu sehen, was das Bergsteigerherz begehrt. Ein Handschlag, ein Foto und schon steigen wir wieder ab, schnallen die Ski an, und fahren nur kurz bis zum Abstieg zum Glacier Blanc. Laut Renato war hier bis vor einigen Jahren eine Firnrinne. Muss wohl die Klimaerwärmung sein, die hier eine Felswand geschaffen hat. Wir sind froh, dass wir zwei 60-m-Seile dabei haben, mit denen wir uns gemütlich abseilen können – mit Ski auf dem Rücken für viele von uns neu.

Wir fahren über den Glacier Blanc ab zum Refuge de Glacier Blanc und kommen dort gegen 13 Uhr an. Mit den Ski bis vor die Hütte, kein Gegenanstieg, kein Skitragen – so sollte es immer sein! Wir liegen den ganzen Nachmittag vor der Hütte. Ungetrübter Sonnenschein, vor uns gewaltige 4000er – jeder einzelne eine Versuchung wert, und gleich neben der Hütte ein mächtiger Gletscherbruch. Wir versuchen uns auszuruhen, denn am nächsten Tag erwartet uns der Dome de Neige des Ecrins, unsere Königstour.

Dome de Neige des Ecrins

Am Morgen alles wie gehabt. Schon ein wenig routiniert stehen wir wieder gegen 4:30 mit Stirnlampen und Klettergurt vor der Hütte auf unseren Skiern. Die Sonne hat ihren Teil dazu beigetragen, dass die Südhänge, über die wir nun aufsteigen müssen, hart gefroren sind. Funktioniert eigentlich wunderbar. Wir gehen den ganzen Gletscher entlang, ein langer Weg, aber nach anfänglichen steilen Passagen recht flach und einfach. In der Nacht durch diese beeindruckende Gegend zu gehen, ist etwas Einmaliges. Schön langsam wird es hell und wir haben auch schon den Gletscher überquert. Die letzten 800 Hm bis zum Gipfel sind wieder außerordentlich steil und führen durch Gletscherbrüche. Hier ist Vorsicht geboten. Wir queren den Gipfelhang von rechts nach links bis unterhalb des Gipfelkamms, und anschließend noch einmal in umgekehrter Richtung, bis wir schließlich bei der Randspalte unterhalb des Gipfels stehen.

Heute nehmen wir den Rucksack aber mit, wir wollen ausnahmsweise einmal gemütlich am Gipfel essen. Es zahlt sich auch wirklich aus. Am Dome de Neige des Ecrins (4015), dem Wintergipfel des Barre des Ecrins (4102) sitzen wir nun und träumen vor uns hin. Noch Zeit für ein paar Scherze und schon geht es wieder weiter. Wir haben ja heute noch einiges vor uns!

Wir fahren den Gipfelhang ab und haben einige Mühe, den Gletscherspalten auszuweichen. Unten angekommen, überqueren wir den Gletscher bis zu einer Stelle, an welcher sich ein kurzer Klettersteig befindet, der uns in eine steile Rinne führt. Wir steigen über diesen Klettersteig ab, wobei wir uns die letzten Meter abseilen. Der Schnee unterhalb des Klettersteiges ist allerdings stark gefroren und es ist deswegen zu gefährlich hier abzufahren. Also steigen wir einzeln zu Fuß ab. Plötzlich Aufregung. Helli entdeckt am Ende der Rinne, im unwegsamen Gelände, ein paar herrenlose Ski im Schnee und meint, dass einem von uns etwas passiert ist. Wir sind aber vollzählig und die Ski gehören keinem von uns!

Nach diesem Schreck fahren wir wieder mit Skiern über den Glacier de Bonne Pierre. Der Schnee hört auf, wir sind aber noch nicht da. Da wir uns entschieden haben, im Refuge de Chatelleret zu übernachten, haben wir noch ein ganzes Stück vor uns. Es sind zwar nur mehr 350 Höhenmeter, aber der Weg ist weit. Es ist heiß, wir müssen tragen und überhaupt ist die Tour eigentlich ja schon vorbei. Nützt nichts, da müssen wir jetzt durch.

Diesen Teil der Strecke erledigt jeder auf seine Weise. Einige schneller, einige langsamer, aber schließlich und endlich kommen wir alle an und sind alle müde. Was für ein Tag, was für ein Berg, was für eine Tour!

Der Kreis schließt sich

Am Abend, über der Landkarte liegend, suchen wir nach einer letzten Tour um unseren Kreis zu schließen. Wir entscheiden uns unterhalb des Col du Pave über eine Scharte den Gebirgskamm zu überqueren und dann zur Alpe Villar d' Arene-Hütte zurückzukehren, um zu unserem Bus abzusteigen.

Nach einer unangenehmen Nacht im feuchten Matratzenlager, gehen wir bei bestem Wetter wieder in gewohnter Manier los. Wir steigen auf bis zum Gletscher, gehen unterhalb des Refuge de Promontoire entlang und sehen die Scharte schon vor uns. Die letzten Meter schnallen wir wieder die Steigeisen an. Ist besser so, denn es ist verdammt steil hier. Nach ein paar Fotos erwartet uns eine wunderschöne Firnabfahrt. Wir finden die richtige Rinne und sind bald bei der Schutzhütte, in der wir schon die ersten zwei Nächte verbracht haben. Allerdings ist der Schnee stark zurückgegangen. Das heißt, Ski wieder tragen, ist jetzt aber jedem egal. Wir haben es geschafft, wir hatten super Wetter, super Touren und sehr, sehr viel Spaß.

Danke an Helli und Renato für diese Tage, die gewonnene Erfahrung und die tollen Erlebnisse, danke an die AVS Jugend für diese gelungene Aktion, und danke an die Gruppe für diese Woche.

Gruppenfoto in der Dauphiné.
Foto: H. Gargitter





Kultur und Wissenschaft

Ferdinand Hujer

Stephanie Geiger

Eberhard Neubronner

Martin Schemm

Martin Scharfe

Waltraud Krainz

Oskar Wörz/
Markus Larcher/
Petra Nachbaur

Der lange Weg nach Genua – 2. Teil

Rheingraben – Mont Blanc

von Ferdinand Hujer

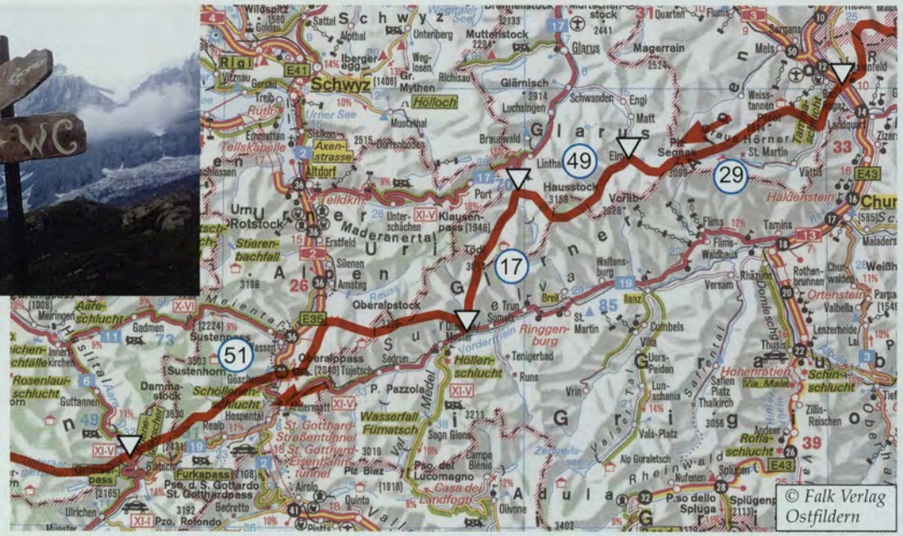
Ganz unten, auf 504 m, in Maienfeld, beginnt der dritte Abschnitt meiner Alpenlängsüberschreitung »Trans Alp« von Wien nach Genua, die ich in Etappen verwirklichen will. 1989 startete ich in Wien und habe hier, am Rheingraben, 1806 Kilometer hinter mir, wenn das im Gebirge überhaupt zu messen ist, jedenfalls sind es 117 Tage mit 777 Wanderstunden gewesen. Obwohl ich noch nicht weiß, wie genau der Weg weitergeht, dürfte ich etwa die Hälfte erreicht haben. Ein markanter Punkt, wie auch der Einschnitt des Rheingrabens. Auf so tiefes Niveau falle ich nur selten.

Glarner Alpen 1 – 29. Etappe, 18.7.1996– 21.7.1996

Im düsteren Schatten schlurfe ich, nach einer Nacht im Auto, durch Bad Ragaz und in die Tamina-Schlucht. Der Bach ist wasserbaulich gezähmt, es schluchtet sich also nichts mehr, aber bisher hat es die Erosion immerhin geschafft, ein tiefes Tal mit glatten Wänden aus dem Gestein zu fräsen. Bad Pfäfers, eine Heilquelle mit 36°C warmen Wasser liegt mitten drin. Schwer vorzustellen, dass im Mittelalter hier Menschen in Weidenkörben 6 Tage in Felslöcher, »schreckliche Orte tiefer Verlassenheit«, hinabgelassen wurden, um zu baden. Ich versuche, den Bergweg zu nehmen, um die Straße auszusparen, was leidlich gelingt, wenn ich auch ab und zu über die Direttissima, südexponierte, bunte Bergwiesen, muss, um den Anschluss wieder zu gewinnen. Kühe tummeln sich auf der intakten Alm Obersäss und genießen die Aussicht, die sich mir von der Pizol-Hütte oben auf dem Kamm in alle Richtungen präsentiert. Die hübsche Jung-Heidi serviert Rübi-Kuchen, bevor mein Weg über Pizol (2844 m) und Hochwart (2641 m) zur Valütsch-Alpe führt.

Bald reißt der Nebel auf. Die Sonne scheint heftig. Ich kann über das Nebelmeer Bergketten sehen, die gegen die Sonne gezackte Kämme bilden. Von der Heitelspitze (2427 m) ist der Ausblick total. In den Senken tauche ich wieder in den Nebel ein, auf den Höhen, zum Beispiel dem Heubützlipass, bin ich höher als die Wolken.




Schwyz
Glarus
Schwyz
Urner See
Altdorf
Oberalpstock
Sustenpass
Furkapass
Pso. d. S. Gottardo
St. Gotthardpass
Piz Blas
Pso. del Lucomagno
Pso. dello Spluga
Splügen
Chur
49
29
17
51
26
85
39
Rheinwald
Adula
Val Medel
Val Maighels
Val Canaria
Val Curciusa
Val Lumnezia
Vals-Platz
Vrin
Tenigerbad
Runs
Sedrun
Disentis
Andermatt
Realp
Hospental
Göschenen
Amsteg
Silenen
Erstfeld
Bristen
Linthal
Elm
Flims
Tamins
Versam
Valbella
Lenzerheide
Thusis
Zillis
Reischen
Splügen
Nufenen
Rothenbrunnen
Ortenstein
Weißbad
Parpan
Maladers
Lai
Rhäzüns
Domleschg
Via Mala
Schinschlucht
Höhenrain
Rofla-schlucht
Höllenschlucht
Ringgenburg
Wasserfall Fümatsch
Rosenlauschlucht
Aaregschlucht
Schöllenenschlucht
Teufelsbrücke
Teufelskapelle
Stierenbachfall
Axenstrasse
Holloch
Klausenpass
Oberalppass
St. Gotthard-Straßentunnel
St. Gotthard-Eisenbahntunnel
Landfotttunnel
Zervreilasee
Lago di Luzzone
Lago di Vogorno
Lago Maggiore
Lago di Como
Lago di Lugano
Lago di Garda
Lago di Iseo
Lago d'Orta
Lago Maggiore
Lago di Varese
Lago di Monate
Lago di Comabbio
Lago di Mergozzo
Lago di Biandronno
Lago di Ghirla
Lago di Ganna
Lago di Brinzio
Lago di Cazzago
Lago di Bodio
Lago di Ternate
Lago di Biandronno
Lago di Comabbio
Lago di Monate
Lago di Varese

seilen müssen. Wir erreichen das Eis direkt unter der letzten Bruchzone. Die Steigeisenkletterei in dem Spaltengürtel dieses Gletscherknicks beansprucht unsere ganze Aufmerksamkeit. Oft sind die Grate schmal, die Spalten breit und tief, aber ohne Schnee. Unergründlich klaffen sie bläulich zu uns herauf. Gerade geht die Sonne auf. Nach dem Frühstück können wir bequem Höhe gewinnen, und das sind noch einige Meterchen. Der Tödi ist eine Tour so richtig nach meinem Geschmack: schön, erfolgreich und fast bis zum Limit anstrengend. Er will erobert sein.



Oberalpstock/Urner Alpen – 51. Etappe: Triefend und düster umgeben uns die Bergfichten im Russein-Tal.

In der Höhe wird der Schnee weicher. Eine Schneehaube bedeckt den Gipfelbereich. Hängegletscher tropfen von dieser Eiskuppe. Das Erlebnis ganz oben (3614 m) wird uns etwas durch aufkommenden Wind und Wolken verleidet, aber der Tödi ist einer jener Ausnahmeberge, die immer befriedigen, denn er überragt weithin alles. Vor Freude bin ich das Kind, das ich einmal war, als Produkt der Anstrengung der alte Mann, der ich einmal sein werde, um sinngemäß die Erkenntnis von Peter Matthiesen anlässlich einer Expedition ins Dolpo zu bemühen.

Durch die Porta da Gliems sehen wir eine weitere Scharte, die wir ansteuern und feststellen, dass wir von hier aus gut ins Russein-Tal absteigen können.

Ich trenne mich von meinen Kameraden Christian und Stefan, die zum Auto nach Tierfehd zurückgehen. Mein »Trans-Alp-Prinzip« erfordert es, einen Punkt zu finden, von dem aus ich die nächste Etappe wieder anschließen kann. Schweine und Kühe hinter verwitterten Holzzäunen begleiten mich bis Barcuns, einem Holzhüttenensemble, wo ich auf Anfrage im Heustadel übernachten kann. Ich kriege sogar ein paar Decken. Beim Rauschen des Baches schlafe ich sofort ein.

Oberalpstock/Urner Alpen – 51. Etappe, 19.8.2006 – 26.8.2006

Wieder beginnt die Etappe mit dem Wetter. Es regnet natürlich. Schöner sanfter Schnürlregen, wie man in Oberbayern sagt. Triefend und düster umgeben uns die Bergfichten im Russein-Tal. Modisch mit Ostfriesennerz kommt uns ein Schäfer mit seiner kleinen Herde entgegengeklingelt. Bimmel, bimmel. Das Holz der Hüttenansammlung, bei der ich vom Tödi kommend übernachtet hatte, saugt sich dunkelbraun mit Wasser voll. Leise tropfen die roten Beeren des Holunders vor sich hin. Unser Weg ist eine Folge von Pfützen und tiefem Schlamm. Ich fühle, wie sich meine Unterhose mit Wasser tränkt.

Und dann geschieht es wieder: die Wolken reißen auf, die Sonne durchdringt Landschaft und Gemüt. Der frisch verschneite Tödi gleißt wie eine Phalanx über dem Tal. Auf der Cavardirashütte begrüßt uns Joachim, der Hüttenwirt, per Handschlag. Wir sind die einzigen, die diese Wetterstimmung erleben.

Ein erster Blick zum Fenster verrät: vielleicht. Gleich hinter der Hütte, die auf einem Buckel mitten im U eines Passes sitzt, ist ein Steinkreis ausgelegt, an dem wir noch einmal Kraft tanken. Wir latschen den aperen Brunnifirn hinauf. Später müssen wir unsere Beine schon etwas anwinkeln, zum Oberalpstock (3327 m) empor. Bald liegt eine dicke Schneeschicht, durch die sich Edu hindurchwühlt. Oft genug rutschen wir weg oder brechen ein. Das Spiel hat eine masochistische Dimension, denn, vollkommen im Nebel, wirken keine weiteren Sinneseindrücke auf uns, als klaffende Spalten und Tiefschnee. Wir legen unsere einsame Spur. So verrückt ist sonst keiner.

Die unvergletscherte Westseite der Fuorcla di Strem Sut, durch die wir unser Schnee-Nebel-Eis-Einerlei verlassen, fällt mit steiler Blockschutthalde ins Val Strem ab. Die Gegensteigung zum Chrützlipass erfordert Selbstbeherrschung. Erst trinken, wenn wir oben sind. Abends in der Etzlihütte fühle ich mich wie in »Rudis Reste Rampe«: »Alles muss raus«. Ich habe einen gewaltigen Durchfall. Zum Frühstück würge ich mit Ach und Krach ein Marmeladebrot hinunter. Draußen regnet es und mich fröstelt. Ich füttere mich an der Pörtilücke *gaaaanz* langsam mit Essbarem, in der Hoffnung, es bleibt im Magen, während ich einen Gipfel auslasse. Abends auf der Treschhütte sollen Schnäpse als Bakterienkiller wirken.

Langsam stapfen wir das schattige, dämmrige Geologie-Lehrbuch-U-Tal hinauf. Immer, wenn der Talboden etwas flacher ist, ist da eine Alm. Glückliche Kühe schauen uns sinnverliebt an. Zum Beispiel an der Obermattalm, auf der harmonisch und funktionsfähig gerade die Morgenaktivitäten beginnen. Lange dauert es jedoch, bis die Sonne zu ihr vordringt. Wir sitzen zu diesem Zeitpunkt längst hoch oben in den Blockschutthalden und frühstücken noch einmal. Zwei Düsenjäger fetzen knapp über die Kämme.

Ein Gletscherchen macht die Flanke der Rientallücke zum Couloir. Zack, zack, zack powert Edu mit den Frontzacken hoch. Ich habe einfach zuviel Schiss vor blankem Eis einer gewissen Steilheit, so setzt er mir eine Eisschraube und ich ziehe mich am Seil rauf. Ein kopfgroßer Stein löst sich aus der ausapernden Wand und hüpft nur zwei Meter von mir entfernt mit Zischen und Poltern ins Tal. Ich hatte mich schon auf einen Sprung zur Seite gefasst gemacht.

»Das ist richtiges Bergsteigen«, bemerkt Edu, um mein Selbstvertrauen aufzupäppeln, während wir durch die moderaten Felsen zum Schijenstock (2888 m) klettern. Im Gipfelbereich schmilzt ein kleines Eisfeld. Nicht nur der Steinschlag von vorhin, sondern auch ungefährliche, schöne Glitzersteine werden frei. Wir finden Bergkristalle blank auf dem Boden liegend, oder in einem Depot, das Strahler, Kristallsucher, zusammengetragen haben.

Die Galenstock-Dammastock-Mauer bestimmt den Horizont dieses makellosen Tages. Wenn man länger schaut, entdeckt man dahinter diffus die Walliser Riesen und sogar den Mont Blanc. Ich fühle mich so leicht, wie die Luft, die mich umgibt.

In dieser, meiner Richtung steht zunächst ein tiefer Einschnitt zur Überwindung an. Weglos kraxeln wir durch grobe Blöcke, überschlagen uns kopfüber in rutschigen Alpenrosen- und Preiselbeermatten. Später, im Wald, folgen wir einem kunstvoll angelegten Weg in weit ausladenden Serpentinen hinab nach Göschenen. Der Ort sieht aus wie eine Modelleisenbahnanlage: Unwirklicher Gleissalat vor niedlichen Häuschen mit quadratischen Wimpeln, einem weißen Kreuz auf rotem Grund.

Oberalpstock/Urner Alpen – 51. Etappe: Der Eiskörper des Rhonegletschers zieht sich, wenn er auch schon viel seines Volumens eingebüßt hat, trotzdem noch weit in unergründliche Landschaftstiefen.

Heute ist Ruhetag. Wir spazieren hinauf zum Göscheneralpstausee und machen am Geländer im Treppenhaus des Berghotels Dammagletscher Spaltenbergungsübungen. Und es ist Zeit, ausgiebig zu duschen. Lange lasse ich das heiße Wasser an mir hinunterlaufen. Mit den Duschen ist es wie mit den Bergen: »Warum gehst du hin?« – »Weil sie da sind.«



Über dem See liegt eine weiße Mauer. Die Wolken hängen so tief, dass gerade die Spitzen der Berge herausschauen. Weit oben, wo abgeschliffene Rundhöcker zurückgehende Gletscher beweisen, begegnet uns ein Strahler. Als er erfährt, dass wir eine Überschreitung des Lochbergs vorhaben, mahnt er uns zur Vorsicht. Der Berg ist »lebendig«, auf der anderen Sei-

te. Das ist er tatsächlich. Vorsichtig tasten wir uns über wackelige Blöcke oder Schieferplatten, die sich an der Grenze ihres stabilen Schüttwinkels bei Berührung sofort bewegen, in welche Richtung bleibt rätselhaft. Der Zufall vorausahnender Gleichgewichtsverlagerung ist unser einziger Verbündeter im Bemühen um den aufrechten Gang. Der Steinhaufen, genannt Lochberg (3074 m), hat eine nasse Neuschneeauflage, wie auch die Gipfelfelsen, die im Gegensatz dazu aus soliden, schnittig spitzen Pfeilern bestehen, die wie eine Patriot-Stellung aussehen. Die Dammastock-Arena steht prachtvoll unmittelbar vor uns, zum Greifen nah.

Auf der Albert-Heim-Hütte fällt abends die Entscheidung: der Galenstock, der eigentlich noch auf dem Programm stand, liegt außerhalb unserer Reichweite. Ich habe noch immer Durchfall und das Gefühl, einfach nicht so viel Kalorien aufnehmen zu können, wie ich bräuchte. Alles andere wäre unvernünftig.

Stirnlampenstrahlen tasten durchs Lager, über sausteile Treppen zum Klo und zum Frühstück. Draußen ist es noch dunkel. Erste helle Streifen und eine klare Horizontlinie kennzeichnen die kalte, reine Luft. Der Galenstock, majestätisch, konkurrenzlos, blaugrau, benebelt er unsere Sinne. Doch rauf? Der Gedanke durchzuckt mich impulsiv. Mein Gott – nein. Die Vernunft schlägt zurück. Wir gehen fotografierend los. Kleine Wölkchen werden rot, die Albert-Heim-Hütte sticht als schwarzer Scherenschnitt gegen einen orange eingefärbten Himmel ab. Der Galenstock verfärbt sich glutrot und wird zum »Geilen Stock«.

Eine Superstimmung herrscht am Sherpa-Highway zur Sidelenhütte (beide Hütten haben nepalesische Hüttenhelfer). Wir trinken eine heiße Ovo. Das tut mir gut. Vorsichtshalber esse ich aber nichts. Bis zum Etappenendpunkt, dem Grimselhospiz, wird der heutige Weg zur Fastenwanderung.

Von der Furka-Passhöhe hält sich der Weg zum Rhonegletscher höhenlinienparallel. Die fabelhaften Panoramen fesseln sich an den Berner und Walliser Eisgiganten. Ein herrlicher Tag bietet exquisite Weitsicht.

1840 hätten wir von dem Punkt aus, an dem unser Weg den Eisstrom trifft, noch direkt auf den Gletscher hüpfen können. Heute beträgt der Unterschied an die 150 Höhenmeter. Wir müssen der Moräne lange taleinwärts folgen, bis wir eine geeignete Stelle zum Abseilen des unüberwindlichen Abbruches finden. Unter meinen Füßen löst sich eine immense Steinlawine, obwohl ich versuche mit möglichst wenigen Berührungen auszukommen. Der Eiskörper zieht sich, wenn er auch schon viel seines Volumens eingebüßt hat, trotzdem noch weit in unergründliche Landschaftstiefen. Mühelos queren wir ihn.

Im Angesicht sämtlicher »Stöcke«, auch des »Geilen«, des mächtigen Eisstromes und der balkonhaften Aussicht auf die Westalpengebirge machen wir eine klitzekleine (Fasten-)Pause am schönen Höhenweg hinüber zur Grimsel. Wir erreichen das Hospiz weglos über eine grasige Rinne, die noch einmal unsere volle Konzentration abverlangt.



Berner Alpen – 39. Etappe: Die Berge an der Lauteraarhütte sind in diesig blaues Gegenlicht getaucht.

Berner Alpen – 39. Etappe,
25.7.1998 – 1.8.1998
Grimselhospiz → Brig (Bahnhof)

Brig Saas Grund – 52. Etappe,
20.7.2007 – 25.7.2007
Brig (Bahnhof) → Saas Grund

Mischabel/Monte Rosa – 44. Etappe,
23.7.1999 – 30.7.1999

Der alte, mit Natursteinen gepflasterte Saumpfad lotst durch hellen Lärchenwald hinauf nach Saas Fee. Bombiges Wetter verspricht eine angenehme Woche. Langsam erobern die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne Saas Grund, das eben noch im Schatten lag. Über den modernen, für die Region ungewöhnlich kompakt angeordneten Hausdächern, blinzelt die verschneite Mischabelkette unter tiefblauem Himmel.

An diesem feenhaften Tag (wir sind in Saas Fee) lassen wir uns weder von den Seilbahnen stören, die den ganzen Kessel erschließen, noch von der Bergsteiger- und Touristenschar in Längfluh, die mit uns das überfüllte Lager und die esoterische Abendstimmung über Weissmies und Allalinhorn teilt.

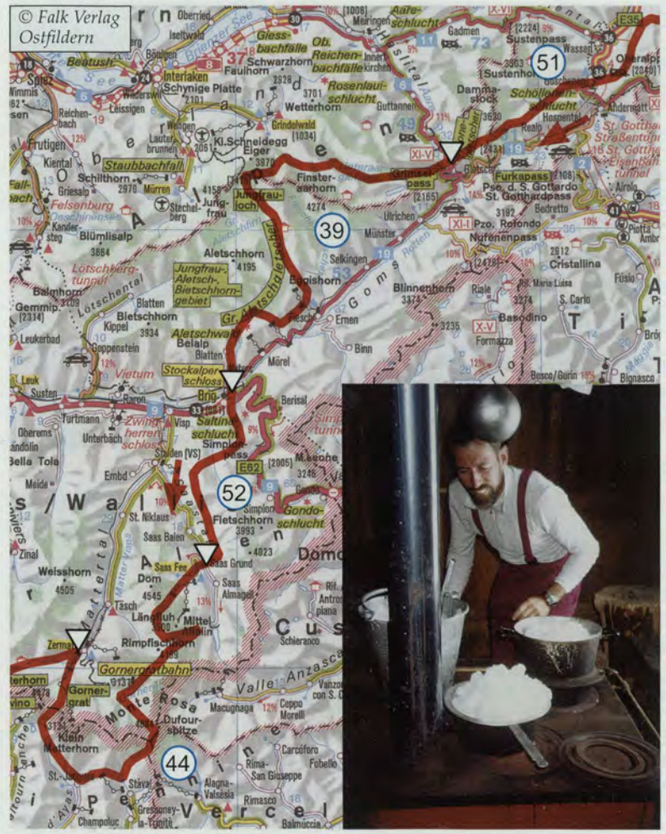
Um drei Uhr klappern pünktlich Steigeisen und Eispickel. Wir quälen uns unter den Decken bis halb fünf Uhr weiter, dann aber auf. Noch im Dunkeln verlassen wir die Hütte. Flache Sonnenstrahlen holen uns auf halbem Weg zum Alphubel ein. Sie zaubern ein sanftes Licht auf die Bergmanege um uns. Aber die Hitze wird bald erbarmungslos. Ich komme mir vor wie eine Kreuzung aus Yak und Dzo. Wir cremen und keuchen bis uns der Gipfelgrat des Alphubel (4206 m) überwältigt. Der gesamte Adel der Walliser Bergwelt steht vis à vis, vom Mont Blanc bis zu den Bernern reicht der Ausblick an diesem schonungslos ungetrübten Tag.

Scharfe Schneegrate und etwas Felskletterei, schließlich eine langweilige Gletscherwanderung führen uns über das Allalinhorn (4027 m) zur Britannia-Hütte.

Wieder wird um drei Uhr geweckt, diesmal einheitlich. Verschlafene Gestalten fummeln im Anziehraum. Ich habe noch Schmerzen im rechten Oberschenkel. Gestern hatte ich mich mit dem Steigeisen gestochen, als ich in einer Wechte durchbrach. Aber im Laufe des Tages gibt sich das.

Die Luft ist kühl, der Sternenhimmel klar. Im Licht der Stirnlampen glitzert das Eis des Allalingletschers freundlich, außer dem Kratzen der Steigeisen ist es absolut still. Einfachheit ist das ganze Geheimnis des Wohlbefindens. Orangerot rückt die Sonne viel zu früh über dunkelsamtene Bergketten. Sie brennt im Aufstieg zum Strahlhorn (4128 m) auf Gesicht und Hände. Sonst bin ich vollkommen eingemummelt. Lang kommt er mir vor, der Weg zum Gipfel, und schlauchig, aber schon vor den letzten Schritten gibt er im Osten ein Meer von verblauenden Bergen, zwischen denen der Dunst schwebt, frei. Die Knaller-Berge, wenn ich den Kopf wende, muss ich nicht mehr erwähnen. Eine Orgie des guten Geschmacks. Das Strahlhorn ist einer dieser »Übergipfel«.

Wir lassen die Füße laufen, runterwärts. Die kurze Gegensteigung zum Adlerpass registrieren wir kaum. Eine höhenlinienparallele Passage bremst uns erst weit unten ein. Weil wir erstmalig wieder aufschauen



Berner Alpen – 39. Etappe: In der lauschigen Berglihütte setzen wir hektoliterweise Wasser für Spaghetti und Mineraldrinks auf.



Mischabel/Monte Rosa – 44. Etappe: Am Gipfelgrat der Parrotspitze.

hat sie den Vorzug uns alles ins Gesichtsfeld zu rücken: das Matterhorn, das Weißhorn, die Berge in ihrem Umfeld. Die Spur führt in die Felsen und verliert sich. Georg hat eine Abseilrinne entdeckt. Es müsste gehen. Über ein Band können wir endlich zum Findelngletscher queren. Das Matterhorn hat uns beobachtet und guckt immer noch.

Uns graust vor dem Gegenanstieg zur Monte Rosa-Hütte. Folglich ertüfteln wir eine Querung des Gornergletschers und seiner Seitenmoräne. Was da wohl besser gewesen wäre? Wir laufen auf der Suche nach einem passierbaren Durchstieg das Doppelte der Luftlinie durch die aperen Querspalten der Gletscherzunge und balancieren kraftraubend über die Blöcke ihrer Geschiebehaufen. Runse um Runse. Und noch ein Eck. Das Gletschermehl staubt, Kugelsteine rollen unter unseren Füßen. Uns bleibt nichts erspart: wir müssen absteigen, um zwei trübe, von Moränenschutt gestaute Tümpel herum und über ätzende Blockschuttkletterei im Grenzbereich zwischen Fels und Eis hinaus auf den Wanderweg, der eigentlich eine Hühnerleiter mit Kletterstellen ist. Wir mobilisieren die letzten Reserven an Kraft und Willen.

Es wird immer früher. Um zwei Uhr knipst der Hüttenwirt das Licht an. Wir steigen noch im Schatten den Grenzgletscher hinan, während in unserem Rücken das Matterhorn bereits rosa beleuchtet ist. Unendlich langsam ziehen wir über weiße Flächen. Da merke ich, ich bin es, der immer langsamer wird. Aus Richtung Italien türmen sich Haufenwolken rasant aufeinander. Hohe, schnelle Cirren sind hakenförmig. Wer bei dem AV-Sektionsabend über Wetterkunde aufgepasst hat, weiß jetzt: ein Gewitter steht bevor. Noch schnell ein paar 4000er. Die Monte Rosa-Gruppe bietet's ja bekanntlich.

Am Gipfelgrat der Parrotspitze (4432 m) erschrecken wir vor der beidseitigen Tiefe. Uijuijui. »Rechts hüpfen, wenn einer links fällt«, sagt Georg. »Ein Komiker«, denke ich und erfahre erst später, dass das wohl die gängige Methode ist. Ludwigshöhe (4341 m) und Corno Nero (4321 m) nehmen wir noch mit, bevor pünktlich an der Gnifettihütte das Gewitter losbricht.

Es schneit in dichten Flocken. 20 cm Neuschnee liegen bereits. Und da ist eine Frau mit einem Lungenödem. Georg bringt sie mit ihrem Bergführer ins Tal. Wir dürfen weiterschlafen und tun dies den ganzen Tag.

Unten rum. Über den Lyskamm zum Breithorn können wir abschminken. Wolken, leichtes Grieseln. Refugio Mantova, verfallene Almen mit einer blauen Plastikplane als Dach, der Ski-Ort Tschaval. Ein schwarzer Hund bellt sich schwanzwedelnd die Seele aus dem Leib. Er muss uns gar nicht vertreiben. Mit 0,7 Kammerlander (Hans Kammerlander's 1000 Höhenmeter pro Stunde bei seinen Trainingläufen ist ein Maß für unsere Steig- bzw. Sinkgeschwindigkeit) hecheln wir freiwillig Skipisten hinauf und über die Ferraro-Hütte nach Fiery. Dann der Schlussanstieg. Saftige Almen mit dreckigen Kindern und verschissenen Kühen. Es regnet am Passo delle Cime bianche. Uns holt der Berg-Blues ein. Da helfen auch zwei kupferblaue Seen nicht. Wir versuchen uns irgendwie durch das von Skipisten zerfurchte, nasse Steingeröll, mit hässlichen Liftstationen gewürzt, zu navigieren. Die Landschaft ist völlig umgekrempelt. Der Schnee zur Theodul-Hütte sulzt matschig um unsere Füße. In der urigen Hütte sitzen wir dann ohne weitere Aktivitäten außer Essen, Trinken und die Koje aufsuchen.

Die Luft ist raus. Ich würde gern auf das Breithorn gehen, aber unsere Schritte senken sich an den wieder klarluftscharfen Konturen des Matterhorns vorbei, erneut über Skipisten, talwärts. Je tiefer wir kommen, umso gewaltiger erscheint uns das Horn. Schließlich erreichen wir die kalenderbildartigen, oft fotografierten Stadel und Blockhäuser von Furi und Blatten, bevor uns Zermatt zeigt, was man aus fotogener Hüttenromantik machen kann.

Combin – 48. Etappe,
20.7.2002 – 27.7.2002

Der Tag beginnt mit einem opulenten Frühstück in einer Bäckerei, die genauso gut in Mailand oder Kopenhagen stehen könnte. Das dauert seine Zeit, exakt so lange, bis es zu regnen beginnt.

Unter den Wolken hindurch sehen wir gerade noch dunkelbraune, klobige Holzhütten mit Dächern aus Steinplatten, das Dörfchen Zmutt. Aber die Schönbielhütte, die später vage im Nebel vor uns auftaucht, ist real. Der Wetterbericht sagt Gutes, folgerichtig klart es abends auf. Wir zählen die geplanten Höhenmeter zusammen und kriegen Ehrfurcht vor dem morgigen Tag.

Edu dreht das Licht der Stirnlampe an. Wir klettern um das Stockje herum zum Col de Valpelline hinauf, während das Matterhorn im Frühtau mit uns höher wächst. Einen Gletscherwalk entfernt erhebt sich oberhalb des Passes die Tête Blanche (3710 m), auf der uns dominante Musterberge umgeben. Einfach supi. Ideales Wetter macht die Tête Blanche zu einem dieser knappen Dutzend hervorragenden Aussichtsberge, die bereits auf meinem Weg um den Alpenbogen lagen. Wir lassen uns rückwärts in den Schnee fallen und beobachten ergriffen.

Die Biwakschachtel des Bouquetins hinter dem Col du Mont Brulé guckt uns von der Seite an. Anstatt noch weiter zur Vignette zu gehen, hat sie bereits beim ersten Blick gewonnen. Wir machen uns einen gemütlichen Nachmittag.

Der Ofen bullert vor sich hin. Wohlige Wärme verströmt nachts tiefe Geborgenheit. Halb fünf Uhr. Aus mit dem Gekuschel. Wir treten in eine kühle, klare Nacht hinaus. Herrlich griffiges Eis lässt unsere Beine zum Col d'Evêques förmlich fliegen. Die Bergspitzen schimmern schon rötlich. Bedeutend verhaltener ist unser Tempo beim Aufstieg zur Pigne de Arolla (3769 m). Das Gipfelerlebnis ist wie gestern am Tête Blanche vollkommen und glücklich. Alles, was Rang und Namen hat, breitet sich bei super Fernblick vor uns aus: Berner, Walliser, Monte Rosa, Mont Blanc-Gruppe. Der Gipfelpunkt liegt mitten im Zentrum.



Für den Weiterweg sind zwei Alternativen möglich, das Val de Otemma, in dem die Haute Route der Skitourengeher verläuft und das Val de Serpentine, für das wir uns entscheiden.

Wir organisieren schon mal Decken zum Biwak, aber in letzter Minute wird uns doch noch ein Übernachtungsplatz im Lager der Cabane de Chanrion zugewiesen.

Im Dämmerlicht des aufgehenden Tages herrscht eine ameisenhaufengleiche Betriebsamkeit. Ich bin froh, als ich draußen bei den Bergblumen bin. Heute haben wir uns nur den Weg durch das Talbecken des Mauvoisin-Stausees zur Cabane de Panossière vorgenommen. Der famose Blick zum Grand Combin kurz vor der Hütte gebietet uns ehrerbietig Einhalt im forschen Schritt.

Der Combin hätte es schon sein sollen. Aber der »Corridor«, die 400 Höhenmeter lange Aufstiegsrinne, ist heute zu eisschlaggefährdet und die Westflanke erscheint uns

Hinweis:
Teil 1 des Beitrags (Wien-Großglockner-Rheingraben) siehe in BERG 2007, S. 154-167. Aus Platzgründen musste das Manuskript gekürzt werden. Die vollständige Version kann gegen einen geringen Beitrag beim Autor angefordert werden:
Ferdinand Hujer,
Buhlsbacherstr. 26,
91611 Lehrberg
Tel: 0981-813162, mail:
f.u.s.hujer@freenet.de

zu lang. Aber es gibt noch einen Plan B und wir begeistern uns gemeinsam dafür: Der Combin de Boveire (3663 m). Er ist eine ausgezeichnete Aussichtswarte auf den »Großen« und verspricht auch ein wenig ausgesetzte Gratkletterei. In der Tat. Vor uns zieht sich ein scharfer Felsgrat mit zahlreichen Gendarmen zum höchsten Punkt.

Inzwischen hat sich die Lufthülle stark verändert. Wir können unter den Wattepocken nur noch die höchsten Gipfel erahnen. Erbärmliche Spitzchen schauen hier und da heraus: Matterhorn, Mont Blanc, der Combin natürlich, der Berg der Berge.

Als wir 600 Höhenmeter tiefer die kleine Cabane de Valsorey erreichen, ist es stürmisch und sie von Nebel umbrandet. In der winzigen Stube (wir mussten uns sogar draußen umziehen), fühlen wir uns wegen der netten Hüttenwirtin und dem leckeren Essen sofort pudelwohl. Eine Kult-Hütte.

Hans und ich schließen diese Etappe mit dem Anfangspunkt zur Mont Blanc-Etappe in Praz de Fort zusammen. Wir rennen das Val Sorey mit hübschen Almen, die hier Bergerien heißen, dicken Kühen und einem weißschäumendem Fluss hinaus. In gleicher Landschaft links rauf zum Großen Bernardino-Pass, aber auf der alten Passstraße, die wir irgendwo zum Col des Bastillions verlassen um nach La Fouly zu wechseln. Übersät von großen Blasen humpele ich schließlich in Praz de Fort ein.



Mont Blanc – 47. Etappe: Auf dem Weg zur Cabane d'Orny.

Mont Blanc – 47. Etappe,
28.7.2001 – 3.8.2001

Wir sind auf dem Weg über die Cabane d'Orny zur Cabane de Trient. Der Hüttenhund erbettelt unsere Bratwurst und die Welt ist in Ordnung. Anschließend liegen wir auf dem Schutthaufen hinter der Hütte in der Sonne (Pointe d'Orny, 3269 m) und kosten von der bombastischen Aussicht über das vergletscherte Plateau de Trient. Kolossal erheben sich die Massen der Argentière und der Charmoz.

Wir stapfen still über den gefrorenen Gletscher, leicht ansteigend, in dämmernder Atmosphäre. Die ersten Sonnenstrahlen erreichen die Aiguille d'Argentière, dann auch die Aiguille du Tour. Ich genieße die Ruhe, die morgendliche Kühle, den Rhythmus der Schritte, das Schleifen des Seils. Entspannung pur.

Bald jedoch kommt es, wie es kommen musste: die Sonne gewinnt an Kraft, es wird heiß und wir wühlen durch den weicher werdenden Schnee zur Aiguille du Tour (3544 m). Der kleine Gipfelbereich ist restlos überfüllt. Wir haben Mühe, ein ausreichendes Plätzchen zwischen den wahllos aufgetürmten Gipfelfelsen zu bekommen.

Eine Serie von niedrigen, aber abschüssigen Übergängen vermittelt uns das Argentière-Becken. Die Bergumgebung wird immer spektakulärer, die Täler enger, die Kämme höher, steiler, schroffer. Große Berühmtheiten blicken uns Auge in Auge an: Verte, Droite, Courtes.

(Aufbruch Argentière-Hütte.) Überall sehen wir schon schwache Lichtlein. Mir ist schleierhaft, wie es Spaß machen kann, bei Dunkelheit ein Eiscouloir hinaufzuklettern, wenn es einfachere Zustiege gibt. Uns genügt es vollauf, über mäßig steile Eisflanken zum Col des Grands Montets hinüberzugehen. Der Abstieg hingegen ist nicht so ganz klar. Zuerst in der falschen Rinne, steigen wir wieder 100 Höhenmeter hinauf, um uns dann zwei Seillängen abzuseilen. Jetzt ist es gewonnen. Ein neues Becken wilder Fels- und Berggestalten öffnet sich. Die Pforte, das Tor von Rohan, bildet die Dru.

Ich kenne ja Malte Roepers Erzählung von der Dru-Besteigung (Roeper, Malte: westwand, Droemer 2002). Wenn ich mir allerdings jetzt alle Erlebnisse, die er hatte, bildlich vorstelle ... kein Kommentar.

Wir queren durch Blockfelder, über Moränenschutt, durch Rhododendrongestrüpp, über Bäche, Quellmoore, schlüpfrige Grasflanken. Überflüssig zu erwähnen, dass wir einen wolkenlosen Tag haben. Wir schwitzen und fluchen. Und über unseren Köpfen ragt die Dru in den Himmel und erzählt uns, wie klein wir sind.

Kurz vor der Verzweiflung ist der Weg zur Couvercle erreicht. Das Mer de Glace rumort in seiner Mulde, wie aus dem gigantischen Eimer der umstehenden Bergketten ausgeschüttet. Als Gegenpol zur Hütte dominieren die Grandes Jorasses, über denen der Mond silbrig leuchtet. Dies ist die Hütte mit der schönsten Aussicht bisher und das dürfte auch nicht mehr zu toppen sein.

Die Verte sitzt uns im Nacken. An der Route liegt die Requin-Hütte, die wir nur zu einem kurzen Versorgungsstopp anlaufen. Erneut liften uns Eisenleitern. Der Salle à manger, eine Spaltenzone mit moderater, für unser Können zugeschnittener Blankeiskletterei versperrt den Weg. Danach ist da nur noch ein endloser Gletscher mit Schneeauflage wechselnder Steigung.

Noch lange ist Remmidemmi am Lager der Refugio Torino nuovo. »Du schaffst das, du schaffst das«. Ohne Entschluss – keine Leistung, hat schon unser Ausbilder beim Fallschirmspringerkurs immer gesagt. Leistung wird heute abgerufen werden. Der Plan ist, Richtung Aiguille du Midi zu gehen und über die Flanken von Tacul und Maudit zum Mont Blanc zu steigen, nach dessen Überschreitung zur Gonella-Hütte im Bionasseytal abzusteigen. Wohl denn.

Wir durchmessen die großartige Gebirgsurlandschaft des Maudit. Noch 500 Höhenmeter. Ich bin nur noch ein Schatten meiner selbst. Mechanisch setze ich Fuß vor Fuß, kleine Schrittchen, eine Steigeisenlänge und ein Atemzug pro Schritt. Ich fühle mich wie ausgewrungen. »Genieß es«, sage ich



Mont-Blanc – 47 Etappe: Wir kosten von der bombastischen Aussicht über das vergletscherte Plateau de Trient.

zu mir, »das machst du nicht noch mal«. Ich genieße. 6000 Schrittchen lang. Am Rande registriere ich, als ich tatsächlich einmal luftschöpfend aufschaue, dass das Wetter schlechter wird.

Und dann: Mei, eine Schneekuppe. Enttäuschung. Wolken um uns. Jörg übergibt sich, ich bin kurz davor. Aber das ist doch der höchste Punkt deiner Alpenwanderung. Der Höchste, der Mont Blanc (4808 m)! Manche sagen sogar der höchste von Europa. »Na und«, denke ich, »lass uns wieder gehen«. Ich will nichts weiter, als meine Luft zum Atmen.

Die Vallot-Hütte, in der es aussieht wie Sau, beherbergt uns für einen Tee. Jetzt aber runter, zurück ins Leben, raus aus der lebensfeindlichen Höhe.

Nachher bin ich stolz auf mich, erstaunt, wie gut Instinkthandlungen auch ohne Geist klappen. Wir köpfen nach 17 Stunden auf der Gonella eine Flasche Rotwein. Nur wenige Gäste sind auf der kleinen Hütte, die exponiert auf einem Felssporn sitzt und über ein grobes, zerrissenes Gelände schaut. Ein Stück romantischer Ursprünglichkeit. Wolken und Wind untermalen die Dramatik. Gut, dass wir gestern die Mammut-Tour durchgezogen haben, heute wäre sie bereits fraglich. Wir lassen uns trotzdem Zeit, auf dem Miage-Gletscher.

Beim Visaille-Parkplatz endet dieser Abschnitt der Trans Alp-Überlängsung (denn quer ist es nicht) – der vorläufige Endpunkt des langen Weges nach Genua.
Ich bin jetzt zwar vollständig von Wien bis hierher gewandert (164 Wandertage, 2492,5 km, 1165 Std., 307 Gipfel), aber bis Genua fehlt mir noch der gesamte Weg. Mal sehen, wann es weiter geht.

Erfolgs-Jagd in der Leutasch

Wo Ludwig Ganghofer die Vorbilder für seine Romane fand

VON STEPHANIE GEIGER



Jagdhaus von Ludwig Ganghofer im Gaistal
Alle Fotos von der Autorin

Von Frauen hat Fürst Ettingen gestrichen die Nase voll. Vor allem von einer: Gräfin Pranckha. Allein auf sein Geld hatte sie es abgesehen. Ettingen flieht vor ihr aus der Stadt. Mitten hinein in die Natur. In ein wildes Gebirgstal treibt es ihn, mit allem was das Klischee verlangt: einem reißenden Bergbach, endlos scheinenden Wäldern übervoll mit Hirschen und Rehen, schroffen Wänden, steilen Karen, in denen sich Gämsen tummeln, und irgendwo auch dem Blitzen eines Gletschers. »In der Stadt lag vor dem Fenster die graue Häuserwand der von Kohlenstaub überzogenen Straße, hier zeigt das eine Fenster das Almfeld mit der Sennhütte und darüber den Felskoloss der Hochwand, das andere den grünen Wald, über seinen Wipfeln die Spitzen und Wände sonnenbeglänzter Berge«, schreibt der Fürst an einen Freund.

Aufgeschrieben hat diese Geschichte mit dem Fürsten und der Baronin, den Jägern, Förstern und den schönen Mädchen Ludwig Ganghofer. »Das Schweigen im Walde«, veröffentlicht 1898, als sich Ganghofer als Schriftsteller längst einen Namen gemacht hatte, ist eine Geschichte von Liebe und Hass, von Naturidylle und großer Gefahr. Kitsch und Heimattümelei könnte man dieser Schmonzette vorwerfen. Doch als Ludwig Ganghofer vor mehr als hundert Jahren den Roman zu Papier brachte, traf er damit nicht nur den Zeitgeist, er war auch bei Autoren wie Lion Feuchtwanger und Oskar Maria Graf ein angesehener und verehrter Kollege. Kein deutscher Volksschriftsteller wurde so oft verfilmt wie Ganghofer – nicht einmal Karl May.

Ettingen zieht sich zurück in die Leutasch, ein abgeschiedenes Tal hoch über Innsbruck. Doch die Flucht in die Einsamkeit des Hochgebirges hat nicht den erhofften Erfolg. Die Baronin macht den Fürsten ausfindig und reist ihm hinterher. Der hat sich aber schon in eine junge Frau verguckt, auf die auch einer seiner Jäger ein Auge geworfen hatte. Und so nehmen Glück und Unglück ihren Lauf. Auf den ersten zwanzig Seiten ist der Handlungsstrang angelegt und der Leser kann sich schon zu Beginn ausmalen, wie die Geschichte wohl ausgehen wird. Natürlich bekommt Fürst Ettingen die junge Frau aus den Bergen. Und Baronin Pranckha? Die findet einen anderen. Selbstverständlich.

Dort, wo Fürst Ettingen Ruhe und Kraft sucht, in dem zur Leutasch gehörenden Gaistal, das sich zwischen Leutasch im Osten und Ehrwald im Westen, zwischen Wettersteingebirge im Norden und Mieminger Kette im Süden erstreckt, verbrachte auch der Jagdherr Ganghofer viele Sommer. Von 1896 bis zum Ersten Weltkrieg kam Ganghofer zwischen der Hahn-Balz im April und der Gams-Brunft im Dezember regelmäßig in die Leutasch.

Mit dem Zug ging die Reise von München nach Partenkirchen, von wo sich Ganghofer mit der Kutsche hinauf nach Mittenwald und dann durch die ebene Talsohle der Leutasch hinter zur Tillfußalm und dem Haus Hubertus, dem Haus des Jagdherren fahren ließ. Einer von Ganghofers Vorgängern, der Herzog von Oldenburg, hatte das Haus 1875 erbauen lassen. Er war es auch, der Ganghofer die Jagd im Gaistal anbot. Da war Ganghofer, gerade 41 Jahre alt, auf dem Höhepunkt seiner schriftstellerischen Karriere angelangt. Seine Romane fanden reißenden Absatz, die Tantiemen sprudelten und Ganghofer wurde von Politikern und Künstlern hofiert.

Das Angebot des Herzogs von Oldenburg kam da gerade recht. Ganghofer, der sogar Theaterproben wegen der Hirschbrunft schmiss, griff zu. Fortan schrieb er im Gaistal Bestseller und jagte Hirsche. In der Leutasch fand er die Zuflucht, die er als Autor seinen Lesern geben wollte. In seinen Werken schuf er einen Fluchtweg aus der widersprüchlichen wie beängstigenden Gegenwart der Industrialisierung hinaus in Wald und Flur, in Berge und Schlösser. Alpenklischee und Alpenambiente fand der Autor in der Leutasch zuhauf. Und genau dorthin lässt er Fürst Ettingen reisen. Der Fürst ein Aussteiger, der »aus dem Wirbel des Lebens in die abgeschiedene Stille der Berge flüchtete«, wie es in dem Roman heißt.

Die Leutasch befriedigte schon zu Zeiten Ganghofers eine ganz bestimmte Sehnsucht nach Authentizität und Geborgenheit. Das Haus Hubertus wurde zur Pilgerstätte von Künstlern, Autoren und Musikern. 34 Gäste konnte Ganghofer in seinem Jagdhaus beherbergen. Und die kamen bereitwillig: die Maler Friedrich August von Kaulbach, Franz Defregger und Franz von Stuck, die Schriftsteller Ludwig Thoma, Ricarda Huch, Rainer Maria Rilke, der Dirigent Bruno Walter und der Komponist Richard



Die Leutaschklamm bei Mittenwald

Strauss. Hugo von Hoffmannsthal schreibt über einen Besuch bei Ganghofer im Gaistal: »Heute hat mich Ganghofer um zwei Uhr geweckt, und wir sind bei sternklarer Nacht ein Stück bergauf geklettert, um einen Hahn balzen zu hören. Konnten ihm aber nicht nahe kommen, aber die Stimme war wundervoll. Um sechs Uhr waren wir wieder zu Haus, Ganghofer ging noch Saibling fangen. Ich legte mich wieder ins Bett und schlief sehr gut bis elf in meinem Zimmer, das nach Zirbelholz riecht. Die Kost ist ausgezeichnet. Um halb drei früh haben wir Thee gehabt, um sechs Uhr früh Eierspeise und Marsala, um ein Uhr Saiblinge, garnierten Lungenbraten, ein sehr gutes Citronen-Soufflé und Münchner Bier.«

Diese außergewöhnlichen Zeiten der Bohème im Gaistal sind lange vorbei. Wer heute von Garmisch-Partenkirchen kommend die Bundesstraße in Richtung Innsbruck, Brenner, Italien nimmt, der wird kaum auf die Idee kommen, bei Mittenwald oder kurz vor Seefeld abzubiegen und dem Wegweiser »Leutasch« zu folgen. Wie eine Insel liegt die Leutasch einsam und verlassen abseits des hektischen Touristenstroms. Die anziehende Wirkung Italiens hat hier schon auf Goethe so extrem gewirkt, dass der für kaum etwas Interesse zeigte, was sich neben dem Weg nach Arkadien abspielte. Und auch die Römer, deren Via Claudia Augusta, die Hauptverbindung zwischen Rom und Raetien, über Jahrhunderte im Nachbartal vorbeiführte, und die in ihrem Großmachtsanspruch auch noch jede so wertlos erscheinende Gegend unterwarfen, drangen in die Leutasch nicht vor. Und so fristete die Leutasch ein Schattendasein hinter den hohen Bergen.

Die Leutasch, das sind 24 Ortsteile, Weiler und Einzelgehöfte.



Doch der Abstecher lohnt sich. Eine enge Straße schlängelt sich von Mittenwald aus entlang der Leutasch-Klamm den Berg hinauf bis sich kurz nach der Grenze ein breiter Talboden öffnet. Ein sonniges, freies Tal, das in der Ferne von Bergen begrenzt wird. Eine Kette sanft gerundeter Waldberge schließt das Tal ab, und hinter ihren Wipfelkämmen heben sich im Osten die Felswände des Karwendelgebirges empor, die Seefelder Spitze und am südlichen Horizont die langgestreckten Berge des Inntals.

16 Kilometer reicht die Leutasch nach Westen zur 2.662 Meter Hohen Munde, dem östlichsten Gipfel der Mieminger-Kette. Im Norden ragen die felsigen Gipfel des Wettersteins auf und schützen das Tal vor kalten Nordwinden. Im Süden öffnen sich die Mieminger zum Inntal. Rund 2000 Einwohner zählt die Leutasch heute. Sie leben verteilt auf 24 Ortsteile, Weiler und Einzelgehöfte.

1178 wurde »der Teil des Waldes, durch den der Fluss rinnt, der Liutasche heißt« zum ersten Mal in einer Urkunde erwähnt, die die Leutasch als Schenkung dem oberbayerischen Augustiner-Chorherrenstift Polling zuschrieb. Die dichten Wälder wurden gerodet, um Platz zu schaffen für die Landwirtschaft. Doch mit Ackerbau ist es in dem Hochtal nicht weit her. Auf 1100 Metern ist nur Viehzucht möglich. Der Wald und die Wiesen bescheren den Menschen ein karges Auskommen. So galt die Leutasch lange als die Holzschupfe der Städte Innsbruck und Hall.

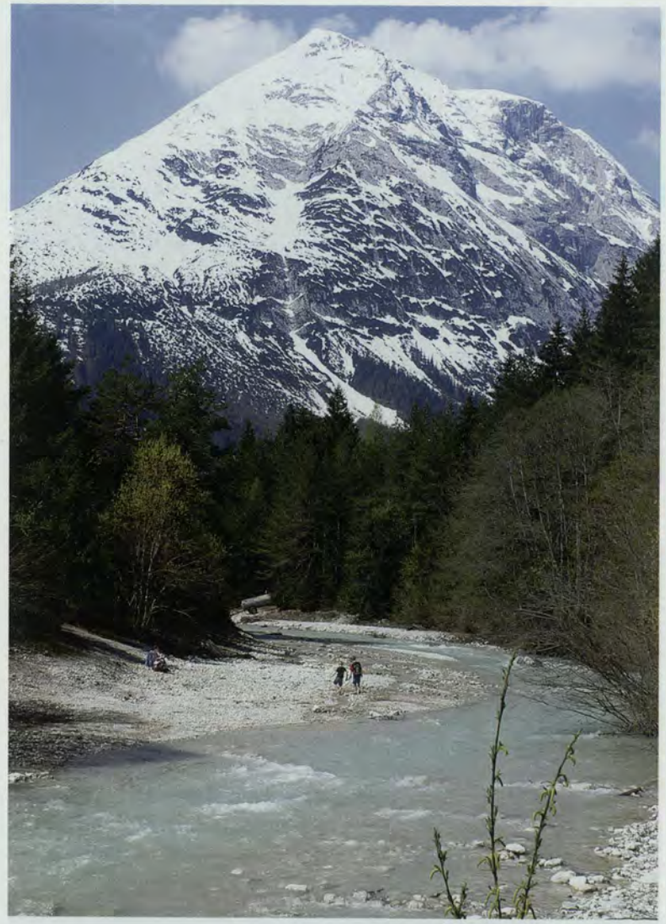
Der dichte Wald mit seinem hohen Wildbesatz lockte immer wieder auch Gäste. Schon im Mittelalter war der Wildreichtum am Wetterstein so bekannt, dass sich sogar

Kaiser Maximilian dort auf die Lauer nach Rotwild, Rehwild und Gams legte. Ein Hirsch auf grünem Grund ziert das Wappen der Leutasch noch heute.

Die Leutasch ist eine Parallelwelt. Das Leben spielt sich auf der anderen Seite der hohen Berge ab, in Garmisch-Partenkirchen, in Seefeld oder Innsbruck. »In der Leutasch gibt es wenig Bewegung nach außen«, sagt Hans Neuner. Will heißen: Ein wirklicher Leutascher bleibt seiner Heimat auf Ewig verbunden. Der »Bandl Hans«, wie Hans Neuner von den Einheimischen genannt wird, ist Jäger und Dorfhistoriker in einer Person, er ist im Sommer Wanderführer und im Winter Langlauflehrer. Aus der Leutasch weggehen, das würde er, der dort geboren wurde und aufgewachsen ist, nie mehr. In den 70er Jahren war er für ein Jahr in Argentinien, um Jagdpersonal anzulernen. Für sich selbst hat der Bandl Hans damals genug von der Welt gesehen. Er bleibt lieber in der Leutasch, die er wie der Jäger in Ganghofers Roman »Luitasch« nennt, und lässt seine Frau mit einer Freundin nach New York reisen. Nur wenn der Winter einmal gar zu lang dauert, dann wird der Bandl Hans wehmütig.

Die Leutasch ist ein Schneeloch. Als Ganghofer im November 1896 in das Gaistal einzog, war an Jagd nicht zu denken. Es lag so viel Schnee, dass der Schlitten stecken blieb. Der Schnee in der Leutasch ist hartnäckig. Wenn im Inntal oder im Oberen Isartal schon Krokus und Schlüsselblumen das Frühjahr ankündigen, liegen die Wiesen der Leutasch noch lange unter einer dicken Schneedecke verborgen. Dann klagen die Leutascher über den nicht enden wollenden Winter und das stechende Weiß und sie erzählen von ihrer Sehnsucht nach grünen Wiesen.

Vom Inntal herauf und aus dem Oberbayerischen kommen dann die nimmermüden Langläufer und ziehen in der Leutasch für diese Saison ihre letzten Runden. Das lassen sich die Leutascher seit einigen Jahren gut bezahlen. Sie waren die ersten, die eine Loipen-Maut einführten. Und jetzt



Am Fuß der Hohen Munde fließt die Leutascher Ache aus dem Gaistal.

haben sie sogar eine eigene Loipe ausgewiesen, auf der auch langlaufende Hundebesitzer mit ihren Vierbeinern ihrem Sport frönen können. Skitourengeher sind seit wenigen Jahren an der Hohen Munde, dem Hausberg der Leutasch, wieder unter sich. Der alte Lift wurde vor einigen Jahren abgebaut. Zu unrentabel. Pistenraser haben hier jetzt keine Chance mehr. Dafür freut sich der Wirt der kleinen Rauthhütte auf halber Höhe. Sein Umsatz ist deutlich gestiegen, seit es den Lift nicht mehr gibt und alle zu Fuß rauf müssen.

Après-Ski-Bars, wie man sie nur ein paar Kilometer hinter den Bergen in Seefeld findet, sucht man in der Leutasch vergeblich.





Kurz nach der Grenze öffnet sich ein weiter Talboden. Feldkreuze und Kapellen säumen den Weg durch das Tal.

Après-Ski heißt hier »Kultur im Wirtshaus«. Regionale Spezialitäten wie Kücherl mit Kraut, Gamsbraten mit Knödel, Wildererpfandl oder Schmugglerbratl werden zu heimischer Volksmusik serviert. Dazu kommen dann auch Musikanten von der anderen Seite der Grenze, aus Mittenwald und dem Oberen Isartal in die Leutasch und spielen mit Hackbrett, Raffele, einer Vorform der Zither, Steirischer Harmonika und Akkordeon auf. Hier wird wieder die alte Verbindung ins Bayerische sichtbar. Denn bis ins 19. Jahrhundert gehörte der eine Teil der Leutasch zum Bistum Freising, der andere zum Bistum Brixen.

Wenn dann auch der Leutascher Schnee der Sonne und den warmen Temperaturen nicht mehr trotzen kann, zieht es die Kletterer an die schroffen Wände von Schüsselkar und Dreitorspitze. Die Mountainbiker und Wanderer suchen ihren Weg durch das Gaistal am Fuß des Wetterstein-Massivs vorbei an der Zugspitze hinüber nach Ehrwald. Beständig steigt der Weg an, der sich entlang des rauschenden Wildbaches durch das Gaistal hinaufschlängelt zu den Almen, die schon Ganghofer beschrieben hat und auf denen im Sommer die Schafe und Rinder der Leutascher Bauern grasen.

Manch einer findet dann auch den Abstecher von der breiten Forststraße zur Tillfußalm. Ganghofers Jagdhaus liegt weit hinten im Gaistal auf einer Waldlichtung, verborgen hinter hohen Fichten, etwa auf halber Strecke zwischen Leutasch und Ehrwald.

Ein ausgestorbenes Fleckchen Erde ist die Alm an diesem Mittag. Irgendwo pfeifen ein paar Vögel. Alle paar Minuten erfüllt ein leises Rauschen das Tal, das sich hin und wieder auch zu einem dumpfen Grollen auswächst. Lawinen stürzen hinunter ins Tal. Die Sonne, die die Holzvertäfelung von Haus Hubertus goldbraun gegerbt hat, erreicht im späten Frühjahr die Nordhänge der Mieminger auf der gegenüberliegenden Talseite und bringt die Schneemassen ins Rutschen.

Nur ein Schritt vor die Tür und Ganghofer konnte an diesen weiten Hängen die Gämsen sehen. Ein Paradies für jeden Jäger. Deshalb investierte Ganghofer auch viel. Die 20.000 Hektar mussten bewirtschaftet werden. Und so wurde der Dichter zum größten Arbeitgeber im Tal. Mehr als 30 Jäger hatte er angestellt, die auch seine Jagdgäste führten. Für den Bau von Wegen und Steigen brauchte er zusätzliche Arbeiter. Der Genießer Ganghofer, der über sich spottete »Während andre über die Latschen hatschen, muss ich meine Haxen fatschen«, litt unter Gicht. Kurzerhand ließ er zwei Steige anlegen, auf denen er und seine Jagdgesellschaften reiten konnten.

In der Leutasch aber blieb der in Kaufbeuren geborene Dichter der Ausländer, der Intellektuelle, der Herr Doktor, der viel von Seinesgleichen anzog. Spekulationen schossen ins Kraut über die Feste auf der Tillfußalm. »Die gute Repadazion von unserer Gegend« sah wohl nicht nur der Jäger aus dem Roman gefährdet. Und als Ganghofer sein Jagdgebiet in einem unersättlichen Überschwang sogar noch um die Leutascher Gemeindejagd weiter vergrößern wollte, damit ihm dort nicht Wild vor der Flinte weggeschossen wird, brach ein Sturm der Entrüstung los, dessen Höhepunkt eine Demonstration von 40 Leutaschern am 30. Juni 1897 war. Ganghofer bekam natürlich, was er sich vorgenommen hatte. Dafür erschlugen die Leutascher Ganghofers zahme Hirschkuh »Liesel«.

Schlechte Voraussetzungen für ein gutes Miteinander. Doch begannen beide Seiten, sich irgendwie zu respektieren und zu arrangieren. Ganghofer lud die Leutascher an seinem Namenstag, dem 25. August, zur Ludwigs-Feier ein. Landschaft und Menschen lieferten dem Vielschreiber den Stoff für seine Geschichten. Einige haben sich sogar in den Romanen wiedergefunden.

Die Leutascher machten keine weiteren großen Scherereien. Sie lösten ihre Schwierigkeiten mit dem Jagdherren hemdsärmlig. Die abgeschiedene Lage hatte sie daran gewöhnt, bei Problemen selbst zu handeln. Die zu hohe Wilddichte, die für Jagd- und Forstwirtschaft nicht mehr tragbar war, hielten sie selbst auf einem erträglichen Maß. Dass ihnen jetzt Ganghofer die schönsten Böcke vor der Nase wegschoss, das konnten sie deshalb nur schwer verwinden. »In den Leutaschern fließt Gamsblut. Jagdneid und Weiberneid sind am schlimmsten«, sagt der Bandl Hans. Ganghofers Jagdtrieb, so wird erzählt, soll sich nicht nur auf das Getier beschränkt haben.

Kein Wunder, dass erst viel Wasser die Leutascher Ache hinunterfließen musste und Ganghofer in der Leutasch erst in den 90er Jahren wiederentdeckt wurde. Während ihm in Berchtesgaden oder Kaufbeuren noch zu Lebzeiten ein Denkmal gesetzt wurde, war man in der Leutasch heilfroh, als Ganghofer nach zwanzig Jahren die Jagd im Gaistal zurückgab. Heute schaut das ganz anders aus. Ganghofer ist ein guter Werbeträger. »So wie Mozart in Salzburg«, sagt der Bandl Hans und öffnet die Tür zum Ganghofer-Museum. Im ehemaligen Schulhaus im Ortsteil Kirchplatzl haben die Leutascher vor zehn Jahren zusammengetragen, was an Ganghofer und seine Zeit erinnern könnte. Gewehre, Geweihe und viele Geheimnisse. In der Leutasch gibt es jetzt auch einen Ganghofer-Weg, der zum Haus Hubertus führt, ein Langlauf-Spektakel, das Ganghofers Namen trägt, und eine Ganghofer-Hubertuswoche, zu der Jäger und andere Jagd-Interessierte im Oktober in die Leutasch kommen.

Ganghofer schrieb mit seinem Roman »Das Schweigen im Wald«, den er am Beginn seiner Zeit in der Leutasch verfasste, und in dem er die Orte bei ihren Namen nannte – die Tillfußalm und das Steinerne Hüttl, die Hochmoosalm, die Berge und auch die Leutasch selbst – ein Porträt des Tals. Den Fürsten ließ er schwärmen über die Menschen in den Bergen, die »das Leben viel einfacher und natürlicher nehmen als wir verbildeten Kulturkinder der Stadt.« Vielleicht bietet die Leutasch aber genau das, was auch die Menschen hundert Jahre nach Ganghofer noch suchen – Natureinsamkeit im Gebirge, weit weg von Stadt, Hektik und Büro-Stress. »Schön«, lässt Ganghofer den Fürst Ettingen sagen. »Und diese Luft!« Und Ganghofer notierte: »Wenn ich nach müden, kranken Stadtmonaten hinauf reise zu meinem lieben einsamen Waldhause da droben im Wettersteingebirge, ich kann auch nicht sagen, was da in mir lebendig wird.«

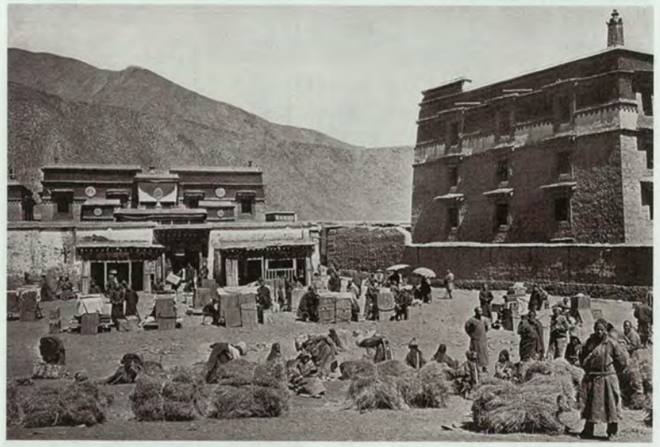
Im Ganghofer-Museum wurde zusammengetragen, was an den Schriftsteller und seine Zeit erinnert.



Zum Heiligen Berg der Nomaden

In Tibets Nordosten: Trekking zwischen Tag und Traum

VON EBERHARD NEUBRONNER



Öffentlicher Markt vor Labrang (1927), unter anderem wird Heu in Ballen verkauft.



Kloster Labrang Tashikyil: Mönche umwandern einen Tempel. Das Ritual gleicht dem einer ›Kora‹, etwa im Bannkreis der heiligen Berge Kailash oder Amnye Machen.

In deinem Land ... magst du ein hoher Herr sein, vielleicht ein Steuereinheber oder ein Grundbesitzer. Hier bist du gar nichts. Selbst ich, der Herrscher dieses Landes, bin nichts. Hier herrschen nur die Götter.

Der tibetische Fürst Gorpon 1935
zu dem Reisenden Herbert Tichy

Tibet, du fehlst mir. Ich habe dein Herz berührt als es leise schlug, die frühere Provinz Amdo auf dem ›Dach der Welt‹ hat mich in ihren Bann gezogen. Ein wenig erschlossener Teil des 1950 durch China annektierten buddhistischen Landes ist seither mein Favorit; wenn ich nicht schlafen kann, träume ich hellwach von ihm. Dann schimmert Eis unter blauem Himmel, lässt der Wind Gebetsfahnen flattern und ruft jemand: »Lha gyalo!« Werden sie wirklich siegen, die Götter? Falls ja – über wen oder was?

Hafenstadt Shanghai, 28. Januar 1905. Der deutsche Arzt und Geologe Albert Tafel winkt seinen Reisegefährten hinterher. Er hatte Wilhelm Filchner[1] und dessen Frau Ilse durch das nordöstliche Tibet begleitet, mehrmals war die von Räubern verfolgte Expedition fast gescheitert. »Allein, ohne einen einzigen näheren Bekannten, war ich da draußen im fernen Ostasien zurückgeblieben«, notiert Tafel[2] nach dem Abschied. Er möchte weiterforschen, will die Innere Mongolei und das östliche Tibet durchqueren – ein kühner Plan. Nur Chinesen werden mit ihm sein. Für sie sind Tibeter ›fan tse‹, Barbaren, doch Albert Tafel teilt ihre Meinung nicht. Als Wissenschaftler ist er der Präzision verpflichtet und nimmt Ende 1905, entsprechend aufmerksam, die ersten tibetischen Reiter jenseits des Grenzflusses Tao bei Lanzhou wahr: »Mit einem Schwert am Gürtel saßen sie auf knochigen, struppigen Ponys und hatten die Bügel und Schenkel so hoch gezogen, daß die Waden fast horizontal an den Seiten der kleinen Reittiere anlagen.« Es waren »wilde Gestalten ... mit elastischen, aber bestimmten, kecken und herrischen Bewegungen.«[3]

Gut hundert Jahre später folgen wir Tafels Spur, freilich komfortabler reisend als damals. Wer Westchina sucht, wie es sich vor der Revolution von 1911 und zur Zeit des letzten Kaisers Pu Yi präsentiert hat, wird es längst nicht mehr finden; Kommunismus und Kapitalismus marschieren stramm Seite an Seite. Das 1,3-Milliarden-Volk ist dabei, die Welt außerhalb seines Raums zu übertrumpfen – ökonomisch jedenfalls hat Beijing viele Lektionen gelernt. Es tritt selbstbewusst auf: Fundamentale Menschenrechte (etwa in der ›Autonomen Region Tibet‹) gelten wenig, *Einmischung* lehnt man ab. China verbittet sich jede Kritik.

Endlich keine Hitze mehr nach schwülen Tagen, die Hauptstadt Beijing mit ihren 15 Millionen Bewohnern liegt hinter uns. Dort wie weiter westlich, erwähnt seien nur Xi'an[4] oder das industrielle Zentrum Lanzhou[5] am Gelben Fluss, glichen wir Ameisen unter Ameisen. Jetzt zählt dieser Zustand nicht mehr. Man atmet wieder saubere Luft und fühlt sich wohl angesichts sanfter Berge, deren Höhe mit gut 3000 Meter noch moderat ist. Wenn erst das Ziel auftaucht, denke ich, wird es ernst.

Ernst? Wer den Amnye Machen – sprich: Amnje Mátschen – umrundet, sollte kein schweres mentales Gepäck tragen. Das ›Kostbare Schneejuwel‹ Osttibets gilt als Sitz eines Gottes namens Machen Pomra, seine 20 Gipfel sind heilig. Daran konnte auch Mao Zedongs 1966 ausgerufene *Große Proletarische Kulturrevolution*, der knapp 6000 Klöster oder andere buddhistische Stätten und mehr als 1,2 Millionen Gläubige zum Opfer fielen[6], nichts ändern.

Zehn Europäer hocken im Bus, den ein robuster Mann lenkt. Mister Chen aus Xining ist für die Gruppe des Deutschen Alpenvereins unterwegs, neben ihm sitzt der junge Guide Huang Fu (32). Chen heißt *groß*, doch Herr Chen ist klein und fährt nach dem Motto ›erst überholen, dann hupen‹. Er beweist viel zu oft, dass diese Technik funktioniert; uns schockt sie vor allem während diverser Passfahrten, wenn enge Kurven zur Mäßigung mahnen. Chen jedoch gibt in letzter Sekunde Gas und ...

»... haltet euch fest, Gegenverkehr!«

Haarscharf vorbei.

Als das Terrain flacher wird und die Straße sich kilometerlang dehnt, zeichnet meine Phantasie eine Landkarte. Links oben liegt der Salzsee Koko Nor, unten lese ich ›Himalaya‹, rechts außen ist gerade noch Beijing zu erkennen. Irgendwo in der manchmal nahezu menschenleeren Provinz Qinghai, zwischen den Grenzstaaten Indien/Nepal und China/Mongolei, rollen wir von Xining aus südwestwärts. Schon daheim übrigens war mir klar geworden, dass jeder neuere Atlas westlicher Produktion keine tibetischen Namen mehr trägt, weshalb der Koko Nor jetzt Qinghai Hu heißt



»Am nächsten Tag zeigen sich schemenhaft Schneeberge ...«: Das Massiv des Amnye Machen von Westen. Es kulminiert im Machen Gangri (6282m).

Alle Farbfotos von Eberhard Neubronner. Joseph Rocks historische Bilder stammen aus dem Archiv des Autors. Die Vignetten zwischen den Kapiteln zeigen tibetische ›Windpferde‹ – man wirft diese Zettelchen vor allem auf Passhöhen in die Luft, um Geister gnädig zu stimmen (→ Fußnote 32).
Das Zitat von Herbert Tichy ist dessen Buch ›Zum heiligsten Berg der Welt‹ entnommen (Wien 1937).



Geri Gompa, ein Kloster des Rotmützen-Ordens am Anfang des Pilgerwegs rund um den Amnye Machen.

Das mythische Wesen Machen Pomra auf seinem Schimmel Grozhur. Lanze und Schwert drücken die Macht des Geistergotts aus.



oder die Stadt Chabcha auf unserem Weg in Richtung Amnye Machen offiziell als Gonghe firmiert. So wurden Fakten geschaffen.

Am inneren Horizont taucht Vergangenes auf. Zwei buddhistische Klöster haben wir schon gesehen, speziell die 1709 gegründete Tempelstadt Labrang Tashikyil bei Lanzhou beeindruckte stark. Auch diesen Ort erwähnen zwei Autoren in ihrem informativen Tibetführer[7]: »1947 lebten [dort] 4000 Mönche, darunter 300 Geshes (Doktoren der tibetischen Theologie) und ... 100 inkarnierte Lamas[8] [oder] Tulkus[9]. 1999 waren es wieder an die 1000, wovon die Hälfte Medizin und Theologie studieren. Offiziell sind allerdings nur 600 gemeldet.« Labrang also: Goldene Dächer, Wacholderrauch, Pilger mit kleinen Gebetsmühlen. Wieder und wieder schreiten sie andächtig murmelnd ihren vorgeschriebenen Weg ab – im Uhrzeigersinn Runde für Runde um jedes Heiligtum, weil nur so und durch lebenslang wiederholte Mantras das Nirwana näher rückt[10].

Kumbum (wie Labrang Tashikyil zählt dieses ›Kloster der 100.000 Bilder Buddhas‹ zum reformierten Gelukpa- oder Gelbmützenorden des heutigen vierzehnten Dalai Lama), ist das Gegenstück zu Labrang. Nicht weit von Xining entfernt leuchtet es und dient Beijings Plan, mit einem touristischen Highlight religiöse Toleranz zu beweisen. Unterdes weht der Wind anhaltend scharf: Zwar spricht man amtlich von nur 3000 Mönchen[11] im besetzten Tibet, doch dürfte die Zahl – bei steigender Tendenz – rund viermal so hoch sein, was Chinas oberste Führung schreckt. 1996 hat sie eine ›patriotische Umerziehungskampagne‹ gestartet und versucht seither, in ihrem Sinn Ordnung zu schaffen. Mönche wie Nonnen fordert man auf, dem *Separatismus* abzuschwören; wer als regimekritisch identifiziert worden ist, muss sein Kloster verlassen oder wird festgenommen. Dalai-Lama-Fotos sind jetzt sogar in privaten Wohnungen streng verboten, das 1959 geflohene und im indischen Exil lebende spirituelle Oberhaupt aller tibetischen Buddhisten sieht sich durch Beijing als *Spalter* geschmäht. Nachdem der Dalai Lama 1989 den Friedensnobelpreis bekommen hatte, nannte ihn die kommunistische Führung Chinas einen »politischen Gangster, der sich in die inneren Angelegenheiten [unseres Staates] einmischt«.[12]

Wo ist Albert Tafel geblieben? Noch immer reist dieser Forscher aus Stuttgart unsichtbar mit uns, in Gedanken lese ich seine Sätze und vergleiche sie mit der Wirklichkeit zwischen Kumbum und dem Amnye-Machen-Gebiet.

Vor hundert Jahren schrieb Tafel: »Wenn auf den unbewohnten Höhen Tibets im Sommer die Sonne lacht und höchstens weit drunten am Horizont mit kaum hörbaren Donnerschlägen ein grauer Wolkenschleier vorbeizieht, der langsam Berg um Berg, Tal um Tal verhüllt, und aus dem die vorher bläulichen Gipfel und Mulden kurz darauf weißgefärbt wieder auftauchen, dann ist es herrlich dort oben ...«[13] Albert Tafel hat auch Kumbum besucht. Sein Resümee von damals klingt wie Musik: »Das Kloster steht abseits vom Großverkehr. Für Wagen ist es schlecht erreichbar ... Es herrscht dort eine wunderbare Ruhe und ein Friede, der scharf absticht von dem wilden Leben im Lande draußen ... Auf den, der in solche vergangene Zeiten zu sehen liebt, übt die Ursprünglichkeit einen bezaubernden Reiz aus. Ich lebte [1905] in der alten Zeit und sah zugleich als Traumbild ... all das Hasten und Erfinden in unserem modernen Europa, als wäre es erst eine Zukunft.«[14]

Hallo Gegenwart! Ein Jahrhundert später hupt Herr Chen nach wie vor laut, dröhnen schwarz qualmende Schwertransporter zwischen Xining und Chabcha, wölkt Nebel um kahle Berge. Wir streifen die südlichsten Ausläufer der Wüste Gobi, ein verstepptes Land mit karger Vegetation. Nur Kamele gewinnen ihm etwas ab oder frei laufende Tibetantilopen. Letztere stehen seit 1979 streng unter Schutz, doch ihr Fell ist begehrt – es wird zu weicher Wolle und skandalösem Luxus verarbeitet: fünf Tiere müssen für einen Schal sterben, der 4000 bis 10.000 Euro kostet. Während Albert Tafel und das Ehepaar Filchner hier forschten, soll in Zentralasien mindestens eine Million Antilopen gelebt haben. Heute schätzt man ihre rasant schwindende Zahl auf 75.000.[15]

Die Kreisstadt Gonghe ist, wie alle chinesischen Ortschaften, wenig urban aber sauber. Sie riecht nach Dampfbrot und Dieselöl; neugierige Blicke lassen erkennen, dass Langnasen[16] selten sind. Wenn wir auf der Straße oder im Restaurant (wo Suppe stets als Dessert serviert wird) mit »ni hao« grüßen, verzieht sich jedes Gesicht zum freundlichen Faltenwurf. Das ›Guten Tag‹ muss miauen und zum Ende hin ansteigen, dann liegt man nie falsch und hört oft eine doppelte Antwort: »Ni hao, ni hao ...« Generell jedoch weiß kein Gast, was sein Gegenüber empfindet. Ist es dir zugewandt oder neutral?

Abends halten wir in Wenquan. Dieses triste Dorf ähnelt einem Goldgräbernest, das seine Zukunft hinter sich hat: Dreizehn heiße Quellen sprudelten bis 1985 am Rand der Siedlung, jetzt sind es noch acht. Die öffentliche Latrine wetteifert in Sachen Gestank mit schwefligem Wasser; Baracken und verstreuter Müll säumen die Fernstraße 214, kein Hotel lädt zum Bleiben ein. Durch den Ort brettern Militärfahrzeuge, deren Personal winkt und lacht. Mindestens 500.000 chinesische Soldaten[17] sollen nach aktueller Schätzung im ›autonomen‹ Tibet stationiert sein, nicht zuletzt deshalb, weil so bei Bedarf jede Unruhe gestoppt werden kann. Doch wer muckt schon gegen eine halbe Million auf? Welche Minderheit wagt es, die fremde Macht vorzuführen – es sei denn vor der Olympiade 2008, wenn man weltweit von China spricht?



Hinter Wenquan wartet unser Tross. Der Koch Tsonai (46), sein Assistent Yahong (20) und zwei nur bis zum Start des Trekkings aktive Begleiter stehen vor ihrem Lkw. Alle lächeln mehr oder minder scheu. Nur Huang Fu, als Guide seit Xi'an für vier Frauen und fünf Männer zuständig, hat schon ein paar Punkte in Sachen *Goodwill* gesammelt. Er kooperiert mit dem Bergführer Jürgen Geilich aus Bischofswiesen; beide sprechen englisch, was Tsonai und Yahong nicht können. Huang Fu wiederum, offenbar wortgewandt, überrascht sein deutsches Publikum mit »uno-due-tre-quattro« und demonstriert, was die letzten Wanderer hinterlassen haben. Bella Italia, ciao!

Zweiter Trekkingtag: Zügig, mit ausgreifendem Schritt, geht es in Richtung Trakdo La. Dieses Joch liegt höher als viele Viertausender in den Westalpen.

»Der redet ja fließend«, sagt Traudl, eine bayerische Marathonläuferin. »Mal schaun, wie unser Bub sonst drauf is.«

Herbert schluckt und scheint die Höhe zu spüren. Die Rechte des Managers liegt



Auf dem Pass Trakdo La (4550m). Rundum ragen Stangen mit Gebetswimpeln aus dem Schutt.



Vor 80 Jahren fotografierte der Botaniker Joseph F. Rock (Österreich/USA) einen Golok-Häuptling und dessen Frau. Sie trägt ihren kostbarsten Schmuck.

am Brustbein, wo es im schlimmsten Fall weh tun kann: *Ausgerechnet jetzt. Schweinerei. Was ist mit mir los? Bloß nicht versagen...* Neben dem Duo Wilhelm/Sabine aus Stuttgart hält Gisela ihre Position, Traudls Schwester. Wie das Langstrecken-Ass ist sie braun gebrannt, drahtig und fit. Der Lehrer Gerhard schweigt momentan. Anders als Rolf, dessen Drang zur verbalen Kommunikation erst nachlässt, wenn Jürgen Geilich ihn bremst. Rolf indes nimmt nichts krumm, weil sein Herz bis zum letzten Atemzug für den Austausch schlägt. Egal ob in Deutschland oder Tibet: *Seid umschlungen Millionen, ich bin euer Freund.* Und Hanna? Die Partnerin des Chronisten hält sich wie Gerhard bedeckt.

Am nächsten Mittag zeigen sich schemenhaft Schneeberge, grüne Buckel mit tausenden bunter Fähnchen flankieren sie. Das Amnye-Machen-Massiv als äußerster Ast des Kunlungebirges wird erstmals gesichtet und erzeugt sanfte Nervosität. »Schau«, sagt Hanna, »unser Ziel.« Während dieses letzten Tages vor dem Trekking steuert Herr Chen seinen Bus ostwärts, Schlaglöcher können ihn weder schrecken noch stoppen. Der schmale Weg schlängelt Stunde um Stunde durch baumloses Land.

Huang Fu fragt, ob wir einen ›Himmelsplatz‹ sehen wollten. Dort sind Leichen entbeint und ihre Reste den Vögeln geopfert worden; das Lebensrad rollt im ewigen Lauf: Man hat der Natur Tag für Tag etwas genommen und es ihr später zurückgegeben. Menschliches Fleisch wurde mit Mehl[18] vermischt, Hirnschalen wurden zerhackt, die Geier fraßen alles und flogen davon. Kein Grabmal erinnert an X oder Y, nichts bleibt vom Individuum. Mäntel verrotten, abgeschnittenes Haar bleicht in Wind und Wetter. Ein Christ mag angesichts solcher Bestattung »barbarische Bräuche« rügen, doch jeder Tibeter weiß, dass Materie wandelbar ist und eine Seele sich bis zur Vollkommenheit viele Male erneuern muss.

Wir stehen stumm. Niemand spricht. Zwei weiße Chörten[19], mit Mantras und Buddhabildern geschmückte Steintafeln, eine Manimauer[20] sowie zahllose Gebetswimpel deuten an, dass dieser Ort die Schwelle zwischen Leben und Leben markiert. Der Tod erregt hier, trotz verstreuter Knochen, keine Furcht: er darf als Helfer wirken und soll den Weiterweg ebnen. Buddha Shakyamuni[21] hat übrigens nichts gelehrt, was Passivität auf dem Pfad zur Erleuchtung rechtfertigt. Gestalte dein Schicksal selbst, lautet seine Botschaft, denn »die Vergangenheit ist schon vorbei und die Zukunft noch nicht da. Betrachte genau das Wesen der Wirklichkeit ...«

Wie Krokuswiesen im März wirken Kuppen und Abhänge. Erst wenn man ihn per Fernglas herholt, stellt sich der Zauber als Illusion heraus – statt kleiner Blumen blühen farbige Fahnen: hellgelb, rosa, orange und lavendelblau.

Nur zehn oder fünfzehn Minuten lang fliegen, meint Hanna, das wäre schon was. Spektakuläre Runden drehen! Aber nein, Spione sind in Chinas ›Schatzhaus des Westens‹[22] unerwünscht. Sie könnten herumschnuppern und Dinge nach draußen tragen, die das Reich der Mitte[23] beleidigen. Weil dessen Credo nach wie vor lautet: Wir haben den Fortschritt nach Tibet gebracht. Dieses Land wurde nicht okkupiert, sondern heimgeholt.

Ein strahlender Morgen unweit der Siedlung Tawo Zhölma, deren chinesischer Name Xiadawu lautet. Wir sind schläfrig aus unseren Zelten gekrochen, es windet stark. Jede zu rasche Bewegung erinnert daran, dass die 4000-Meter-Quote nicht mehr fern ist. Monoton rauscht Gletscherwasser. Wo steckt die Lastkarawane? Wie man hört, sollen zwanzig Yaks und vier berittene Tibeter uns begleiten. Zu sehen ist niemand. Huang Fu hat schon bayerisch gelernt und sagt: »Geh' ma.« Minus fünf Grad kühlen den Start unseres Trekkings rund um das Amnye-Machen-Gebirge. Dessen höchster Punkt Machen Gangri (6282 m) versteckt sich noch hinter Vorbergen und beschäftigt die Phantasie.

Im Gegensatz zum Kailash im Westen Tibets wird der Amnye Machen von Fremden eher selten besucht, unter örtlichen Golok-Nomaden gilt er als ebenso heilig. Seine rituelle Umrundung, die *Kora*, ist für Buddhisten verdienstvoll. Wer 150 bis 200 Kilometer Distanz mit Niederwerfungen des Körpers misst, erreicht das Nirwana schneller als Leute wie wir oder pilgernde Reiter. Weil die Golok jedoch ihre Pferde über alles lieben, stellt eine Kora hoch zu Ross keinen Fauxpas dar. Sie wird traditionell ›rechtsläufig‹ absolviert, also dem inneren Uhrzeiger folgend.

Der US-Fotograf Galen Rowell vollbrachte dies 1981 als erster Ausländer, er bestieg später zusammen mit Kim Schmitz und Harold Knutson den Machen Gangri. Drei Japanern war dies schon im Jahr zuvor gelungen. Rowells Buch ›Mountains of the Middle Kingdom‹, das die damals weitgehend unbekannten Berge im Raum zwischen China und Tibet anschaulich schildert, lässt jedoch keinerlei Neid oder Enttäuschung spüren.

Traudl und Gisela laufen los. Sie sind bis zum Äußersten motiviert; von ihrer Energie sollte sich Herbert ein paar Scheiben abschneiden können, an Traudls Waden spielt die Muskulatur bei jedem Schritt. Jürgen Geilich macht dem Manager Mut. Herbert hat trotz mancher Warnung während der letzten Tage immer wieder Bier getrunken und viel gegessen, was ihn offensichtlich belastet. Oder was sonst? Steht er unter Erfolgsdruck? Jürgen: »Du hast meinen Rat überhört. Kein Alkohol mehr! Aber mach dir nix draus, entspanne dich. Geh alles locker an.«



Selten wird die große Einsamkeit durch Pilger oder ziehende Nomaden gestört. Immer jedoch grüßt man einander freundlich mit »Tashi delek« (Glück und Segen).

Okay. Hier redet ein *Trainer für Führungskräfte* und Erlebnispädagoge, der Oberst bei den Gebirgsjägern war. Geilichs Flyer (*Mit Menschen unterwegs, um Spuren zu hinterlassen / Begegnung – Erfahrung – Veränderung*) drückt Kompetenz aus. Dort werden auch Lernziele genannt: »Einzigartigkeit und Besonderheit jedes Teilnehmers herausarbeiten, Vertrauen schaffen, Selbstvertrauen erweitern. Ausbruch aus der ›Luxuriösität‹ hin zum ›einfachen‹ Leben ...«

Dem Luxus, immerhin, sind wir bereits entkommen. Wie bitte? Nein. Bloß den Tagesrucksack schultern zu müssen und Schweres mit Hilfe von Yaks transportieren zu lassen, spricht kaum für einen frugalen Stil. Die Wirbelsäule freilich wird dafür dankbar sein. Diese Lösung ist gut und origineller als das Komforttrekking à la Nepal samt Super-Lodge.

Galen Rowell hat übrigens Recht. Der moderne Pionier schrieb vor 25 Jahren, die

Amnye-Machen-Region sei sehr attraktiv. Ihre Mischung aus Wiesen und Eis stehe im starken Kontrast zur trockenen Steppe des zentralen tibetischen Hochlands: »Wildblumen bedecken grasige Hügel, die gegen den Horizont rollen, nur unterbrochen durch Gipfelwälle ... Ich renne hinauf. Hinter mir reitet ein Golok. Plötzlich tiefe Töne – sie wachsen, wenn ich langsamer werde und nehmen ab, wenn ich schneller bin. Der Nomade singt ... singt im Rhythmus meines Schritts ...«[24]

Nicht lange nach unserem Start betreten wir Geri Gompa, ein kleines Kloster des Rotmützen-Ordens.[25] Mönche dieser ältesten tibetisch-buddhistischen Schule dürfen seit jeher heiraten und leben bei ihren Familien; der noch junge Abt heißt Tserin Lhagyal, was an den Wunsch »lha gyalo« (Mögen die Götter siegen) erinnert. Er empfängt seine Gäste in heiterer Kontemplation. Tserin lässt durch einen Novizen Tee mit Milch servieren, Ruhe geht von ihm aus. Seine rechte Hand knetet feuchtes Gerstenmehl. Ohne Hast verschwindet ein Kügelchen Tsampa im Mund.

Wir fragen nach Machen Pomra. »Hier«, sagt der Rinpoche[26]. Das mythische Wesen ist auf einem Bild zu bewundern: Sein Schimmel Grozhur galoppiert über den Wolken, der Herrscher selbst trägt eine goldene Rüstung, Lanze und Schwert verleihen ihm Autorität. So schützt er alle Goloks mit grimmiger Miene. Im Eispalast des Regenten leben außer ihm die Partnerin Gungmen Lhari sowie je neun Söhne und Töchter. Machen Pomras Frau wird als Tigerdämonin dargestellt.

Tserin Lhagyal lächelt. Dieser fromme Mann weiß wohl, dass unsere Kultur fern von Geri Gompa ganz andere Götter ehrt oder fürchtet.

Stunde um Stunde tropft ab. Die Steigung nimmt zu, doch sie bleibt zahm. Mittags macht sich hinter uns ein allmählich lauter werdendes Trampeln breit – da sind sie nun: Reiter und Yaks, Letztere schwer bepackt mit Kisten, Säcken und Taschen. Die Grunzochsen werden durch Zuruf gelenkt, Gewalt ist kaum nötig. Rabgyal, Chef des aus Tawo Zhölma stammenden Golok-Quartetts, hat seine Truppe im Griff. Niemand wird sich gegen ihn stellen.

Goloks ... Man sagt ihnen Wildheit und Beutegier nach. Keith Dowman schreibt: »In der Geschichte waren sie ein Bollwerk gegen moslemische Einfälle aus dem Nordosten [sowie] gegen mongolische und chinesische Militärinterventionen. Im späten 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts schützten sie die Grenzen vor westlichen Forschern und töteten, verwundeten oder verjagten all jene, die ihr Gebiet betraten. Die chinesischen Kommunisten zogen es vor, sich nicht mit ihnen anzulegen ... Diese Stämme wurden schließlich eher durch Vernachlässigung als durch Eroberung befriedet.« Als Wegelagerer hätten die Goloks bei Händlern Furcht erregt: »Deshalb heißt der Amnye Machen auch ›Heiligtum der Räuberbanditen‹ ...« Nicht zuletzt »Gruppen von eindringenden Pilgern, die ohne Empfehlungen, Blutsbande oder Glück auf dem Weg zum Amnye Machen waren, stellten für marodierende Golok-Reiter ein leichtes Opfer dar. Selbst Yogis, die sich in Berghöhlen zurückgezogen hatten, waren vor ihnen nicht sicher.«[27]

Rabgyal wie dessen Helfer zeigen von Anfang an, dass sie das Heft in der Hand halten werden. Huang Fu, auch wenn er offiziell führt, hat wenig zu melden; dabei fällt

Eine von zwanzig Bach- oder Flusstraversen. Morgens sind sie in der Regel noch möglich, danach ist das Wasser zu reißend und tief.



kein böses Wort, weder jetzt noch später. Adler drehen Runde um Runde über uns. Im südsibirischen Tuwa verehrt man diese Vögel, weil mit ihnen tote Schamanen weiterleben – so will es der Volksglaube zwischen Baikal und Mongolei[28].

Am Chungon (Blauer Fluss) wird Halt gemacht. Die Luft ist noch warm, aber schon steigen Schatten zum hohen Ufer hinauf, wo wir zelten. Da, zeigt Jürgen, Nomaden! Weißer Rauch wölkt jenseits des Chungon Chu. Ein Versuch, ihn zu kreuzen, wird wegen der starken Strömung abgebrochen. Als erste Sterne funkeln, sitzen zehn Europäer schmausend Seite an Seite. Wunderbar: Tsonai hat bewiesen, dass er zu kochen versteht. Sein Adlatus Yahong schafft Schüssel nach Schüssel herbei. Schiä-schiä[29], vielen Dank. Perfekt ...

Heute wandern wir in Richtung Himmel. Der Pass Trakdo La steht an, die Ouvertüre unserer Tour. Sie wird neun oder zehn Tage lang dauern und sich in plusminus 4600 Meter Höhe bewegen. Tibetische Pilger, erzählte Tserin Lhagyal gestern im Kloster Geri Gompa, führen ihre Kora mit Niederwerfungen des Körpers durch und sind einen Monat unterwegs: »Der Winter ist ideal. Dann haben die Mönche den Schlitten dabei. Man braucht ja Tsampa, Tee und warmes Zeug zur Nacht.«

Herbert bereitet Sorgen. Er tut sich schwer, offenbar spielt sein Kreislauf verrückt. Oder schlägt das Herz unrund? Lebt die Seele noch im Büro und dringt auf Erledigung laufender Pflichten? Hanna denkt an Letzteres. Jürgen Geilich beobachtet den 52-jährigen Mann, der körperlich robust wirkt. Wenn Herbert weiter abbaut, gibt es nur eine Parole: zurück nach Tawo Zhölma. Mindestens! Das Risiko eines akuten Lungenödems darf nicht unterschätzt werden. Daran sind schon erfahrene Alpinisten gestorben.

Beim Gehen bergauf ist jetzt ein weiterer Forscher präsent – Joseph F. Rock. Dieser



Handgewobenes Zelt der Goloks: Vor dem Eingang hängt würziger Frischkäse, er wird aus Yakmilch gewonnen.

US-Botaniker aus Wien zog von 1924 bis 1930 zweimal durch China/Tibet und näherte sich auch dem Amnye Machen. Er sammelte zahllose Pflanzen, interessierte sich für bisher wenig bekannte Nomadenstämme und glaubte Ende Juli 1926, im ›Mountain of Mystery‹ den Riesen schlechthin entdeckt zu haben. Rock schreibt: »Ich schrie vor Freude, als ich die majestätischen Gipfel einer der größten Gebirgsketten Asiens sah. Ohne Theodolith konnte keine Höhe ermittelt werden, doch andere Beobachtungen lassen mich vermuten, dass der Amnyi Machen [sic!] über 28.000 Fuß[30] hoch ist.«[31]



Golokfrau: Auch wenn Beijing die tibetischen Nomaden seit Jahrzehnten diszipliniert, ist ihr Gemüt nach wie vor heiter und ausgeglichen.

Wir hecheln. Hanna erklärt, sie sei »buchstäblich high«. Warum? Weil jetzt nur noch knapp siebzig Prozent Sauerstoff zur Verfügung stehen und unser Organismus die zum Transport des Elements nötigen roten Blutkörperchen nicht rasch genug bildet. Auch ich schwebe ein wenig und bin nicht ganz da. Beide Beine sind leicht, weder Kopfschmerz noch Übelkeit plagen mich. Doch wenn mein Rhythmus unterbrochen wird, könnte es bald zwischen Herz und Hirn klemmen.

Trakdo La. Der Himmel ist wolkenlos: tiefer Azur, beste Sicht. Wo bleibt Herbert? Rolf hat sich seiner angenommen für den Rest bis zum 4550 Meter hohen Sattel. Rundum ragen dort Stangen mit Gebetswimpeln aus dem Schutt; ihre fünf Farben symbolisieren Feuer und Firmament sowie Wasser, Erde und Äther. Die Skala Rot-Blau-Grün-Gelb-Weiß geht auf schamanistische Wurzeln zurück, denn vor dem Buddhis-



Bönpilger ruhen sich aus: »Im Kontrast zu diesen Menschen sind wir seltsame Leute mit unseren Power Pants, Light Shoes, Fleece Vests, Twin Jackets ...«

mus herrschte in Tibet der Bönkult. Er sah und sieht die Natur von zahllosen Geistern bewohnt, deren Gunst man mit Magie zu gewinnen versucht. Am Trakdo La (›Kamm, auf dem sich die Nomaden treffen‹) werden wir Zeugen einer solchen Handlung. Drei Goloks werfen Gerstenkörner in die Luft, lassen bunte Zettelchen[32] folgen und rufen: »Lha gyalo!«



Männer der Hdzanggur-Goloks (1927): Ein harter Alltag mit oft extremen Temperaturen hat ihre Züge gezeichnet.

»Sieg den Göttern«, sagt Hanna.

Ein Windstoß wirbelt alles durcheinander und fetzt es davon. Die Männer, bronzebraun, geben Jürgen unmissverständliche Zeichen. Er nickt: »Kein Problem. Der Platz ist heilig, weiter unten können wir lagern...«

Das Eis des Amnye Machen leuchtet im Mittagslicht. Irgendwo regt sich etwas, zunächst kaum wahrnehmbar und dann lauter. Es flirrt und flattert, die mit religiösen Texten bedruckten Fahnen tragen Wünsche zu einem fernen Ziel. Hoffentlich helfen sie auch Herbert, der spät am Pass eintrifft. Er keucht, sein Gesicht ist bleich. Immer wieder betasten die Finger den Brustkorb. *Alles okay*, scheint Herbert zu denken. *Tief ein- und ausatmen. Zweiundzwanzig, dreiundzwanzig, vierundzwanzig. Fünf ... und ... sechs ... und ... sieben. Geht doch schon wieder!*

Hundert Meter jenseits des Trakdo La, in respektvollem Abstand zu einem Chörten, wird unser Treck durch Rabgyal und dessen Helfer gestoppt. Sofort schwärmen sämtliche Yaks aus. Jeder Grunzochse rupft und schnaubt, auch die vier Pferde sind hungrig. Wir liegen im Gras. Für ein paar Minuten ist es jetzt windstill und derart heiß, dass man Tibet mit Italien oder Griechenland verwechseln könnte. Das Parfum mediterraner Macchia freilich fehlt.

Tsonai und Yahong öffnen Dosen, reichen Kekse herum, bieten Getränke an. Sogar frisches Obst hat Konjunktur. Eventuelle Sprachbarrieren ignoriert der Koch schmunzelnd, sein Assistent wagt außer kurzen Blicken noch nichts. Immerhin beantwortet Yahong meine Versuche, chinesisch zu sprechen, indem er mir Bonbons zusteckt. Sie sind klebrig und sehr süß.

Nun nimmt uns ein Talkessel auf. Links des Flusses Yekhok Chu laufen wir langsam bergab – Traudl und Gisela stets vorn. Sie nutzen Tibet als schlichten Test, wirken unterfordert und könnten zweifellos mehr leisten. Jedenfalls deutet eine Reminiszenz (»woaßt scho, da Alpenmarathon«) in diese Richtung. Traudls stahlharte Muskulatur erzählt vom *Up-and-Down* nach Maßstäben, welchen wir nie genügen werden. Egal.

Der Tag endet spannend, denn das Camp am Yekhok Chu liefert Kontraste. Ostwärts schäumt sein Wasser durch einen Schlund, gegen Süden gibt sich Machen Gangri die Ehre. Wir sahen ihn heute erstmals seit unserem Start hinter Tawo Zhölma, waren jedoch zunächst durch Botanisches abgelenkt. Gerhard ging vor dem Blauen Scheinmohn alias *Meconopsis horridula* in die Knie und fotografierte aus allen Winkeln, Huang Fu drehte sich parallel dazu um.

»Have a look«, sagte unser junger Chinese. »Number One.«

»Number what?«

»The peak of all peaks. King Machen Pomra's home.«

Ein Dreikant spitzt über den vergletscherten Grat des Amnye-Machen-Massivs, kein anderer Gipfel gleicht ihm. Machen Gangri wechselt die Farbe nach Sonnenuntergang während der stillsten Minuten im Lager: aus Weiß wird Gelb und Orange, dann folgen Rot und ein zartes Violett, das abendliche Spektakel endet mit Grau. Schnell wird es kalt. Schlafsackzeit!

Schon halb träumend belebt sich mein innerer Horizont. Ich sehe Leute, erinnere Forscher und Daten aus zwei Jahrhunderten. 1894 kam der Franzose Jules-Léon Dutreuil de Rhin als Pionier in die Region. Er schätzte den höchsten Eisdom auf 6500 Meter, fand außer dem Amnye Machen auch einen Quellfluss des Mekong und wurde ermordet. Wilhelm Filchner wie Albert Tafel scheiterten 1904 am Widerstand feindlicher Golok-Nomaden, Dr. Tafels Erkenntnisse aber bestätigten 1906 Dutreuil de Rhin: »Die bei den Eingeborenen namenlose Kette, in der der Gipfel [des *Amne Matschen*] liegt, zeigt viele 5300-5500 m hohe Zacken. Aus ihnen heraus erhebt sich stolz und hehr der göttliche Berg bis zu einer Höhe von ungefähr 6500 m.«[33] 1921/22 wanderte General George Pereira[34] von Beijing nach Lhasa, was bisher noch keinem Europäer gelungen war. Er sah den Amnye Machen in über 100 Meilen Entfernung und stufte ihn als Rivalen des Mount Everest ein, wie auch Joseph F. Rock, der sich 1926 bis auf 50 Meilen näherte.

Hanna stoppt meinen Rückblick. Sie sagt: »Ich mach mir Sorgen um Herbert. Wenn du mich fragst, ist er höhenkrank.«

»Das hat Konsequenzen«, antworte ich.

Wie ging es weiter? Wer entzauberte wann den Kang Rinpoche[35] Osttibets? 1960 kämpften sich acht junge Chinesen zum höchsten Punkt des Machen Gangri, doch sie verfehlten ihn knapp. Im Juni 1981 waren Japaner erfolgreich, ein durch Sigi Hupfauer geführtes deutsch-österreichisches Team kam wenige Tage später an. Hupfauers Partner Gerhard Schmatz schrieb hinterher, die Freude sei dennoch groß gewesen: »Wir tragen es [unser Pech] mit Fassung.«[36] Drei US-Amerikaner hatten dem Gottkönig Machen Pomra kurz zuvor nach einem starken Höhensturm ihren Besuch abgestattet; vom zweiten Coup ahnten Galen Rowell, Kim Schmitz und Harold Knutson damals noch nichts. Rowell: »Kein Zeichen am Gipfel ... wir waren überrascht ... Unten erzählten dann die *West Germans*, dort unsere Spur gefunden zu haben. *On the summit*.«[37]

Über Nacht hat Jürgen entschieden: Herbert bricht die Tour ab. Ein Höhenlungenödem wäre fatal, gewisse Symptome sprechen für schnelles Handeln. Von heute an reitet der Manager, was er schon gestern durfte; wer ihn nach Tawo Zhölma schafft, bleibt unklar. Wir können weder Treiber noch Gäule entbehren, doch andererseits muss das Risiko einer schweren Schädigung oder Schlimmeres ausgegrenzt werden.

»Keine Sorge, bald gehts dir besser!«

»Ich?«

»Ja, du. Selbstverständlich.«

Der Patient kaut wie abwesend an seiner Unterlippe. Trotzdem hilft er beim Räumen des Lagers. Wir legen das große Küchenzelt nieder, während Rabgyals Männer die Yaks bepacken, und schauen zum Amnye Machen hinauf. Sein Kopf sticht keck ins Blau. Gegen Osten erkennt man den kaum niedrigeren Chenrezig[38] als Vorwerk.

Ein ebenso kurzer wie scharfer Anstieg trennt uns vom Yekhok Chu, dessen Rauschen rasch leiser wird. Machen Pomra (Machen Gangri) und Gungmen Lhari (Chenrezig) nehmen wir nun distanzierter wahr. Sie werden wieder näher rücken, wenn die Kora nach Westen schwenkt. Das Wetter ist stabil, weshalb Huang Fu, der schon viermal diesen Sitz erhabener Götter umwandert hat, nicht genug staunen



Tamchok Kongpa (4600m), mystische Stätte am Amnye Machen. Von hier aus sollen die Seelen toter Pferde zum Gott Machen Pomra fliegen.



Unter Gletschern am 4600m hohen Pass Tamchok Kongpa: »Wie im Traum laufen wir dem heutigen Ziel entgegen. Der Faktor Zeit hat keinen Wert mehr...«

kann. Für ihn sind wir Glückspilze oder gar fromm. Je nachdem.

Herbert also treckt nun per Pferd, sein Anhang läuft und genießt den göttlichen Morgen. Mitte August blüht es in Tibet trotz kalter Nächte verschwenderisch; viele Wiesen sind mit hellblauen oder weißen Enzianen betupft, auch Steinbrech und Fingerkraut sowie andere Spezies breiten sich aus. Ihre Namen nennt niemand. Aber was solls? Die Natur, deren Kraft bis zum Himmel reicht, braucht keine Erklärung.

Plötzlich knattert etwas. Ein rot gekleideter Nyingma-Mönch mit Helm, Sonnenbrille und Sozia überholt uns. »Tashi delek!«, rufen wir laut. Er bremst, beantwortet den Segensspruch nickend, lässt die Maschine blubbern und gibt zu erkennen, dass beide als Pilger reisen. Niederwerfungen würden zwar den Wechsel ins Nirwana beschleunigen, denke ich, doch Machen Pomra duldet wohl Ausnahmen ... wenn nur geglaubt und gebetet wird. Wichtig ist, dass man den Berg aller Berge stets rechts liegen lässt.

Woher, wohin?

Der Mann antwortet pantomimisch: *Ich, meine Frau. Kora, Amnye Machen. Und ihr?*

Gleichfalls.

Gut, sagt sein Blick.

Während das Paar in einer Staubwolke verschwindet, trotten die Europäer bergab. Wir sind bester Stimmung. Dazu trägt Wilhelm bei, unser Gemütsmensch aus Stuttgart – humorvoll hat er schon bisher kleine Klippen umschifft. Wer (wie Wilhelm) Uhrmacher ist, kennt sich mit feinster Technik aus; Geduld und Sorgfalt sind für ihn obligatorisch. Nicht zuletzt: Wenn alle Rädchen greifen, schnurrt das Werk tadellos. Jürgen muss vor solchem Hintergrund dann und wann Lotse spielen, denn wegen des rauen Tons der Sportlerin Traudl[39] oder eines Erbsen zählenden Schulmeisters Gerhard droht jenes Boot ›Tibet Experience‹, dessen Name als Theorie im Kopf des Chronisten schwirrt, manchmal auf Grund zu geraten.

Jürgen Geilichs Rechnung enthält den Faktor X. Noch weiß der Bergführer nicht, was die Unbekannte bedeutet. Wer bringt Herbert nach Tawo Zhölma zurück? Hat er dort medizinische Hilfe nötig? Jürgens Haltung verrät inneren Druck, äußerlich bleibt er gelassen.

»Da unten mach ma Mittag«, heißt es gegen 13 Uhr, »wo sich das Tal gabelt. Links gehts nach Chörten Karpo zur östlichen Wende der Kora. Wir biegen jetzt rechts ab und stiefeln zum Halongpass. Morgen erwarten uns Bäche.«

Huang Fu schmunzelt im Hintergrund. Als Hanna ihn fragt, wie viele zu queren seien, antwortet er schlicht: »Let's see«. Um dann hinzuzufügen: »A lot.«

Wir lagern. Tsonai und Yahong zelebrieren das Picknick, Äpfel bereichern es wieder und sind willkommen. Ein warmer Wind weht. Der Himmel ist weiß gestreift, was den Wetterwechsel andeutet. Die geruhsame Rast wird plötzlich durch vier Chinesen unterbrochen, deren Jeep zwischen uns stoppt. Bald lassen sie – drei englisch sprechende Erwachsene plus Kind – erkennen, welcher Plan hinter ihrem Auftritt steckt: Der Amnye Machen berge Potential für exzellente Bergsteigerei, man wolle *Facilities* einrichten (ein Basislager und mehr), dieser neue Weg rund ums Massiv setze Zeichen.

Aber dann?

Tourismus! Alle werden glücklich!

Angebotene Weintrauben lehnen wir ab,

obwohl uns die Köstlichkeit lockt. Der Versuch, Herbert via *Four-Wheel-Drive* nach Tawo Zhölma zu entlassen, scheitert am astronomischen Preis. 200 Euro? Lachhaft. Doch in letzter Minute taucht ein Tibeter auf, mit dem unsere Nomaden sofort verhandeln. Rabgyal als Autorität regelt alle Details, demnächst sollen zwei Männer mit Mofas den kranken Manager für wenig Geld übernehmen. Herbert sitzt und schweigt. Seine Miene drückt aus, was unzumutbar ist: Erstmals seit anno Tobak hält er das Steuer nicht in der Hand.

»Machs gut, Kopf hoch ...«

»Ihr auch.«

Ein Golok bleibt bei ihm, bis die Helfer eintreffen. Menschen und Tiere setzen sich in Bewegung. Rabgyal pfeift, Hufe trampeln, Petrus zieht Vorhänge zu. Der Gott Machen Pomra und dessen Partnerin Gungmen Lhari werden verhüllt. Ich drehe mich um, sehe Herbert stoisch auf seinem Rucksack hocken und laufe weiter.

Neben einem Haufen alabasterner Kiesel, den Pilger geschichtet haben[40], errichten wir abends das Camp am Fluss. Gletschermilch schäumt und bestätigt, was Huang Fu mit »a lot« prognostiziert hat. Wie mag es uns morgen ergehen? Man wird früh aufbrechen müssen, weil der Firn des Amnye Machen bis zum Mittag taut und jeden Bach schwellen lässt. Yak oder Gaul haben bei Traversen keine Probleme, doch für Zweibeiner gilt Jürgens persönliche SMS: »Seid *schnell*, seid *mutig* und *standfest*. Wer zaudert, hat schlechte Karten.«

Morgens ist es mild. Die Bergwelt schläft unter grauen Mützen, kein Gipfel zeigt sich. Während eine eher skeptische Stimmung herrscht, strahlen Rabgyal & Co wie gewohnt Optimismus aus. Sie beladen Tier nach Tier und sind heiter. Ruckzuck verstauen auch wir allen Kram, rollen Zelte zusammen, pflegen Knie oder Knöchel, trinken Tee, essen Eier und üben uns in Balance. Letztere freilich fehlt noch beim Anblick des ersten Hindernisses: Schuhe weg, Sandalen her. Wo ist die Furt? Beherzt springt Tsonai von Fels zu Fels. Jürgen wirft ihm ein Seil zu, der Koch bindet es fest. Das Schmelzwasser brodelt. Jetzt gilts!

Bittere Kälte dringt bis ins Mark. Am anderen Ufer steht fröstelnd ein nasser Pulk. Waren wir schnell? Mehr oder minder. Auch mutig? Immerhin ist niemand getaucht.

Stunde um Stunde stapft unser Team in großer Einsamkeit zwischen Blockwerk, Schotter und Schnee. Erst duscht es, dann friert der Regen zu Graupel. Schritt für Schritt nähern sich zehn Deutsche und vier Asiaten mit zwanzig Tieren dem Halong La – dieser Pass hat außer Geröll, Nebel und Wind nicht viel zu bieten. Weder Gebetsfahnen noch andere Zeichen der Devotion schmücken ihn. 5000 Meter hoch soll er sein, die Messung ergibt nur Werte um 4700. Wir umarmen einander. Selbst Traudl und Gisela schnappen nach Luft, aber bald atmen sie wieder normal. Kein Gipfel ist sichtbar, selbst der sonst kompromisslos positive Rolf findet das Wetter »zum Kotzen«.

»Bergheil«, wünscht Jürgen. Hanna grinst. Ihrer Meinung nach klingt so etwas völlig veraltet.

Wo bleibst du, Zeit? Sie scheint heute außer Kraft gesetzt, denn unser Abstieg zum nächsten Lager wirkt endlos lang. Ein Hochmoor zwingt zur Konzentration, Muskeln wie Sehnen sind stark strapaziert worden und zeigen an, dass es jetzt an die Substanz geht. Auch mental lässt die Frische

»... umgeben von einer großartigen Natur. Jeder Berg und jeder See ist von der wilden Phantasie seiner intelligenten Bewohner belebt« (Albert Tafel, 1905).



nach: man träumt, als sei eine ganze Nacht auf den Kopf gehauen worden.

Kurz vor dem Ziel schießt smaragdgrünes Wasser zu Tal. Keine Diskussion, wir müssen springen. Wilhelm nimmt Maß, er läuft los und landet falsch. Der sonst so fröhliche Stuttgarter stößt einen Fluch aus, den ich später im Zelt dank intimer Kenntnisse rekonstruieren kann. Hanna wiederholt ihn voller Genuss. Sie freut sich, weil ihrer Meinung nach kein deutscher Dialekt präzisere Worte für Schmerz oder Schaden findet: »Herrgottsakra-saubleeder-Scheißabrao-dees-hätts-et-braucht-heidenei«.

Wie bitte?

Das werden Nordlichter nie verstehen.

Sechs Uhr früh. Nach wie vor quellen graue Wolken, zwischen ihnen reißt der Wind da oder dort ein Loch. Wenn morgen die Tamchok Kongpa (Höhe des erhabenen Pferdes) betreten wird, sollte Machen Pomra uns gnädig sein. Tibeter sagen, er sei launenhaft, was nicht verwundert, wenn man sein Volk kennt: wilde Figuren, im Sattel zuhause und freiheitsliebend bis zum Exzess. Sie haben seit jeher »den Kopf herumgedreht«[41], was auf Hitze im Blut schließen lässt. Die Einwohner Amdos werden auch *Drogpa* genannt, ›Nomaden der Einöden‹.

Namenloser See bei der Felsbastion Mowatowa. Auch er wird von Pilgern umrundet.



Warum, frage ich mich heute, sind wir hier? Weil der Geistergott auch uns helfen soll? Tatsache ist, dass es für tibetische Buddhisten fünf Übel gibt: Ignoranz, Gier, Neid, Hass und Unwissenheit. Fehlt die Harmonie zwischen Körper und Geist, so lehrt ihre Medizin, machen Galle sowie Schleim und Wind krank. Acht Schwächen führen außerdem zur leidvollen Wiedergeburt: Stolz, Verblendung, Zorn, Eifersucht, irrige Ansichten, Geiz, Begierde und Zweifel. Wer jedoch dem ›Edlen achtgliedrigen Pfad‹ folgt ...

Vom Nichts bist du noch weit entfernt, flüstert die Imagination. Unser Weg windet sich abwärts, das Poltern von achtzig Yakhufen weicht bald einer großen Stille. Also schön: »Der Pfad ins Nirwana hinein umfasst rechte Anschauung, rechte Gesinnung, rechtes Denken, rechtes Streben, rechtes Handeln, rechtes Leben und rechtes Sichversenken. Werden diese Tugenden befolgt, ist die rechte Befreiung, der Ausstieg aus dem Kreislauf der Wiedergeburten, möglich.«[42] Doch wenn nicht ständig am Karma[43] gearbeitet wird und Gutes wächst wie Zinsen auf einem Konto, bleibt das Ziel unerreichbar.

»Jürgen?« Der Trainer für Bosse dreht sich nach mir um.

»Hör mal, ich schaff es wahrscheinlich nie.« »Rund um den Amnye Machen?« »Bis ins Paradies.«

Die Kora mit ihrem Auf und Nieder leiht für ein paar Stunden ebenes Land. Gemauerte Häuser, kläffendes Hundevolk und eine Straße lassen vermuten, dass hier Goloks angesiedelt worden sind. Sesshaft soll sein, was bisher unkontrollierbar war. Dazu zählen Drahtzäune: ein Schock für Nomaden, deren Tiere bis zum Befehl aus Beijing frei laufen durften. Den Ideen des Regimes verdanken sie außerdem moderne Brücken oder jenen Mast für mobile Kommunikation, den Huang Fu kennt und schätzt.

Er zückt sein Handy: »Xiadawu ...«

Herbert, erfahren wir staunend, war heil in Tawo Zhölma/Xiadawu angekommen. Der Manager handelte rasch, wieder am

Hebel sitzend, und ließ sich nach Xining chauffieren. Ärzte untersuchten ihn mit dem Resultat, dass er schnell einen Rückflug buchte. Unser Sorgenkind wollte nicht auf uns warten. Ernster Befund? Schnauze voll? Farewell Tibet, adieu Zhongguo[44].

Orografisch rechts[45] ziehen wir am Fluss Langri Chu durch ein flaches Seitental, dessen Grün den Augen schmeichelt. Die Sonne blinkt zwischen Wolken hervor, als werde die Wende zur Normalität gemeldet, der warme tibetische Sommer ohne Graupel und nächtlichen Temperaturen knapp unter Null. Jürgen sagt: »Schauts, wir verlegen das Lager nach vorn. Die extrem lange Etappe von der Tamchok Kongpa bis zum nächsten Halt macht euch sonst fertig.«

Unsere Yaks sind schon wieder werweißwo. Diese Tiere mit ihren kurzen Beinen und den gebogenen Hörnern verdienen Respekt. Zwei Autoren der Gegenwart schildern die Reisen des Engländers John Claude White durch Nepal, Sikkim, Bhutan und Tibet im 19./20. Jahrhundert; ihre Texte beschreiben Whites treue Träger rückblickend so: Grunzochsen seien besser als Mulis gewesen, »obgleich letztere trittsicher und arbeitsam waren und das extreme [tibetische] Klima gut verkrafteten. Die Yaks waren ebenfalls an die dünne Luft ... gewöhnt, trittsicher auf Schnee und Eis und außerdem durch ihr dickes Zottelfell vor den eisigen Winden geschützt. Sie transportierten riesige Lasten und konnten, anders als die Maultiere, von spärlich am Wegrand wachsenden Gräsern und Flechten leben.«[46]

Ultramarinblaue Enziane stehen Kelch neben Kelch. Hoch über uns gleitet ein Vogel. Elegant, denke ich, dem droht kein Sturz. Welches Limit gilt ihm?

»Schau mal, Huang Fu, tausend Gebetsfahnen! Der halbe Gegenhang ist bedeckt!«

»Das Wasser der einundzwanzig Taras«, antwortet unser Guide und ergänzt: »Dölma Bentsong. Wer es trinkt, hat Glück.«[47]

»Du auch?«

»Well«, sagt er unsicher. »You never know. Probably ...«

Auf 3900 Meter Seehöhe steigt das Tal zu



Über den Gipfel Chenrezig (6268m) herrscht Gungmen Lhari, die Partnerin Machen Pomras.

beiden Seiten des Langri Chu schroff an. Wir klettern, der Pfad ist wie ausradiert. Spätestens jetzt trennt sich die Spreu vom Weizen. Sogar Traudl atmet schneller, ihre Kondition bleibt gleichwohl gut. Tsonai löst spürbar gern Huang Fu ab – unser neuer Scout sucht und findet, sein roter Anorak leuchtet durchs Unterholz. Ich erinnere ähnliche Barrieren auf der Grande Traversata delle Alpi im Piemont. Die Grünerle wuchs dort oft so dicht, dass man Messer einsetzen musste.[48]

Nach insgesamt zehn Stunden Gehzeit folgt das Finale: Zelt her, Schlafsack ausrollen, Strümpfe trocknen. Gähnt jemand? Tut hier eine Ferse weh oder schmerzt dort ein Kreuz? Tsonai, als Meister der Küchenmagie unter erschwerten Bedingungen, schnetzelt und brutzelt. Yahong hilft ebenso wendig wie effektiv. Bald sitzen wir, löffeln die Suppe und loben den Chef, dann wird Yakfleisch in Würfeln serviert. Es schmeckt wunderbar. Vegetarier hätten Probleme damit, leere Mägen jedoch nehmen außer Karotte oder Kohl gern etwas Kerniges auf.

Abends schickt Hanna werbende Blicke zum Amnye Machen, den Jürgen (warum auch immer) *Amtsche Mayén* nennt. Doch leider ist kein Tête-à-Tête möglich. Der Berggott bleibt inkognito.

Am nächsten Morgen scheint Machen Pomra besserer Laune zu sein, frischer Ostwind spricht für freundliches Wetter. Wir haben heute ein volles Programm nach dem Motto ›Wasser marsch‹, weil die Route vom linken Ufer des Langri Chu zum Youwen Chu schwenkt und wieder wechselt. So geht es voran in Richtung Tamchok-Kongpa-Pass. Schafe beleben das Tal, aus schwarzen Zelten dringt Rauch. Mädchen sammeln Mist, um ihn zu trocknen; er wird einen guten Brennstoff abgeben. Dieses Produkt ist kostbar, denn Holz gibt es im früheren Amdo kaum mehr, vom nahen Kham nicht zu reden. China hat den Wald radikal dezimiert: 70 Prozent aller Birken, Pinien, Tannen, Lärchen und Fichten sind mit Stumpf und Stiel vermarktet worden, der materielle Wert dieses Kapitals wird auf 54 Milliarden US-Dollar geschätzt.[49]

»Tashi delek!«

»Tashii ... deleek ...«

Ein Elternpaar und drei Zwerge mustern uns. Als Jürgen das kleinste Kind auf den Arm nimmt, wird zaghaft gelächelt. Dann zaubert Rolf zwei Sonnenbrillen hervor, die wir aus Deutschland mitgebracht haben. Der Vater verbeugt sich und wahrt doch seine Würde.

Jenseits des Youwen Chu treffen wir mittags fünf Männer. Woher kommt ihr, fragt Rabgyal. Das Quintett stammt aus Tartang nordöstlich von Lhasa; es glaubt an Bön[50], weshalb gegen den Uhrzeiger gewandert wird. Im Kontrast zu diesen Menschen sind wir seltsame Leute mit unseren *Power Pants, Light Shoes, Fleece Vests, Twin Jackets, Storm Caps, Soft Shell Gloves* et cetera. Wer ohne Dach schläft, Tag für Tag ein bisschen Tsampa kaut, wochenlang pilgert und neun Götter verehrt, hat uns vielleicht schon längst überholt.

4300, 4400, 4500 Meter: ohne Qual gelingt heute der Anstieg. Ich forciere mein Tempo, synchron mit den bayerischen Schwestern. Lunge und Herz, Extremitäten und Kopf arbeiten wie geölt. So fühlt man sich, wenn die dünne Luft kein Thema mehr ist. Schwerelos? Fast. Wobei stets eine Warnung mitschwingt. Sei dankbar, sagt sie, dass du fit bist und deine Augen scharf sehen.

»Der Sattel! Da!«

Hanna hat zu mir aufgeschlossen. Tamchok Kongpa, die ›Höhe des erhabenen Pferdes‹, liegt in zwei oder drei Kilometer Entfernung vor uns – unter dem Thron eines Mysteriums, das verborgen bleibt und von dem wir nicht wissen, ob es jemals zur Audienz bittet. Momentan jedenfalls lässt Machen Pomra den Vorhang fallen. Resultat: Wir laufen nicht mehr bis zum Pass, sondern zelten sofort, weil es wieder graupelt. Schon werden Finger und Zehen klamm.

»Schickts euch«, mahnt Jürgen.

Dr. Albert Tafel notiert in diesem Kontext während seiner gefahrvollen Expedition durch Amdo und Kham[51], ohne dass er den Amnye Machen hatte erreichen können: »Schwarz und schwärzer wird der Himmel ... Regel und Hagel peitscht uns für eine oder mehrere Stunden ins Gesicht. Gegen Abend ... lösen sich die Wolkenknäuel wieder auf. Der Wind schläft ein, und bis es Nacht geworden ist, wölbt sich über uns der bezaubernd schöne Sternenhimmel Tibets und lädt meine Leute ein, sich viele Stunden lang ihre Sagen vom Himmelsfluß (der Milchstraße), vom Königsohn und seiner Geliebten zu erzählen, die erst beieinander wohnen durften, nachdem sie Sterne geworden waren.[52]« An anderer Stelle schreibt er, man sei »dort [im Hochland] umgeben von einer großartigen Natur. Jeder Berg und jeder See ist von der wilden Phantasie seiner intelligenten Bewohner belebt[53] ...«

Als wir ins Zelt kriechen, bannt uns die Szenerie: graugrüne Gletscher hängen wie Drachenzungen aus violettem Gewölk. »Sie stoßen nachts vor und lecken das Lager auf«, gebe ich zu bedenken. »Aber in China«, widerspricht Hanna, »sichert der Lindwurm seit Jahrhunderten alles Glück. Daran darf auch ein moderner Mensch glauben. Es kostet jedenfalls nichts.«[54]

»Gut. Doch Tibet stellt andere Regeln auf.«

»Welche?«

»Keine Ahnung, sorry.«



Im Tal des Chehong Chu: Langsam nähert sich das neuntägige Trekking, die Kora, dem Ende.

Nach einem erholsamen Schlaf gilt unser erster Blick dem Wetter. Was lassen Petrus oder Vajrapani[55] zu? Der Ostwind hat nachts gearbeitet, viele Gipfel sind frei, kein mythisches Tier war aktiv. Zehn zähe Exemplare des *Homo ludens europeensis*[56] wären ihm schlecht bekommen, von zwanzig Yaks und deren hartem Gehörn abgesehen. Wie auch immer: Wir passieren jetzt mit der Tamchok Kongpa den Scheitel jenes Pilgerwegs, dem kein anderer gleicht. Von dort aus geht es westwärts, bis die Kora vor dem Dorf Tawo Zhölma vollzogen ist.

Heute begegnet mir etwas Seltsames – eine Kraft wird spürbar, die sich jeder Deutung entzieht. Schon gestern hatte ich sie wahrgenommen, nun treibt mich ein starker Drang weiter; er endet abrupt auf der Höhe des erhabenen Pferdes, wo unsere Goloks vom Gaul gleiten und das La-tho umwandern. Es ist mit zartem Musselin bedeckt, ja buchstäblich eingewickelt: Fahnen und Wimpel, Streifen, Quadrate ... rosarot, gelb, lindgrün, weiß, taubenblau. Generationen frommer Tibeter ehrten hier Machen Pomra und werden dies auch künftig tun, vielleicht sogar öfter denn je. Zwischen seinem Sitz und einer weiten Flur namens Ngangwal shokteng halten Pilger seit Jahrhunderten an.

Ngangwal shokteng?

»Auf Gänseschwingen«, erklärt Huang Fu.

Der Blick in Richtung Süden verzaubert: Seen, Yaks und Zelte sprenkeln das Plateau bis zum Horizont. Um uns herum bleichen Hunderte kahler Pferdeschädel, Kopf neben Kopf. Nomaden haben sie abgelegt, damit ihre Lieblinge zu Machen Pomra auffahren können[57]. Ein magischer Ort am heiligen Berg, dessen nächster Gipfel den schön klingenden Namen Nyerwa Dronyi Shelkar trägt. Leider zeigt er sich nicht.

»Die Götter siegen! Die Dämonen sind bezwungen!«

Ruft jemand? Illusion. Es ist so still, dass man außer dem Knistern und Rascheln der Stoffe keinen Laut vernimmt. Was Alexandra David-Néel in einem viel gelesenen Buch[58] erwähnt hat, bleibt hier Theorie. Doch wir sind nicht allein: Ein berittener Amdopa[59] steht plötzlich hoch zu Ross vor den Manimauern von Tamchok Kongpa, sein zweites Pferd grast. Wir grüßen stumm. Ist dieser Mann als Hirt unterwegs? Er hat weder Decken noch Proviant dabei. Huang Fu könnte nun mehr oder minder geschickt das Match *Frage-und-Antwort* spielen, doch es würde vielleicht den Zauber des Morgens zerstören.

Ich wandere weiter ohne zu wissen, was vor oder hinter mir liegt. Um mich herum ist alles transparent. Der Faktor Zeit hat keinen Wert mehr. Wo sind wir? Im Paradies. Quatsch, sagt jemand, du bist nicht bei Trost, dein Gehirn gaukelt dir dummes Zeug vor. Aber nein, antworte ich. Hat nicht ein englischer Bergsteiger am Mount Everest fliegende Drachen gesehen und als Realität erlebt?[60] Sauerstoffmangel, zischt die Nachbarin, klassischer Fall von Hypoxämie. War das Gisela? Sie arbeitet in einer Krankenkasse, dort kennt man sich mit Diagnosen aus. Auch wenn es eher um Geld geht.

»Hör mal ...«

Nichts. Weder Gisela noch ihre Schwester Traudl argumentieren neben mir, nur warmer Wind streicht um mich herum. Er kühlt sogar. Ich bleibe stehen, an Armen



Vom vorletzten Lager aus geht der Blick nochmals hinauf zu den schimmernden Eisschlössern des Amnye Machen.

und Waden bildet sich Gänsehaut. *Kalt*, meldet der siebte Sinn, *mindestens viertausendsechshundert Meter, dein T-Shirt ist viel zu dünn. Auf dem Monte Rosa herrschten jetzt Temperaturen unter Null. Wie kann man bloß so naiv sein.*

Kein Mensch da. Oder doch? Unsere Crew hockt längst und schmaust, sie wirkt klein vor großer Kulisse. Nichts wie hin.

»Alles in Ordnung?«, fragt Jürgen.

. Tsonai nickt an meiner Stelle. Er hat schon vor Tagen mit mir zusammen ein Ritual entwickelt, das wir seither praktizieren: der chinesische Koch schneidet keine Wurst ohne Messer ›Made in Switzerland‹. Ich muss es ihm reichen, erst dann werden kleine Portionen gesäbelt und durch Yahong verteilt. Eine für dich, Nummer zwei (etwas dicker) für den oder die Person, hungrig sind alle.

Gut, denke ich und sehe Hanna kauen. Meine Gedanken eilen voraus. Dieser Tag wird sich dehnen wie Gummi, wir müssen bald letzte Reserven anzapfen. Der Grund scheint plausibel – wenn man sieht, was hier schwarz von den Bergen schäumt und nicht zum Trinken taugt. Rabgyal lässt deshalb bald wieder aufbrechen. Yaks und Pferde geben ein Beispiel, das Fußvolk macht mit.

Stiefel aus, rein in den Bach. Sprung und Balance, prüfender Blick, nächster Block, Vorsicht-er-wackelt, Landung. Socken her, Stiefel an, zwei Kilometer Marsch. Stopp. Stiefel aus, rein in den Fluss, gib-mir-die-Hand, wunderbar, Achtung, plitschplatsch, Ufer erreicht, danke sehr. Vier Kilometer, stopp. Mann-ist-der-tief! Seilbrücke? Eher nicht. Also Sprung und Balance, prüfender Blick, nächster Block, Vorsicht-er-kippt, Landung. Socken feucht, Stiefel na ja. Drei Kilometer, stopp. Stiefel aus ...

Trotz solcher Prozedur, deren sechsfache Wiederholung mehr und mehr Kraft kostet, bleibt unser Team wohlauf. Schließlich pausieren wir am Felsmassiv Mowatowa (›Exorzist, Heilkundiger‹), wo der Yogi Zhabkar anno 1809 gelebt hat. Er bestieg damals einen Gipfel und verlor sich während seines Samadhis[61] im Raum. Zabhkar schrieb: »... die leuchtende Leere – das wahre Wesen des Bewusstseins – [lag] offen vor mir ... Bewusstsein und äußere Phänomene verschmolzen voll und ganz in einem einzigen Geschmack.«[62]

Wie weit ist der Tourist, schnelles Reisen in sicherem Umfeld und komfortable Hotels mit *all you can eat* gewöhnt, davon entfernt?

Vor uns glänzt ein namenloser See, den Pilger während ihrer Kora umrunden, sein blankes Oval spiegelt Wolken. Vis-a-vis erhebt sich das perlfarbene Trapez des Chenrezig. Seine 70 bis 80 Grad steilen Gletscher wehren jeden Feind ab. Wir kreuzen langsam eine Masse aus Brocken und Lehm, unter ihr ist altes Eis zu ahnen: Rest einer Lawine, die 2004 vom Chenrezig zu Tal fuhr. Sie hinterließ Chaos.

Wo sind Rabgyal und seine Männer? Wegen tief gefurchter Rinnen ist es fast unmöglich, sie in der Mondlandschaft zu entdecken. Manchmal wähle der Chef seltsame Umwege, meint Hanna stirnrunzelnd. Dann wieder würden die zottigen Ochsen direkt durch schlimmstes Terrain geführt, und trotzdem leide kein Tier. »Wie es scheint«, ergänze ich. Wilhelm und Rolf nicken. Gerhard sagt nichts. Ihm sind digitale Zeugnisse wichtig, er erlebt Tibet per Spiegelreflex und wird daheim seine Beute

ordnen – ein Jäger der sich freut, wenn er etwas zur Strecke gebracht hat. Egal ob Berg oder Mensch.

Wir sammeln uns über einer Kluft. Jürgen Geilich spricht aus, was alle ahnen:

»Sechs Uhr, Leute. Also schon spät. Traudl und Gisela testen jetzt mit mir den Weiterweg, ihr wartet hier. Der Bach dort ist problematisch. Wir sind bald wieder da, dann wird entschieden.«

Als das Trio nach zehn Minuten zurück ist und von gurgelndem Wasser »bestimmt bis zum Bauch« erzählt, gibt es genug Stoff für Diskussionen. Traudl sagt: »Da fetzts di glatt von de Fiaß. Mi sowieso mit meine paar Pfund.« Jürgen redet zwar noch nicht vom Biwak, doch jeder weiß, dass erst morgen früh keine Gefahr mehr droht. Wenn der Pegel gesunken ist, kann man traversieren. Aber schließlich kneift Wilhelm die Augen zusammen und murmelt, er sehe zirka fünf Kilometer entfernt eine rote Figur.

»Winken!«, ruft Sabine. »Sie winkt ebenfalls«, stellt Wilhelm fest. »Das ist Tsonai im Anorak. Außerdem sind zwei oder drei gelbe Punkte zu erkennen ...«

Tiefe Nacht, Neumond. Gut gesättigt und mit heißem Tee versorgt klingt dieser Tag aus. Zwölf Stunden reine Gehzeit – genug. Wenn nicht Rabgyal samt Pferden und Treibern als Deus ex machina[63] erschienen wäre, hätte das Abenteuer eventuell einen düsteren Ausgang genommen. »Schiä-schiä, schiä-schiä«, bekommen die Goloks zu hören. Oder: »Kjerang-gä ngaa roh schipu-tchi nangssung totch äh nang.«[64]

Zehn Stunden später erinnert nichts mehr daran. Ein Morgen, so frisch wie zu Beginn der Schöpfung, mündet in den vorletzten Tag des Trekkings. Armes Deutschland, möchte man trauern, bald endet die Tour. Nur Traudl und ich sind um zwei Souvenirs reicher. Unsere Füße wurden gestern Abend von großen Steinen getroffen, aber nicht zerschmettert. Traudl also hat sich zusammen mit mir Pachen Pomras Zorn zugezogen, wir wurden scharf bombardiert.

Überhaupt Traudl ... Dieses Reibeisen, dessen Charakter mich seit Beijing nervt, ist durchaus akzeptabel. Doch! Weil es für Klarheit sorgt. Die schnelle Frau legte kürzlich noch zu und brachte eine Art pauschaler Entschuldigung hervor, etwa: »Woaßt scho, i moans ned aso.« Nun kriegt sie Absolution und wird mir sympathisch. Bis zum nächsten ruppigen Satz, den ihre Schwester nicht bremst. Wer möchte schon Lehrerin spielen?

Chehong Chu heißt jener seichte Fluss, den wir mittags watend hinter uns bringen. Silbern glänzen die Firne des Amnye Machen, zwischen hier und dort liegen zweieinhalbtausend Meter Distanz. Hoch oben im Eis hat König Gesar sein Schwert versteckt. Der mythische Ahnherr aller Goloks wurde einst von Buddha zur Erde geschickt, um Ruhe und Recht herzustellen. Er wird aus dem Nichts kommen, den Feind strafen und das tibetische Volk erlösen. Ein gut informierter Mann meint dazu: »Die [früher ungebundenen] Golok sind zahm geworden, sie sind heute genau so bedroht wie ihr Lebensraum und ihre Wildtiere. König Gesars Kraft scheint sie verlassen zu haben.«[65]

In eleganten Spiralen fliegen zwei Greifvögel. Unsere Zelte stehen auf einer Wiese. Pferde und Yaks weiden am Ufer des Chehong Chu, es ist warm. Hanna wäscht Hemden, ich spanne die Schnur, nebenan plaudern Sabine und Wilhelm. Ihr schwäbisches



Auch am Gethung La wehen Gebetsfahnen. Hier soll sich König Gesar, ein legendärer Retter aus Not und Leid, ausgeruht haben.

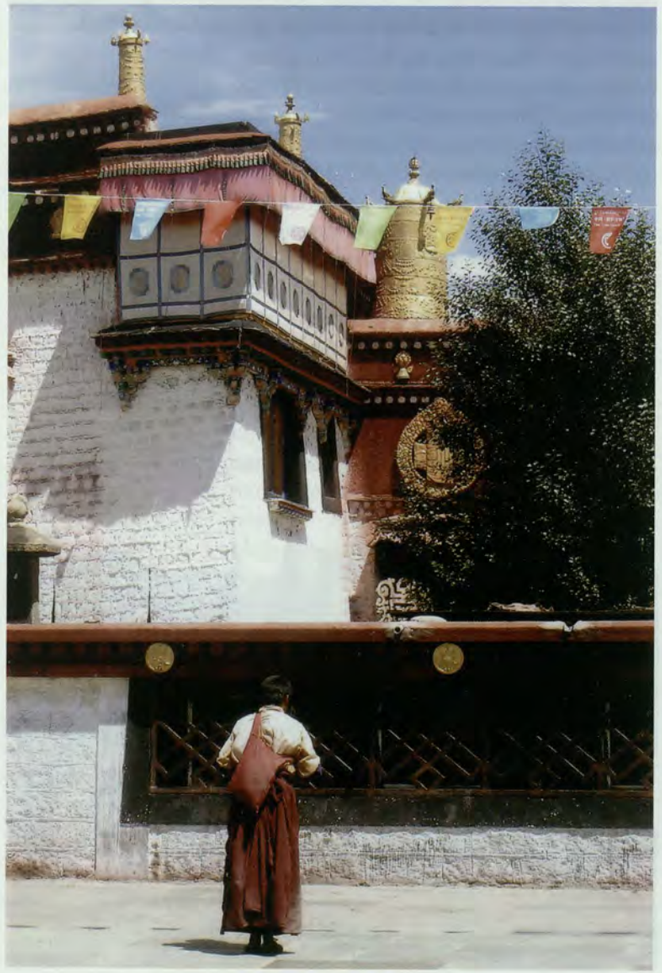
Idiom lullt mich ein. Friedlich vergeht Stunde um Stunde.

Adieu heiliger Berg ...

Als der innere Gruß ausklingt, korrigiert mein Kopf: Du hättest ›Auf Wiedersehn‹ sagen sollen.

Lhasa, Rush-Hour. Dicht an dicht rollen Autos auf der vierspurigen *Befreiungsallee* in Richtung City. Beton und Glas haben Konjunktur, Hotels und Shops wachsen wie Kunstblumen aus einer modernen chinesischen Stadt. Sie könnten ähnlich auch anderswo blühen statt den Kern der ›Autonomen Region Tibet‹ zu dekorieren, wenn nicht dieser unverwechselbare Potala[66] wäre, das Monument auf dem Berg Marpori. Aber es dient jetzt als Museum; statt des Winterpalasts von zehn Dalai Lamas mit traditioneller Politik, Gebet und buddhistischem Studium wird kalte Pracht vorgeführt. Die *Befreiungsallee* täuscht Menschen ohne historische Bildung: 1950 drangen Soldaten in Lhasa ein, ihre Lenker und Denker priesen damals Mao Zedongs Vision vom Neuen Menschen, was man (etwas abgewandelt) noch heute feiert.

Lhasa: Betender Pilger vor dem uralten Tempel Jokhang im Zentrum der einst für fremde Reisende ›verbotenen‹ Stadt.



Wir haben uns aufgeteilt, jedes Mitglied der Gruppe hat Raum für Spaziergänge. Hanna und ich sitzen entspannt im Café ›Makye Ame‹ am Barkhor, der alten Ringstraße. Sie schleust Pilger rund um den Jokhang-Tempel, das uralte religiöse Zentrum des Landes. Wann er gegründet worden ist, weiß man nicht, seine Geschichte wabert im Dunkel. Nach wie vor beten dort Tibeterinnen und Tibeter voll Inbrunst. Sie verbrennen Zweige, drehen kleine Gebetsmühlen, werfen sich nieder und murmeln pausenlos »Om-mani-pad-me-hum«. Ihre Ergriffenheit muss auf die Besatzer provokant wirken, wenn nicht gar konspirativ. Denn hinter jedem Gläubigen steht ein geistiger Riese: der in Nordindien lebende vierzehnte Dalai Lama, dessen Popularität Beijing mit Worten wie *Spalter* oder *Aufwiegler* zu brechen versucht.

An dieser Haltung ändern auch jene Gespräche nicht viel, die seit 2002 zwischen privaten Vertretern des Dalai Lama und der chinesischen Zentralregierung geführt worden sind. Keines hat einen messbaren Fortschritt erzielt.

Das ›verbotene‹ Lhasa galt unter Fremden (bis hierher kamen nur wenige Europäer) stets als magischer Ort. Alexandra David-Néel notierte am 12. März 1924 cool: »Ich gedenke Lhasa bald wieder zu verlassen. Die Stadt ist keineswegs von besonderem Interesse ... Der berühmte Tempel von Jokhang hat nichts Wunderbares. Der Palast des Dalai Lama mit seiner in einigen Bereichen sehr prächtigen Innendekoration ist völlig im Chinesischen Stil gehalten, aber er hat nichts Außerordentliches ...«[67]

Heinrich Harrer, der diese Stadt von 1944 bis 1951 kennen gelernt hat, kehrte 1982 an den Platz seiner Sehnsucht zurück. Er schrieb hinterher: »Lhasa, dessen Name sinngemäß übersetzt ›Ort der Götter‹ bedeutet, erinnert nicht mehr an diesen Namen, denn schaut man auf die hässlichen Baracken und Blechdächer und sieht man die Neubauten in ihrer fremden Architektur, welche die wenigen alten Stadtteile erdrosseln, dann kann man sich nicht vorstellen, dass die Götter ausgerechnet hier ihren Sitz gewählt haben sollen.«[68]

Wie ein Leporello öffnen sich unsere letzten fünf Tage. Wir schauen zurück und sehen Rabgyal am Ende des Trekkings mit blitzenden Goldzähnen lachen. Tawo Zhölma ist erreicht, Herr Chen hat seine Klientel umarmt; bald wird er wieder Gas geben, Bus ahoi. Jürgen Geilich zieht Bilanz: Bei neun Tagen Kora kamen 4950 Meter Aufstieg und 3040 Meter Abstieg zusammen. Die Wegstrecke betrug 150 Kilometer, zwanzig Bäche und Flüsse wurden gequert, jetzt folgen noch 2100 Kilometer Fahrt bis nach Lhasa. Dürre Daten, murrt Hanna hinterher im Gespräch mit mir. Sie halten keiner Wirklichkeit stand.

Wo bist du, Amnye Machen? Wolken verdecken ihn. Vielleicht war das entlegene Schloss Machen Pomras und Gungmen Lharis nur ein Trugbild? Rabgyal als Chef der Treiber sagt etwas. Huang Fu übersetzt: »Ihr seid immer willkommen.«

Noch zwei Tassen Kaffee. Nein, lieber Cappuccino – den gibt es hier im ›Makye Ame‹ am Barkhor so gut wie überall sonst. Ich versuche die Rumpelfahrt zwischen Tawo Zhölma und Lhasa zu tilgen, doch sie lässt es nicht zu. Man lebte nolens volens damit ... mit der Enge drinnen und einer wechselnden Szenerie draußen: Blauer See Koko Nor, Asphalt voller Risse, miese Nacht in einem Nest namens Marchudram Babtsuk, neue Fernbahn auf Stelzen (technisch grandios, aber wird sie nicht je nachdem Panzer und Munition statt Touristen befördern?), dann Nakchu (wo mindestens 70 Raketen mittlerer Reichweite stationiert sind).[69]

Nun also Schluss. Vorerst! Bis die Maschine Lhasa-Beijing startet.

Unser tibetischer Stadtführer könnte Tashi heißen. Oder Jigme alias *Furchtlos*. Vielleicht auch Tondup, falls er schon *Vollends am Ziel* wäre. Tashi bedeutet *Glück*, aber genau diesen Zustand zeigt sein Gesicht nur selten. Der Guide wirkt ernst und tastet sich zu den Fremden vor. Was wollen sie? Kann man ihnen offene Worte zum Thema Gegenwart zumuten? Ist nur das Bild restaurierter Relikte opportun, wie es vermarktet wird?



Junge Mönche des Gelbmützen-Ordens, dem auch der Dalai Lama Tenzin Gyatso angehört. Im Kloster Drepung üben sie den theologischen Streit mit These und Antithese.

Nach zwei Tagen Lhasa wissen wir mehr. Details zu schildern, würde eventuell Tashi gefährden. So bleibt es dabei, dass die Klöster Drepung und Sera beeindruckend sind, der Sommersitz Norbulingka noch etwas vom Alltag des heute 73-jährigen Dalai Lama ahnen lässt und die spirituelle Kraft vieler Tibeter nicht stirbt.



Rauchlos brennt Yakbutter im alten Kloster Drepung, sie schenkt frommen Tibetern ihr warmes Licht. »Lha gyalo...« – werden sie wirklich siegen, die Götter?

»Fasten your seat belts!« Die chinesische Stewardess prüft Gurte und Sitze, sie hat keinen Grund zur Kritik. Der Jet hebt ab, schwenkt nach Osten und peilt Beijing an. In sein sonores Summen mischt sich unerwartet ein schottischer Handelsagent. Wer hört ihn? George Bogle schrieb 1775 aus Tibet an seine Schwester:

»Leb wohl, du ehrbares und einfaches Volk. Möge das Glück, das zivilisierten Völkern untersagt ist, dir lange erhalten bleiben. Und während jene ihrem nie endenden Ehrgeiz, ihrer Raffgier nachjagen, mögest du in Frieden und Genügsamkeit, von rauen Gebirgen beschützt, weiterleben und nichts brauchen als das, was in der Natur des Menschen liegt.«[70]

[1] Wilhelm Filchner (1877-1957), Geograph und Geodät, widmete sein Leben seit 1903 der Erforschung Zentralasiens und leitete trotz dieser Passion 1911/12 auch eine Expedition in die Antarktis. Filchners Interesse galt vor allem Tibet, wo er – zuletzt 1934 bis 1937 – dreimal unterwegs war.

[2] Dr. Albert Tafel (1876-1935), schrieb das einst viel gelesene Buch ›Meine Tibetreise‹ (Berlin/Stuttgart, 1914 und 1923). Anders als Filchners wichtigste Publikationen ist es heute so gut wie vergessen.

[3] Tafel: Tibetreise, S. 101.

[4] Die Sieben-Millionen-Stadt liegt am östlichen Ende der früheren Seidenstraße, dem klassischen Handelsweg zwischen China und Persien. Bekannt ist Xi'an nicht zuletzt durch Kaiser Qin Shi Huangdis ›Terrakotta-Heer‹, dessen rund 2200 Jahre alte Krieger und Pferde (6000 lebensgroße Figuren) 1974 entdeckt worden sind.

[5] Lanzhou = mit drei Millionen Einwohner wichtiges Zentrum für Textilindustrie, Maschinenbau und Petrochemie.

[6] Klemens Ludwig: Tibet. München 2006, S. 81.

[7] Marita Ludwig und Willi Senft: Osttibet – Die unbekannten Provinzen Amdo und Kham. Gnas/Österreich 2007, S. 143.

[8] Lama = religiöser Lehrer und Führer (absolute Minderheit unter den Mönchen).

[9] Tulku = Mönch, der als Wiedergeburt eines geheiligten Menschen gilt.

[10] Mantras = mystische Silben, die bei richtiger Rezitation eine magische Wirkung entfalten sollen. Bekannt ist vor allem *Om-ma-ni-pad-me-hum*, frei übersetzt mit ›O du Juwel im Lotos‹, das Mantra des Boddhisattva (erleuchtetes Wesen) Avalokitesvara. Im Nirwana, dem Nichts, endet der Kreislauf irdischer Wiedergeburten.

[11] Klemens Ludwig, S. 114.

[12] Quellen u. a.: International Campaign for Tibet Deutschland e. V. und Peter Hannes Lehmann/Jay Ullal: Tibet – Das stille Drama auf dem Dach der Erde, Hamburg 1993, S. 373. Der 1935 im Dorf Taghtser bei Kumbum geborene spätere ›Gottkönig‹ Tenzin Gyatso hieß bürgerlich Lhamo Döndrup und stammt aus einer Bauernfamilie. Er wurde 1938 als Reinkarnation des fünf Jahre zuvor verstorbenen dreizehnten Dalai Lama (= tibetisch: Meer des Wissens) identifiziert.

[13] Tafel: Tibetreise, S. 250.

[14] Tafel, S. 135 f.

[15] World Wildlife Fund (WWF) Deutschland, 2006. Eine illegal operierende Mafia stellt der *Pantholops hodgsonii* nach und bringt sie zur Strecke, die Banden arbeiten professionell.

[16] Traditionelle Bezeichnung für Europäer.

[17] Klemens Ludwig, S. 87 → Anmerkung 6 (zur Zeit heftiger tibetischer Proteste gegen Beijing im Umfeld der Olympischen Spiele 2008 dürfte diese Zahl deutlich höher gewesen sein). Ludwig erwähnt auch die aus Chinas Sicht manchmal heikle Nachbarschaft zu Indien, mit dem 1962 ein blutiger Grenzkrieg geführt worden ist. Chinesische Soldaten in Tibet dienen – nebenbei erwähnt – zwei Jahre am Stück ohne Urlaub.

[18] Tsampa = geröstete und vermahlene Gerste: das klassische tibetische Grundnahrungsmittel.

[19] Dreistufiger, pyramidenähnlicher Bau (in Indien Stupa genannt). Er symbolisiert Körper, Rede und Geist des Buddha. Der Chörten dient als Schrein für Reliquien.

[20] Steinplatten mit gravierten heiligen Silben, oft entlang der Pilgerwege zu Mauern geschichtet.

[21] ›Weiser aus dem Geschlecht Shakya‹ alias Siddharta Gautama. Als Buddha (Erwachter oder Erleuchteter) begründete Siddharta die buddhistische Lehre. Er soll 563 v. Chr. in Lumbini, heute Nepal, zur Welt gekommen und 483 bei Kushinagar/Indien gestorben sein.

[22] Die ›Autonome Region Tibet‹ wird von China seit Jahrzehnten ausgebeutet → Klemens Ludwig, S. 85 ff. Im Tagebau werden Gold, Silber, Uranerz, Lithium, Borax, Eisen, Kupfer und andere Metalle geschürft.

[23] Dieser Name, chinesisch: Zhongguo, geht auf Ying Zheng (259 – 210 v. Chr.) zurück. Als Qin Shihuangdi oder ›erster erhabener Gottkaiser‹ begründete er den Staat Qin im zentralen Ostasien und damit das klassische Großreich.

[24] Mountains of the Middle Kingdom. San Francisco 1983, S. 151. Galen Rowell (1940-2002) starb bei einem Flugzeugabsturz.

[25] Die Nyingmapa sind dem indischen Tantriker Padmasambhava (auch Guru Rinpoche = Kostbarer Meister) zugewandt. Er gründete um 780 n. Chr. das erste Kloster Tibets, Samye bei Lhasa, und beendete die Herrschaft der archaischen Bön-Religion.

[26] Kostbares Juwel = Titel für Wiedergeburten oder hohe Lamas.

[27] Keith Dowman (in Nepal lebender Buddhismusexperte): Geheimes, heiliges Tibet – Ein Führer zu den Mysterien des verbotenen Landes. München/Kreuzlingen 2000, S. 209.

[28] Eberhard Neubronner: Das Silber am Horizont – Pioniertour durch Tuwa. Alpenvereinsjahrbuch 2006, München 2005, S. 145 f.

[29] Danke-danke (im Chinesischen ist man gern doppelt höflich, siehe der Gruß ›Ni hao‹).

[30] Rund 8600 Meter statt der tatsächlichen 6282 Meter (aktuelle Höhe des Everest: 8850 m).

[31] Joseph F. Rock: Seeking the Mountains of Mystery – An Expedition on the China-Tibet frontier to the unexplored Amnyi Machen Range, one of whose peaks rivals Everest (= einer jener Gipfel, die dem Mount Everest Konkurrenz bieten). Washington D. C. 1930, S. 185. Rock verstieg sich bis zum Glauben, der Amnye Machen sei sogar 9000 Meter hoch.

[32] Die kleinen bedruckten Papierblätter, auf denen so genannte Windpferde (tibetisch: Lungta) galoppieren, sollen ähnlich wie Gebetsfahnen wirken. Das Pferd verkörpert kraftvolle Energie; es sendet mit dem Wind positive Erwartungen, segensreiche Mantras und Gebete aus.

[33] Tafel: Tibetreise, S. 211.

[34] George Edward Pereira (1865-1923) war britischer Offizier und Diplomat, seine Forschungsreisen zu Fuß in Zentralasien sind legendär. Er hatte zwischen 1905 und 1910 als Militärattaché in Beijing gearbeitet und sprach fließend chinesisch. Die Umstände von Pereiras Tod im Reich der Mitte wurden viel sagend als »internal trouble« bezeichnet (übersetzt: Bürgerkrieg). 1926 erschienen Tagebücher des couragierten Wanderers unter dem Titel ›Peking to Lhasa‹.

[35] Tibetisch: Kostbares Schneejuwel. Nicht zuletzt der bis heute unbestiegene Kailash (6675 m) im Westen des Landes trägt diesen Titel. Dieser Berg wird seit mindestens tausend Jahren von Buddhisten, Hindus, Dschaina – Angehörige einer indischen Sekte – und Bönpo umrundet.

[36] Gerhard Schmatz: Höchste Berge, wildeste Meere. Ulm 2005, S. 87 f. Zur Entdeckungsgeschichte des Amnye Machen empfiehlt sich besonders das Buch ›Minya Konka – Schneeberge im Oste Tibets‹ von Michael Brandtner; Hamburg 2006, S. 257 ff.

[37] Rowell, S. 164.

[38] Bodhisattva des Mitgefühls, tibetisch: der mitleidsvoll Herabblickende. Srongtsen Gampo, zwischen 629 und 649 n. Chr. erster Religionskönig in Tibet, sowie die Dalai Lamas gelten als seine Wiedergeburten. Chenrezigs Mantra ist das berühmte ›Om mani padme hum‹ → Anmerkung 10.

[39] Die Namen aller deutschen Teilnehmerinnen und Teilnehmer, außer dem des Bergführers, sind verändert worden.

[40] Diese Male (La-tho) findet man überall in Zentralasien, wo der Buddhismus das Leben prägt. Weiß als ›heilige‹ Farbe ist unter anderem aus Skandinavien bekannt. Dort wurden um 400/500 n. Chr. helle Steine auf Grabhügel gesetzt. Im westalpinen Raum findet man noch heute, allerdings selten, Entsprechendes als Abwehr gegen Blitze und Hexen → Eberhard Neubronner: Das Schwarze Tal – Unterwegs in den Bergen des Piemont. München 2008, S. 110.

[41] So lautet die korrekte Übersetzung. Gemeint ist räuberisches Verhalten → Keith Dowman, Anmerkung 27.

[42] Klemens Ludwig, S. 41.

[43] Gute und böse Taten werden im Buddhismus und Hinduismus gewogen. Sie bestimmen die Form der Wiedergeburt (Reinkarnation).

[44] Chinesisch: Reich der Mitte → Anmerkung 23.

[45] In Fließrichtung des Wassers gesehen.

[46] Kurt Meyer und Pamela Deuel Meyer: Im Schatten des Himalaya – Eine fotografische Erinnerung von John Claude White 1883-1908. München 2006, S. 97.

[47] Die Tara (tibetisch: Dölma, Retterin) stellt den weiblichen Aspekt der Erleuchtung dar. Sie soll aus einer Träne Avalokitesvaras entstanden sein. Die ›Weiße Tara‹ gilt als Verkörperung von Srongtsen Ganpos nepalesischer Frau Bhirikuti, die ›Grüne Tara‹ wird mit dessen aus China stammender Gattin Weng Cheng gleichgesetzt. Zu Srongtsen Ganpo → Anmerkung 38.

[48] Eberhard Neubronner: Der Weg – Vom Monte Rosa zum Mittelmeer. München 2006, S. 59.

[49] Klemens Ludwig, S. 85 f. Die letztere Zahl fußt auf chinesischen Angaben.

[50] Bön: Animistisch-schamanistisch geprägte Urform der Religion in Tibet → Anmerkung 25. Sie wurde ab dem 11. Jahrhundert n. Chr. reformiert und kennt als kosmisches Urprinzip das Wesen ›Yeshen‹ sowie neun Götter namens Chugla, Drala, Dü, Lu, Nyen, Se, Therang, Tsen und Za. Der Dalai Lama hat Bön 1977 als fünfte spirituelle Schule anerkannt und zwei ihrer Vertreter ins Exilparlament von Dharamsala/Indien berufen.

[51] Tafel und dessen Begleiter waren von Goloks überfallen worden, sie wurden ausgeraubt und kamen knapp mit dem Leben davon.

[52] Tafel, S. 255.

[53] Tafel, S. 128.

[54] Mit Beginn der Qu'ing-Dynastie (1644-1911) zog das Drachensymbol in die Paläste chinesischer Kaiser ein. Noch heute ist es populär.

[55] Der Wettergott, auch Sattvavajra (tibetisch: Sempa Dorje) genannt, wird vom ›schlichten‹ Volk respektiert. Vajrapanis Vorgänger war einst in Indien für Krieg und Regen zuständig.

[56] Lateinisch: der spielende europäische Mensch. Friedrich Schiller hat schon 1795 den Wert des Spiels betont und sich gegen eine Spezialisierung bzw. Mechanisierung des Lebens ausgesprochen: »... und er [der Mensch] ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.« Dieser These ist auch der Extremalpinist Reinhold Messner (*1944) im Zusammenhang mit dem ›kreativen Bergsteigen‹ gefolgt.

[57] Für ein gutes Pferd geben die Goloks, wie andere letzte Nomaden (egal ob in Tibet, der Mongolei oder wo auch immer), so manchen Schatz preis.

[58] Mein Weg durch Himmel und Höllen. Bern/München/Wien 1986, S. 107: »Auf der Passhöhe angekommen, riefen wir: ›Lha gyalo!‹ ...« Die Französin David-Néel (1868-1969) bereiste schon 1891 Indien und Ceylon. 1911 kam sie nach Asien zurück und war dort 14 Jahre lang unterwegs. 1924 betrat David-Néel – zusammen mit ihrem tibetischen Adoptivsohn, dem jungen Lama Yongden – wahrscheinlich als erste Europäerin die für Fremde verbotene Stadt Lhasa.

[59] Mann aus Amdo.

[60] Davon erzählt Herbert Tichy in seinem Buch ›Cho Oyu, Gnade der Götter‹; Wien 1955, S. 165: (Frank Smythe) »... wusste [1933 während des Abstiegs], daß es diese Tiere nicht geben könne und daß seine überreizten Augen ihm eine Sinnestäuschung vorspiegelten. Er schloß die Augen und öffnete sie wieder – die Drachen waren noch immer da.«

[61] Samadhi heißt wörtlich ›Fixieren, Festmachen‹, auch Sammlung und Konzentration. Damit ist ein Zustand gemeint, in dem das begriffliche Denken aufhört. Er gilt als Vorläufer für die Erleuchtung im Nirwana.

[62] Dowman, S. 208.

[63] In der antiken Tragödie (Griechenland, Rom) landete manchmal die Gottheit als Retterin aus höchster Not auf dem Dach des Bühnenhauses – mit Hilfe eines Krans.

[64] Tibetisch, frei übersetzt: »Vielen Dank für große Hilfe«.

[65] Bruno Baumann: Die Götter werden siegen – Das verborgene Tibet. München 1991, S. 117 f. Dieses Buch zählt unter den einschlägigen Titeln der Gegenwart nach wie vor zum Besten. Es wird Land und Leuten ebenso realistisch wie subtil gerecht.

[66] Mit dem Bau des Potala wurde 1645 begonnen, acht Jahre später war dieser elfstöckige ›Weiße Palast‹ (Potrang Karpo) fertig. Als sein Initiator – der fünfte Dalai Lama Lobsang Gyatso – 1682 starb, hielt man dessen Tod geheim und mauerte weiter. 1694 konnte dann Potrang Marpo als ›Roter Palast‹, mit dreizehn Stockwerken eröffnet werden ... und die Schwindelei flog auf. Der Potala enthält sieben Mausoleen und angeblich über 1000 Räume sowie 10.000 Kapellen und 20.000 Statuen.

[67] Alexandra David-Néel: Mein Leben auf dem Dach der Welt, Reisetagebuch 1918 – 1940. München 1999, S. 288.

[68] Heinrich Harrer: Wiedersehen mit Tibet. Innsbruck 1983, S. 234. Harrer (1912-2006) war beim Ausbruch des Zweiten Weltkriegs in Indien interniert worden. Er floh aus einem britischen Lager, überquerte illegal den Himalaya und lebte zusammen mit seinem Freund Peter Aufschnaiter als Berater des damals noch jungen vierzehnten Dalai Lama in dessen nächster Umgebung. Harrers Buch ›Sieben Jahre in Tibet‹ erschien 1952 und wurde ein Welterfolg.

[69] Klemens Ludwig, S. 88. Ludwig beziffert die Zahl der im historischen Tibet, einschließlich Amdo und Kham, ständig hausenden ›Han‹-Chinesen (= mit 91,6 Prozent ethnische Mehrheit in China) auf zehn bis maximal zwölf Millionen, während man die Tibeter auf knapp sechs Millionen schätzt. Im ›autonomen‹ Teil Tibets sollen nicht mehr als 2,1 Millionen Tibeter leben. Etwa 130.000 haben weltweit, vor allem in Nordindien, ihr Exil gesucht und gefunden.

[70] Baumann, S. 264. Diesen Abschnitt enthält das klassische Werk des Reisenden: Im Land der lebenden Buddhas, Hg. Wolf-Dieter Grün; Stuttgart 1984.

Roter Olymp

Eine Science Fiction-Shortstory

VON MARTIN SCHEMM

»Für mich gibt es in der Bergsteigerei nichts Befriedigenderes als die intellektuelle Herausforderung gepaart mit der romantischen Rätselhaftigkeit des Wagnisses hinzugehen, wo noch niemand war.«

Sir Chris Bonington

Alles um ihn herum war in wirbelnder Bewegung. Ein dichter und zugleich feiner braun-rötlicher Nebel umwogte Pascal Widmer von allen Seiten wie ein rasch dahin schießender Fluss. Den Blick hatte er hinunter auf die Füße gerichtet, die sich in klobigen Stiefeln langsam und schwerfällig über den steinigen Boden vorwärts schoben. Die triste Landschaft um ihn herum war in eine Art Schleier gehüllt, der auch den fernen Horizont verbarg.

Der Sturm mochte eine Geschwindigkeit von fast 100 Stundenkilometern haben, doch



ohne den Nebel der vom Boden aufgewirbelten winzigen Staub- und Sandpartikel hätte Widmer ihn kaum wahrgenommen. Denn nichts zerrte oder zog an ihm, wie man das von der Erde kannte. Nein, auf dem Mars war die Luft so dünn, dass auch der heftigste Orkan nicht viel mehr als mikroskopische Teilchen mit sich reißen konnte.

Doch auch ohne den Sturm war Pascal Widmer in einer schwierigen Lage. Mit den körperlichen Kräften beinahe am Ende, setzte er nur noch rein mechanisch die Füße voreinander und bemühte sich mit eisernem Willen, seinen Geh-Rhythmus nicht zu unterbrechen. Nur nicht aus dem Trott kommen und den künstlichen Sauerstoff kontrolliert und in Maßen atmen – das war entscheidend.

Jeder Schritt war ein Willensakt, da nützte ihm selbst die nur etwa halbe irdische Gravitation wenig. Erschwerend kam hinzu, dass Widmer, wie andere Mars-Reisende und Kolonisten auch, häufig an Hintergrundschmerzen in Kopf, Muskeln und Gelenken litt. Da hatte auch die lange und gründliche Vorbereitung nicht vorbauen können: sieben Jahre astronautisches Training auf der Erde und mehr als ein halbes Jahr Akklimatisation auf dem Roten Planeten. Der Mars war einfach nicht als Lebensraum für den genetisch erdfixierten Menschen gedacht.

Ich sollte an etwas Positives denken, versuchte er sich aufzumuntern. Morgen ist mein Tag, mein großer Tag! Ich werde ein neues Kapitel in der Geschichte des Bergsteigens schreiben, einen Meilenstein setzen. An Kühnheit und Größe einmalig! Wenn ich morgen Nachmittag meinen Namen darunter setze, dann steht er dort für die Ewigkeit. So wie es vor hundert Jahren Leute wie Hillary oder Messner gemacht haben. Es gibt nur eine winzig kleine Anzahl »ewiger« Peaks – und der größte von allen ist dann meiner!

Widmer geriet aus dem Tritt. Er hielt kurz inne, blickte durch die Scheibe des Helms in den rötlichen Dunst und atmete tief ein und aus. Ein triumphales Gefühl durchströmte ihn und er spürte, wie Euphorie ihm neue Kraft verlieh. Nach mehr als

Die Illustrationen stammen von Lia Mirlach und Philipp Theil.

40 Tagen Schinderei und knapp 26.000 Höhenmetern am Mons Olympus war er kurz vor seinem Ziel, dem Gipfel des höchsten Berges im gesamten Sonnensystem. Knapp dreimal höher als der Mount Everest.

Nur noch eine letzte Tagesetappe von etwa sieben Kilometern lag morgen vor ihm, dann war es geschafft. Noch einmal sog er den künstlichen Sauerstoff tief ein, bevor er den Kopf wieder senkte und sich erschöpft aufraffte, die letzte Strecke der heutigen Etappe hinter sich zu bringen. Mit langsamen Bewegungen nahm er den alten Trott wieder auf, setzte müde Schritt vor Schritt.

In seinen Knochen spürte er, wie fast an jedem der letzten Etappentage, eine so vollkommene Erschöpfung, wie er sie noch nie zuvor erlebt hatte. Weder bei seinen vielen Achttausender-Touren, noch bei seiner berühmt-berüchtigten All-World-Deserts-Expedition. Am Roten Olymp war alles anders, verblassten all die bewältigten Abenteuer auf der Erde. Das hier und nichts anderes war the ultimate challenge. Everest, Annapurna, Lhotse, K2, genauso wie Gobi, Sahara und was auch immer er alles mit seinen 53 Jahren bewältigt hatte – nichts hatte Bestand vor der ungeheuerlichen Dimension dieses Giganten.

Auf der Erde versuchten die Abenteuer-Extremisten, denen längst die lohnenden, noch unberührten Ziele ausgegangen waren, fast schon verzweifelt noch irgendwelche Varianten auf Altbekanntes draufzusatteln. Wie bei einer ausgelutschten Zitrone galt es noch den letzten Tropfen auszupressen. Mit allen Mitteln wurden Rekorde an längst verbrauchten Orten gesucht. Schließlich galt es nebenbei ja auch, die Sponsoren und Werbepartner bei Laune zu halten, um das eigene Dasein finanziell zu sichern. Auch Pascal Widmer selbst, der in der Öffentlichkeit schon lange recht bekannt war, hatte das Spiel früher mitgespielt. Händeringend auf der ständigen Suche nach der einen noch jungfräulichen Herausforderung, die einen endgültig in den Pantheon erheben würde.

Was blieb einem auf der Erde auch anderes übrig? Alle hehren Ziele waren längst schon von irgendjemandem einmal erreicht worden. War beispielsweise der Nanga Parbat in den mehr als hundert Jahren seit Hermann Buhl doch schon auf allen Routen, zu allen Jahreszeiten, von Männern und Frauen, jung und alt, selbst von Kindern und Greisen bestiegen worden. Ob im Team oder allein, bei Nacht oder bei Nebel, oder gar mit den ungewöhnlichsten Handicaps. Und jeder verbuchte seinen Gang als Rekord. Doch was blieb am Ende? Der Name Hermann Buhl – alle anderen waren längst Schall und Rauch. Für die Ewigkeit zählte immer nur der Erste, … der Allererste.

Und wie war das bei mir, fragte sich Widmer und erinnerte sich an seine eigenen vermeintlichen Erfolge. Was war das schon gewesen? Alle Gipfel, die er erreicht hatte, und alle Sand- und Eiswüsten, die er durchquert hatte, waren vor ihm schon einmal erstiegen oder durchwandert worden. Es war immer »nur« eine neue Route, eine besondere Kombination oder Jahreszeit, ein bestimmtes Handicap oder ein neuer Geschwindigkeitsrekord gewesen, die seine Touren von denen seiner Vorgänger unterschieden. Entscheidend aber war: Er war an all den Orten nie der Erste gewesen.

Tja, so ein Problem gibt's auf dem Mars nicht, dachte Widmer, wobei sich sein Gesicht zu einem schiefen Grinsen verzog. Jeder seiner schwerfälligen Schritte eroberte Neuland. Keines Menschen Fuß hatte diesen gigantischen Berg jemals betreten. Er allein war es, der den Mons Olympus für die Menschheit in Besitz nahm, ihn erschloss. So wie Buhl den Nanga Parbat. Stolz und ein Gefühl von dankbarer Ehrfurcht durchströmten ihn.

Im gleichen Moment ließ ihn etwas innehalten, denn irritiert wurde ihm bewusst, dass es leicht bergab ging. Die gewohnte sanfte Steigung von fünf Prozent, die ihn fast den gesamten Weg auf den Roten Olymp begleitet hatte, war verschwunden. Der Mons Olympus mit seinem Sockeldurchmesser von fast 1.000 Kilometern war trotz seiner enormen Höhe im alpinen, klassischen Sinne kaum als Berg zu bezeichnen.

Der frühere Vulkan war vielmehr ein gigantischer sanfter Hügel, der im Laufe der Äonen vollkommen erodiert war. Nur hier und da kreuzten Lava-Bänder und -Gräben das recht gleichmäßige Terrain.

Widmer blieb stehen und versuchte sich zu orientieren. Seit sechs Tagen befand er sich bereits auf dem riesigen oberen Plateau des Berges, in dessen Mitte der frühere Vulkankrater mit einem Durchmesser von fast 90 Kilometern und einer knapp drei Kilometer hohen Caldera lag. Der höchste Punkt des Mons Olympus lag etwa sieben Kilometer südwestlich von Widmers Position.

Er befand sich in einer lang gestreckten leichten Senke, wahrscheinlich das frühere Bett eines Lavastroms, wie sie ihm des Öfteren begegnet waren. Er blickte kurz auf das rechts in seine Helmscheibe integrierte transparente Display, auf dem in Kolonnen untereinander Zahlenwerte in Blau leuchteten. Es war kurz vor 18 Uhr Marsianischer Zeit, und sein Sauerstoffvorrat war zu 87 Prozent aufgebraucht. Ort und Zeit waren also richtig, um das letzte Nachtlager vor dem großen Tag aufzuschlagen. Ein weiterer Blick auf den Infoscreen zeigte Widmer, dass Sherpa-1 sich circa anderthalb Kilometer hinter ihm befand.

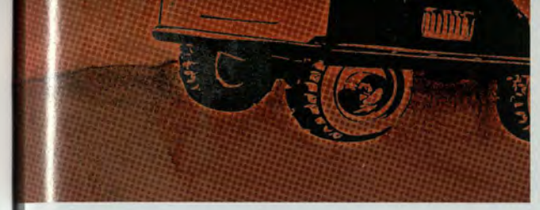
Erfahrungsgemäß würde das Gefährt in etwa einer Viertelstunde bei ihm ankommen, zumal die letzte Strecke keine besonderen Unebenheiten aufwies. Widmer hob den linken Arm und blickte auf den kleinen, in den Unterarm des Raumanzugs eingelassenen Computer. Mit der rechten Hand aktivierte er ihn und sendete ein Endpositionssignal an Sherpa-1, das dieser prompt bestätigte. Nun musste er nur noch warten.

Fast vier Jahre sowohl auf der Erde, als auch auf dem Mars hatten er und zwei Ingenieure an dem Gefährt gebastelt. Sherpa-1 war im Prinzip eine große silberne Schachtel mit vier Rädern und drei hohen Sonnensegeln. Das Fahrzeug verfügte über einen Neuronalrechner mit künstlicher Intelligenz, bewegte und lenkte sich selbsttätig – eine Art Robot-Rover. Die notwendige Energie lieferte ein Mix aus Wasserstoffantrieb und Solarstrom, wobei die Sonneneinstrahlung auf Mars kaum die Hälfte der irdischen betrug. Von daher mussten die Energieressourcen des Gefährts äußerst sparsam eingesetzt werden.

Von Sherpa-1 hing letztlich Widmers Überleben ab. In der drei Meter langen, zwei Meter breiten und anderthalb Meter hohen Koje erneuerte er jeden Abend die Tagessauerstoffration seiner Rückentanks, dort ernährte er sich und dort schlief er. Im Innern gab es Sauerstoff, so dass er seinen Raumanzug ausziehen konnte. Außerdem war dort seine Verbindung zur fernen Menschheit.

Täglich meldete er sich per Bildfunk bei seinem Team, das im fast 3.000 Kilometer östlich gelegenen Poynting-Krater auf Lebenszeichen wartete. Dort lag die Mars-Station Elpida, griechisch »die Hoffnung«, die mittlerweile vierte Kolonie auf dem Roten Planeten. Etwa fünfzig Kolonisten, meist Wissenschaftler, lebten dort in einer künstlichen Kuppelwelt. Von und zur Erde gab es regelmäßige Transfers über die Raumhäfen in den Orbits beider Nachbarplaneten. So waren auch er selbst und seine vierköpfige Crew vor einem halben Jahr angekommen.

Wenn man an die Milliarden dachte, die sein kühnes Projekt verschlungen hatte, konnte einem leicht schwindelig werden. Allein die schwierige Suche nach Geldgebern hatte ihn fast drei Jahre auf der Erde gekostet. Doch am Ende waren alle begeistert gewesen. Schon Europa hatte tief in die Tasche gegriffen, um sich den Ruhm zu sichern. Dann waren da noch die Unternehmen und Sponsoren, die mit ihm und seinem gigantischen Vorhaben werben wollten. Auf Sherpa-1 und auf seinem Raumanzug prangten die Logos der zwölf großzügigsten Spender. Alle fünf Tage gab es kurze Exklusivinterviews aus dem Innern der Schachtel. Widmer posierte dann vor der Innenkamera, hinter sich an der Wand ebenfalls die Werbebanner, und beantwortete mit Zeitverzögerung ein paar Fragen, die ihm live aus einer Fernsehshow auf der Erde gestellt wurden. Man on Mars war ein







großes Medien-Spektakel und wurde live in sechzig Länder übertragen.

Darüber hinaus filmte Sherpa-1 mit zwei Außenkameras möglichst viele Sequenzen der Tour auf den Roten Olymp. Da Widmer und das Fahrzeug aber meist getrennte Routen nahmen, war er selbst eigentlich nur jeweils beim Tagesaufbruch und dann wieder beim Zusammentreffen zu sehen. Während er in direkter, gerader Linie aufstieg, musste der etwas ungelenke Sherpa-1 oft Hindernissen ausweichen und Umwege nehmen.

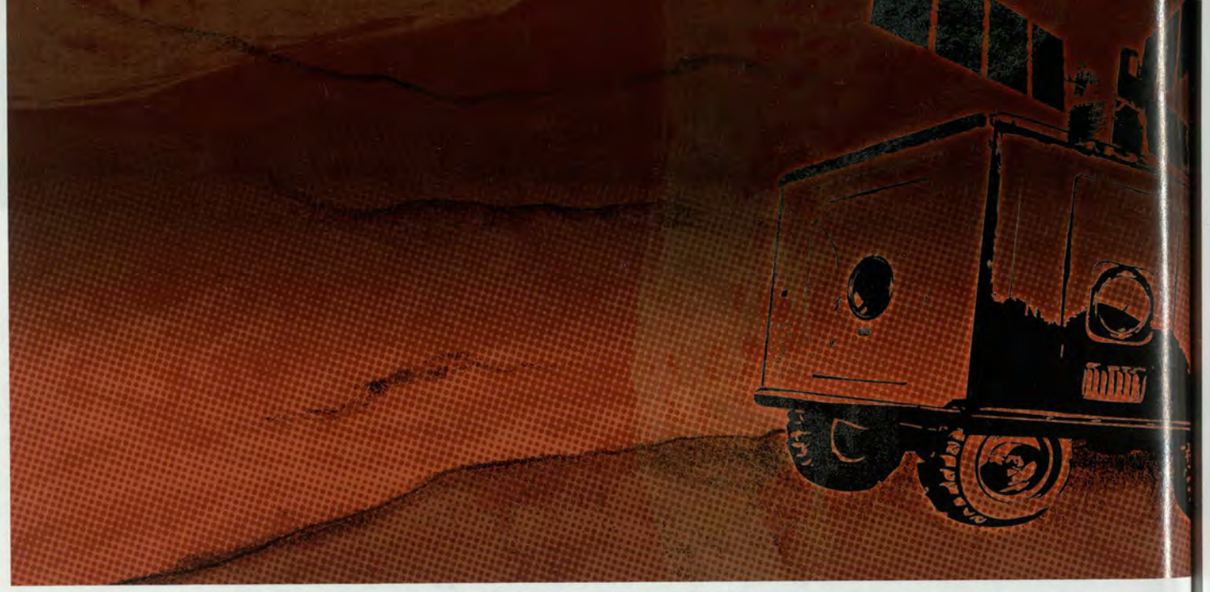
Widmer blickte erneut auf die leuchtend blauen Zahlenkolonnen seines Helmdisplays, die nahezu gespenstisch vor dem wabernden rötlichen Nebel schwebten. Der Robot-Rover kam näher, war nur noch knapp dreihundert Meter entfernt. Widmer freute sich schon darauf, in die silberne Schachtel kriechen zu können und sich für den morgigen Gipfelgang etwas zu erholen. Das war auch dringend nötig, denn über sämtliche Nervenbahnen seines Körpers wurden ihm Schmerzen und totale Erschöpfung signalisiert. Auch bei halber Schwerkraft lasteten die mehr als 30 Kilogramm, die der Raumanzug und die Sauerstofftanks wogen, bei seinen über neunstündigen Tagesetappen schwer auf ihm. Immerhin spürte er dank seiner klobigen Montur nichts von den durchschnittlich -80 Grad Celsius, die im Marsianischen Frühsommer tagsüber herrschten.

Der Drang, sich einfach an Ort und Stelle auf den Boden zu setzen, wurde immer mächtiger. Die Muskeln seiner Beine schienen in einem finalen Auflodern ihre letzten Kraftreserven zu verbrennen und forderten von ihm Entlastung. Doch Widmer wusste, wenn er sich jetzt setzte, würde es eine halbe Ewigkeit dauern, sich dann wieder aufzuraffen, um in das Fahrzeug zu kommen. Sein Wille kannte solche Situationen aus vielen früheren Extremsituationen und hatte es längst gelernt, die Forderungen und Bedürfnisse seines Körpers zu ignorieren und sich schlicht über sie hinwegzusetzen.

Und endlich … – Sherpa-1 war da! Ein wiederkehrender sanfter Piepton in seinem Helm signalisierte dessen Ankunft. Auch das Helmdisplay zeigte in hell blinkendem Text, dass das Fahrzeug angekommen war. Erschöpft und zugleich erleichtert wandte Widmer sich nach links, wo er das Fahrzeug schließlich im rötlichen Zwielicht auf sich zukommen und knapp fünf Meter vor sich anhalten sah. Sherpa-1 hatte äußerlich betrachtet kein Vorne oder Hinten, denn es sah von allen Seiten gleich aus. In alle Seitenflächen und in das Dach, auf dem die drei ausklappbaren Sonnensegel, Außenkameras, Funkmodule und andere Instrumente montiert waren, waren kleine runde Bullaugen eingelassen. Auf der linken Längsseite von Sherpa-1 lag das hydraulische, luftdichte Schott, durch das man in die Kabine gelangte.

Mit langsamen Schritten trat Widmer an eben diese Längsseite, betätigte einen Schalter und wartete, bis das Schott geräuschlos nach rechts zur Seite glitt und sich gleichzeitig eine kleine Treppe mit vier Stufen herunterklappte. Im Innern der Kabine schalteten sich Deckenlampen an und leuchteten warm und einladend hinaus in den rötlichen Nebel.

Müde schleppte er sich die Stufen hinauf, trat leicht gebückt ins niedrige Innere und ließ sich kraftlos auf die gepolsterte Liegebank fallen, die an der Wand gegenüber dem Eingang angebracht war. Mit zielsicherem Griff betätigte er schließlich einen Schalter an der Stirnwand, der das Schott wieder schloss. Das Tagwerk ist vollbracht, dachte er erleichtert und schloss dankbar die Augen, die ermüdet waren vom Starren durch den roten Dunst. Nun musste er nur noch warten, bis der Sauerstoffgehalt der



Innenluft atembares Niveau erreicht hatte. Durch Düsen wurde das Luftgemisch von der auf der Rückseite von Sherpa-1 gelegenen Oxygen-Aufbereitungsanlage in die Kabine geblasen.

Ein Tonsignal in Widmers Helm zeigte nach kurzer Zeit schließlich an, dass die Kabinenluft in Ordnung war. Mit langsamen Bewegungen richtete er sich ein wenig auf und begann mit der komplizierten Prozedur, sich aus dem Raumanzug zu schälen. Dieser war in einzelne Körpersegmente wie Kopf, Arme, Beine und Torso aufgeteilt, wobei die Elemente jeweils mit einer Art Scharnieren miteinander verbunden waren. Beginnend mit den Händen gelang es Widmer, der diese tägliche Routine inzwischen im Schlaf beherrschte, unter Aufbietung seiner letzten Energiereserven sich Stück für Stück aus dem Anzug zu befreien. Anschließend koppelte er die Sauerstofftanks, die gleichsam den Rücken des Raumanzugs bildeten, an die Oxygen-Anlage, um sie für den kommenden Tag zu betanken.

In der nächsten halben Stunde erledigte er weitere kleine Tätigkeiten, die aufgrund seiner Erschöpfung das Dreifache an Zeit beanspruchten. Widmer war mit seinen Kräften am Ende. Ein flüchtiger Blick durch ein Bullauge verriet ihm, dass die Sonne bereits untergegangen war, denn anstelle rötlichen Nebels war dort nur tiefschwarze Finsternis zu sehen. Nur noch etwas essen und sich kurz mit der Basis-Crew in Verbindung setzen, dachte er, und dann schlafen … nur noch schlafen.

Eine Stunde später, nach einem Dosenmahl von der Erde – Schweinecurry mit Reis – saß er endlich vor der Kommunikationseinheit und kämpfte mit dem Schlaf. Nur mühsam konnte er die Augen aufhalten und die Verbindung zur Station Elpida im fernen Poynting-Krater initialisieren.

»Pascal …«, rief aufgeregt eine Stimme aus dem Lautsprecher, ehe dann auch das dazugehörige Konterfei auf dem kleinen Monitor erschien. »Gott sei Dank, du hast es geschafft. Wir haben uns große Sorgen gemacht …«

»Nett von euch«, murmelte Widmer und bemühte sich, ein Schmunzeln auf sein müdes Gesicht zu zaubern.

»Nein, wirklich«, kam es prompt und fast schon vorwurfsvoll zurück. »Wir konnten dich die letzte Stunde nicht erreichen. Warum hast du schon wieder die Audio-Verbindung gekappt? Das ist unnötig und schlicht gefährlich …«

»Nicht wieder diese Leier, Klaus …«, antwortete Widmer lahm und rollte mit den Augen. Klaus Borgwart, Ingenieur und Leiter der Bodencrew, machte ihm häufig Vorwürfe, wenn er hin und wieder nur mal seine Ruhe haben wollte oder vielmehr haben musste. Er war schon zu Himalaja-Tagen ein Alleingänger gewesen und brauchte solche Phasen der Isolation, der Funkstille.

»Du musst einfach erreichbar sein, Pascal. Sonst können wir dir im Notfall nicht helfen«, fuhr Borgwart mit eindringlichem Blick fort.

»Es reicht jetzt!«, rief Widmer aufgebracht. Ein Hauch Adrenalin verlieh ihm noch einmal Energie. »Wir haben das schon zwanzigmal diskutiert. Und du weißt, dass ich das einfach brauche, um diese Schinderei hier oben überhaupt zu überleben. Kannst du das bitte mal akzeptieren, Klaus? Hör auf zu meckern und motiviere mich lieber für die letzte Etappe morgen. Ich bin total am Ende …«

»Ist ja gut …«, sagte Borgwart mit einem Nicken, nachdem er den Kopf geschüttelt und tief durchgeatmet hatte. »Es sind nur noch 6,8 Kilometer und etwa 400 Höhenmeter, wenn man den Angaben des Geosatelliten trauen darf.«

»Das klingt gut«, erwiderte Widmer und rieb sich die Augen vor Müdigkeit. »Zum Glück ist heute Abend kein Live-Interview für die Show – ich glaube, das hätte ich einfach nicht mehr geschafft.« Er gähnte. »Wir müssen jetzt Schluss machen, Klaus …«

»Eins noch. Die UNO-Generalsekretärin will kurz mit dir sprechen, wenn du den Gipfel erreichst. Nur Audio, verstehst du? Das wird dann live in alle Länder übertragen – eine große Ehre. Und wenn Sherpa-1 dann auch oben bei dir ist, folgt natürlich auch die Videoübertragung. Jetzt schlaf gut …«

Als Widmer sich auf der Liege ausgestreckt und zugedeckt hatte und er endlich die brennenden Augen schloss, sah er zunächst nur rötliches Flimmern. Müdigkeit und Erschöpfung übermannten ihn schlagartig. Gedankenfetzen und Assoziationen huschten durch seinen Geist. Kurz vor dem Abdriften in den Schlaf sah er vor seinem geistigen Auge noch Giuseppe Matuzzi, seinen größten Bergkonkurrenten, der sich verbissen durch Eis und Schnee des Lhotse kämpfte. Unterwegs zu einem Gipfel, auf dem längst schon mehrere hundert Menschen gestanden hatten. Hier dagegen, am Roten Olymp … Unwillkürlich schlich sich ein Lächeln auf Widmers Gesicht, mit dem er schließlich friedvoll einschlief.

Kaiserwetter! Strahlende Sonne und freier Himmel. Würdig der bedeutendsten Erstbesteigung im Sonnensystem. Nach dem verschleiernden Zwielicht des vorherigen Tages hatte Widmer eine solche Änderung des Marsianischen Wetters kaum zu erhoffen gewagt. Der Blick ging frei und ungehindert bis zum fernen Horizont. Doch das Landschaftspanorama war alles andere als aufregend, denn soweit das Auge reichte, sah man in alle Himmelsrichtungen doch nur den Mons Olympus. Aufgrund seines gigantischen Sockels mit einem Durchmesser von über 1.000 Kilometern konnte man das weitere Umland nicht sehen, denn dieses verschwand bereits hinter der Krümmung des Planeten.

Welche Dimensionen, dachte Widmer voller Ehrfurcht und ließ seinen Blick schweifen. Unter dem weiten lachsfarbenen Himmel, an dem in der Ferne nur die sanft geschwungenen Bänder einiger Zirruswolken hingen, erstreckte sich die triste orange-rötliche Stein- und Basaltwüste des Roten Olymp. Sein Gefälle war gering und nur schwer erkennbar, es ließ sich kaum zwischen einem Oben und Unten unterscheiden.

Es war neun Uhr morgens und Widmer hatte bereits zwei Stunden seiner finalen Tagesetappe hinter sich gebracht. Als er in der Frühe aus Sherpa-1 geklettert war und den Aufstieg begonnen hatte, war der Boden bei -140 Grad noch mit einem leichten Raureif aus Kohlendioxid überzogen gewesen. Doch durch die Sonnenerwärmung war dieser weiße Film längst verschwunden und als dunstiger Morgennebel in die Atmosphäre aufgestiegen.

Widmer gönnte sich noch einen Augenblick der Rast. Er war sehr gut in der Zeit und würde spätestens gegen Mittag den Gipfel erreichen. Die hinter ihm liegende

Strecke hatte keinerlei Probleme bereitet, wenngleich sich seine Beine auch jetzt bereits wieder wie ausgebrannt anfühlten. Doch sein Atem ging ruhig und gleichmäßig und er spürte eine unbändige Kraft in sich.

In etwa einem Kilometer Entfernung sah er hinter sich Sherpa-1, der alle drei Sonnensegel ausgefahren hatte und sich nur langsam vorwärts bewegte. Und am Himmel zog als kleiner Punkt der hell leuchtende Marsmond Phobos seine Bahn. Da er den Planeten dreimal am Tag umrundete, konnte man seine Bewegung mit bloßem Auge erkennen und verfolgen.

Doch Widmer hatte das Schauspiel bereits oft genug gesehen, außerdem rumorten eine innere Unruhe und Euphorie in ihm und forderten schließlich ein Ende der Rast. Keine Zeit für Betrachtungen, dachte er und musste lächeln. Das ist mein großer Tag heute. Ich muss nur den Stift in die Hand nehmen und mich in die Geschichtsbücher eintragen.

Er ging weiter. Laut Helmdisplay trennten ihn nur noch etwas weniger als zwei Kilometer vom höchsten Punkt des Roten Olymp. Hier von einem Gipfel zu sprechen, fiel schwer, denn von seiner momentanen Position aus konnte man keinen besonders erhöhten oder aus der allenfalls leicht ansteigenden Fläche herausragenden Punkt erkennen. Zum Glück hatte Widmer am Mons Olympus längst eine Art innere Wasserwaage entwickelt, so dass er zumindest erkannte, in welcher Richtung das Gelände anstieg. Und dorthin ging er dann.

Wahrscheinlich wird mir der Computer sagen müssen, wann ich wirklich oben bin, dachte er, während er mit einem Mal spürte, dass sich eine leichte Aufregung in ihm breit zu machen begann. Das hier war der größte Tag seines Lebens – nichts würde danach mehr so sein wie es mal war.

»Pascal, hörst du mich?«, durchbrach plötzlich Borgwarts Stimme die über allem lastende vollkommene Stille.

»Ja, Klaus. Was gibt's?«

»Du bist in etwa zwanzig Minuten da! Weißt du das?« Borgwarts Stimme überschlug sich fast vor Euphorie. »Phantastisch! Du machst das großartig.« Es folgte eine kurze Pause, während der der Crewleiter hörbar durchatmete, um sich zu beruhigen. »Pascal, pass auf. In ein paar Minuten gehst du on air. Die Audioverbindung steht, und Frau Ramirez ist gleich im Studio in New York.«

»Okay, du sagst mir Bescheid, wenn es los geht, ja?«

»Alles klar«, erwiderte Borgwart. »Ach ja, Pascal, ich sag dir das schon mal jetzt, weil später keine Zeit mehr dafür sein wird. Wir sind unbeschreiblich stolz auf dich und auf dieses unglaubliche Projekt. Gratulation und danke!« Aus dem Hintergrund erklangen mit einem Mal viele andere Stimmen, die in frenetisches Jubelgeheul ausbrachen, bis die kleinen Lautsprecher in Widmers Helm zu knistern begannen.

»Ich habe euch zu danken«, rief Widmer lachend und stieß ebenfalls einen kurzen Freudenschrei aus. »Ihr habt an das hier geglaubt, als andere darüber nur gelacht haben. Und heute ist unser Erntetag!«

Das knisternde Geschrei brandete noch einmal auf und ebbte schließlich ab. Widmer spürte ein Gefühl dankbarer Rührung, wie er es nur selten in seinem Leben empfunden hatte.

»Pascal, hier ist jetzt New York für dich – die UNO-Generalsekretärin …«, beendete Borgwart jäh die emotionale Stimmung. »Das geht live um die ganze Welt. Die Verbindung steht in drei, zwei, eins … jetzt.«

Borgwarts Stimme verschwand abrupt und an deren Stelle trat ein leises Rauschen. Widmer lauschte gespannt in die Stille hinein. Das war leider immer das Problem mit der Verbindung zur Erde – der Zeitversatz durch die Millionen Kilometer zwischen den beiden Planeten. Doch durch seine Interviews in der Show Man on Mars war er daran mittlerweile gewöhnt.

»Hallo Herr Widmer. Die Erde grüßt sie aufs Allerherzlichste«, erklang mit einem Mal eine weibliche Stimme, deren Englisch einen lateinamerikanischen Akzent hatte. »Ich hoffe, dass es Ihnen halbwegs gut geht da oben, und ich darf Ihnen mit meinen zehn Milliarden Mitbürgern die besten Glückwünsche zu Ihrem großen Erfolg aussprechen. Das ist ein wichtiger Meilenstein in der Geschichte der Menschheit.«

»Frau Generalsekretärin, vielen Dank«, beeilte sich Widmer zu antworten, um die Pause für die irdischen Zuhörer möglichst klein zu halten. »Beste Grüße vom Mars an den East River und an die ganze Erde. Laut meinem Computer sind es nur noch zweihundert Meter bis zum Gipfel des Mons Olympus. Ich freue mich, dass alles geklappt hat und möchte mich ganz herzlich bei allen bedanken, die dies hier möglich gemacht haben.«

Leises Rauschen. Widmer hob den Blick vom Boden und blickte nach vorn. Irgendwo da musste es sein. Seine innere Wasserwaage zeigte keine Steigung mehr an. Es konnte sich nur noch um einen oder zwei Höhenmeter handeln, die mit bloßem Auge kaum mehr erkennbar waren.

»Herr Widmer, hier in New York City wird es heute Abend anlässlich Ihres grandiosen Erfolgs eine große Fiesta geben. Der erste Mensch auf dem höchsten Berg unseres Sonnensystems – das ist ein Grund zum Feiern! Wir wünschen uns, dass Sie bald gesund und wohlbehalten zur Erde zurückkehren und wir dann gemeinsam eine noch größere Party feiern können.«

»Das hört sich großartig an«, erwiderte Widmer und musste lächeln. »Im Moment wären meine Beine zu müde zum Tanzen, aber das wird schon wieder kommen.« In diesem Augenblick blinkte es rechts im Display seines Helms. »Einen Moment …«, rief er aufgeregt und schielte nach rechts. Ja, er war da! Der Gipfel! Laut Geosatellit hatte er in dieser Sekunde den höchsten Punkt des Mons Olympus erreicht.

»Mein Computer zeigt mir gerade an, dass es geschafft ist«, rief er voller Aufregung. »Ja, … ja, das war's …«

Unkontrolliert stieß er eine Salve von Freudenschreien aus, die den Helm vibrieren ließen. In einem überwältigenden Gefühl von Triumph riss er, so weit es sein Raumanzug zuließ, die Arme in die Höhe



und machte einige tänzelnde Schritte im Kreis. Alle Erschöpfung war von ihm abgefallen – Euphorie und ein unbeschreibliches Glücksgefühl durchströmten ihn. All die Jahre der Planung und Vorbereitung waren auf exakt diesen Augenblick hin ausgerichtet gewesen. Er hatte es geschafft! Sein Name stand in den Annalen der Menschheit!

Doch plötzlich hielt er irritiert inne. Auch wenn er es zunächst nicht wahrhaben wollte – irgendetwas hatte bei seinem wilden Freudentanz beiläufig seine Aufmerksamkeit erregt. Er drehte sich noch einmal langsam um und musterte aufmerksam seine Umgebung. Und plötzlich erstarrte er. Keine zehn Meter von ihm entfernt erblickte er etwas, das zweifellos nicht in diese steinerne Wüste gehörte.

»Herzlichen Glückwunsch, Herr Widmer«, ertönte in diesem Augenblick wieder die Frauenstimme in seinem Helm. Im Hintergrund hörte man lauten Jubel. »Das ist ein großer Tag für die Menschheit. Wir sind Ihnen dankbar für das, was Sie da oben geleistet haben. Beschreiben Sie doch einmal, wie es aussieht auf dem höchsten Berg unseres Sonnensystems …«

Doch Widmer hatte nicht zugehört. All seine Sinne waren fixiert auf den seltsamen Gegenstand, der kaum dreißig Zentimeter über dem Boden aufragte. Langsam ging er darauf zu. Je näher er kam, desto mehr konnte er von dem Objekt erkennen, das bis dahin teilweise von einigen handgroßen Basaltbrocken verdeckt gewesen war. Es handelte sich um ein dreibeiniges Gestell, das bis zu Kniehöhe aufragte und eine Art Teller oder Scheibe trug.

Aufgeregt und zugleich fassungslos trat er an den Gegenstand heran und blickte mit großen Augen auf die seltsame Konstruktion. Die drei tragenden Beine und der Rand der waagrechten Scheibe waren aus einem grauen Metall oder Kunststoff, der ihm unbekannt war. Er wirkte merkwürdig porös und schien das Sonnenlicht zu absorbieren. Doch noch seltsamer war die waagrecht auf dem Dreibein liegende Scheibe, die im materiellen Sinne eigentlich keine war, sondern vielmehr eine Art leicht wabernde hauchdünne Membran. Wie die sanft wogende Oberfläche einer Flüssigkeit, durch deren silberne Schicht man nicht hindurch sehen konnte.

»Herr Widmer …?«, wurden seine Betrachtungen abrupt gestört. »Können Sie mich hören. Oder ist unsere Verbindung unterbrochen?« Letztere Frage schien die UNO-Generalsekretärin jemandem in ihrer Nähe zu stellen. »Ich wollte Sie bitten, uns doch mal zu beschreiben, wie es da oben bei Ihnen aussieht …«

Doch er war nicht ansprechbar. In chaotischer Folge überschlugen sich zahllose Gedankensplitter und Überlegungen in seinem Kopf, und verhinderten ein klares Denken. Was war das nur? Wie kam das Ding hierher?

Er beugte sich hinunter und berührte mit seiner klobigen Raumanzughand vorsichtig und misstrauisch die sanft schwingende Fläche. Doch er stieß auf keinen fühlbaren Widerstand, vielmehr tauchte sein Handschuh in die Fläche hinein, die den Fremdkörper in sich aufzunehmen schien. Da er seine Hand nicht mehr sehen konnte, beugte er sich noch weiter hinunter, bis er seitlich schräg unter die Scheibe blicken konnte. Als er dort ebenfalls keine Spur von seiner Hand entdecken konnte, riss er den Arm rasch empor und taumelte erschrocken von dem Gestell fort. Ein schneller Blick zeigte ihm, dass seine Hand noch da war. Er ging in die Hocke, griff einen faustgroßen Stein und warf ihn gezielt auf die Membran. Der Brocken tauchte in der Oberfläche ein, doch er kam nicht unten am Boden an. Er war schlicht verschwunden …

In seinem Kopf herrschte Chaos. Doch langsam bildete sich die Erkenntnis heraus, dass der Gegenstand eindeutig nicht von Menschenhand geschaffen war und damit fraglos nicht von der Erde stammte. Das hier war etwas völlig Unbekanntes, etwas aus einer anderen Welt. Das konnte nicht wahr sein! Er hatte ein Artefakt einer fremden Spezies gefunden! Den ersten Beweis für außerirdisches Leben …

Doch während das Ungeheuerliche seiner Entdeckung ihn noch völlig zu überwältigen schien und er fassungslos den Kopf schüttelte, regte sich tief in seinem Innern ein gänzlich anderer Gedanke. Zunächst nur als ein vages und dumpfes Rumoren in seinem Bauch, doch bald schon als die Ahnung von etwas Ungutem, etwas ganz und gar Beklemmendem.

»Herr Widmer, ich versuche es noch einmal …«, drang mit einem Mal die Stimme von Frau Ramirez wieder in sein Bewusstsein. »Hallo …? Hier ist New York …« In diesem Augenblick hatte ihn die Wirklichkeit wieder und ihm war mit einem Schlag alles klar. Woher das traurige, erstickende Gefühl in ihm rührte ...

»Entschuldigen Sie, Frau Generalsekretärin«, beeilte er sich zu sagen. »Ich glaube, durch meinen kleinen Freudentanz gab es ein Problem mit dem Mikro oder so …« Er lachte künstlich und versuchte, Zeit zu gewinnen. »Was hatten Sie mich doch gleich gefragt …?«

Und während seine Frage im leisen Rauschen verschwand und sich auf die Reise zur Erde machte, wusste er in aller Klarheit, dass es ein Problem gab und er es ganz schnell lösen musste – so oder so. Und längst hatte er auch eine Entscheidung getroffen. Jetzt hieß es nur noch, zügig und präzise zu handeln. Sein Gehirn arbeitete plötzlich wie ein exaktes Uhrwerk, koordinierte sein ganzes Tun. Ohne auch nur noch einen Augenblick zu zögern, trat er neben das Gestell und versetzte ihm mit dem rechten Fuß einen kräftigen Tritt, so dass es zu Boden fiel und auf der Seite zum Liegen kam. Mit weiteren gezielten Tritten sorgte er dafür, dass die noch schräg empor stehenden Beine herunterklappten und schließlich flach auf der steinigen Oberfläche lagen. Das ganze Objekt war nun sozusagen eingeebnet.

»Schön, dass Sie wieder da sind, Herr Widmer«, meldete sich die Stimme wieder in seinem Helm. »Natürlich dürfen Sie tanzen – Sie haben allen Grund dazu.« Ein warmes Lachen. »Ich hatte Sie gebeten, doch mal zu schildern, wie es da oben um sie herum aussieht.«

»Steine … Steine und roter Staub, soweit das Auge reicht«, sagte Widmer und bemühte sich, locker und unangestrengt zu klingen, während er auf dem Boden kniete und um ihn herum in fieberhafter Eile alle greifbaren Basaltbrocken sammelte. »Es gibt leider auch kein tolles Mars-Panorama hier oben, denn der Mons Olympus ist so gigantisch groß und breit, dass man außer seinen Hängen nichts sieht.« Er schichtete Brocken um Brocken über dem flach zerdrückten Gestell auf, bis von diesem schließlich nichts mehr zu erkennen war.

Zwischendurch starrte er immer wieder panisch auf sein Helmdisplay, um zu sehen, wie nahe Sherpa-1 bereits war. Noch dreihundert Meter schienen ihn zum Glück von den laufenden Kameras auf dem Fahrzeug zu trennen.

Mit aufmerksamem Blick musterte er schließlich sein Werk genau und legte an der einen oder anderen Stelle noch einen Stein obenauf. Schließlich durfte das Versteck auf keinen Fall unnatürlich aussehen und somit auffallen.

Abrupt sprang er schließlich auf und machte sich schnurstracks auf den Weg in die Richtung, aus der Sherpa-1 jeden Moment kommen musste. Als er mehrere Meter zwischen sich und das Versteck gebracht hatte, wandte er sich noch einmal um und war zufrieden. Die kleine Ansammlung von Steinen würde keinem auf den Kameraaufnahmen auffallen. Zumal er nun etwas nach rechts ging. Wenn er Glück hatte, würde das Ganze so gar nicht erst ins Bild kommen.

»Nun, Sie sind ja auch nicht der Aussicht wegen dort hinauf gestiegen, sondern um der Menschheit ein neues Kapitel zu eröffnen«, durchbrach erneut die Frauenstimme die Stille. »Was ist das für ein Gefühl? Was geht an diesem Tag, der Sie für immer zu einem Helden macht, in Ihnen vor?«

»Ich kann es kaum beschreiben …«, antwortete Widmer und bemühte sich um einen Tonfall der Rührung. Im gleichen Moment tauchte vor ihm in einiger Entfernung Sherpa-1 auf. Er sah die Außenkameras, die sich sogleich auf ihn fokussierten, und winkte ihnen selbstsicher und freudig zu.

»Wie soll man es in Worte fassen, wenn man als erster Mensch an einem solch grandiosen Ort steht? Mein ganzes Leben lang habe ich davon geträumt, endlich einmal der Erste, der Allererste zu sein. Für diesen Traum habe ich alles gegeben. Es ist überwältigend …«



[Für astronomische Hinweise bedankt sich der Autor bei Frank Möller, Hamburg]

Der Bergstock

Zur Geschichte der älteren alpinen Ausrüstung

VON MARTIN SCHARFE



Bergstock (›Griesbeil‹ oder ›Jägerstecken‹) mit eiserner Spitze und Widerhaken; der hölzerne Schaft ist mit Schlangenhaut überzogen.
Alpenverein-Museum Innsbruck
Foto: Norbert Freudenthaler 2008.

Von der Schwierigkeit, eine Geschichte der alten Berggeräte zu schreiben

Die Frage, die Johann Jakob Scheuchzer schon 1699 gestellt hatte – »Was vor Instrument gebrauchen die Einwohner der Alpen zu Erleichterung des Auf- und Absteigens über die Gebirg und Felsen?« – ist auch für die alpinistische Frühzeit um 1800 bislang nur unzulänglich beantwortet.[1] Ja vielleicht wird eine befriedigende Antwort nie mehr zu erhalten sein; und was für die ›Bergler‹ (die einheimischen Bewohner der Gebirge) gilt, gilt auch für die bürgerlichen und adligen ›Bergreisenden‹, denn die Führer stellten und bestimmten die Ausrüstung und wachten über die Praxis. Die Kultur der Älpler war zwar keine schriftlose Kultur, doch der Umgang mit der Schrift war ihr kein vorrangiges Anliegen; also kann man aus ihren schmalen Beständen schriftlicher Dokumente kaum Aufschluss erwarten. Doch nicht sehr viel mehr – oder jedenfalls enttäuschend wenig – liefert uns die Masse der publizierten Berichte der Bergreisenden: sie zeigen, dass sich die doch so hoch entwickelte Neugier und Aufmerksamkeit aufs Fremde selten auf die bergbäuerliche Alltagspraxis richtete. Man hatte raffinierteste Bedingungen, Apparate und Berechnungsformeln ersonnen, um auf der Spitze des Berges das Barometer kontrolliert und gültig ablesen zu können; doch wie es bewerkstelligt wurde, an jene Mess-Stelle zu gelangen: diese Praxis scheint oft nur von untergeordnetem Interesse gewesen zu sein.

Ein zweites großes Hindernis ist die Unsicherheit, ja das Chaos der Terminologie. Wenn man in Berichten auf die Mitteilung stößt, man habe ›Hacken‹ mitgenommen, darf man nicht sicher sein, dass auch Hacken in unserem heutigen, schriftsprachlich regulierten Sinne (also Hauwerkzeuge) gemeint sind; es könnten auch Haken gemeint gewesen sein – was derjenige nicht merken kann, der nicht bedenkt, welch große Rolle Eisenhaken (als Kletterhaken, als Hakenstöcke, als Widerhaken und Zinken an Bergstöcken) bis weit über die Mitte des 19. Jhs. hinaus gespielt haben; dieses Wissen aber hat sich verflüchtigt, zumal es der stets auf Fortschritt bedachte organisierte Alpinismus weithin versäumt hat, die Anschauung der veralteten Instrumente und Praxen in seinen musealen Institutionen zu erhalten.

Bergbäuerliches Arbeitsgerät

Ähnliches gilt für den Eispickel und seine frühen Formen, dessen Geschichte noch ganz im Dunkel liegt. Er wurde wohl in den sechziger Jahren des 19. Jhs. erfunden, verbreitete sich in den Siebzigern und Achtzigern langsam, setzte sich aber im gesamten Alpengebiet erst in den 1920er Jahren durch. Allgemein gebräuchlich ist er jetzt also erst seit rund hundert Jahren. Wenigstens ein ganzes Jahrhundert Alpinismus – die Zeit bis etwa 1900 – war ohne dieses ›Instrument zu Erleichterung des Auf- und Absteigens‹ ausgekommen und hatte dabei nicht die schlechtesten Erfolge vorzuweisen. Wenn man also in einem Bericht von – sagen wir beispielsweise: – 1830 auf den Ausdruck ›Bickel‹ oder ›Pickel‹ stößt, darf man sicher sein, dass das gerade nicht das Gerät war, das wir uns heute unter dieser Bezeichnung vorstellen, sondern dass es sich um eine einzinkige Spitzhaue handelte, wie man sie, als besonders schwere Form, bis heute etwa im Straßenbau kennt – ein Arbeitsgerät also, ein Werkzeug.

Und nicht einfacher wird die Sachlage durch die unterschiedlichen regionalen Benennungen: der Pickel, die Picke, die Krampe, der Krampen.



Der Gebrauch von Bergstock und ›beweglichem Geländer‹ bei Saussures Montblanc-Ersteigung 1787. Kolorierte Radierung von Christian von Mechel, 1790.
Alpenverein-Museum Innsbruck, Inv.-Nr. 2806.

[1]Dieser Text ist die überarbeitete Fassung einiger Abschnitte aus meinem Buch: Berg-Sucht. Eine Kulturgeschichte des frühen Alpinismus 1750-1850. Wien, Köln, Weimar: Böhlau, 2007. (Deshalb beschränke ich mich hier auf die wichtigsten Nachweise.)
[2]Carl Seitz: Ausrüstungsgegenstände. In: Mitteilungen des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins 5/1879, S. 101-104; hier: S. 104.
[3]Vgl. Emil Zsigmondy: Die Gefahren der Alpen. Praktische Winke für Bergsteiger. Leipzig 1885, S. 113-116.

Wer sich auch nur von ferne mit der vorindustriellen alpinen Alltags- und vor allem mit der Arbeitswelt bekannt gemacht hat, erkennt auf Anhieb, dass kein einziges der Geräte, mit denen ja von Anfang an die anspruchsvollsten Besteigungen ins Werk gesetzt wurden, erst für die bürgerlichen Bergreisenden und ihre neuartigen Ziele erfunden oder entwickelt werden musste; alles lag fertig da als kultureller Schatz – wie in einer Schatztruhe, die man nur zu öffnen brauchte. Freilich waren es nicht die Werkzeuge und die Hilfsmittel allein, welche die erstaunlichen alpinistischen Leistungen ermöglichten; sondern es war der erübte, der den Berglern von Kindheit an in zähem Training vertraut gewordene Gebrauch der Instrumente, der die Bergreisenden auf die Gipfel und wieder herunter brachte – das heißt: die Instrumente selbst nützten den Bergreisenden nichts, sie bedurften derer, die die Werkzeuge souverän beherrschten: der Führer. Als wie bedeutsam der ›kulturelle Vorsprung‹ der Bergler in diesem Falle einzuschätzen ist, sieht man daran, dass es fast ein Jahrhundert dauerte, bis sich der Bergreisende – als ›führerlos‹ gehender ›Tourist‹ – von den einheimischen Alpinspezialisten emanzipierte, deren wichtigstes Instrument der schlichte Berg- oder Alpenstock war.

Das Allzweckgerät Bergstock und die Karriere des Eispickels

Dieser Bergstock wurde wohl in der Regel aus zäh-elastischem Eschenholz gefertigt und war unten mit einer Eisenspitze versehen (weshalb er gelegentlich auch als Stachelstock oder ›Alpenstachel‹ bezeichnet ist) und von unterschiedlicher Länge. Als kleinste Länge finde ich 1,30 m angegeben, Berlepsch nennt (um 1860) als Regellänge 1,50-1,80 m, doch scheint der Schaft sowohl im West- als auch im Ostalpengebiet meist länger gewesen zu sein: bei Graf Lusis Montblanc-Expedition 1816 zwi-



Bergstock und Eispickel gleichzeitig im Gebrauch. Illustration von Ernst Platz. Aus: Ernst Enzensperger: Wie sollen unsere Mittelschüler die Alpen bereisen? Technische Anleitungen und wissenschaftliche Anregungen. Kempten, München 1909, Umschlagsbild.



Der lange Bergstock des Montblanc-Führers Jacques Balmat 1787. Handkolorierte Gravüre. Aus: (H.-B. de Saussure:) Journal d'un voyage à Chamouni et à la cime du Mont-Blanc (...). Reprint, hg. von E. Gaillard und H.F. Montagnier. Lyon 1926, nach S. XVIII.

schen 1,80 und 3,00 m, und noch am Ende des 19. Jhs. wird als Länge der Gemsjägerstöcke im Berchtesgadener und Salzburger Gebirge 2,50 m bis 3,50 m genannt.

Dies war aber auch schon die Zeit, in welcher der Bergstock langsam aus der alpinistischen Praxis verschwand und dem neuen Eispickel wich. Diesen Verdrängungsprozess exakter nachzuzeichnen bleibt anderen überlassen, hier müssen einige wenige Daten genügen. Es scheint mir ganz bezeichnend, welche Worte Carl Seitz 1879 benützte, um das Ausrüstungswissen seiner Zeit den Mitgliedern des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins zu rekapitulieren. Über den Bergstock, meinte er, gebe es »wohl nichts Neues zu sagen« – also sagte er gar nichts. Umso eifriger aber berichtete er über die »grosse Rolle«, die der Eispickel neuerdings in der Schweiz spiele: »wer daran gewöhnt ist, sagt man mir« (also war Seitz selbst noch *nicht* an den Eispickel ›gewöhnt‹?), »macht ohne Eispickel keine Tour mehr, sei sie klein oder gross«.[2] Wenige Jahre später wog Emil Zsigmondy Vor- und Nachteile in verschiedenen alpinen Situationen gründlich gegeneinander ab[3], und Bilddokumente führen uns dieses Abwägen, diese anfängliche Unentschlossenheit anschaulich vor Augen: Fotografien und Zeichnungen zeigen die beiden konkurrierenden Geräte gleichzeitig im Gebrauch. Noch Mitte der zwanziger Jahre des 20. Jhs. stellt Ernst Enzensperger die Vorzüge des Bergstocks liebevoll-engagiert in helles Licht, schließt dann aber mit dem Ausdruck des Bedauerns: leider sei nun der Bergstock endgültig »außer Mode gekommen«.[4]



Eispickelgebrauch der Gebrüder Zsigmondy am Hochgrat. Holzstich nach einer Zeichnung von E.Th.Compton. Aus: Th. Christomannos: Sulden–Trafoi. Schilderungen aus dem Ortlergebiete. Innsbruck 1895, S. 61.

Bis in die 1860er Jahre aber war der Bergstock unangefochten das wichtigste Handgerät nicht nur im Ostalpengebiet. Er verdankt diese historische Vorzugsstellung seiner weitgefächerten und variablen Funktionalität, zu der stets die Geländesondierung gehörte, vor allem im Gletschergelände – also die Überprüfung der Dicke und Tragfähigkeit von Schneebrücken und das Ertasten von Hohlräumen und Spalten; wir lesen von der »vorgestreckten Alpensonde« oder von »mächtigen Sonden«, die den sicheren Weg finden halfen. Allgemeinste Aufgabe des Bergstockes war gewiss, die Fußauftritte durch einen dritten Aufsatzpunkt abzustützen, die Beine durch die Kraft der Arme zu entlasten, das Gleichgewicht zu halten und das Ausgleiten zu verhindern. An der gegen den Felsen oder die Eiswand gelehnten Stange konnte man sich hinaufziehen oder hinablassen; die bayrischen und Salzburger Gemsjäger hatten eine besonders flinke Klettertechnik entwickelt, bei der eine Hand den Stock und die andere den Fels fasste; doch auch zum Ziehen oder Schieben der Mitreisenden benützten die Führer den Stock; und nicht selten schlug man mit der Eisenspitze Stufen oder Griffe ins Eis.

Das bewegliche Geländer

Über den ganzen Alpenbogen hin war unter den Älplern eine Sicherungstechnik für unsichere Bergreisende bekannt (sie ist schon für das frühe 16. Jh. belegt), die man ›gehendes Geländer‹ nennen kann (›barrière ambulante‹): der vor und der hinter dem Bergreisenden gehende Führer hielten einen oder zwei Bergstöcke so, dass sich Ungeübte daran halten und sicher fühlen konnten. Der Arzt Dr. Joseph August Schultes bestätigt diese Wirkung aus eigener Erfahrung anlässlich der Glockner-Ersteigung von 1802: »Dieses Spielwerk von einem Geländer beruhigte meine Phantasie, und ich ging sicher.«[5] Auf Blättern der Illustrationsserie zu Saussures Montblanc-Ersteigung 1787 ist die Sicherungstechnik des ›beweglichen Geländers‹ deutlich erkennbar dargestellt.

Als Sicherungsmittel bei Spaltenstürzen galt der waagrecht gehaltene oder waagrecht unter die Achsel geklemmte Bergstock. Schon Gottlieb Sigmund Gruner erwähnt die Technik als in den Schweizer Alpen bekannt (1760), die Montblanc-Führer kannten sie wie auch die ersten Venediger- und die Dachstein-Ersteiger, und Graf Lusi verdankte ihr gar sein Leben oder doch den glimpflichen Sturzverlauf im Jahre 1816. Auch als Leiter-Ersatz – also als quer über eine Spalte gelegte Brücke – wurden die Stöcke verwendet. Doch ihre spektakulärste Anwendung – jedenfalls spektakulär in den Augen der Bergreisenden, wie die Berichte erkennen lassen – fanden die Bergstöcke im raschen Abgleiten und im überraschenden Sprung.

Das Abfahren mit dem Bergstock

Mit dem Abfahren ist hier nicht das häufig geübte Hinabgleiten, Hinunter-Glitschen oder -Rutschen auf dem Gesäß gemeint, sondern das Hinabgleiten mit aufrecht stehendem Körper und mit durchgedrückten Knien, wobei der nach hinten gehaltene Bergstock die Lage während der raschen Fahrt stabilisierte. Gelegentlich wird ausdrücklich angemerkt, dass das Wort Abfahren der »Alpensprache« – also der Sprache der Einheimischen – entstammt, die ihrerseits wieder besondere Ausdrücke für das Abfahren über Geröll und das fast ausschließlich beschriebene Abgleiten in Firn und Schnee parat hatte.

Es mangelt nicht an Beschreibungen dieser im Abstieg zeit- und kräftesparenden Technik: »Mit beyden Händen den gewaltigen Bergstock hinter sich in den Schnee stemmend, die Knie steif gebogen, stößt sich der Älpler mit dem Stabe ab, und fährt so stehend wie ein Pfeil über das Schneefeld hinunter; geht es zu gähe oder will er stehen bleiben, so stemmt er Stab und Absätze kräftig an, und hält sich so im schnellsten Laufe.« Freilich komme einem »dieses Schneefahren«, wenn man es zum ersten Male sehe, »nicht gar lustig« vor, ein Sturz sei überdies todgefährlich. »Doch kommt es nur auf etwas Übung an, dann geht es recht lustig und es ist wirklich ein köstlicher Anblick, einen ganzen Zug über einen Abhang so herabfahren zu sehen. Wer es nie gesehen, plötzlich dahin versetzt würde, wäre sicher geneigt an Feerey« – an Zauberei – »zu glauben.«[6]

Über die Geschwindigkeit, mit der die Bergler abzufahren vermochten, waren beeindruckende Geschichten im Umlauf, und die Bergreisenden betonten ein ums andere Mal, wie unvoreingenommen sie die »Geschicklichkeit« der Älpler bewunderten. Glücklich also die Bergreisenden, die, wie der Genfer Mark Theodor Bourrit, die Technik sich hatten aneignen können: »wir glitschten«, erinnert er sich an einen Abstieg vom Buet, »auf unsre Stöcke gelehnt, niederwerts. In der That war es ein besonderes Schauspiel, wie wir so schnell über grosse Strecken von glattem, glänzendem Schnee hineilten; seinen Krümmungen, Höhen und Tiefen folgten, und uns ein Spiel draus machten einer dem andern in die Wette vorzukommen.« Der schöne Text lässt auch über zwei Jahrhunderte später noch den Genuss spüren, den die Abfahrenden am Buet empfanden – zumal sie für die Strecke, die ihnen im Aufstieg acht Stunden abverlangt hatte, jetzt nur noch drei brauchten.[7] Wenn dann später in den Alpinismus des 20. Jahrhunderts durch die Ski-Abfahrt eine völlig neue Note kam, ein völlig neuer Genuss – als »das umgekehrte Erlebnis des Bergsteigens«, als »ein paradox befreiendes Erlebnis der Schwere«, wie Ernst Bloch gesagt hat[8] –: im Abfahren hatte der frühe Alpinismus schon über eine durchaus respektable Vorform solchen Genusses verfügt.



Gerader Bergstock und Hakenbergstock gleichzeitig im Gebrauch. Kupferstich nach einer Zeichnung von Friedrich Dietler. Aus: Franz Josef Hugi: Naturhistorische Alpenreise. Solothurn, Leipzig 1830, Frontispiz.

Der Sprung mit dem Bergstock

Die verschiedenen Techniken des Abfahrens haben das ›Ende‹ des Bergstocks überlebt; Ludwig Purtscheller beispielsweise beschreibt am Ende des 19. Jhs. die Abfahrtechnik noch einmal gründlich – nun freilich die Variante, die mit Hilfe des *Eispickels* durchgeführt werden kann.[9] Gänzlich ver-

[4] Ernst Enzensperger: Bergsteigen. Berlin o. J. (ca. 1924), S. 156.

[5] Joseph August Schultes: Reise auf den Glockner, an Kärnthens, Salzburgs und Tyrols Grenze. 2. Teil Wien 1804, S. 129 (Fußnote).

[6] Adolf Schmidl: Aus den vaterländischen Alpen. I. Besteigung des Thorsteins. In: Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater u. Mode Nr. 82, 9.7.1829, S. 673-677, Nr. 83, 11.7.1829, S. 681-685; hier: S. 677.

[7] Mark Theodor Bourrit: Beschreibung der Savoyischen Eisgebürge. Zürich 1786, S. 170. – Die deutschsprachigen Berichte verwenden bis zur Mitte des 19. Jhs. meist das Wort ›glitschen‹; ›rutschen‹ wird



Gemsjäger mit Bergstock im eiligen Abstieg. Kolorierte Kreidelithographie nach einer Zeichnung von Edouard Pingret, 1825. Alpines Museum München, Inv.-Nr. 12. 1986. 1387.

schwunden ist mit der Verabschiedung des Bergstocks aber eine andere kunstvolle und wohl sehr alte Alpintechnik, von der heute kaum jemand noch etwas weiß: der Sprung mit Hilfe des Bergstockes, die Fortbewegung mit dem als Sprungstab benützten Bergstock.[10]

Eindrückliche Bilddarstellungen der Technik des Stabsprunges finden sich in den von Kaiser Maximilian veranlassten Holzschnittreihen (etwa des ›Theuerdanck‹ von 1517: man sieht Jäger an mächtigen Schäften über Schluchten setzen oder in die Tiefe springen); auch Thomas Platter berichtet aus der ersten Hälfte des 16. Jhs., dass er sich mit seinen Mithirten in sämtlichen ›Künsten‹ geübt habe – so habe er selbstverständlich auch gelernt: »mit dem stäken springen«.[11] Es ist anzunehmen, dass diese Jäger- und Hirtenkünste durch die Jahrhunderte weitergegeben wurden, bis uns Zeugnisse des 19. Jhs. erreichen, die erneut von jener alten Sprungtechnik sowohl aus den westlichen wie aus den östlichen Alpen berichten. Und noch am Ende dieses 19. Jhs. weiß Purtscheller aus eigener Anschauung Erstaunliches von den Sprungleistungen der Jäger im Salzburger und Berchtesgadener Land zu berichten; er spricht von Sprüngen mit einer Weite von drei bis vier Metern in die Tiefe. Man möchte vermuten, dass es die Notwendigkeit andauernder Übung war, welche bewirkte, dass die kulturelle Errungenschaft und Tradition des Stabsprungs sich nur unter den Berglern selbst fortpflanzte (und auch da nur unter einer spezialisierten Minderheit) – gewissermaßen als Geheimwissen und als Geheimfertigkeit, die selten einmal Eingang fanden in die Berichte der Bergreisenden. Immerhin aber gibt es ein stummes Dokument, das bis heute anzeigt, dass sich auch Touristen die Sprungstabtechnik anzueignen suchten: auf einem auf das Jahr 1819 datierten Ölgemälde von Heinrich Reinhold (›Künstler erkunden die Österreichischen Alpen‹) sieht man einen jungen Maler mit Hilfe des Bergstockes elegant von einem Felsblock zu einem andern springen.[12]

Der Hakenstock

Neben dem normalen, geraden Bergstock von unterschiedlicher Länge hat auch eine Variation dieses Allzweckgeräts am Ende des 19. Jhs. dem moderneren Eispickel weichen müssen; dieser Prozess vollzog sich ohne jede Diskussion und so still, dass sich kaum eine Erinnerung an dieses einst ebenfalls über den gesamten Alpenraum verbreitete, das ganze 19. Jh. hindurch benützte und als überaus tauglich empfundene Gerät erhalten hat – weder bekommt man in den Museen ein Exemplar dieses schlichten Instruments zu sehen, noch wird es in den Geschichtsbüchern des Alpinismus gebührend gewürdigt. Ich nenne es, um es vom gewöhnlichen Alpenstock abzuheben, Hakenstock, weil an seinem oberen Ende ein eiserner Haken montiert war. Die übliche Bezeichnung war jedoch auch für dieses Gerät: Berg- oder Alpenstock, weshalb es einem, wenn man die Berichte liest, zunächst gar nicht ins Auge fällt – es sei denn, das Gerät ist ausdrücklich beschrieben oder gar abgebildet.

Zwar gab es eine Sonntagsvariante mit einem Haken aus Gemshorn; doch die auch fürs Klettern als tauglich erachteten Stöcke trugen einen (so beschreibt sie wenigstens Rohrdorf 1828) knapp 20 cm langen Haken »von gutem Stahl«, der entweder fix angebracht war oder eingeschraubt wurde und mit einem Schräubchen arretiert werden konnte, damit er sich bei Belastung nicht herausdrehte. Als solche Belastung nennt Rohrdorf das »Tritt-Einhauen« (also Stufenhauen in Firn und Eis – weshalb der von ihm beschriebene Haken zugeschliffen war) und das »Anhängen«, also das Einhaken in höheren Felskanten oder im Eis[13]; auch Adalbert Stifter, der sein alpinistisches Wissen vom Freund Friedrich Simony bezogen hatte, schreibt in den vierziger Jahren, dass der

erst später gebräuchlich.

[8]Ernst Bloch: Alpen ohne Photographie (1930). In: ders.: Verfremdungen II. Geographica. Frankfurt am Main 1964, S. 129-141; hier: S. 130.

[9]Vgl. Ludwig Purtscheller: Zur Entwicklungsgeschichte des Alpinismus und der alpinen Technik in den Deutschen und Oesterreichischen Alpen. In: Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins 25/1894. Berlin 1894, S. 95-176; hier: S. 173 f.

[10]Ich danke Dott. Christoph Gasser, Direktor des Stadtmuseums Klausen, der mir erste nützliche Hinweise zu diesem Thema gegeben hat.

[11]Thomas Platter: Lebensbeschreibung (1572). Hg. von Alfred Hartmann. Basel 1944, S. 38.

[12]In den Sammlungen des

eiserne Haken dem Benützer ermöglicht habe, »sich damit einzuhaken und anzuhängen«.[14] Jedenfalls muss man das Gerät für so praktisch und nützlich gehalten haben, dass wir ihm in Text- und Bildbelegen vom späten 18. Jh. bis in die sechziger, siebziger Jahre des 19. Jhs. vom Schneeberg und den Ostalpen bis ins Montblancgebiet (ja bis in die Pyrenäen hinein) und vom Berner Oberland bis hin zum Monte Rosa begegnen. Oft spielt bei den Funden der Zufall wieder seine Rolle; doch wer seine Aufmerksamkeit ausgerichtet und seinen Blick geschärft hat, wird den Hakenstock auf mehr Bilddokumenten entdecken, als er gedacht hätte. Und er wird wiederum auf eine Phase stoßen, in der der ›alte‹ Hakenstock und der ›neue‹ Eispickel nebeneinanderher gebraucht worden sind. Jedenfalls erkennt man, dass die Kletterhaken und Griffeisen, auf die man selten genug in Museen oder sonstwo stößt, keine kuriosen Absonderlichkeiten einer leichtsinnigen und irregeleiteten Klettersucht sind, sondern letzte Reste einer einst im ganzen Alpenraum als vernünftig und gültig angesehenen Bergtechnik.

Griesbeil und Jägerstecken

Es ist wahrscheinlich, dass der Hakenstock zum alpinistischen Hilfsmittel werden konnte, weil er sich in der alpinen Arbeitswelt bewährt hatte. Das gilt auch für ein letztes der alten Handgeräte, das meist als Griesbeil bezeichnet wurde: ein Schaft mit eiserner Spitze, unter der noch ein Widerhaken angebracht war. Das Gerät wurde in einer mächtigen Ausführung beim Holzflößen und beim Holztriften verwendet; Adlernesträuber benützten eine handlichere Version wie auch die Bergbauern im Glocknergebiet bei der Heuarbeit; und es ist wieder ganz bezeichnend, dass die ›Bauern‹ ihr Griesbeil, das ihnen zum Heuen diente, auch zur Glocknerbesteigung mitnahmen: für den Bergreisenden Dr. Schultes bildeten sie damit am schwindelerregenden Katzensteig ein ›gehendes Geländer‹.[15] Nicht zuletzt aber verwendeten die Gemsjäger ein Griesbeil bei ihrer Tätigkeit, weshalb dieses vielfach ›Jägerstecken‹ genannt wurde; die Belege, meist Bildzeugnisse, stammen aus der Steiermark, aus Tirol, aus Graubünden – so dass man vielleicht auch im Falle des Jägersteckens von einer Verbreitung über das gesamte Alpengebiet sprechen darf. Auch die Datierungen entsprechen denen der anderen Bergstock-Arten: Belege für den alpinistischen Gebrauch des Griesbeils finden sich bis zum Ende des 19. Jhs.; ja sogar noch aus den zwanziger Jahren des 20. Jhs. hören wir von vereinzelter Handhabung des Jägersteckens. Doch sind das Nachzügler-Nachrichten. Denn der Eispickel hat auch das Griesbeil (wie den Haken- und den geraden Bergstock) vollkommen ersetzt.



Der Haken-Bergstock der Touristen konkurriert mit dem Eispickel des Führers. Holzstich nach einer Zeichnung von E. Whymper. Aus: Edward Whymper: Berg- und Gletscherfahrten in den Alpen in den Jahren 1860 bis 1869. Braunschweig 1872, S. 456.

Bild unten: »Tiroler Wildschütz« mit Jägerstecken (Griesbeil). Kreidelithographie Innsbruck, um 1840. Privatbesitz.



Fürsten von und zu Liechtenstein in Wien (Inv.-Nr. GE 2144). Abb. in Johann Kräftner: Biedermeier im Haus Liechtenstein. Die Epoche im Licht der Fürstlichen Sammlungen [= Liechtenstein Museum Wien]. München 2005, S. 132 f. (Abb. 99) und S. 250.

[13]Caspar Rohrdorf: Reise über den Grindelwald-Viescher-Gletscher auf den Jungfrau-Gletscher und Ersteigung des Gletschers des Jungfrau-Berges. Bern 1828, S. 38 f.

[14]Adalbert Stifter: Die Mappe meines Urgroßvaters (1841-1845). In: ders.: Werke in zwei Bänden. Hg. von I. E. Walter. Salzburg 1951. Band 1, S. 346-483; hier: S. 406.

[15]Vgl. Anm. 5.

»Zum Augenblicke möcht ich sagen…«

Extremes Tun in der Freizeitgesellschaft – eine kulturwissenschaftliche Betrachtung

VON WALTRAUD KRAINZ



Der Sprung vom Eiger

Die Nordwand des Eigers, schneebedeckte Felsen, darunter der Gletscher, darüber ein tiefblauer Himmel. Von dem der Wand vorgelagerten Felsköpfchen springen im Jahr 2000 zwei Männer erstmals in die Tiefe. Der Sprung ist im Video Eiger B.A.S.E. festgehalten: der Steirer Hannes Arch springt aktiv von der Wand ab, hebt gleichzeitig Arme und Beine und bringt seinen Körper in eine horizontale Lage. Sein Schweizer Partner Ueli Gegenschatz hat einen Wing Suit an, einen winddichten Anzug, der seine Sturz- und Flugzeit verlängert und ihm das Aussehen einer großen, blauen Fledermaus verleiht. An seinem Fuß steigt eine rote Rauchfahne auf, die seine Fluglinie in der Luft nachzeichnet. Man sieht wie die beiden Körper waagrecht die 1900 Meter hohe Wand entlang hinunter fallen. Der fast zwanzig Sekunden dauernde Sprung wird im Film aus unterschiedlichen Perspektiven dargestellt, durch Zeitlupe verlängert und mit stimmungsvoller Musik untermalt.

Der Sog der Schwerkraft ist erkennbar, die Körper werden durch den Fall extrem beschleunigt. Dennoch hat der Sprung nichts gemeinsam mit einem unkontrollierten Absturz, im Gegenteil, die Springer haben ihre Körper völlig unter Kontrolle, sie scheinen mehr in der Luft zu schweben, denn zu fallen. Während der Fall in unserer Kultur negativ besetzt ist, weil er mit Kontrollverlust und menschlichen Urängsten verbunden wird, symbolisiert der Flug die Leichtigkeit, mit der sich Götter und Engel, befreit aus den Fesseln der irdischen Schwere, in der Luft bewegen. Von der Luft getragen zu werden, bedeute, sich absolut frei zu fühlen, sagt Hannes Arch. Der Luftwiderstand bremst den Fall, sodass die Springer auf einer Art Luftpolster liegen. Diese Leichtigkeit des Sturzflugs steht in starkem Kontrast zu den Mühen des Aufstieges, die Generationen von Nordwand-Alpinisten in dieser geschichtsträchtigen Wand auf sich nahmen, um sich gegen und nicht mit der Schwerkraft fortzubewegen.

Kurz bevor sie am Boden aufprallen würden, ziehen Hannes und Ueli die Leinen ihrer Fallschirme, gleiten die letzten Meter in der Luft, um dann im Schnee der Hochgebirgslandschaft zu landen. Sie umarmen sich, strahlen vor Freude. Hurrah, sie leben noch, der Schirm hat sich geöffnet, denkt man beim Zusehen. Der Sog der Bilder wirkt ähnlich wie die Schwerkraft und vermittelt eine intensive Mischung aus Freiheit und Gefahr, aus Fliegen und Fallen. Die Gegensätze liegen hier eng beisammen.

Hannes betont im Video den »wunderschönen Tag hier am Eiger«, der Teil dieses »unvergleichbaren, dieses Wahnsinns-Erlebnisses« sei. Eiger B.A.S.E. endet mit einem Goethe-Zitat:

»Zum Augenblicke möchte ich sagen:
Verweile doch du bist so schön!
Im Vorgefühl von solchem Glück
Genieß ich jetzt den höchsten Augenblick.«

Trend- und Funsportarten prägen …

Abzuheben, jenseits der Schwerkraft des Alltags, ungebunden und locker, mit dem einzigen Ziel, das Glück und den intensiven Moment zu genießen – die Umkehr all dessen, was mit den Mühen und Plackereien des alltäglichen Lebens verbunden ist. In Eiger B.A.S.E. zeigt sich in bildhafter Form der Zeitgeist.

Das Base Jumpen ist als hochriskanter Extremsport eine Ausprägung der Freizeitgesellschaft: Ende der 80er begannen Athleten sich von Gebäuden oder Autobahnbrücken zu stürzen. In etwa zeitgleich kamen kommerzielle und ungefährliche Fallpraktiken wie das Bungee Jumpen auf. Während die Fallpraktiken nur von einer kleinen Personengruppe ausgeübt werden, sprechen die so genannten Trend- und Funsportarten eine große Masse von Menschen an: Snow- und Skateboarden, Rollerbladen und Surfen lösten zu Beginn der 90er Jahre regelrechte Booms aus. Diese neuen Sportarten stehen in Kontrast zu den klassischen Ausdauer-, Kraft- und Mannschaftssportarten: Ihr Fokus liegt auf Spaß, Action und Abwechslung. Sie sind Teil eines »Spannungsschemas« (Schulze), welches vor allem für die Jugendkultur, auch im Musik- und Kulturbereich, bezeichnend ist.

Einige dieser Trends – wie der akrobatische Kampftanz Capuera – kommen von der Straße oder entstehen in Nischen und verbreitern sich dann. Beim Tanzen auf der Straße, beim Springen mit dem Skateboard, beim Hindernislauf durch die Großstadt (Parcour) wird der städtische Raum neu und anders genützt.

Die Trend- und Funsportarten haben gemeinsam, dass sie einzeln, in kleinen Gruppen, ohne fixe Trainingszeiten, ohne bindende Vereine, gerade so wie man eben Lust hat, durchgeführt werden können. Der Körper wird darin in ungewohnten Formen genutzt: er wird beschleunigt, verdreht und zeichnet Figuren in der Luft wie beim Skate-, Snowboarden und Kite-Surfen oder er wird waagrecht in die Luft gelegt und in die Tiefe geschleudert wie bei den Fallpraktiken. »Kick«, »Fun« und »Action« bezeichnen all diese neue Bewegungspraktiken und wurden zu Schlüsselbegriffen der 90er Jahre.

Diejenigen, die es weniger spektakulär lieben – von der figurbewussten Frau über den leistungsorientierten Mann bis hin zur älteren Generation –, setzen hingegen auf die Fitness- und Wellness-Welle, praktizieren Nordic Walking oder indische und asiatische Bewegungsformen wie Yoga und Tai Chi. Auch wenn die Bereiche des Trend- und Fitnesssports konträr erscheinen, erweitert in beiden die Erlebnisorientierung das Leistungsdenken, welches die Basis des

Sprung vom »Pilz« am Eiger.
© Ueli Gegenschatz für g-force GmbH

modernen Sportkonzepts darstellt. Sport wird zur Bewegung, mit unterschiedlichen Motivationen, die jenseits der reinen Leistungsziele angesiedelt sind, wie: Sich selbst was Gutes tun, fit und gesund bleiben, Spaß und intensive Erlebnisse haben.

Mit der Erlebnisorientierung im Sport begann auch ein Markt dafür zu entstehen. Das traditionelle Sport-Angebot von Vereinen und Clubs wurde durch kommerzielle Anbieter ergänzt, man denke nur an den Boom der Fitness-Center in den 90er Jahren. Die Trendsport- und Fitnesswelle hat die Auswahl-Möglichkeiten im Sport- und Bewegungsbereich stark erhöht – doch wer die Wahl hat, hat oft auch die Qual. So übt man/frau heute nicht nur einen Sport über viele Jahre aus, es ist gang und gäbe mehrere Sportarten parallel auszuüben: Outdoor-Sportler fahren im vollbepackten Van nach Südfrankreich mit Ausrüstung für drei- bis vier Sportarten pro Urlaub: fürs Klettern, Kajak fahren, Mountainbiken und Raften. Frauen, die auf die Figur achten, wechseln zwischen dem Pilates-Kurs an der Volkshochschule, den Yoga-Abenden mit Freunden und den Work-Outs im Fitness-Center hin und her.

... die Freizeitgesellschaft

Basis für diese Vielzahl an Angeboten ist, dass große Teile der Bevölkerung einen hohen Lebensstandard haben. Seit den 50er Jahren stieg der allgemeine Wohlstand, gleichzeitig erhöhte sich der Anteil der freien Zeit. Die Freizeit- und Erlebnisorientierung wurde ab der zweiten Hälfte der 80er Jahre zur kollektiven Grundhaltung: Das Motto »Sei glücklich! Hab Spaß! Erlebe dein Leben!«, ersetzte das Pflichtbewusstsein der Nachkriegsgeneration mit dem Fokus auf »Schaffe, schaffe, Häusle baue«. Die Freizeit soll mit positiven Erlebnissen gefüllt werden, Zeit und Geld bilden die Basis dafür, wer eins von beiden nicht aufbringen kann, bleibt davon ausgeschlossen.

Im Freizeitbereich zeigt sich vieles, was für unsere Gesellschaft charakteristisch ist: eine Vielfalt an Möglichkeiten, die Hand in Hand geht mit der (zumindest teilweisen) Auflösung traditioneller Strukturen und linearer Lebensläufe. Der lebenslange Arbeitsplatz gilt heute schon fast als Ausnahme, rasche Wechsel als normal.

Auch im Bereich der Familie lösen sich traditionelle Rollen auf, Patchwork-Familien und Single-Haushalte prägen das Bild der Zeit.

Wie im Sport so nehmen auch im Alltag die Möglichkeiten und Wahl-Freiheiten zu. Aus dieser Vielfalt erwächst eine größere Freiheit für den Einzelnen: Konnte man in den wilden 68ern als Mann mit langen Haaren noch provozieren, so wird das heute kaum mehr wahrgenommen. War Ende der 70er Jahre der Extrem-Bergsteiger noch ein Zwischending zwischen einem Aussteiger und Selbstmörder, so nimmt man Profi-Bergsteiger und Bergsteigerinnen heute unhinterfragt hin. Für die Gesellschaft ist nicht mehr der Gegensatz von »normal« und »rebellisch« bezeichnend, vielmehr ist Normalität vorstellbar als Kontinuum, in dem vieles möglich ist, nach dem Motto: »A jeda wie er mant.«

Diese Individualisierung hat jedoch nicht nur positive Seiten: Durch den Verlust an Bindungen und Zugehörigkeiten und den steigenden Unsicherheiten am Arbeitsmarkt ist das Individuum stärker auf sich selbst zurückgeworfen und muss mehr Verantwortung für sich und sein Leben übernehmen. Das kann auch zur Überforderung des Einzelnen führen. Im beginnenden 21. Jahrhundert nehmen die Ungewissheiten zu, ohne dass neue Absicherungsmöglichkeiten in Sicht sind.

Der Sprung vom Eiger ist somit in zweifacher Weise bezeichnend für den Zustand der Gesellschaft: In ihm drückt sich die Lockerheit und die Freiheiten, die wir in vielen Lebensbereichen genießen ebenso aus, wie die Kehrseite der Erlebnis- und Freizeitgesellschaft: die Ausgesetztheit, Gefährdung und Zerbrechlichkeit des Individuums.

Der Einzelne, der die Verantwortung für sich und sein Handeln übernimmt, mit all den Chancen, die damit verbunden sind, aber auch mit all den Risiken. Nirgends kommt dies klarer zum Ausdruck als im Beispiel des Risiko- und Extremsportlers: Er setzt seine Träume um, ist letztlich auf sich allein gestellt und kann das existenzbedrohende Restrisiko niemals völlig eliminieren.



Abseits der Piste – Spaß und Risiko.
Foto: Gunar Streu

Die steigende Unübersichtlichkeit

River-Rafting, Kajakfahren, Canyoning und Hydro-Speed – Freeriden, Telemarken und Schneeschuhwandern – Mountain-Biken, Nordic-Walking, Allterrain-und Sandboarden, – Alpine-Fun-Parks, Seilrutschen, Hängebrücken – Paragliden, Trekkings und motorisierte Safaris aller Art. Wie die Anzahl der Funsportarten, so hat sich auch der Bereich der traditionellen Natur-Sportarten in den letzten zwanzig Jahren stark erweitert. Die daraus entstandenen Outdoor- und Abenteuersportarten weisen eine enorme Spezialisierung sowie eine neue Unübersichtlichkeit auf.

Allein die unterschiedlichen Ausprägungen des ehemaligen Felskletterns können nur mehr ohne Gewähr auf Vollständigkeit dargestellt werden: alpines Felsklettern, Sportklettern, Wettkampfklettern, Bouldern (in der Halle oder am Fels), Hallenklettern, alpines Sportklettern, Dry-Tooling, Techno-Klettern, Speed-Klettern, Mixed-Klettern. Dementsprechend vergrößert hat sich auch die Zahl der Kletternden.

Als ich Anfang der 90er Jahr mit dem Sportklettern begann, bestand die Kärntner Kletterszene aus einem kleinen überschaubaren Grüppchen. Jeder kannte jeden, von Andrang am Felsen keine Spur, die wenigen vorhanden Touren hatten weite Hakenabstände, heute typische Einsteigertouren gab es so gut wie keine. Bei den ersten österreichischen Sportkletterwettkämpfen an denen ich teilnahm, bestand die Damenriege aus cirka fünfzehn Kletterinnen. Heute reiht sich »Climbing« in die Vielfalt der Trendsportarten ein und ist ein weit verbreiteter Freizeitsport. Voraussetzung dafür war, dass die bestehenden Klettergebiete ausgebaut und eine Vielzahl neuer erschlossen wurde, dass die Routen besser abgesichert sind, und dass es eine Fülle attraktiver Touren für Anfänger und Wochenendkletterer gibt. Dadurch stieg auch der Frauenanteil unter den Kletternden kontinuierlich an.

Das Klettern hat eine eigenständige Geschichte und ist insofern nicht völlig mit den anderen Trend- und Funsportarten gleichzusetzen, dennoch passt es bestens in dieses Feld. Es weist Merkmale des diese Sportarten bestimmenden Spannungsschemas – wie Spaßfaktor, Naturerlebnis, Abwechslung und Action – auf und entspricht gleichzeitig dem Individualisierungstrend: Climbing kann man ohne Verein, mit wechselnden Sicherungspartnern, ohne fixe Trainingszeiten, je nach Lust mit unterschiedlich hohem Leistungsanspruch ausüben.

Auf der anderen Seite und zeitgleich – dies trägt auch zur wachsenden Popularität des Klettersports bei – wurde und wird der Sport institutionalisiert und standardisiert: als Schulsport und als Wettkampfsport, mit Masters, Cups, Kadern und gezielter Ju-



Marcus Groinig beim Bouldern, Maltatal/Kärnten
Foto: Stefan Köchel

gendförderung. Wettkämpfe, Rekorde, Spezialisierung und die Schaffung formeller Strukturen sind Kennzeichen des traditionellen Leistungssports, an dessen Normen das Klettern hier zunehmend angepasst wird.

Die Wurzeln des Sportkletterns, mit den gegenkulturellen und rebellischen Anteilen, rücken mit den Veränderungen des Klettern zum Trendsport einerseits und zum Wettkampfsport andererseits zunehmend in den Hintergrund. Bestärkt wird diese Entwicklung durch Funktionalisierungen des Kletterns in außersportlichen Bereichen: physiotherapeutische und pädagogische Praktiken, Team- und Organisationsentwicklung im Wirtschaftbereich... – es ist populär Klettern als Mittel für die unterschiedlichsten Zwecke einzusetzen.

Unbannbar sind die Bilder

Allein im Feld des Kletterns setzt die enorme Spezialisierung und die damit verbundene Unübersichtlichkeit ein gewisses Expertenwissen bei der Beurteilung der oftmals herausragenden Leistungen voraus. In Kürze ist dem unbedarften Laien kaum vermittelbar, was den Unterschied zwischen einer 7c+ und einer 9a+ ausmacht.

In einer vom Visuellen dominierten Gesellschaft sind Bilder das A und O der Vermittlung. Keine Story ohne Bild, kein Bild ohne Rekord oder Neuheitswert. Das Bild dient dabei nicht nur der Dokumentation, sondern ist immer auch eine »Einmischung in die Situation« (Susan Sontag). Man denke nur an die Bilder der 8000er: Eis, Schnee, Kälte – unmenschliche Bedingungen, dann die absolut messbare Höhe, die große Gefahr durch Lawinen, der mangelnde Sauerstoff in der Höhe. In der Zeit der großen Begehungen im Himalaya, den 80er Jahren, wurde mit diesen Bilder von einer breiten Masse spontan übermenschliches Leistungsvermögen verbunden.

Auch die Darstellung des Menschen in diesem Umfeld bedarf kaum langer Erläuterungen: das legendäre Foto von Hermann Buhl, der 1953 vom Nanga Parbat zurückkehrt, sein Gesicht ausgezehrt und gealtert, ist unvergesslich. Reinhold Messner und Peter Habeler als erste Menschen ohne Sauerstoff am Everest – jetzt zum 30 jährigen Jubiläum werden die Gipfelfotos der damals noch jungen Bergsteiger wieder gezeigt. Diese Bilder sind ebenso Teil der Alpingeschichte, wie das Bild von Wolfgang Güllich in Action Directe, 1991, der ersten 8c+/9a, Teil der Sportklettergeschichte ist. Noch heute hängt das Foto in Pio´s Bar in Arco und beim Kaffe trinken kann man sich Güllichs muskelbepackten Körper, der von einem Fingerglied dynamisch nach oben gezogen wird, ansehen. Man muss nicht genau wissen, was eine 8c+/9a ist, um sich bei diesem Bild vorstellen zu können, dass diese Begehung eine herausragende Leistung gewesen sein musste.

»Unbannbar sind die Bilder, sie sind früher und mächtiger als unser Denken, sie sind ein Zeitloses«, erkannte der österreichische Schriftsteller Hermann Broch schon in den 30er Jahren. Natürlich konnte er damals nicht ahnen, mit welchen Bilderfluten wir heute konfrontiert werden. 2008 haben wir alle schon hunderte Bilder aus dem Himalaya gesehen, und jeder Kletterinteressierte kennt bereits jede halbwegs fotogene Pose in der neuesten Kletterzeitschrift. Was in den 80er und 90er Jahren noch neu und interessant war, ist heute oftmals nur eine Wiederholung des Ähnlichen.

Riskant – was und für wen?

Denn mittlerweile gehört das Riskante, Extreme und das Außergewöhnliche zur »Menüwelt« (Schulze) unserer Gesellschaft. Bilder von Surfern, die spektakuläre Wellen durchreiten, von Canynonisten, die sich irre Wasserfälle hinunterstürzen, von Luft-Surfern, oder in James-Bond Manier Polizisten austricksenden, von Hoch-Häusern springenden Base Jumpern. Als Mediennutzer ist man diese Bilder des Extremen derart gewohnt, dass eine Normalisierung und Veralltäglichung des Risikoreichen eingetreten ist.

Während sich der durchschnittliche Mediennutzer an die Bilder des Extremen gewöhnt hat, beschäftigen sich seit Ende der 90er Jahre Psychologen, Philosophen, Soziologen oder Freizeitforscher mit den unterschiedlichen Ausprägungen und Formen des Extremen: vom »Flow« zum »Xtreme« und dem »kalkulierten Wahnsinn«. Je nach Perspektive und wissenschaftlichem Fach werden bei den Akteuren Identitätsprobleme oder ein Selbstermächtigungsstreben, das von Leere und Langeweile ausgelöst wird, festgestellt. Die Extremen lassen manche gar nicht mehr zu Wort kommen, sie seien schon zu »selbstreflexiv« (Bette) geworden.

Überdies beschäftigen sich auch Versicherungsmanager und Volkswirtschaftler mit dem extremen Tun: Wie hoch nun die Risikowahrscheinlichkeit des extremen Tuns in Relation zu einem unbedarften Ausrutschen auf einem Schneefeld sei, und ob die volkswirtschaftlichen Kosten eines verunfallten Extremsportlers auf die Gesamtbevölkerung hochgerechnet niedriger oder höher seien als für andere gesellschaftliche Risikogruppen, wie übergewichtige Couch-Potatos, exzessive Raucher oder super-gestresste Manager.

Die Extremen selbst sehen hingegen immer weniger »Übersetzungsnotwendigkeit« für ihr Handeln. Schrieb Reinhold Messner noch über fünfzig Bücher, die in viele Sprachen übersetzt und weltweit gelesen wurden, unterbleibt die sprachliche Reflexion heute zumeist. Nach dem Speed-Rekord am El Capitan antwortet Alexander Huber auf die Frage »Wie ›verrückt‹ muss man sein, dass man wochenlang die ›Nose‹ belagert?« nur: »Total normal reicht. Wir sind ja auch total normal.«

Extreme Aktionen sind zwar von außen begründbar und dokumentierbar, die Erfahrungen der Extremen sind jedoch nur begrenzt mitteilbar. Ich, da ich selbst nie auf einem 8000er war, kann kaum die dünne Luft und die große Gefahr der Höhe nachempfinden, und nachdem ich mich beim Sportklettern schon fürchte, wenn ich knapp über dem Haken stehe, kann ich nicht nachvollziehen, wie es Alexander Huber beim Solo in der Nordwand der Großen Zinne ergangen ist. Während sich in den Erfahrungswelten der Akteure und des Publikums eine nicht zu überbrückende Distanz auftut, erscheint den Extremen das, was sie tun als völlig normal und selbstverständlich. Zumeist sind sie Profis und ihr Leben wird bestimmt durch das extreme Tun, sodass sie bei dem, was sie machen, eine große Sicherheit entwickelt haben. Dieses Phänomen bezeichnet man als Habitualisierung, und es unterscheidet sich nicht sonderlich davon, dass man das Autofahren, das erwiesenermaßen ein hohes Risikopotential hat, auch als normal empfindet.

Hannes Arch meint zum Thema Risiko: »Ich springe nur dann, wenn ich weiß, es geht gut. Ich würde nicht springen, wenn der Ausgang unbestimmt wäre und ich es sozusagen darauf ankommen ließe.« Und: »Die Bedingungen müssen stimmen, dann kann da jeder, der sich traut, runterspringen.« Abgesehen davon, dass sich wahrscheinlich nur wenige finden werden, die sich trauen, stellt sich die Frage, ob wir ihm dies glauben können?

Wie auch immer die Antwort ausfällt, sie weist nur daraufhin, dass im Bereich des Extremen die Grenzen zu verschwimmen

beginnen. Gibt es diese klare Opposition von Sicherheit und Risiko, von alltäglich und extrem oder ist das nur eine ideale Konstruktion?

Die »meisten Menschen sterben im Bett.« Dieser Spruch erinnert daran, dass quasi alles Tun mit Risiko behaftet ist. Das Risiko scheint nicht auf einer Seite des Gegensatzpaares Leben und Tod, sondern eher im Graubereich dazwischen angesiedelt zu sein: Natürlich ist im Allgemeinen alpines Bergsteigen riskanter als Sportklettern, natürlich steigen die äußeren Gefahren beim Höhenbergsteigen, diese Vergleiche ließen sich lange fortführen. Doch schon bei der Frage nach der Bewertung des Faktors »Ernsthaftigkeit« in Klettersteigführern zeigen sich die Unschärfen und Uneindeutigkeiten, die mit solchen Bewertungen des Risikos verbunden sind. Was ist »ernsthafter« als das andere, für wen und unter welchen Bedingungen? Der Einzelfall sträubt sich dann zumeist gegen die Verallgemeinerung.

Über den Kreis der Spezialisten hinaus, ist die Beurteilung des Risikos außerdem von der Art der kollektiven Wahrnehmung abhängig: Der Unfall eines unbedarften Wanderers wird öffentlich zumeist als Unglück wahrgenommen, der Unfall eines Extremen hingegen als Herausforderung des Schicksals. Es kommt seltener vor, dass es umgekehrt gesehen wird: ein unbedarfter Wanderer, der sein Schicksal herausforderte, und ein Extremer, der einen Unfall hatte.

Jenseits der Messbarkeit

Kurzvideo und Film haben heute im Bereich des Klettersports Fotos als Medium der Vermittlung weitgehend ersetzt. Der Berg-, Natur- und Abenteuerfilm, wie er im Grazer Bergfilmfestival gezeigt wird, hat sich mittlerweile etabliert.

Neu ist hingegen die Idee, eine Kletterdokumentation für ein Massenpublikum zu produzieren, wie in »Am Limit«. Der Film dokumentiert wie die beiden Extrembergsteiger Alexander und Thomas Huber am Al Capitan im amerikanischen Yosemite Valley den bestehenden Geschwindigkeitsrekord zu überbieten versuchen. Das Speed-Klettern ist seit Ende der 90er Jahre eine weitere Ausprägung des Kletterns. Nun drücken Zeitrekorde in unseren Breitengraden keineswegs das Authentische des Kletterreglements aus: Es sind die Linien der Erstbegehungen, die Schwierigkeit der Routen sowie die unterschiedlichen Begehungsstile, die historisch betrachtet, größere Relevanz haben als Schnelligkeitsrekorde. Die Beurteilung der Leistung hängt von recht komplexen Kriterien ab, die wiederum ein gewisses Expertenwissen voraussetzen.

Im Gegensatz zum Regelwerk des Kletterns basiert der klassische Wettkampfsport auf Rationalisierung und Quantifizierung: Eine Laufstrecke hat eine objektiv messbare Länge, ebenso wie die Zeit, die mittlerweile in hunderstel Sekunden aufgesplittet ist, oder der Raum wird verregelt, wie das Spielfeld beim Fußball. Verregelung und Standardisierung bilden die Basis des modernen Sports, Sekunden und Meter sind absolute Größen. Da das Regelwerk des Kletterns ein schwierig zu vermittelndes ist, knüpft der Film an Standards an, die den Kinogehern aus dem Spitzensport bekannt sind: am Zeitrekord, dem »schneller als«.

Den entgegen gesetzten Weg der Vermittlung wählt der amerikanische Spitzenkletterer Chris Sharma. Er habe vor, so meint er im Interview, künftig auf Bewertungen der schwersten Routen zu verzichten. Diese stehen naturgemäß im Zentrum von Bewertungsdiskussionen, welche davon zeugen, dass die Beurteilungen der Routen ständig in Frage gestellt werden können.

Das objektive Bewertungskriterium gibt es beim Klettern nicht, denn der Fels ist ein Naturelement, das sich der absoluten Vermessbarkeit entzieht: Es gibt Touren in unterschiedlichen Gesteinsarten wie Kalk, Granit, Konglomerat, Sandstein, es gibt kurze und lange Touren mit unterschiedlichen Neigungen – von der Platte bis zum Überhang.

Literatur und Video:

Arch, Hannes und Gegenschatz, Ueli: Eiger BASE, Video. Schweiz: air pro production 2000.

Bette, Karl-Heinrich: X-treme. Zur Soziologie des Abenteuer- und Risikosports. Bielefeld: transcript 2004.

Hilscher/Norden/Russo/Weiß: Entwicklungstendenzen im Sport. Wien, LIT Verlag 2007.

Huber, Alexander im Interview: www.bergsteigen.at, 28.2.2007.

Peskoller, Helga: extrem. Wien: Böhlau, 2001.

Schulze Gerhard: Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt/Main: Campus [2]2005.

Sharma, Chris: Video der 1.Begehung von »Dreamcatcher« (5.14 c/d, 9a) in British Columbia im Jahr 2005 auf www.Youtube.com

Sontag, Susan: Über Fotografie, Frankfurt/Main,: Fischer [17]2006.

Der Fels besitzt eine unendliche Vielfalt an Strukturen, und keine Kletterroute ist jemals mit einer anderen in absoluten Größen vergleichbar. Die Schwierigkeitsskala beruht auf kollektiven Übereinkünften und stellt lediglich einen Versuch dar, anhand verschiedener Kriterien Vergleichbarkeit herzustellen. Der Fels wird dabei zum Bild für das Nicht-Vermessbare und Nicht-Rationalisierbare. Der Topkletterer Sharma liegt mit seiner Aussage, nicht mehr bewerten zu wollen, durchaus im Trend der Zeit, die auch beginnt, die Rationalisierbarkeit aller Bereiche in Frage zu stellen.

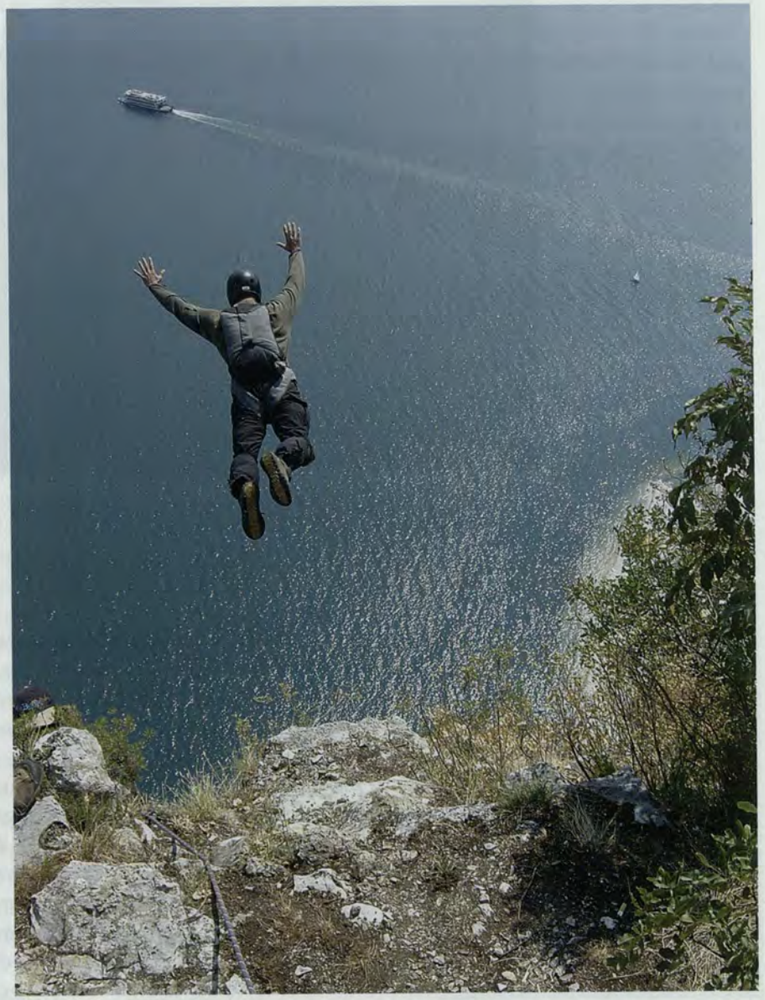
Und sieht man Chris Sharma darüber hinaus im Video »Dreamcatcher«, so fällt auf, dass seine Bewegungen mehr mit Trendsportarten wie Capuera gemein haben, als mit dem traditionellen Felsklettern und seiner statischen Drei-Punkt-Technik.

Sharma klettert in der ersten Begehung von »Dreamcatcher« entlang eines Felsbandes – oder präziser ausgedrückt: er schwingt diese Tour entlang. Die Beine pendeln weg vom Fels und werden mit gezieltem Körperschwung an einer anderen Stelle platziert, die Hände greifen kaum mehr, sondern schnappen weiter. Eine dynamische Bewegung löst die vorhergehende ab, ein akrobatisch und experimentell anmutender Zug den nächsten. Nicht die Zeit steht hier im Vordergrund, sondern der dynamisierte Körper.

Conclusio

Im Extremen zeigt sich der Geist der Freizeitgesellschaft: die Vielfalt, die Unübersichtlichkeit, die Bilderüberflutung sowie die Normalisierung des Außergewöhnlichen. Andererseits ist es nicht der oberflächliche Spaß und Kick, der darin zum Vorschein kommt. Der Sinn, den die Extremen darin finden, hat viel mit Sinnlichkeit zu tun. In der Sinnlichkeit verbinden sich Geist und Körper, die Welt wird mit allen Sinnen erfasst, was wiederum die Extremen mit den Durchschnittssportlern verbindet.

Werd' ich zum Augenblicke sagen: Verweile doch, du bist so schön! Wieso sollte es nicht genügen, mit der Leichtigkeit einer großen blauen Fledermaus, für zwanzig Sekunden befreit aus den Fesseln der Schwerkraft, eine berühmte Nordwand hinunter zu segeln, einfach nur so, um des Erlebens wegen, für den Genuss des »höchsten Augenblicks.«



Base-Jumper am Gardasee
Foto: Edi Kraus

Berge, eine unverständliche Leidenschaft

Die Ausstellung des Alpenvereins in der Hofburg Innsbruck



Dem »Imaginieren« gilt der erste von zwölf Räumen.
Foto: WEST.Fotostudio

Berge und die Bilder im Kopf – ein Museumsprojekt

VON OSKAR WÖRZ

Mit »Berge, eine unverständliche Leidenschaft« präsentiert das Alpenverein-Museum des OeAV von 2008-2012 in der Hofburg Innsbruck eine Ausstellung, die sich an Hand von wertvollen Bildern und Objekten aus dem Bestand des Museums, ergänzt um wichtige Leihgaben, vielschichtig mit dem Berg als Objekt von Leidenschaften auseinander setzt.

Etwa 40 Jahre nach der Gründung des D.u.Oe.AV wurde die Errichtung eines eigenen Museums zu einem wichtigen Vereinsziel erklärt, welches auch sehr zielstrebig verfolgt wurde. So konnte dann 1911 das Alpine Museum auf der Isarinsel eröffnet werden, nachdem sich München als Standort gegenüber Innsbruck durchgesetzt hatte. Das Museum selbst und noch viel mehr der umfangreiche Bestand an Kulturgütern haben in den knapp 100 Jahren seither eine wechselvolle Geschichte erlebt. Geblieben ist ein auf die Nachfolgevereine DAV und OeAV aufgeteilter Sammlungsbestand an den beiden Orten, die schon damals das Museum beherbergen wollten.

Das Alpine Museum des DAV in München hat an seinem angestammten Ort eine dauerhafte Bleibe gefunden mit Ausstellungsräumen im eigenen Haus, in welchen neben einer Dauerausstellung immer wieder aktuelle Themen aufgegriffen werden können. Der OeAV beschreitet nun mit seinem Alpenverein-Museum einen anderen Weg und lagert seine Ausstellungstätigkeit aus. Mit Unterstützung von Land Tirol, Stadt Innsbruck, Tourismusverband und weiteren Sponsoren wurde aufbauend auf den Beständen des Museums eine großzügige Ausstellung in der Innsbrucker Hofburg realisiert, einem attraktiven Standort im Zentrum der Stadt mit entsprechender Infrastruktur. Der Betrieb der Ausstellung erfolgt durch die Hofburg, das Personal des Alpenverein-Museums kann sich Kernaufgaben wie Vermittlung oder Museumspädagogik widmen.

Wertvolle kulturelle und kulturhistorische Bestände sind in den AV-Museen gesammelt. Sie sind ein Teil der Geschichte der Alpenvereine und werden entsprechend gepflegt und endlich auch umfassend dokumentiert im »Historischen Alpenarchiv« – ein gemeinsames Projekt von AVS, DAV und OeAV. Aber hinter den Bildern, Reliefs und all den anderen Artefakten steht eine lange Geschichte der Annäherung an die alpine Landschaft, welche wesentlich von den Alpenvereinen mit gestaltet wurde. Leidenschaft war immer mit dabei, getragen von Individuen, von denen sich viele mit Leib und Seele ihren jeweiligen Ideen und Zielen verschrieben hatten.

Erlebnis und Erkenntnis

Die Ausstellung in der Hofburg erzählt vielschichtig und intensiv von diesen immer wieder auch unverständlichen Leidenschaften und nicht zuletzt vom Versuch, das Erlebte festzuhalten, es nachvollziehbar zu machen. Zu sehen sind also herausragende Gemälde, Fotografien, Reliefs und sonstige Objekte aus der Sammlung des Museums und von verschiedenen Leihgebern – die künstlerische Umsetzung des Erlebnisses Berg nimmt breiten Raum ein. Aber keines der Ausstellungsobjekte steht für sich allein, alles ist eingebunden in ein Reflektieren über das Bergsteigen, aber auch über die wissenschaftliche Annäherung an die Berge im Lauf der Geschichte. Der Besucher wird eingeladen sich einzulassen auf eine fiktive Wanderung den Berg hinauf zum Gipfel und wieder hinunter an Hand einer ebenso fiktiven Ausstellungskarte, welche jeder Besucher mit auf den Weg bekommt. Die (erfundene) Erzählung eines frühen Bergsteigers auf dieser Karte, die Gemälde und Fotografien, die Zitate von Bergsteigern und Forschern an den Wänden, aber auch die Interviews mit Zeitgenossen regen an, die eigene Erinnerung mit dem kollektiven Gedächtnis über die Berge zu verknüpfen.

Die beiden folgenden Beiträge von Markus Larcher, der den Weg auf den Berg begleitet, und Petra Nachbaur vom Gipfel und beim Abstieg vermitteln und hinterleuchten die Ideen der Ausstellungsmacher, aber sie können einen Besuch nicht ersetzen. Das ist gut so – Ausstellungen sind gemacht um angeschaut zu werden!

Die Ausstellung des Alpenverein-Museums ist täglich von 9-17 Uhr geöffnet (Hofburg Innsbruck 2008-2012)
Informationen unter www.alpenverein.at/leidenschaft

Das Buch zur Ausstellung ist als kulturhistorisches Bildlesebuch konzipiert. Es dokumentiert mit zahlreichen Farbtafeln und ganzseitigen Illustrationen alle Exponate und spinnt in sieben neuen oder erstmals deutsch zugänglichen Essays spannende interdisziplinäre Fäden rund um das Thema Berge.
Ph. Felsch, B. Gugger, G. Rath (Hg.): Berge, eine unverständliche Leidenschaft, Folio Verlag, Bozen-Wien 2007



Carl Hackert (1740-1796), *Vue de la Source de L'Arveron.*
Stich, koloriert.
Alpenverein-Museum

Zur Erde und zur Luft

VON MARKUS LARCHER (*)

In der Innsbrucker Hofburg werden die »Berge« als »eine unverständliche Leidenschaft« präsentiert. Eine vergnügliche wie anregende Ausstellung von Höhen und Tiefen, die um eine brüchige Einheit von Körper, Geist und Herz kreisen.

Compton, natürlich. Edward Theodore Compton. Wer, wenn nicht der Alpenmaler schlechthin, sollte den Besucher in eine Bergwelt führen, die sich in den Köpfen der Menschen als eine majestätische, unnahbare und abgründige festgesetzt hat? Und das nun schon seit Jahrhunderten. Wie ein ausgelegtes Panoramabild zieht Comptons vier Meter langes monumentales Ölbild »Wießbachhorn und Klockerin« den Betrachter in seinen Bann. Es sind die Bilder von Bergen, wie man sie in einer Bergausstellung nicht anders erwartet, zumal Österreichs Alpinwahrzeichen schlechthin, der Großglockner – ebenfalls in Compton'scher Ausführung – gleich daneben hängt.

Auftakt der Ausstellung des Alpenverein-Museums »Berge, eine unverständliche Leidenschaft« im ersten Stock der Innsbrucker Hofburg. 700 Quadratmeter stehen zur Verfügung. Bilder, gemalte und fotografische, so scheint es, werden hier gern gezeigt. Nur zu verständlich: Man besitzt sie als Museum zuhauf. Von einer überdimensionalen, frei stehenden Schauwand leuchten unzählige Fotografien der Laternbildsammlung (1898-1941) des Österreichischen Alpenvereins: Die dem Museum überlassenen über 60.000 Privatfotos auf Glasplatten zeigen Kletter- und Skipartien, Bergsilhouetten, Abgründe, Gämsen und Steinböcke, Hüttenzauber, allerlei Wandervolk – kurzum Bilder, die die Faszination Berge transportieren helfen sollen, eine Leidenschaft, die tatsächlich vielfach unverständlich ist.

Die ausgewählten Fotos finden sich auch als Wandprojektionen wieder. Heimelige Diaabend-Atmosphäre macht sich breit. Kunst und Dokumentation – man zelebriert sie Hand in Hand, und mit ihr die konventionelle Wahrnehmung einer Landschaft, die sprichwörtlich erhöht daherkommt. Berge, so viel scheint klar, das sind immer auch die vorgefertigten Bilder davon. Auf sie stößt man in dieser Ausstellung immer wieder.

Der »Diaabend« in Raum eins erweist sich jedoch durchaus als ungewöhnlich. Der Besucher selbst entscheidet gehenderweise über dessen Ablauf: Überschreitet er auf dem Boden aufgebrachte Markierungen mit Attributen wie »glücklich«, »malerisch«, »männlich« oder »g'freut«, wird eine thematisch passende Folge von Dias gezeigt.

Und hier nun beginnen die Ausstellungsmacher eine andere Fährte in die Berge zu legen als die erwartete. Eine Erwartungshaltung, an der sie eingangs hinterlistig selbst gebastelt haben. Spielerisch halten sie nunmehr zur Reflexion an: Welche der Dias vermitteln Glück, welche Männlichkeit? Und sie führen damit zu einer sich aufdrängenden Frage, die sich leitmotivisch durch die ganze Ausstellung zieht: Was passiert überhaupt, wenn man bergsteigt?

Die Kuratoren Philipp Felsch und Beat Gugger, Wissenschaftshistoriker der eine, Ausstellungsmacher der andere, haben ihre unterschiedlichen Zugänge zum Thema Berg geschickt verschränkt (Architektur/Gestaltung Ursula Gillman, Matthias Schnegg). Vorwiegend aus Beständen des Alpenverein-Museums und ergänzenden Leihgaben aus öffentlichen und privaten Sammlungen haben sie einen kulturhistorischen Parcours entworfen, der zum Bergsteigen als Verbindung von Körper, Geist und Herz führen soll. Der Geist ist es auch, der in ihrer Ausstellung die Berge als Laborlandschaft ausmisst. Doch dazu später.

(*) überarbeiteter Beitrag eines Artikels in FF – Südtiroler Wochenmagazin Nr. 04/08

Zähmung der Berge.

»Imaginieren«, das ist die Anleitung, die unscheinbar und wie eine Wegmarkierung am Wandfuß des ersten der insgesamt 12 Ausstellungsräume prangt. Träumen ist erwünscht, suggerieren die Ausstellungsmacher, aber auch die Hinterfragung des eigenen Bildes von den Bergen. Der Aufbruch in die Berge im zweiten Raum – versinnbildlicht durch die thematische Markierung »packen« – geht einher mit dem Willen, die Berge zu domestizieren. Sperrig hat man Leo Aegerters bemaltes Gips-Dachsteinrelief im Maßstab 1:5.000 von 1921 dem Besucher in den Weg gestellt – auf Kopfhöhe. Noch heißt es zu den Riesen aufzublicken.

Es war der französische Ethnologe Claude Lévi-Strauss gewesen, der im Vorgang des Verkleinerns eine grundlegende geistige Operation erkannte: Sie ermöglicht es uns, ein großes Ganzes gegen seine analytische Zerstückelung zu verteidigen. Diesen Querverweis entnimmt man dem Buch zur Ausstellung, einem inspirierenden Begleitband, der die Exponate weniger katalogisieren und dokumentieren als vielmehr ergänzend neue Fäden spinnen will.

Noch freilich gehört das bequeme Leben in den Niederungen erst in die neue, hohe Welt transferiert. Das hat zunächst mit Gewicht zu tun. Es schlägt die Stunde der Träger. Und so finden sich denn auch Objekte wie ein Blasebalg für das abendliche Lagerfeuer oder die Mundharmonika für das gesellige Beisammensein – versehen jeweils mit minutiöser Gewichtsangabe. In dieser Perspektive ist das Wein-Trockenpulver nur das vorläufige Ende einer konsequenten Entwicklung. Amüsant auch der Querverweis auf einen leidenschaftlichen Bergfex und Berechnungsfanatiker vom Schlage Leopold Vietoris: Der große Mathematiker verweist auf die Wichtigkeit, »sich zu überlegen, wie Abweichungen von der Gehrichtung zu berechnen sind«.

Eine Installation von Bergschuhen, die von der Decke hängen, zeigt die Entschlossenheit und wohl auch die Trittfestigkeit, die vonnöten war, um dem fremden Planeten Berg zu Leibe zu rücken. Der Humor kommt dabei nicht zu kurz, wie überhaupt der spielerische Umgang mit dem Thema für einen vergnüglichen Rundgang sorgt: »Schlechte Bergschuh' ohne Zweifel, hat erfunden einst der Teufel und zu strafen Alpinisten, die da sind gar schlechte Christen, Saufen, lügen, renommieren, Sennerinnen gar verführen (...)«, wird Karl Bocklein zitiert. Doch auch der beste Bergschuh nützt nichts, wenn man als distinguiertes bürgerliches Völkchen daherkommt, das seine Hände am Berg nicht schmutzig machen will und diese erst allmählich als Fortbewegungsmittel erkennt: »Dieser Theil des Berges ist so steil, daß man sich zum Hinanklettern fast beständig der Hände zum Anhalten bedienen muß«, notiert Joseph Hamel im Jahr 1821.

»Schauen« ist in Raum 3 angesagt. »Ich sehe japanisch« heißt ein Video von Renatus Zürcher. Der Schweizer Künstler hat am Kleinen Scheidegg japanische Touristen um ihre Videobilder von der Naturkulisse gebeten. Zu sehen sind Bilder, wie sie von den japanischen Touristen gemacht wurden. Ein hintersinniges Spiel mit den Konventionen des Alpenblicks. Politischer gelagert, aber eng an die Optik der Berge gekoppelt, ist das Postkartenmotiv von den Drei Zinnen: Seit den 1890er-Jahren als gängiger Gruß aus den Dolomiten etabliert, bleibt die italienische Südansicht auf deutschen Postkarten ab 1918 Mangelware: Es galt die Feindperspektive zu verhindern.

Bergsteigen hat immer mit Leib und Seele zu tun. Das zeigt der weitere Verlauf des Parcours. Felsch und Gugger zeigen das eindrücklich anhand des Datenmaterials der Wissenschaftsmoderne, Aufzeichnungen und Messwerte von frühen Experimenten: Die Berge verwandeln sich in dieser Wahrnehmung, die während des Übergangs vom 19. zum 20. Jahrhundert einsetzt, zusehends in eine Laborlandschaft: Untersucht wird etwa der »schematische Verlauf des Alpenglühens« (Albert Heim) oder dessen »Skala der visuellen Intensität« (Paul Gruner).

Im Raum, der unter dem Motto »gehen« steht, sind die legendären physiologischen Studien des Ermüdungsforschers Angelo Mosso zu sehen: Ermüdungs-, Atem- und Pulskurven von italienischen Gebirgsjägern, die im Sommer 1894 auf der 4.560 Meter hohen Margheritahütte am Monte Rosa ein spezielles Bewegungsprogramm zu absolvieren hatten. Im wissenschaftlichen Fokus: der Alpinistenkörper im Ausnahmezustand. Von Mosso stammt im Übrigen auch das Prinzip des Lügendetektors.

Es zeigt sich spätestens hier, dass die Ausstellung gar über zwei Pfade begehbar erscheint: Hier die Einblicke in die Befindlichkeiten der Menschen und ihr Verhältnis zum Berg über die notwendigen (und weniger notwendigen) Gebrauchs- und Ausrüstungsgegenstände sowie über die Künste. Dort die Wissenschaftsinstrumente, mit denen man den Ausnahmezustand erfasst, um schließlich die Natur selbst zu erforschen.

Das klassische Material zum Thema lässt sich auch anders befragen – und vor allem auch anders kombinieren. Die Bewegungsstudien des Malers Ernst Platz fügen sich nahtlos an die Messkurven von Mosso. Kunst und Wissenschaft müssen keine Gegensätze sein. Für das Kuratorenduo sind es unterschiedliche Arten, das Erfahren der Berge zu dokumentieren. Hierbei setzt man auf die Erzählung. Authentische Geschichten werden augenzwinkernd in den Mittelpunkt gerückt, die Heroisierung bleibt außen vor. Oder aber: Sie demontiert sich, entsprechend arrangiert und im Ausstellungskontext besehen, gleich von selbst.

Es zeigt sich dabei, dass nicht nur die Alpinisten von seltsam obsessiver Natur sind, sondern auch die Wissenschaftspioniere. Peter Anich, der Bauernbub und geniale Kartograf, schleppt sich im Jahre 1765 durch Teile der malariaverseuchten Sümpfe des Etschtales, um mit seiner – ebenfalls ausgestellten – schweren meterlangen Messkette Länge für Länge abzugehen und solcherart eine Basislinie für Südtirol abzumessen – unverzichtbare Grundlage einer jeden Landvermessung. Sein Lebenswerk, der Atlas Tirolensis von 1774, die kartografische Erfassung Tirols, sollte sein größter Triumph, aber auch sein größtes Leiden werden: Für die Wiener Militärstrategen stellte sich die überdimensionale Karte als unbrauchbar heraus. Am Wunsch nach stetiger Verkleinerung der rund 50.000 Signaturen umfassenden Karte – Anich hatte sich das Gelände in jahrelanger Feldarbeit erarbeitet – musste der Tiroler scheitern.

Die Berge, sie sind fürwahr eine unverständliche Leidenschaft. Um die Präzisionsarbeit Anichs zu dokumentieren, hat man in der Ausstellung seine Signaturen auf einer großen schrägen Fläche ausgelegt: Ob man damit nur die Präzisionsarbeit eines Kartografen dokumentieren wollte?

»Festhalten«, so das Thema dieses Raumes, das war auch das Motto der Gebrüder Schlagintweit. Besessen vom Gedanken, die Berge über Daten und Zahlenmaterial in den Griff zu kriegen, wurden sie von ihrer eigenen Dokumentierungswut förmlich erschlagen. Die drei Brüder legten auf ihren Reisen im 19. Jahrhundert, die sie auch ins Himalajagebirge führten, fast 30.000 Kilometer zurück, hinterließen 106 Foliobände vor allem magnetischer und meteorologischer Aufzeichnungen, sammelten 14.777 Proben von Gesteinen bis zu Samenvarianten, 750 zoologische Präparate, 400 menschliche Schädel und Skelette 1.400 ethnografische Gegenstände ... und nebenbei stellten sie mit 6.785 Metern einen neuen Höhenrekord auf!

Leidenschaften zeichnen sich dadurch aus, dass sie die einen rasend erfassen und die anderen nur unverständlich den Kopf schütteln. Grenzerfahrung und Forschungstrieb, auch das bedeuten die Berge. »Erschöpft« ist man freilich auch ganz »oben«, auf dem Gipfel. Die Ausstellungsmacher haben dem höchsten Punkt gleich zwei Räume gewidmet. Im nahezu gleißenden Licht, am Endpunkt der Begierden, ist auch der innere Abgrund nicht mehr weit. Bei solchem (Ausstellungs-) Zustieg fast schon wieder verständlich.



Schneeweiß zeigt sich die dunkle Seite des Gipfels: »Erschöpft«.
Foto: WEST.Fotostudio

Der Rückspiegel im Rucksack

VON PETRA NACHBAUR

Dem Erinnern widmet »Berge, eine unverständliche Leidenschaft« einen eigenen Raum, zweigeteilt zeigt sich der Gipfel.

Erinnerung ist ein langer Gang. Das, was wir im Gedächtnis haben, ist Nachwirken, Vergegenwärtigen. So haben auch die Kuratoren und Gestalter von »Berge, eine unverständliche Leidenschaft« den letzten Raum angelegt. Vom Grundriss her betrachtet, schreitet die Besucherin/der Besucher die ganze Strecke der Ausstellung noch einmal ab, retour. Der langgezogene Raum stellt kollektives Gedächtnis dar, präsentiert künstlerisches und authentisches Erinnern Anderer an den Berg. Zugleich aber dient der Raum dem Erinnern des Besuchers an die Wahrnehmungen der vorangegangenen Stunde. An manchen Stellen ragt das zuvor Gesehene herüber. Zum Beispiel die Vitrine mit den Gesteinsproben: Sie demonstrierte im Raum »festhalten« eindrücklich die Besessenheit und das Scheitern des Sammlers und Forschers, in dem Fall einer ganzen Gruppe. Zum Beispiel die Kabine: Sie machte im Raum »Schwindel« mit einer O-Ton-Reportage eine Gondelfahrt im Jahr 1935 hörbar. Weiters lässt sich ein Fenster öffnen hinüber in die Vorratskammer, man späht in den mit türkisen Abgüssen von Proviant gefüllten Kasten im Raum »rasten«. Und als viertes Element leuchtet schließlich auch noch das Alpenglühen herüber in den Erinnerungsraum, wenn es per Knopfdruck eines Ausstellungsbesuchers im Raum »sehen« aktiviert wird.

Erinnerung lässt sich auch aus den Kunstwerken in klassischer Hängung lesen. Die sausende Partie auf Philipp von Foltzs »König Max von Bayern nach der Jagd« knüpft an am vorhergehenden »hinunter«, doch ist diese Abfahrt stark stilisiert. Ein großartiges Zeugnis der Erinnerung ist der »Bergraum« von Albin Egger-Lienz, eines der bedeutendsten Kunstwerke der Ausstellung. Egger-Lienz malt die alpine Landschaft aus ungewohnter Perspektive und in demonstrativ geerdeten Farben und Tönen.

Diese Farbtöne finden sich in der Gestaltung des Raumes wieder. Ursula Gillmann und Matthias Schnegg haben hier unsentimentale, leicht schräge Gemütlichkeit gestiftet. Es gibt Sitzgelegenheiten, die zum Verweilen einladen, zum Betrachten der Gemäldegalerie und zum Vertiefen in die Videointerviews, die für die Ausstellung neu produziert worden sind. Aber die modernen Holzbänke sind schiefe Ebenen, überzogen mit dünnem Filz in rußig-rostigem Rotbraun. Hier wird erinnert an das Auf und Ab, den Neigungsgrad, der zum Gelände und zur Passion dazugehört. Es materialisiert sich aber auch der schräge Blickwinkel, dem sich die ganze Ausstellung verschrieben hat, wenn sie ihren Gegenstand als »unverständlich« bezeichnet und damit die Leidenschaft nicht einfach nur hochhält, sondern auch als sehr speziell outet.

Auskunft und Einblicke

Speziell und individuell sind die historischen Geschichten, von denen man im Lauf der Ausstellung reichlich erfährt und die sich in der Zusammenschau zu einer Typologie der Bergbegeisterung fügen. Ganz individuell sind auch die zehn Interviews, die Ko-Kurator Beat Gugger geführt hat. Er, der auch im Buch zur Ausstellung den Part des Erinnerns behandelt, versammelt Stimmen zur Bergleidenschaft. Sehr unterschiedliche Menschen schildern aus unterschiedlichen Zugängen ihren Bezug zum Berg. Erinnerung und Reflexion schließen sich nicht aus, das Nachhängen geht mit dem Nachdenken zusammen.

Da ist Bernd Steidl. Entspannt sitzt der »ehemalige Sportkletterer, jetzt Spaßkletterer« vor einem Albert Einstein-Poster, sinniert über das angenehme Gefühl nach einer Tour und schildert einen nicht nur auf Leistung orientierten, non-linearen Ansatz: »Gipfel ist zu wenig. Gipfel zählt nicht«, bringt er es auf den Punkt. – Auf einige Jahre mehr an Erfahrung kann der Filmemacher Lothar Brandler zurückblicken. Flankiert von Topfpflanzen berichtet er von seinen Ausflügen über die Baumgrenze, von denen er nicht nur Bildmaterial, sondern auch sehr erzählenswerte Anekdoten mitbringt. – Berg- und Schiführer Peter Plattner stellt sich dem Gespräch vor einem Regal mit Ausgaben der Zeitschrift »bergundsteigen«. Er erwähnt das Unverständnis, das jenen begegnet, die beim Abstieg aufblühen. Denen, die ihn nicht als letzte mühevolle Phase einer Tour angehen, sondern zum genussvollen Erlebnis machen, die abfahren oder gar -fliegen. – Sein Kollege Michael Larcher, Sachverständiger für Alpinunfälle, erweist sich als Genießer der anderen Art: Die Romantik einer Mondnacht im Rosengarten hat sich ihm eingeprägt. – Keine solche Mondnacht war Gottfried Fliedl beschieden. Der Museologe, der als Mitglied der Steuerungsgruppe wesentlich zur Ausstellung beigetragen hat, darf den Berghasser auslassen: »Im Nebel rauf, oben in den Wolken, im Nebel runter...«, erinnert er sich. – Die Hüttenwirtin Veronika Felderer spricht vor weißem Gemäuer vom Berg als Freund, von Energie und Freiheit. Während sie aus dem Alleinsein mit der Natur Kraft bezieht, ist Riki Meinl das Gruppenerlebnis sehr wichtig, im Sport selbst, aber auch im geselligen Nachbereiten. – Der Alpinist und Psychotherapeut Martin Schwiersch ist positioniert vor einer Bücherwand, auf der Platon, Bernhard Schlink, Wolfgang Koeppen und Daniel Kehlmanns »Vermessung der Welt« den Background abgeben für Erläuterungen zum Ausbrechen aus dem Alltag, zum Bedürfnis nach Veränderung. – Noch keine zwanzig ist Tobias Becker. Der sportive Schneefreak teilt seinen Traum von einer mehrtägigen Tour mit und lebt ganz locker mit den Vorzügen der Bergbahnen. – Die älteste Gesprächspartnerin ist Eugenie Buhl. Im Interview präsentiert sich die Witwe des Extrembergsteigers als verständnisvolle Unterstützerin »seines Berufs und seiner Leidenschaft«. Sie erzählt aber auch von gemeinsamen beglückenden Bergerlebnissen am Mont Blanc, vom gegenseitigen Fotografieren am Gipfel. Und sie hängt an der Maxime: »Ohne Kampf gibt es keinen Sieg«.

Triumph und Trotz

Der Gipfel muss der Knackpunkt sein in einer Ausstellung, die von den Bergen und vom Menschen spricht. Er aber ist in »Berge, eine unverständliche Leidenschaft« zweigeteilt. Der Raum, den man auf der Wanderung durch die Ausstellung als erstes erreicht, nennt sich »oben«. Dieses Oben meint den Höhepunkt im topografischen, aber auch im psychischen und physischen Sinn. Verzückung und Glückseligkeit, Euphorie, Ekstase und Erfüllung werden veranschaulicht durch eine Reihe von Gebirgspanoramen oder durch sechs Comptons. Vom Boden des Raumes herauf säumen abstrahierte Gipfel mit Höhenangaben den Raum, in welchem man auf diese Weise in



William McGregor, gestochen von George Baxter (1804-1867), Ersteigung des Mont Blanc um 1850, Blatt 3 von 4, Aquatinta. Alpenverein-Museum

Kniehöhe von lauter Zwei- und Dreitausendern umgeben ist. Von der Decke herab hängen im Gegenzug Ringe, deren einer eine Chronologie der Gipfelsiege von 1856-2000 auflistet.

Jeder dieser Ringe hat allerdings ein Innen und ein Außen, und wer sich Zeit nimmt entdeckt sehr bald, dass auch dieser Raum keineswegs eindimensional ist. Nicht nur am und um den Nordpol wurde gestritten. Bei Edward Whympers Erstbesteigung des Matterhorns wetteiferte der junge Engländer gegen einige Italiener, die ebenfalls zum Gipfel unterwegs waren. Whymper, der einige Jahre zuvor in einen Schneesturm geraten war und sich dort laut Tagebuch nur noch mit Mühe gegen horizontal in den Raum fliegende »Steine von der Größe einer männlichen Faust« wehren konnte, reckt nun selbst die Faust und bewirft die italienische Konkurrenz mit Steinen.

»Oben« als Machtfrage

In der selben Raumeinheit festgehalten sind die übernatürlichen Kräfte der Frau: Sie kann Berge ganz einfach auslöschen, ausradieren, zum Verschwinden bringen, einzig durch ihre Anwesenheit am Gipfel. Miriam O'Brien Underhill war eine dieser Hexen. Die Alpinistin selbst überlieferte in ihrem Buch »Give me the hills« (1956) das Einschnappen des französischen Kollegen Etienne Bruhl: »The Grépon has disappeared. Now that is has been done by two women alone, no self-respecting man can undertake it. A pity, too, cause it used to be a very good climb.« Die Pionierin und ihre Weggefährtin, die Französin Alice Damesme, tilgten noch weitere Berge, 1932 gelang den beiden die erste weibliche Matterhorn-Besteigung. Die symbolstarke Episode mit der misogynen Reaktion auf den weiblichen Erfolg ist ein kleines Signal in der Ausstellung, die den Gender-Aspekt nicht plakativ auffährt, aber immer wieder dezent anreißt: Etwa auch, wenn deftig sexualisierte Namen von Kletterrouten die Berge als Männer-Terrain markieren.

Auch im 21. Jahrhundert grassiert die Angst vor dem Anderen. Als vor den österreichischen Nationalratswahlen 2006 von rechter Seite die Gefahr der »Überfremdung« ins Treffen geführt wurde, trat eine Künstlergruppe auf den Plan. Sie brachte einen fingierten Briefwechsel in Umlauf. Dieser gipfelte – alles gefälscht! – in einer aufregenden Anregung von Seiten des Alpenvereins. Einem Funktionär legt die Künstlergruppe, adressiert an einen Wiener Gemeindepolitiker und Integrationsbeauftragten der islamischen Glaubensgemeinschaft, folgende Vorschläge in den Mund: »die Etablierung einer islamischen Sparte des österreichischen Alpenvereins sowie die Anbringung eines Halbmondes an einem Berggipfel der gemeinsamen Wahl.« Das Thema wurde hochgepuscht: Aus der symbolisch kaum überbietbaren Vorstellung, Gipfelkreuze entfernt und die Berge muslimisch markiert zu sehen, versuchte eine wahlwerbende Gruppierung ohne zu zögern Kapital zu schlagen und Stimmen traditionell konservativer Wähler zu gewinnen.

Auf diesem einem Ring vereint »Berge, eine unverständliche Leidenschaft« ironische Skizzen ideologisch grundierter Konflikte, die zeigen, dass »oben« auch eine Machtfrage ist. Auf der Innenseite ebendieser Hängekonstruktion steigt der große Martin Kippenberger in den Ring. Zwanzig Fotografien zeigen den 1997 im Alter von 44 Jahren verstorbenen Künstler, der nicht nur als Maler, sondern auch als Darsteller temporärer Installationen die Welt eroberte. Am Hafelekar nahm er vor der Kamera des Galeristen und Kunstsammlers Johann Widauer diverse Gipfelposen ein. Der graue Stadtanzug harmoniert mit dem Gestein.

Eine Pose selbst ohne den dazugehörigen Menschen sind die Bergschuhe von Hermann Buhl: Diese Exemplare hat er bei der spektakulären Erstbesteigung des Nanga Parbat im Juli vor 55 Jahren getragen. Sie stehen für Stolz und Pathos, übergroß wirken sie in der Vitrine. Konterkariert werden die persönlichen Ausrüstungsgegenstände par excellence durch ein goldgerahmtes Ölgemälde, dessen Maler unschwer als Verwandter von Carl Spitzweg auszumachen ist. Willy Moralts Bild zeigt einen verklemmt-behende ausschreitenden, korrekt adjustierten Herrn im Profil an einem Felsvorsprung. Das Kunstwerk ging seinerzeit als Geschenk an einen erfolgreichen Alpinisten: »Dem Bezwinger« lautet die Widmung.

Der innere Absturz

Dass einem der Gipfel in den Kopf steigen kann, ist nicht nur subjektiver Eindruck jener, deren Lebenspraxis darin besteht, den Ball flach zu halten. Präsent ist im Raum »oben« auch die Arbeit des französischen Physiologen Paul Bert: Der Pionier der Höhenmedizin erforschte die Physis und Psyche stark beeinträchtigende Bergkrankheit. Abgrund, Einbruch und Panik lauern aber nicht nur in der Atmosphäre. Das Ziel zu verkraften und sein Erreichen »wegzustecken«, ohne in ein großes Loch zu fallen, ist eine der Herausforderungen des Berggehens. Ein absolut weißer Raum – »erschöpft« – steht für diese existenzielle Ausnahmesituation. Hier heben sogar die Wandtexte sich kaum mehr vom frisch gestrichenen Weiß ab. Ein weißes Relief vom Mount Everest korrespondiert mit einem weiß lackierten Kästchen auf einem Sockel: Unter Schiebedeckeln verwahrt offenbart sich das experimentelle Tagebuch von Angelo Mosso. Der italienische Physiologe, mit dessen Forschungen der zweite Kurator Philipp Felsch sich intensiv beschäftigt hat, hat am Monte Rosa mit Schriftproben im Selbstversuch nachgewiesen, wie stark der Gipfel den Menschen in Mitleidenschaft zieht. Wandtexte zitieren andere Aufzeichnungen aus dem 19. und 20. Jahrhundert. Unter Anstrengungen entziffert der Besucher die Notiz eines Berggehers, der sich »auf den Schnee warf und binnen weniger Sekunden eingeschlafen war« – 1828. Nicht viel anders klingt die deprimierte Notiz eines Alpinisten im Jahr 2003. Missbehagen und Verdruss, regelrechte Krisen fallen den Alpinisten so an, wie die Gestaltung des Raumes komplett herausfällt aus dem Design der übrigen Bereiche. Obwohl man um die Negativität des Raumes weiß, fasziniert und berührt seine Gestalt. Aber: Das Nichts zwingt zur Umkehr.

Sich Sammeln im Erinnern

Nach zwei Gipfelräumen mit ihren psychischen Extremen erlebt der Besucher jenen Raum, in dem's im konkreten Sinn abwärts, »hinunter« geht, wie als Schleuse. Sammeln kann man sich im Erinnern. Hier, im eingangs geschilderten letzten Raum, ist auch Raum für einen Sonnenaufgang von Ernst Platz, Raum für Mythos und Legende: Ein Klapp-Relief der Wettersteinklamm, von dem behauptet worden war, der Kaiser habe sich damit im Gebirge orientiert, machte den Monarchen für die, die's glauben wollten, zum Urahnen des Alpinismus. Auf einem Bild von Karl Huck erscheint »Zlatorog«, die weiße Gams aus einem hundert Seiten langen Gedicht, das diverse Motive aus Alpensagen verschmelzen lässt. Auf der gegenüberliegenden Wand relativieren vier Krickerln den heiligen Respekt vorm wilden Hornvieh.

Nur die fortlebenswürdige Ansicht vervielfältigt die Postkarte. Mit zehn historischen Sets, die die Drei Zinnen zeigen, ruft man auch eine Ausstellung des Alpenverein-Museums ins Gedächtnis: »Schöne Grüße» schickte man 1995.

Zu guter Letzt amüsiert oder beleidigt ein Souvenir das Auge: Kirche, Kuh und Kletterer versammelt die Darstellung auf dem Plastikteller aus dem Andenken-Shop. Nicht nur die Verkitschung des Erinnerns (französisch: se souvenir) reißt den Besucher regelrecht und stößt ihn unsanft zurück in die Zusammenhänge der Gegenwart, konfrontiert ihn mit handfesten Lebenswirklichkeiten. Erworben wurde das Kunststoff-Teil in Meran, hergestellt worden ist es in China. Die Berge und das Berggehen werden wie das Edelweiß in der Natur und der Blumenschmuck am Bauernhof zu Versatzstücken einer pseudo-archaischen, kommerziell ausbeutbaren Wunschvorstellung.



Die berüchtigte „Pendelunterbrechung" des Ringbandweges um den Wischberg.

Lichtbild von Hans Joachim Krätke, Schwerin. Zur Erzählung „Der Ewige Weg". In der Bildmitte der eine Kletterer, am Seil hängend, oben am Bildrand der zweite.

Alpine Geschichte

Emil Zopfi/
Robert Steiner

Ingrid Runggaldier
Moroder

Franz Speer

Rollo Steffens

Nicholas Mailänder

Helga Kostka

Das Drama am Khan Tengri 1936

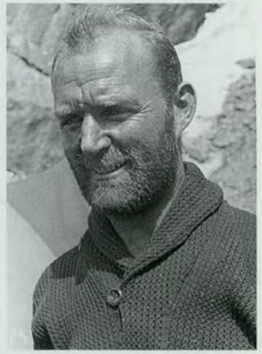
VON ROBERT STEINER UND EMIL ZOPFI

Ein mittelloser Schweizer Bub, der keine Lehre abschliesst und keine Berufsausbildung hat, bereist die halbe Welt, wird Kommunist und geht schliesslich mit der Elite der sowjetischen Bergsteiger in den Tien Schan, um den 7000er Khan Tengri zu besteigen. Auf dem Rückweg stirbt er.

Eine Schweizer Schriftstellerin aus reicher Familie, unglücklich und politisch ebenfalls links, interessiert sich für sein Schicksal, verfolgt seine Spuren und schreibt ein Buch.

Danach werden beide für lange Zeit vergessen.

Das ist die Geschichte von Lorenz Saladin und Annemarie Schwarzenbach. Emil Zopfi und Robert Steiner haben nicht nur Schwarzenbachs Biografie neu herausgegeben, sondern sich aufgemacht, die Zusammenhänge im Leben dieser beiden interessanten Menschen zu ergründen.



Der Expeditionsbergsteiger und Abenteurer Lorenz Saladin (1896-1936) aus Nuglar im Schwarzbubenland.
Fotograf unbekannt

Alpinist und Kommunist aus Idealismus

Lorenz Saladin kam 1896 in Nuglar, einem Dorf im Jura zwischen Solothurn und Basel zur Welt. Sein Vater war Baumeister und glückloser Unternehmer in verschiedenen Branchen. Nach der Scheidung der Eltern kam Lorenz in ein Heim, lief aus einer Metzger- und einer Bandweberlehre davon, arbeitete in Sägereien, leistete im Ersten Weltkrieg Militärdienst, betrieb mit einem Partner ein Sanitärmonteurgeschäft in Zürich und begab sich schliesslich auf eine Wanderschaft durch Europa, Südamerika und die Vereinigten Staaten. »Alles war zu eng für mich«, schrieb er.

Schon als Kind hatten ihn die Berge fasziniert. Mit seinem Bruder Peter begann er in den Alpen zu klettern; in den Anden und den Rocky Mountains fand er zu seiner Passion, dem Erforschen ferner Gebirge. Er entwickelte sich autodidaktisch zum hervorragenden Fotografen, drehte Filme, hielt Vorträge und versuchte sich als professioneller Expeditionsleiter zu etablieren. Für seine Unternehmungen warb er in Zürich mit einem Schaufenster, in dem er Pickel, Bergschuhe, Kleidungsstücke, Steine, Hörner von Bergschafen und eine ausgestopfte Gämse ausstellte. Er publizierte in der alpinen Presse, die renommierte deutsche »Arbeiter Illustrierte Zeitung« druckte einen grossen Bericht mit Bildern über seine Kaukasus-Expedition von 1934, bei der ihm schwierige Erstbesteigungen gelungen waren. Im Rückblick muss er als einer der erfolgreichsten Schweizer Expeditionsbergsteiger der Dreissigerjahre gelten.

Annemarie Schwarzenbach in Persien, 1935.
Schweizer Literaturarchiv, Bern



Dass Saladin in Vergessenheit geraten ist, hat unter anderem mit seiner politischen Haltung zu tun. Max Oechslin, Redaktor der Zeitschrift »Die Alpen« des Schweizer



Die Gipfelpyramide des Khan Tengri (7010 m) im Abendlicht. Links Saladins Aufstiegsroute über den Westgrat.
Foto: Robert Steiner

Alpenclubs SAC, bezeichnete ihn in einem Nachruf als Kommunist »aus Idealismus, wie Romain Rolland«. Oft habe man »den unvergesslichen Kameraden« nicht verstanden, »bloss seiner Gesinnung wegen zu Unrecht«, schreibt die Sektion Lucendro des SAC, deren Mitglied er war.

Von sowjetischen Gewerkschaften finanziert

Lorenz Saladin reiste im Juni 1936 mit wenig Geld nach Moskau. Dort logierte er bei seinem Freund Georgi Charlampiew, einem Musiker, Alpinisten und Alpinfunktionär, der gut Deutsch sprach. Durch seine Vermittlung finanzierte der sowjetische Gewerkschaftsverband Saladins Expedition zum Khan Tengri und versicherte ihn. Er war wahrscheinlich der einzige ausländische Bergsteiger, der von der Sowjetunion gesponsert wurde. Führende Bergsteiger nahmen an der Expedition teil, darunter Witali und Ewgeni Abalakow, die bedeutendsten Pioniere des russischen Alpinismus. Die von Witali entwickelte Abalakow-Eissanduhr ist in vielen Lehrbüchern zu finden. Ewgeni bestieg 1933 als erster im Alleingang den mit 7495 Metern höchsten Gipfel der Sowjetunion im heutigen Tadschikistan, der den Namen »Pik Stalin« erhielt, später »Pik Kommunismus«.

Saladin hatte die Brüder ein Jahr zuvor auf einer Expedition im Pamir kennen gelernt. Von Moskau reiste Saladin mit Ewgeni Abalakow und Leonid Gutman wieder in den Pamir, wo sie Geologen beim Schürfen nach Metallen unterstützten und unter andern Gipfeln den 5290 Meter hohen Archar erstmals bestiegen.

Mitte August reisten sie weiter nach Osten in den Tien Schan, den Issyk-Kul-See entlang zum Ausgangsort Karakol in Kirgisistan. Hier stiessen Michail Dadiomow und Witali Abalakow dazu. Die Männer waren schlecht ausgerüstet, die meisten kaum akklimatisiert und in zweifelhafter Verfassung. Gutman war im Pamir krank geworden und hatte einige Tage im Spital



Gefährlicher Anmarsch. Ein Transportpferd bricht auf dem Iniltschek in eine Gletscherspalte und wird unter Aufbietung aller Kräfte gerettet.

gelegen. Witali trug nicht einmal Bergschuhe, sondern für Steigeisen ungeeignete Armeestiefel. Am besten ausgerüstet war Saladin mit seinem Material aus der Schweiz; sein Bruder Peter hatte ihm zudem Geld für eine Leica und einen Filmapparat geliehen.

In Karakol wurden sie mehrere Tage durch die Bürokratie aufgehalten, da Saladin der Zutritt in die heikle sowjetisch-chinesische Grenzzone verwehrt wurde. Selbst »Genosse Stalin« wurde per Telegramm um eine Bewilligung bemüht. Saladin nutzte die Zeit fürs Fotografieren, einige seiner schönsten und historisch interessantesten Bilder entstanden hier. Erst am 19. August konnte die Gruppe aufbrechen. Ihr Ziel: Die Drittbesteigung des Khan Tengri, jener formschönen Pyramide im Herzen des »Himmelsgebirges«.



Vier der fünf Teilnehmer der Expedition am 5. September 1936 bei den letzten Felsen am Gipfel des Khan Tengri. Lorenz Saladin sitzt links, erschöpft und mit erfrorenen Fingern. Fotografiert von Ewgeni Abalakow mit Saladins Leica

Ein kalter, schwieriger Berg

Mit ihm hatten sie sich keinen leichten Berg ausgesucht. Als nördlichster Siebentausender gehört er zu den kältesten Bergen seiner Höhe. Er liegt zwischen der Wüste Takla Makan und den Steppen Kasachstans. Der Wind kann von allen Seiten angreifen, das Wetter ist oft instabil und schneereich. Selbst heute, trotz bester Ausrüstung, erleiden jedes Jahr Bergsteiger Erfrierungen. Auf 7000 Metern sinkt die Temperatur auch im Hochsommer auf minus 30 Grad. Ein besonderes Zeichen des Klimas ist der frühe Winter. Erwand Illinski, kasachischer Trainer für Alpinismus, sagt: »Im Tien Schan beginnt nach dem 20. August der Winter«. Saladin und seine Gefährten waren spät dran, vielleicht sogar zu spät. Wenn überhaupt, dann konnte ihnen der Berg nur im schnellen Alpinstil gelingen. Kaum akklimatisiert, unzureichend ausgerüstet und in schlechtem Wetter war das ein so anspruchsvolles Unternehmen wie die Versuche von Mallory 1924 am Mount Everest oder Willy Merkls Expedition 1934 zum Nanga Parbat. Statt unterstützt durch eine Mannschaft mit vielen Trägern, Lagern und Helfern für den Notfall, ziehen die fünf Bergsteiger mehr oder weniger aufs Geratewohl los. Niemand wartet auf sie, keiner beobachtet sie mit dem Fernglas, eine Rettung ist ausgeschlossen.

Schon der Anmarsch mit Pferden über den 70 Kilometer langen Iniltschek-Gletscher ist schwierig. Kleine kräftige Kirgisenpferde tragen die Lasten über den endlosen, schuttbeladenen Eisstrom des drittlängsten ausserarktischen Gletschers. Einmal bricht ein Pferd in eine Gletscherspalte ein und muss mit Seilen herausgezerrt werden. Nach elf Marschtagen erreichen sie am 30. August endlich das Standlager am Fuss des Khan Tengri.

Witali will umkehren, doch Saladin drängt weiter. Er ahnt, dass es auf Grund der politischen Entwicklung die letzte Chance ist, seinen Traumberg zu schaffen. Tag für Tag steigen sie mühevoll höher, nachts graben sie Schneehöhlen, in denen

die fünf kaum Platz finden und nur mit Mühe atmen können. Schneestürme behindern den Aufstieg, das Gelände ist schwierig. Um schneller voranzukommen, lassen sie in der Nähe des Gipfels ihre schweren Rucksäcke zurück, erreichen ihn jedoch nicht und müssen auf 6800 Metern notdürftig in einer winzigen Schneehöhle ohne Ausrüstung nochmals biwakieren. Sie frieren schrecklich, haben nichts zu Trinken, Symptome der Höhenkrankheit machen sich bemerkbar.

Trotzdem schaffen sie am 5. September 1936, einem kalten aber klaren Tag, den 7010 Meter hohen Gipfel. Saladin leidet schon unter so schweren Erfrierungen, dass er nicht mehr fotografieren kann. Ewgeni übernimmt die Leica, die Fotos bei den letzten charakteristischen Felsen beweisen, dass alle fünf den Gipfel erreicht haben.

Sturm zieht auf, der Abstieg über den Westgrat wird zum Leidensweg am Rand des Todes. Ohne Ausrüstung biwakieren sie nochmals in der Schneehöhle, anderntags stürzt Gutman in den verschneiten Felsen zweihundert Meter ab, ein Rucksack geht verloren. Die Rettung des Verletzten gestaltet sich mühsam. Alle leiden nun an Erfrierungen und an Dehydration. Erst nach weiteren traumatischen Biwaknächten erreichen sie am 8. September das Standlager.

Tod auf dem Rückmarsch

Drei Tage erholen sie sich, hoffen auf die Karawane mit den Pferden. Saladin versucht, seine Erfrierungen zu behandeln, schabt die schwarzen Stellen mit einem Messer ab und tränkt sie in Petroleum. Witali schreibt: »Ich habe Fieber bekommen und fühle mich sehr schwach. Und bis zur Merzbacherwiese sind es 20 Kilometer. Nicht auf einem Weg, sondern durch ein Chaos aus Fels und Eis, das von neuem Schnee bedeckt ist.«

Am 12. September beginnt der Rückmarsch. Saladin fällt das Gehen mit den erfrorenen Füssen immer schwerer. Als sie die Karawane treffen, wird er in einen Sattel gesetzt. Von Tag zu Tag geht es ihm schlechter, er bekommt starkes Fieber und isst fast nichts mehr.

Trotzdem marschieren sie weiter, hoffen auf die Rettungskolonne aus Alma Ata, die sie mit Morsezeichen über Kurzwellenfunk angefordert haben. Der schwer kranke Saladin wird im Sattel festgebunden, er leidet unsäglich, hin und hergerüttelt vom Ritt über den steinigen Weg.

Am 17. September bemerkt Ewgeni, dass Saladin leise und unverständlich spricht. Sein Gesicht ist eingefallen, sein Blick trübe. Als er einen Handschuh verliert und Ewgeni ihn darauf hinweist, reagiert er verwirrt, sagt »ich verstehe nichts« auf russisch. Zehn Minuten später kippt er im Sattel vornüber. Sofort hält die Karawane an, sie binden ihn los und legen ihn auf den Boden. Sein Blick ist leblos, es gibt keinen Puls mehr. Lorenz Saladin ist tot.

Ein Arzt, der am folgenden Abend eintrifft, diagnostiziert eine Blutvergiftung. Auf Grund der wenigen überlieferten Fakten halten auch heutige Fachleute diese Todesursache für wahrscheinlich. Oswald Oelz, der bekannte Medizinprofessor und Höhenalpinist, sagt: »Die Erfrierungen wurden mit einem Messer manipuliert, das ist heutzutage strikt verboten und hat den auf der Haut und im Environment vorhandenen Keimen den Weg geöffnet.«

Saladins Nachkommen glauben jedoch heute noch, er sei nach der Rückkehr vom Khan Tengri »von den Russen umgebracht worden«. Gewiss nicht von seinen Kameraden am Berg, aber vielleicht von Mitgliedern von Stalins Todesschwadronen, die als »Retter« getarnt der erschöpften Expedition entgegengingen, kurzen Prozess machten und den »Spion« verscharrten. Die Untat wäre ein möglicher Grund für die anschliessende Repression gegen die russischen



Lorenz Saladin nach der Rückkehr ins Standlager, schwer gezeichnet von den Strapazen und Erfrierungen. Auf dem Rückmarsch vom Khan Tengri stirbt er am 17. September 1936.



Ewgeni Abalakow, einer der stärksten Bergsteiger seiner Zeit, überstand die Expedition am besten. Er kam 1949 unter ungeklärten Umständen ums Leben.



Leonid Gutman verletzte sich bei einem Sturz im Abstieg, sein Auge ist zugeschwollen, sein Kopf mit Blut verschmiert. Er kam in 2. Weltkrieg ums Leben.





Bild oben:
Das hervorragend komponierte Bild zeigt, dass Lorenz Saladin auf dem Weg zum bedeutenden Bergfotografen war.

Bild unten:
Kirgisische Kinder. Lorenz Saladin verstand es, das Vertrauen der Einheimischen zu gewinnen und für seine Bilder zu motivieren.

Bergsteiger. Wir halten diese Version allerdings für sehr unwahrscheinlich.

In der Schweiz verbreitete sich das Gerücht, er habe für die Sowjets spioniert. Die Expedition war im verbotenen Grenzland zu China unterwegs. Saladin fotografierte Berge und Gletscher, Kletterer in Aktion, Standlager und Biwaks, aber auch kirgisische Nomaden mit ihren vielen Kindern, ihren Jurten und Pferdeherden. Also nichts von strategischer Bedeutung. Saladin war mit Sicherheit kein Spion.

»Einfacher Bursche« und reiche Tochter

Die Schriftstellerin Annemarie Schwarzenbach war eine Sympathisantin der Linken, obwohl sie aus einer der reichsten Familien des Landes stammte. Ihr Vater war Seidenindustrieller in Zürich, ihre Mutter eine Tochter von General Ulrich Wille, der die Schweizer Grenztruppen im Ersten Weltkrieg kommandierte. Annemarie war promovierte Historikerin und pflegte enge Beziehungen zu Thomas Manns Kindern Erika und Klaus. Mit Klaus Mann hatte sie 1934 am ersten Kongress der Sowjetschriftsteller teilgenommen und den sozialistischen Aufbau ziemlich unkritisch bewundert. In der moralisch freizügigen Gesellschaft von Intellektuellen der Bohème fand sie eine Gegenwelt zur ihrer bürgerlich-konservativen Herkunft. Trotz ihrer Intelligenz, ihrer legendären Schönheit und ihrer materiellen Unabhängigkeit war sie von Selbstzweifeln zerrissen und von einer unstillbaren Sehnsucht nach Liebe und Geborgenheit getrieben. Ihre Reisen im eigenen Auto durch Europa, Asien und die USA waren oft eine Flucht aus tiefster Traurigkeit; sie flüchtet in die Drogensucht, in den Alkohol und unternahm Selbstmordversuche. Eine Bergsteigerin war sie nicht, doch sie liebte die Berge. Ihr Haus in Sils Maria im Engadin war ein Treffpunkt von Schriftstellern und Künstlern.

»Durch einen Zufall«, wie sie schreibt, erfuhr sie im Mai 1937 von Saladins tragischem Schicksal. Saladins Expeditionsfotos weckten ihr Interesse, sie erkannte deren ästhetische Qualität und den ethnografischen Wert. »Menschliche Dokumente allerersten Ranges«, urteilte die erfahrene Fotografin. Dass ein »einfacher Bursche« ohne Ausbildung zu solch künstlerischem Ausdruck fähig war, faszinierte sie. Sogleich reiste sie nach Moskau, traf mit Charlampiew und den Abalakows zusammen, liess sich von ihnen den Ablauf der Expedition erzählen und brachte Saladins letzte Fotos in die Schweiz. Sie spürte, wie die russischen Bergsteiger Saladin verehrten. »Er war der beste der Genossen«, sagte Witali Abalakow.

Im Oktober nach der Expedition organisierten seine Freunde eine grosse Gedenkfeier in Moskau. Georgi Charlampiew schrieb an Saladins Bruder Peter: »Über 1500 Lenzli Freunde werden am Abend kommen. Nun genau werde noch berichten und verspreche Dich dass Lenzli Andenken in Sowjet Russland wird gut und mit Liebe organisiert.« Es sollte die letzte grosse Zusammenkunft der sowjetrussischen Bergsteiger sein, bevor ein grosser Teil von ihnen liquidiert wurde.

Saladins Fotos dienten Annemarie Schwarzenbach nebst ihren Recherchen in Russland und in der Schweiz zur Rekonstruktion seiner Expeditionen, was ihr mit

erstaunlicher Einfühlungsgabe und Sachkenntnis gelang. Saladins Charakter beschreibt sie als eigentliches Gegenbild zu sich selbst. Ihn schienen keine Ängste zu plagen, keine abgrundtiefe Traurigkeit: »Es finden sich in seinen kargen Notizen und wenigen Briefen keine Stellen, die Zweifel oder Unsicherheit über Wert oder Erfolg seiner kühnen Unternehmungen ausdrücken. Schwierigkeiten bedeuten ihm wenig, Geduldsproben und Enttäuschungen ertrug er leicht. Diese Festigkeit und Ruhe gegenüber äusseren Ereignissen war ein Merkmal von Saladins Charakter.«

In mehreren internationalen Zeitschriften publizierte sie Artikel und Bilder. Ihre Biografie Lorenz Saladins wurde ein Bestseller, geriet aber in Vergessenheit wie auch die Autorin, die erst in jüngster Zeit wieder entdeckt worden ist. Das mit vielen Fotos illustrierte Buch kam uns auf einem Flohmarkt in die Hände, fasziniert beschlossen wir eine Neuausgabe. Zum hundertsten Geburtstag von Annemarie Schwarzenbach in diesem Jahr hat es der Basler Lenos-Verlag neu aufgelegt, mit Fotos und einem aktuellen Essay, das alpinistische, literarische und politische Hintergründe beleuchtet.

Stalins Terror gegen Alpinisten

Heute wissen wir, dass kurz vor dem Erscheinen des Buches Saladins bester Freund hingerichtet worden war. Georgi Charlampiews Leben endete am 28. Mai 1938. Er sei ein antirevolutionärer Spion, lautete das Urteil. Als Belege galten der Kontakt zu Deutschen und Schweizern, insbesondere zu Saladin und Schwarzenbach, und der Filmapparat, den ihm Lorenz' Bruder geschenkt hatte. Vielleicht auch eine amerikanische Armeepistole, die der Schweizer Vertreter der Kommunistischen Internationale in Moskau angeblich in Saladins Gepäck entdeckt und den Behörden gemeldet hatte.

Millionen unschuldiger Menschen verschwanden während der stalinistischen Säuberungswelle jener Jahre in Arbeitslagern oder wurden hingerichtet. Noch wenig bekannt war bis heute, dass sich Stalins Terror auch gegen die Elite der Bergsteiger richtete. Dutzende wurden unter dem Vorwand der Spionage erschossen oder deportiert.

Michail Dadiomow wurde 1938 verhaftet und verschwand. Witali Abalakow überlebte zwei Jahre Straflager trotz schweren Misshandlungen. Ihm wurde vorgeworfen, »einen Komplott zur Ausrottung der besten Bergsteiger« gegründet zu haben, was sich offensichtlich auf die Expedition zum Khan Tengri bezog.

Ewgeni blieb seltsamerweise verschont, kam jedoch 1949 bei einem mysteriösen Gasunfall ums Leben; wahrscheinlich handelte es sich um ein Attentat. Der englische Geheimdienst habe ihn ermordet um zu verhindern, dass er als erster den Everest besteige, behauptet sein Sohn in einem Buch.

Unsere Nachforschungen zu Lorenz Saladins Schicksal und die literarische Bearbeitung durch Annemarie Schwarzenbach haben viele neue Fakten zu Tage gebracht über das Drama am Khan Tengri im Herbst 1936 und seine Folgen. Einige Geheimnisse bleiben. So bleibt Saladins Grab verschollen, auf das Ewgeni einen Stein legte und mit Bleistift beschriftete: »Saladin Lenz. Gestorben am 17.09.1936«. Später sagte er: »Die Schrift zu meisseln gelang mir nicht. Schlafe ruhig, Freund! Tragisch ist dein Tod so weit von deiner Heimat und von den Lieben.«



In einer Eiswand im Kara-Su, dem Schwarzwassertal im Pamir.

Literatur:
Annemarie Schwarzenbach: Lorenz Saladin, ein Leben für die Berge. Herausgegeben und mit einem Essay versehen von Robert Steiner und Emil Zopfi. 280 Seiten, mit Fotos von Lorenz Saladin. Fr. 35.-. Lenos Verlag, Basel, 2007.

May Norman-Neruda (1867-1945)

VON INGRID RUNGGALDIER MORODER



May Norman-Neruda
Foto von A. Bordigioni, Bassano, aus: The Climbs of Norman-Neruda, by May Norman-Neruda, London, 1899, gegenüber S. 162

Come away with me
and we'll kiss on a mountaintop
Come away with me
and I'll never stop loving you
(Norah Jones)

Als May Peyton im Sommer 1891 mit ihrem Vater nach Zermatt kam, wo sie ihren späteren Mann Ludwig Norman-Neruda kennen lernen sollte, war sie schon eine begeisterte Bergsteigerin. Sie war geschickt, flink und unerschrocken und konnte es nicht erwarten, ihre erste Erstbesteigung zu unternehmen – ein in den Neunzigerjahren des vorletzten Jahrhunderts allerdings kein so leichtes Unterfangen, da damals bereits so gut wie alle wichtigen Gipfel der Alpen bestiegen worden waren und zwar nicht nur über eine einzige Route. Eine Möglichkeit, die durchaus noch offenstand, war »falsche Wege zu gehen« wie Ludwig Norman-Neruda es formulierte, einen Gipfel also über neue Zugänge und Varianten zu erreichen.

Ludwig Norman-Neruda
Foto von Walery LTD., aus: The Climbs of Norman-Neruda, S. 1

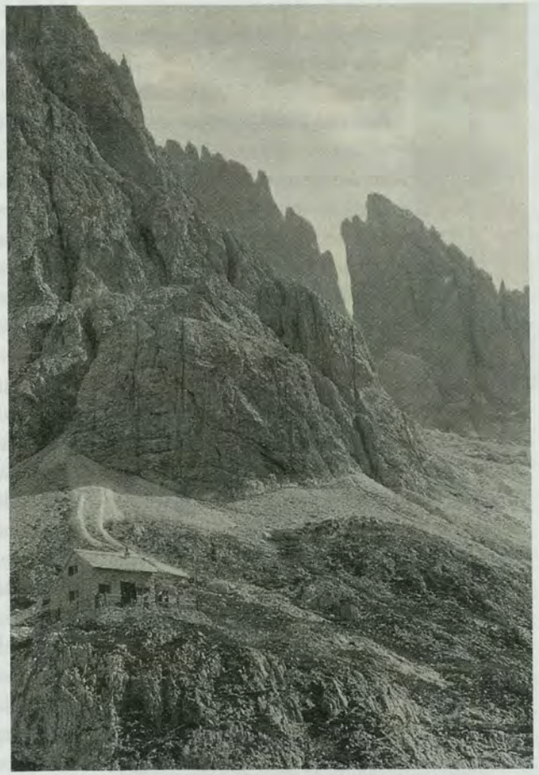


Verschiedene Pläne wurden in Erwägung gezogen, um sich dann gemeinsam mit dem Starbergführer Christian Klucker auf den Versuch einer Besteigung des Zinalrothorns über den noch unbegangenen Südostgrat zu einigen. Die obligaten Vorbereitungen wurden getroffen und das Einverständnis von Mays Vater, Edward Peyton[1] eingeholt, der wie Ludwig Norman-Neruda Mitglied des renommierten britischen Alpine Club war. Dem Unterfangen stand somit nichts mehr im Wege.

Bei schönstem Wetter erreicht die Dreierseilschaft die Mountethütte, deren Wächter jedoch, vermutlich wegen des bevorstehenden Feiertags, zu Tal gestiegen ist und den Proviantschrank abgesperrt hat. Von solchen Kleinigkeiten lässt man sich nicht abschrecken. In den Rucksäcken ist genug Proviant, um sich zu versorgen. Doch während der Nacht schlägt das Wetter um, ein Sturm kommt auf, es schneit, Nebel versperrt die Sicht. Da hilft nichts, die Bergsteiger müssen die Besteigung aufgeben und zurückkehren. May aber hat ihren Gefährten ihre außerordentlichen Kletterfähigkeiten gezeigt, sogar Klucker ist erstaunt. Für sie und Ludwig Norman-Neruda ist es der Anfang einer glücklichen Kletter- und Lebensgemeinschaft. Schon im darauf folgenden Jahr 1892 heiraten sie. 1893 wird eine Tochter geboren, die nach Ludwigs Mutter Wilma benannt wird.

Während der folgenden Jahre verbrachte das Paar jeden Sommer mehrere Monate in der Schweiz, im Ortlergebiet und dann vor allem in den Dolomiten. Unter ihren Lieblingsunterkünften in den verschiedenen Fremdenverkehrsorten waren das Hotel Rössl bzw. Post der Familie Lardschneider in St. Ulrich in Gröden und Hermann Panzers Hotel in San Martino di Castrozza. Von den Schutzhütten bevorzugten sie die neu errichtete, damals noch unbewirtschaftete Langkofelhütte.

Zwischen 1893 und 1899 unternahmen May und Ludwig Norman-Neruda zahlreiche Bergbesteigungen, darunter auch viele anspruchsvolle und neue Touren in den Schweizer Bergen und auf die meisten Gipfel der Pala-, der Langkofel- und der Rosengartengruppe.



Langkofelhütte – Diese Hütte wurde 1894 eröffnet. Nachdem sie von einer Lawine verschüttet worden war, wurde sie zwei Jahre später (1902) an einer günstigeren Stelle wieder aufgebaut
Foto von Ludwig Norman-Neruda, aus: The Climbs of Norman-Neruda, S. 106

Das Klettern ist für sie wie ein Spiel, eine sportliche Herausforderung: Nicht allein der Gipfel ist das Ziel ihrer Bemühungen, sondern das Lösen möglichst schwieriger Kletterprobleme. Viele Berge und Routen begehen sie zweimal und öfter. In den Dolomiten besteigen sie manchmal mehrere Felsen an einem Tag. Sie klettern mit und ohne Bergführer. Bedienen sie sich jedoch eines Führers, so ist es immer einer der besten und berühmtesten der Zeit: Christian Klucker aus Sils-Fex im Schweizer Engadin, Anton Mühlsteiger aus dem Südtiroler Pflerschtal, Johann Niederwieser, vulgo Stabeler, aus Sand in Taufers oder Michele Tavernaro aus San Martino di Castrozza.

Wenn sie ohne Bergführer klettern, übernimmt Ludwig gewöhnlich die Führung. Tatsächlich ging er als einer der ersten »führerlosen« Bergsteiger in die Geschichte des Alpinismus ein. Doch auch May ist in jeder Hinsicht eine autonome Kletterin, die in der Lage ist, heikle Kletterpassagen alleine zu überwinden und eine Seilschaft auch in schwierigeren Routen zu führen. So berichtet Ludwig bezüglich einer Besteigung des Pradidaliturms: »Den Campanile machte meine Frau im Auf- und Abstieg ohne Seil und ohne andere Hilfe meinerseits, ja sie ging während der ganzen Tour voran und kann daher mit vollem Recht behaupten, dieselbe führerlos gemacht zu haben. Die ersten paar Meter, welche durch eine eigenartige Rinne am Fuß des Turms führen, sind interessant und nicht ganz leicht.«[2]

Einen Großteil des Jahres 1993 lebt das junge Paar in San Martino. Obwohl May erst vor kurzem eine Schwangerschaft und Geburt hinter sich hat, hindert sie das nicht, viele schöne, aber auch lange und zum Teil sehr anstrengende Bergtouren zu unternehmen. Durst und Hunger, lange Anmärsche, Umwege, Gewitter und Nebel vermögen es nicht, ihr die Kletterlust zu verderben. Einmal am Pradidaliturm, fällt sie wegen eines Missverständnisses ins Seil: Während sie unterhalb eines Überhangs einen Quergang versucht und ihren oben stehenden Begleitern zuruft, das Seil nachzulassen, verstehen diese, sie sollten das Seil einziehen. Die Folge ist ein Sturz ins Seil mit einer mehrmaligen Pendelbewegung. Mit einiger Mühe schafft es May, sich wieder an die Felsen zu klammern: ein ziemlicher Schreck, aber glücklicherweise nichts weiter! Das Erlebnis bleibt noch lange in unangenehmer Erinnerung und hinterlässt in ihr eine Abneigung gegen Quergänge.

Bedenkt man, dass May nicht etwa wie heute üblich einen Klettergurt trug, sondern das Seil ganz einfach um den Bauch geschnürt hatte, ist diese Abneigung gut verständlich.

[1] Edward Peyton wurde 1841 in Wakehurst Place, Sussex geboren. Er heiratete 1866 und wurde 1877 Mitglied des Alpine Club. 1867 wurde seine Tochter May geboren. Aus den Akten des Alpine Club geht hervor, dass im Jahr 1878 seine Adresse 108 Marina, St. Leonards, Sussex war. Er schied 1908 aus dem Alpine Club aus.

[2] Bergfahrten von Norman-Neruda, Hrsg. May Norman-Neruda, München, Bruckmann, 1901, S. 150.



Fremdenbuch der Langkofelhütte, die am 9. September 1894 eröffnet wurde.

Einmal sind May und Ludwig so sehr mit Kletterübungen beschäftigt, dass sie das Zeitgefühl komplett verlieren. Die Dunkelheit bricht ein und sie kommen vom Weg ab. Erst gegen Mitternacht gelangen sie müde, aber unbekümmert in Panzers Hotel zurück, von wo schon mehrere Suchtrupps losgezogen sind, um die Abgängigen zu finden. Die Sache ist ihnen wohl ein wenig peinlich, schließlich aber freuen sich alle, dass sie unbeschadet zurück sind.

Im selben Jahr 1993 gelingt Ludwig und May Norman-Neruda mit dem Bergführer Michele Tavernaro die erste Besteigung eines Gipfels, den Tavernaro nach der neugeborenen Tochter des jungen Paares »Cima Wilma« nennt. Auch Tavernaro ist über Mays Geschicklichkeit und Trittsicherheit beim Klettern erstaunt. May ist zierlich und reicht nicht an alle Griffe, doch dies macht sie durch ihre hervorragende Klettertechnik wett, die sie befähigt, auch ausgesprochen schwierige Passagen elegant zu überwinden. Über die Besteigung der Cima Wilma schreibt Ludwig: »Wenige Minuten leichter Kletterei brachten meine Frau als erste um 1 Uhr und 20 Minuten auf die noch unbetretene Spitze.«[3] May und Michele Tavernaro bauen vor Begeisterung einen Riesensteinmann, dann wird der Proviant ausgepackt. Beim Abstieg haben May und Tavernaro noch genug Energie, um auf einen kleinen Nebengipfel zu steigen, wo ein weiterer Steinmann gebaut wird.

Im darauf folgenden Jahr 1894 lässt sich die Familie in Asolo, in der italienischen Region Veneto nieder, wohin Ludwigs Mutter nach dem Tod ihres zweiten Mannes, Sir Charles Hallé, gezogen war. Dies hindert sie nicht, einen Teil der Jahre 1894 und 1895 in Gröden und im Rosengartengebiet zu verbringen, da Ludwig damit beschäftigt ist, eine Monographie über den Rosengarten zu schreiben. Auch dort begleitet May ihren Mann auf fast allen Touren und fast nebenbei gelingen ihnen zwei kleinere Erstbesteigungen auf den Valbuonspitzen. Im Herbst 1894 wohnen sie für zwölf Tage in der Grasleitenhütte, damals eine der ersten bewirtschafteten Schutzhütten. Obwohl May sonst unbewirtschaftete Hütten bevorzugt, wird ihr dieser Aufenthalt später vor allem wegen der ausgezeichneten Küche in bester Erinnerung bleiben.[4]

Beim Bergsteigen verwenden May und ihr Mann außer den schweren Bergschuhen aus Leder, die sich vor allem für Begehungen in den Westalpen oder für die oft über Geröll führenden Anstiege zu den Felsen in den Dolomiten eignen, auch leichte Leinenkletterpatschen mit Hanfsohlen, die sie »scarpette« nennen und die den Füßen im Fels eine viel bessere Haftung und mehr Agilität bieten. Die schweren Bergschuhe werden vor der Felskletterei zumeist mit anderem entbehrlichen Gepäck, wie etwa Mays Rock und dem überschüssigen Proviant, unter einem Stein am Einstieg verstaut. Gleich der ihr gut bekannten Jeanne Immink kletterte wohl auch May Norman-Neruda schon in bequemen Hosen. Sie und Ludwig waren in jeder Hinsicht das Gegenteil jener zwei übergewichtigen, ungelenken und unerfahrenen deutschen Touristen – Vater und Tochter – die ihnen einmal in der Palagruppe begegnet waren. Vor allem unterschied sich May von Grund auf von dieser Touristentochter, die laut Ludwigs Beschreibung keuchend und schweißgebadet in einem gänzlich ungeeigneten Promenadenkostüm herumstolperte.

Wie für viele andere Bergsteigerinnen und Bergsteiger bestand die Faszination des Kletterns auch für May Norman-Neruda nicht allein in der sportlichen Herausforderung, sondern zu einem hohen Maße auch im Naturerlebnis. Ihre Liebe zur Natur, zu Flora und Fauna der Berge äußerte sich in mehreren Begebenheiten und ist vor allem in den Schriften Ludwigs dokumentiert. So beschreibt er wie May einmal, während er am vom Nebel verhüllten Gipfel des Rosengartens eingeschlafen war, mit einer neugierigen kleinen Bergmaus Freundschaft schloss. Sie fütterte das Tierchen bis es ihr nach nicht allzu langer Zeit aus der Hand fraß. Als Norman-Neruda nach über einer Stunde aufwachte, unterhielt sich May immer noch mit der kleinen Maus und bevor sie den Gipfel verließen tauften sie das Tierchen – wie könnte es auch anders sein? – »König Laurin«.[5]

Solche und noch andere schöne Erinnerungen – beeindruckende Sonnenuntergänge, fröhliche Abende mit Freunden, sportlich befriedigende Klettererlebnisse – waren für May Norman-Neruda mit dem Bergsteigen verbunden. Um eine Vorstellung von der Atmosphäre zu haben, die in den Kletterkreisen des ausgehenden neunzehnten und des beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts herrschte, ist es notwendig sich zu vergegenwärtigen, dass die Bergsteiger und Bergsteigerinnen eine ausgewählte Gruppe junger, wohlhabender, von Alltagssorgen freier und zumeist kultivierter Menschen bildeten, die sich vom Gros der gewöhnlichen Touristen und Sommerfrischler eben durch das Klettern, dieser neuen, modernen, elitären und als gefährlich geltenden sportlichen Betätigung, abhoben. In diesen Bergsteigerkreisen war man unter sich, unter Freunden und Bekannten. Die verschiedenen Fremdenverkehrsorte der Alpen, von Chamonix und Zermatt über Sulden bis Gröden, Cortina und San Martino, waren fixe Treffpunkte für die Bergsteiger ganz Europas. Dokumentiert ist auch, dass May Kontakte zu anderen Bergsteigerinnen pflegte und gelegentlich mit ihnen kletterte. Beispielsweise begegnete ihr Jeanne Immink mehrmals auf ihren Touren, Hermine Tauscher-Geduly war ihr ebenfalls bekannt und mit Rose Friedmann unternahm sie verschiedene Begehungen, darunter auch jene der Fünffingerspitze in den Grödner Dolomiten.

Die sorglosen Kletterjahre nahmen jedoch ein frühes, jähes Ende: Am 10. September 1898 musste May nämlich miterleben, wie ihr Mann im Alter von nur 34 Jahren beim Aufstieg über den Schmittkamin an der Fünffingerspitze[6] verunglückte. Er,



Fünffingerspitze von Süden
Foto von Emil Terschak, aus: The Climbs of Norman-Neruda, S. 234

[3] Ebda. S. 120.
[4] The Climbs of Norman-Neruda, S. 247.
[5] Bergfahrten von Norman-Neruda, S. 185-186. May liebte auch Blumen: In der Palagruppe sammelte sie während eines Sommers über 200 verschiedene Pflanzenarten, darunter auch einige sehr seltene Exemplare. Dies wäre heute unter Naturschützern und -liebhabern verpönt.
[6] Ludwig Norman-Neruda war vorher schon sechs Mal auf der Fünffingerspitze gewesen, davon zweimal über den Schmittkamin.

Wilma (Vilhelmina Maria Franziska) Neruda wurde 1839 in Brünn (heute Brno) in einer österreichisch-tschechischen Musikerfamilie geboren. Sie war eine hervorragende Violinistin und spielte schon im Alter von sieben Jahren als Wunderkind vor dem Wiener Publikum und später in allen großen Städten Europas. Die Ehe mit Ludwigs Vater, einem schwedischen Hofkapellmeister und berühmten Komponisten (Frederik V. Ludwig Norman, 1831 in Stockholm geboren und dort 1885 gestorben) wurde nach fünf Jahren geschieden, weshalb Ludwig bis zu seinem 16. Lebensjahr teils in Stockholm, teils im mütterlichen Haus in Brünn und in England lebte, wo die Mutter aus Arbeitsgründen ansässig war. Wilma Norman-Neruda führte ihren Doppelnamen bis zu ihrer zweiten Heirat mit Charles Hallé im Jahr 1885 fort. 1888 erhielt Hallé den Titel eines Sirs, woraufhin sich Wilma Neruda ›Lady Hallé‹ nannte. Sie wurde besonders als Bachinterpretin berühmt. Vieuxtemps widmete ihr sein Sechstes Konzert. Als Charles Hallé 1895 nach einer gemeinsamen Reise nach Australien und Südafrika plötzlich im Alter von 76 Jahren starb, zog Wilma nach Asolo in Oberitalien. Dort lebte sie in einem kleinen Palazzo, den sie dank einer Spendensammlung unter der Schirmherrschaft des Prinzen von Wales und späteren Königs von England, Edward VII, sowie den Königen von Dänemark und Schweden erwerben konnte. Auch ihre Schwiegertochter May und ihr Sohn Ludwig ließen sich dort bis zu dessen Tod zumindest zeitweise nieder. Bis 1907 trat Wilma Neruda gelegentlich noch öffentlich auf. 1901 verlieh ihr Königin Alexandra den Titel »Violinist to the Queen«. Lady Hallé war die erste Violinistin, die einem Vergleich mit ihren männlichen Kollegen standhalten konnte. Ihren letzten Lebensabschnitt verbrachte sie in Berlin, wo sie am Konservatorium unterrichtete und 1911 verstarb.

der in seinen Schriften unermüdlich zur Vorsicht mahnte und sich mit den verschiedenen Gefahren in den Bergen auseinandersetzte, wurde selbst Opfer eines Bergunglücks. Seinen Plan einer Himalajaexpedition, für die er schon die Teilnehmer ausgewählt hatte, konnte er nicht mehr verwirklichen. Ob May dort auch mit von der Partie gewesen wäre, ist nicht bekannt. 1899 publizierte sie die Aufsatzsammlung ihres Mannes mit dem Titel »The Climbs of Norman-Neruda«,[7] wofür sie eine Einführung mit einem ergreifenden Bericht über ihre letzten gemeinsam verbrachten Tage, seinen tödlichen Unfall, den sie miterleben musste, und über die Beerdigung in St. Ulrich schreibt.

Wie immer, wenn sich das Paar in St. Ulrich aufhielt, wohnte es im geliebten Hotel Post, das wie das Hotel Adler voll belegt war mit Freunden: Studenten aus den deutschen und österreichischen Universitätsstädten, vor allem aus Wien – eine lustige und fröhliche Gesellschaft. Am 7. September 1898 unternahmen sie noch gemeinsam eine letzte erfolgreiche Bergtour auf die Gran Odla in der Geislergruppe, die sie von der Regensburgerhütte aus bestiegen. Am darauf folgenden Tag nahmen sie an der Feier anlässlich der Einweihung des Paul-Grohmann-Denkmals in St. Ulrich teil. May berichtet über das gelungene Denkmal und die Feierlichkeiten mit anschließendem Festessen, das bis in die Morgenstunden dauerte. »Wer in der munteren, fröhlichen Gesellschaft hätte geahnt«, schreibt sie, »dass all die Heiterkeit und dieses sorglose Lachen sich binnen weniger, kurzer Stunden in Kummer und Schmerz verwandeln, ja dass das ganze Thal in Trauer gestürzt werden sollte – ein schmerzlicher Gegensatz zu den kaum vergangenen frohen Festestagen.«[8]

Ein Dorn im Auge sind die Bergsteiger und das ganze Spektakel dem damaligen Kuraten von St. Ulrich, Franz Anderlan, der die Ereignisse dieser Tage in seiner Chronik ziemlich genau festhält und am 10. September 1898 folgendes notiert: »Am 8. (September) war die Enthüllung des Paul Grohmann Denkmals, errichtet zu Ober-Potz, mitten in der waldigen Wiese. Soll der erste Narr gewesen sein, der den Langkofel hinaufgekraxelt ist. (…) Das Denkmal selbst ist nach meiner Ansicht kleinlich und geschmacklos, und wurde mit einem Kostenaufwande von circa 3000 fl (wie man sagt) von der Academischen Section errichtet. – Der Tag verlief plausibel und gieng eine große Menge Volkes um den großen Act anzusehen. – Die Nacht wurde besonders von 8. auf den 9. ganz durchgefeiert und aller Unsinn getrieben, wie er gebildet sein sollenden wohl nicht gut ansteht. Saufen, lärmen und im Choro bläken war bis 6 Uhr früh die Hauptbeschäftigung. Gegen Abend kam die Botschaft, dass auf dem Fünffinger ein Absturz vorgefallen sei und wurde telegrafisch Hilfe verlangt.«[9]

May war sich sehr wohl bewusst, dass das Bergsteigen ein umstrittener Zeitvertreib war und dies nicht nur unter den Touristen, sondern auch und vor allem unter der damals noch sehr konservativen, katholischen Bevölkerung in den Fremden-



Paul-Grohman-Denkmal bei der Einweihung zu »Ober-Potz«
Foto Emil Terschak, aus: The Climbs of Norman-Neruda, S. 4

[7] Diese Sammlung von Aufsätzen erschien 1901 in deutscher Übersetzung mit dem Titel *Bergfahrten von Norman-Neruda*, München, Bruckmann, 1901.
[8] Ebda. S. 3.
[9] Kurat Franz Anderlan »Chronik von St. Ulrich«. Die Transkription der Chronik wurde mir dankenswerterweise von Dr. Anton Sotriffer zur Verfügung gestellt. Die Schreibweise wurde hier im Original belassen.

verkehrsorten, die meist relativ kleine Bergdörfer waren. Dort begegnete den Bergsteigern häufig Misstrauen und Unverständnis. Dass sich unter ihnen auch noch Frauen befanden war geradezu skandalös. May Norman-Neruda schreibt: »Oft haben fremde Gäste mit Erstaunen dem wilden Treiben manches berühmten Bergsteigers dort zugeschaut, verwundert über das rätselhafte exzentrische Benehmen der Mitglieder unserer ›Clubs‹, bei den Versammlungen, deren Zweck und Ziel nur den Eingeweihten verständlich sind. Diese Versammlungen fanden allabendlich in einem Stübchen statt, das man mit der stillschweigenden Zustimmung unseres guten Wirtes Lardschneider als besonders für unsere Clubs reserviert betrachtete. Der oberflächliche Beobachter begnügte sich mit der Bemerkung, dass er die Bergsteiger immer für halb verrückt gehalten habe. Aber es ist vorgekommen, dass andere die Vermutung geäußert haben, wir seien Mitglieder eines Freimaurerverbandes.«[10] In der englischen Ausgabe ihres Buches fügt May noch hinzu: »… und sie betrachten uns deshalb als Sünder, die schlimmer als Häretiker sind, da Freimaurerei in den Augen der katholischen Kirche fast eine Sünde ist. Angesichts solcher Ignoranz und Bigotterie, die dem dunklen Mittelalter eher entsprechen als der Aufklärung des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts, ist jeder Erklärungsversuch sinnlos.«[11]

Am Nachmittag des 9. September 1898, einem Samstag, verlassen May und Ludwig mit einigen Kletterfreunden St. Ulrich, um zur Langkofelhütte zu steigen. Um 8.20 Uhr des nächsten Tages begibt sich das Ehepaar mit Theodor Dietrich zum Einstieg des Schmittkamins an der Fünffingerspitze. Alle drei sind gute Kletterer und wechseln sich im Vorstieg ab. Doch später wird May folgendes schreiben: »Was mich betrifft, so will ich nur erwähnen, dass mein Mann es mir überließ, die schwersten Stellen allein zu überwinden, indem er sogar das Seil zwischen uns locker hängen ließ. Dieser Umstand erweckte in mir zum ersten Mal den Verdacht, dass er nicht ganz gut disponiert sein konnte, da er sonst jede Regel der Kletterkunst auf das Strengste einhielt.«[12]

Während des Aufstiegs klagt Ludwig Norman-Neruda über starke Schmerzen am Hinterkopf. May und Dietrich versuchen, ihn zur Umkehr zu bewegen, doch er lässt sich nicht dazu überreden. Sie fangen an, sich zu sorgen, gehen aber trotzdem weiter und kommen langsam aber gut voran. Als sie das Schwierigste hinter sich zu haben scheinen, hören May und Dietrich Ludwig von oben rufen: »Ich falle, ich falle, halt!« Und dabei fällt er rückwärts, ohne den geringsten Versuch, sich festzuhalten. Während Theodor Dietrich noch versucht, ihn zu halten, verbrennt ihm das Seil die Hand bis an den Knochen. Im ersten Moment verliert May vor Schrecken beinahe die Besinnung. Doch sie reißt sich zusammen, um die Situation nicht zu verschlimmern: Ihr Mann hängt einige Meter weiter unten verwundet und bewusstlos im Seil. Bis zu seinem Tod am folgenden Tag wird er nicht mehr zu Bewusstsein kommen. Nach dem Unglück, das sich gegen 11.00 Uhr ereignet, versuchen May und Theodor Dietrich zuallererst Ludwig zu sichern und sich selbst an eine sichere Stelle zu begeben. Stundenlang schreien sie um Hilfe. Erst gegen fünf Uhr sind sie sicher, dass ihre verzweifelten Rufe von den Hirten unten auf den Almen gehört und als Hilfeschreie verstanden wurden. Noch am Abend und während der Nacht erreichen mehrere Trupps von Rettern den Fuß des Berges, wo sie ein großes Feuer entzünden. Der Bergführer Anton Mühlsteiger will mit einer Laterne hinauf steigen, doch sein Gast hält ihn zurück: Vor dem Morgen wäre eine Bergung ohnehin nicht möglich. May und ihr Begleiter sind völlig durchnässt. In der Höhle, in der sie sich verkrochen haben, rinnt das Wasser direkt auf sie herunter. Rückblickend wird May über diese Nacht folgendes schreiben: »Die Gräuel unseres Biwaks spotten jeder Beschreibung. Jede Minute schien eine Stunde, jede Stunde Jahrzehnte zu dauern, es schien als ob es nimmermehr Tag werden wollte. Unsere größte Sorge war, dass mein Mann sich in einem

[10] Bergfahrten von Norman-Neruda, S. 1-2.
[11] The Climbs of Norman-Neruda, S. 3. Kurat Anderlan bestätigt diese Tatsache, wenn er über eine Versammlung der Priester des Eisacktals schreibt. Thema der Besprechung ist »das Verhalten gegen die Fremden, die wenig Heil bringen und die guten Sitten mit der Religion fortnehmen.«
[12] Bergfahrten von Norman-Neruda, S. 3-4.

[13] Ebda. S. 8-9.
[14] The Climbs of Norman-Neruda, S. 12.
[15] Vgl. auch Franz Runggaldier, »Das Bergführerwesen im alten Gröden«, *Dolomiten*, 17. Mai und 31. Mai 1995.
[16] Kurat Franz Anderlan.
[17] Mittlerweile wurde der Grabstein zweimal verlegt: zuerst in den neuen Teil des Friedhofs und vor einigen Jahren in den alten Friedhof, wo er an der Kirchenmauer angebracht ist.

Anfall des Deliriums entseilen könnte, und jedes Geräusch ließ unsere Herzen schneller klopfen, aus Angst, dass es von ihm herrühren könnte. Aber die Nacht verbrachte er ruhig. Jeden Augenblick beugte sich Dietrich über, um die Seile zu erproben, sie blieben straff. Wenn wir durch die Nässe und unsere gezwängte Lage den Krampf bekamen, standen wir auf und suchten uns mit Springen zu erwärmen. Wir wagten nicht im Dunkel die Höhle zu verlassen, denn wir hatten kein Licht, ja nicht einmal ein Zündholz bei uns. Kein Laut war in der öden Stille vernehmbar, nur das monotone Tropfen des uns benetzenden Wassers, und hie und da von unten ein Ruf, welcher die Ankunft einer weiteren Rettungskolonne verkündete.«[13] Und in der englischen Ausgabe fährt sie fort: »Ich entsinne mich, wie ich eines wunderschönen Sonnenaufgangs oberhalb der Marmolada mit einer dumpfen Apathie gewahr wurde, die beinahe an Abscheu grenzte.«[14]



Eintragung von Theodor Dietrich im Fremdenbuch der Langkofelhütte: »in Begleitung mit Norman-Neruda u. dessen Gemahlin die verhängnisvolle Tour auf die Fünffingerspitze durch den Schmittkamin unternommen! 11. IX Norman-Neruda †«

Am Morgen, kurz vor 7.00 Uhr, gelingt es Mühlsteiger die Verunglückten zu erreichen. Gemeinsam mit Michael Innerkofler, Josef Pescosta, F. Hörtnagel und Carl Mayr aus Innsbruck wird die schwierige Bergung des Verletzten, die den ganzen Tag dauern wird[15], in Angriff genommen. Indessen werden May Norman-Neruda und Theodor Dietrich von Luigi Bernard aus Campitello und Franz Fistill aus St. Ulrich mit Hilfe einiger Freunde hinuntergeführt, nachdem man sie gedrängt hat, etwas zu essen und zu trinken. Gegen 15.00 Uhr stirbt Ludwig Norman-Neruda friedlich in den Armen jener, die ihn tragen. Den Rest des Tages erlebt May wie im Traum. Um 21.00 Uhr, nach einem mühsamen Marsch und unter Regengüssen, erreichen Retter und Gerettete mitsamt der Leiche Ludwig Norman-Nerudas schließlich St. Ulrich.

Am selben Tag, den 11. September 1898, trägt Kurat Anderlan folgende Notiz in seine Chronik ein: »Heute Mittag kam die erschütternde Nachricht, dass unsere Kaiserin zu Genf beim Besteigen des Dampfschiffes erdolcht worden ist. (…) Abends kam die Nachricht, dass der Tourist Norman von England in Folge des Sturzes von der Fünffingerspitze auf dem Transporte gestorben ist. Gott Gnade seiner Seele – hatte sich am Donnerstag nachts u. fort (?) nicht gerade ausgezeichnet. Ist ein Urtheil Gottes zum Grohman Denkmal (…).«[16]

Am Dienstag, den 13. September 1898, um 10.00 Uhr vormittags, fand die Beerdigung statt. Da Ludwig Norman-Neruda nicht katholischer Konfession war, wurde er ohne Teilnahme der örtlichen Geistlichen in einem nicht geweihten Teil des Friedhofs begraben.[17] Dennoch war das Begräbnis wegen der herzlichen Anteilnahme vieler Bergsteigerfreunde und Vertreter der wichtigsten alpinen Vereine würdig und feierlich. Der Sarg wurde von Bergführern getragen. Mehrere Reden wurden gehalten, darunter von Ministerialrath Pfaff, dem Vertreter des D. u. Oe. Alpenvereins, von Walther Merz für die Akademische Sektion Wien, von Henry Wright der Akademischen Sektion München des D. u. Oe. Alpenvereins, von Hans Forcher-Mayr von der Sektion Bozen des Alpenvereins, von Fritz Gedon der Sektion Gröden und von Theodor Christomannos aus Meran, der im Namen der zahlreichen Bergfreunde eine Ansprache hielt. Alle genannten alpinen Vereine, aber auch die Akademische Sektion Innsbruck, die Akademische Sektion München, die Akademische Sektion Nürnberg, der CAI, der Britische Alpine Club, der Rodelclub Gröden, der Österreichische Alpen-Club und viele Freunde und Bergführer schickten insgesamt über hundert Sträuße und Kränze. Für die unglückliche Witwe bedeuteten diese warme Anteilnahme und Freundschaftsbekundungen immerhin einen kleinen Trost. Sie schreibt: »Ich werde nie Worte finden können, welche diesen Führern und Bergsteigern, die an dem schweren und gefahrvollen Werke teilgenommen haben, meinen Dank auszudrücken vermögen. Auch kann ich niemals all den lieben Freunden von St. Ulrich genügend danken für ihre treue Fürsorge während der darauf folgenden entsetzlichen Zeit. Ich lernte damals den wahren Wert alpiner Freunde kennen, und in all dem Schmerz fand ich Trost in der Überzeugung, dass jeder von denen, die am 13. im Friedhof zu St. Ulrich bei dem stillen Begräbnis, welches in freundlichster Weise der Bischof von Norwich übernommen hatte, gegenwärtig waren, den verblichenen Kameraden wie einen Bruder betrauerten. So lange sie leben, wird sein Andenken in Ehren gehalten werden und so lange der Alpinismus besteht, wird sein Name den Kennern alpiner Literatur bekannt bleiben. ›Mitten im Leben sind wir vom Tode umfangen‹.«[18]

Kurat Anderlan kommentiert das Ereignis in seiner Chronik folgendermaßen: »Es fungierte der zufällig anwesende anglikanische Bischof, aber ganz widerrechtlich, da die anglikanische Confession in Oesterreich nicht anerkannt ist. Am Grabe wurden mehrere Reden gehalten u. zeichnete sich Dr. Th. Cristomanos durch seine unsinnige(n) und unpassende(n) Worte aus. Er sagte unter anderem, man soll deswegen, dass bisweilen einer herabstürzt sich nicht abschrecken lassen auch fernhin waker hinauf zu kraxeln, denn von so hohen Felsen abstürzen, das Hirn sich zerschmettern, sei ein ehrenvoller Tod – u. andere (…?) Weisheiten. Es wird wohl niemand bekehrt worden sein.«[19]

May Norman-Neruda gab auch nach dem Tod ihres Mannes das Klettern nicht auf. Am 13. August 1904 gelang ihr zusammen mit Una Bell und den Bergführern Cesare Menardi und Arcangelo Siorpaes die Erstbesteigung der Tre Sorelle in der Sorapisgruppe. Sie lebte mit ihrer Tochter[20] bis 1915 in Cortina d'Ampezzo, von wo sie fort musste, als das Dorf evakuiert und der Aufenthalt dort nur mehr »Einheimischen« erlaubt wurde. Nach dem Krieg, während dem ihr als Engländerin laut Hans Kiene »nichts erspart blieb«[21], führte May Norman-Neruda die Pension Neuhaus in Thierberg bei Kufstein. Im Alpine Journal des Jahrgangs 1921/1922 findet sich ein Inserat, in dem für das Gästehaus geworben wird: »Auf 2000 Fuß Höhe gelegen, Ausgangspunkt zu den schwierigsten Gipfeln des Kaisergebirges. Das ganze Jahr geöffnet, gute Möglichkeiten für Fischerei, Bootsfahrten und Wintersportaktivitäten jeder Art.«[22]

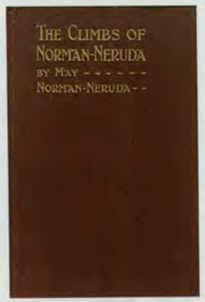
May Norman-Neruda kann als eine Vorreiterin des modernen Klettersports betrachtet werden. Sie war eine emanzipierte und intelligente Frau mit einer starken Persönlichkeit. Doch auch ihrem Mann, dem bekannten Ludwig Norman-Neruda, muss zugestanden werden, dass er seine Frau – soweit aus seinen Aufsätzen ersichtlich ist – fair und als gleichwertige Partnerin sowohl im Leben als auch am Berg behandelte. Er lobte sie und erkannte ihre Fähigkeiten und Leistungen wie auch jene anderer zeitgenössischen Bergsteigerinnen wie Rose Friedmann oder Hermine Tauscher-Geduly, während er andererseits manche seiner Bergsteigerkollegen kritisierte, die eine Besteigung nur deshalb als geringer einschätzten, weil sie von einer Frau unternommen wurde. An der Seite ihres Mannes konnte May ihre Liebe zu den Bergen leben und sich als Bergsteigerin entfalten, obwohl die gesellschaftliche Akzeptanz für Frauen, »die auf Bergen herum stiegen« damals durchaus noch nicht selbstverständlich war.

May Norman-Neruda verstarb am 9. März 1945 im Alter von 78 Jahren.



Ehemaliges Grab von Norman-Neruda
Foto von Emil Terschak, aus: The Climbs of Norman-Neruda, S. 334

[18] Bergfahrten von Norman-Neruda, S. 10.
[19] Kurat Franz Anderlan.
[20] May Norman-Nerudas Tochter Wilma Hasenknopf war eine Malerin in der Tradition der Compton-Schule. Sie verstarb 1926 im Alter von nur 33 Jahren.
[21] Vgl. Hans Kiene, »Erschließer der Dolomiten« in: *Dolomiten*, 1949, Nr. 277, S. 3-4.
[22] Alpine Journal, Vol. XXXIV, 1921-1922, London, 1923, S. 326.



Buchdeckel »The Climbs of Norman-Neruda by May Norman-Neruda« London, 1899

Zur Geschichte des Naturschutzes im Alpenverein

VON FRANZ SPEER





Alle Bilder:
Archiv ANL.

Am 6. September 2005 schrieb Christian Schütze in der Süddeutschen Zeitung: »Ritterschlag für die Berg-Lobby. Der Deutsche Alpenverein darf sich Naturschutzverband nennen – ist damit klageberechtigt«. Der DAV wurde bundesweit als Naturschutzverband anerkannt. Am 5. September 2005 wurde dem DAV auf der Praterinsel von Bundesminister Jürgen Trittin persönlich die Anerkennungs-Urkunde überreicht. Die Vorarbeit hierzu wurde mindestens seit dem 29. Mai 1984 geleistet, seit diesem Tag ist der Deutsche Alpenverein in Bayern als Naturschutzverband anerkannt.

Beginn der Naturschutzarbeit im Alpenverein

Hundert Jahre vorher (1880) hielt der Münchner Kreisforstmeister von Raesfeldt die »unscheinbare Hilfsarbeit« der Alpenvereine für das Wichtigste bei der Aufklärung der Bevölkerung und Waldbesitzer sowie bei der Wiederaufforstung. Mit dem Ausspruch »Wo die Wälder fallen, fangen die Murbrüche an«, erklärte er die Ursachen für Lawinen und Überschwemmungen und gab Ratschläge für die Wiederaufforstungen.

Alpenpflanzengärten

Die Zeit der Alpenpflanzengärten begann um 1875 als Prof. Nägeli aus München anregte, solche zu errichten. Grund war der gewerblich betriebene Raubbau an alpinen Pflanzen. Erste Versuchsgärten entstanden am Wendelstein und in Matrei in Tirol. Gärtnereien konnten nun dort Samen oder Stecklinge alpiner Pflanzen einbringen und vermehren. Die Gärten kamen auch Professoren, vor allem jedoch Studenten zu Gute, die damals nicht in der Lage waren, die Hochgebirge in aller Welt zu besuchen. 1899 stimmte die Generalversammlung des DuOeAV in Passau dem Antrag zu, die Anlagen von Alpengärten zu unterstützen

»Pflanzerlverein«

Angesichts der Erfolge wurde bereits ein Jahr später anlässlich der Centralversammlung 1900 in Straßburg der »Verein zum Schutz der Alpenpflanzen« gegründet. Der »Pflanzerlverein«, wie er noch heute liebevoll genannt wird, ist zwar eigenständig, aber ein »Kind des Alpenvereins« und wird bis heute von ihm finanziell unterstützt.

Forderung nach Naturschutzgesetz

Ab 1904 nimmt der Alpenverein, insbesondere die Sektion München, eine Vorreiterrolle im Bayerischen Naturschutz ein! Am 28. Januar 1904 erfolgte die Eingabe der Alpenvereinssektion München als Wortführerin von weiteren 58 Alpenvereinsektionen und 11 Vereinen zum »Schutz der Naturdenkmäler« an das Königliche Ministerium des Innern. Hierbei ging es um den Schutz von Naturdenkmälern in Privatbesitz. Diejenigen im Staatsbesitz ließen sich relativ leicht unter Schutz stellen, indem vorhandene Bestimmungen zum Schutz öffentlicher Gebäude erweitert wurden und so auch den Schutz von Naturdenkmäler sicherstellten. Hauptforderung der Sektionen und Vereine war, der Staat solle, ähnlich wie in Hessen, ein Gesetzesinstrument bekommen, um im Sinne des Naturschutzes eingreifen zu können. Die Eingabe der Sektion München endete mit den Worten: »Es möge im Sinne der vorstehenden Ausführungen die Erlassung geeigneter Vorschriften (...) in Erwägung gezogen und in tunlichster Bälde in die Wege geleitet werden.«



Hutebaum.

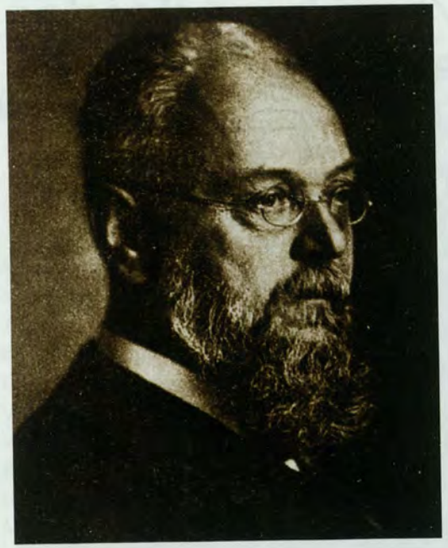
Landesausschuss für Naturpflege

In Reaktion auf die Eingabe der Sektion München lud Innenminister Graf v. Feilitzsch zunächst zu einer Referentenbesprechung der beteiligten Ministerien zum »Schutz der Naturdenkmäler« am 22.11.04 ein. Man kam überein, vorerst auf ein Gesetz zu verzichten. Aber bereits am 20.02.05 wurden elf in München ansässige Vereine in das Königliche Staatsministerium des Innerns zu einer Besprechung über die Gründung eines Bayerischen Landesausschusses für Naturpflege eingeladen:

1. Alpenvereinssektion München
2. Isartalverein
3. Verein für Naturkunde
4. Bayerische Botanische Gesellschaft zur Erforschung der heimischen Flora
5. Geographische Gesellschaft
6. Münchner Künstlergenossenschaft
7. Verein bildender Künstler »Sezession«
8. Künstlervereinigung Luitpoldgruppe
9. Bayerischer Architekten- und Ingenieurverein
10. Bayerischer Verein für Volkskunst und Volkskunde und
11. Bayerischer Bezirksverein Deutscher Ingenieure.

Der Vorschlag, einen Landesausschuss für Naturpflege zu gründen, wurde von allen Vereinsvertretern lebhaft begrüßt. Die Anwesenden stimmten auch dem vorläufigen Verzicht auf gesetzliche Regelungen zu. Lediglich der Vorsitzende der AV-Sektion München, Prof. Dr. Rothpletz, wollte nicht so ohne weiteres darauf verzichten, da ihm das wichtiger war als die spitzfindige Diskussion um die richtige Bezeichnung der Bestrebungen des Landesaussschusses. Er betonte: »die Alpenvereinssektion München habe in ihrer Eingabe absichtlich eine Definition des Begriffes ›Naturdenkmäler‹ unterlassen, weil jedermann verstehe, was man mit diesem Ausdruck sagen wolle. Er lege deshalb Wert auf gesetzliche Regelungen, als man hierdurch die nötige Handhabe gewinne um den Plan nach der juristischen Seite zur Durchführung zu bringen.« Prof. Dr. Rothpletz ging das von staatlicher Seite vorgeschlagene Vorgehen nicht schnell genug, er wollte eine rechtliche Handhabe: »Was den zu bildenden Landes-





Prof. Dr. Rothpletz.



ausschuß anlange, so habe er Bedenken insofern, als dass derselbe zu langsam und schwerfällig funktionieren werde. In generellen Fragen könne derselbe wohl Beschlüsse fassen und wirken, z. B. durch Herausgabe eines Büchleins. Im einzelnen könne aber etwas Durchgreifendes im Sinn des Antrags der Alpenvereinssektion München nur erreicht werden, wenn die Staatsregierung die Sache in die Hand nehme und die Verwaltungsbehörden nicht bloß instruiere, sondern mit Machtbefugnissen ausstatte. In Hessen bestehe ja bereits ein Gesetz, durch welches im Staate ein Expropriationsrecht (Enteignungsrecht) in gewissen Fällen eingeräumt worden sei...«.

Prof. Dr. Rothpletz ließ sich von seinem Standpunkt nicht abbringen. Er konnte sich jedoch nicht durchsetzen.

Gründung

Am 14. Oktober 1905 fand die Gründungssitzung des Landesausschusses für Naturpflege statt. Am 5. März 1906 wurde die Gründung amtlich bekannt gegeben.

An der Sitzung nahmen teil:

1. Universitätsprofessor Dr. Rothpletz, Alpenvereinssektion München
2. Prof. Gabriel von Seidl, Isartalverein
3. Universitätsprofessor Dr. Hertwig, Verein f. Naturkunde
4. Polizeirat Eigner, Bayerische Botanische Gesellschaft
5. Präsident Karl Baur, Münchner Künstlergenossenschaft
6. Professor Schmidt und Ingenieur Reverdy für Architekten- und Ingenieurverein
7. Baurat Grässel, Bayerischer Verein für Volkskunst und Volkskunde
8. Ministerialrat Rauck
9. Oberregierungsrat Dr. Englert
10. Oberregierungsrat Freiherr v. d. Heydte
11. Forstrat Bräutigam

Im Amtsblatt des Königlichen Staatsministeriums des Königlichen Hauses und des Äußeren und des Inneren ist nachzulesen:

»Die Alpenvereinssektion München hat gemeinsam mit anderen Vereinigungen einen Landesausschuß für Naturpflege gegründet. Dieser bezweckt den Schutz derjenigen Naturgebilde, deren Erhaltung einem hervorragenden, idealen Interesse der Allgemeinheit entspricht und zwar:

a) durch Abgabe von Gutachten für die Behörde,
b) durch möglichst umfangreiche selbständige Tätigkeit, namentlich durch Weckung und Verbreitung des Sinnes für Naturpflege in den weitesten Kreisen und durch geeignetes Eingreifen bei Bedrohung einzelner Naturgebilde, insbesondere Stellung von Anträgen bei den zuständigen Behörden.
c) Durch Heranziehung gleichartiger Bestrebungen im Lande zu gemeinsamem Zusammenwirken.«

Um Unabhängigkeit zu gewährleisten, waren absichtlich keine Regierungsvertreter im Ausschuss vertreten. Dies änderte sich in späteren Jahren. Das Büro des Landesausschuss befand sich zunächst in der Geschäftsstelle der Alpenvereinssektion München, Kaufingerstraße 29.

Die Tätigkeit im Ausschuss war ehrenamtlich. 1913 wurde die Geschäftsordnung durch eine Satzung ersetzt. Entscheidende Änderung war, dass der Ausschuss nun seine Mitglieder selbst bestimmen durfte.

Es kamen hinzu:

12. Künstlerbund
13. Bayerische Landwirtschaftsrat
14. Bund Naturschutz in Bayern
15. Deutsche Bergwacht
16. Münchner Entomologische Gesellschaft

Erst 1930 wurde die Zusammensetzung des Bayerischen Landesausschusses vollständig geändert und die Unabhängigkeit aufgegeben. Der Rahmen, den die Bayerische Staatsregierung für die Arbeit des Landesausschusses vorgab, sah kein Naturschutzgesetz vor. Sie setzte in erster Linie auf Bewusstseinsbildung.

Von 1905 bis zu seinem Tod 1918 war Prof. Dr. August Rothpletz (Prof. für Geologie an der Universität München) Vorsitzender des Landesauschusses. Von 1918 bis 1920 übernahm Oberregierungsrat Hans Welzel den Vorsitz. Beide kamen aus der Alpenvereinssektion München. Welzel hatte bereits als Schriftführer der Sektion die Eingabe der AV-Sektion München an das Königlich Bayerische Innenministerium maßgeblich verfasst. Die Arbeit im Ausschuss gestaltete er von Anfang an mit. Er betonte in seiner »Einführung in die Geschäfte der Naturpflege«, dass »schützende Vorschriften auch bei der Naturpflege nicht entbehrt werden können«. Ein »Gesetz zum Schutz der Natur« blieb zentrales Thema des Bayerischen Landesausschusses für Naturpflege.

Bayernweite Organisation

Sein wichtigstes Ziel war der Aufbau eines »angemessenen Netzes sachverständiger Beobachter über das ganze Land«. Er baute also die bayernweite Organisation für Naturpflege auf. Erst durch den Bezug zur Basis vor Ort konnte der Bayerische Landesausschuss für Naturpflege effektive Arbeit leisten. Man wollte hier auf bestehende Strukturen aufbauen. An den meisten Orten dienten Alpenvereinssektionen als erste Stützpunkte. 1922 wurden diese Aufgaben der Obmänner den Mitgliedern des Bundes Naturschutz übertragen.

Inventarisierung

Die zweite große Aufgabe war die »Inventarisierung«. Das Ziel war, alle »naturschutzwürdigen Gebilde« in Bayern zu erfassen und zu verzeichnen. Hier musste zuerst definiert werden: Die Bestimmung eines Naturgebildes zum Denkmal sollte von Fall zu Fall erfolgen. Leitgedanke sollte dabei Beschränkung der Auswahl sein, vor



Baumdenkmäler im Gebirge.

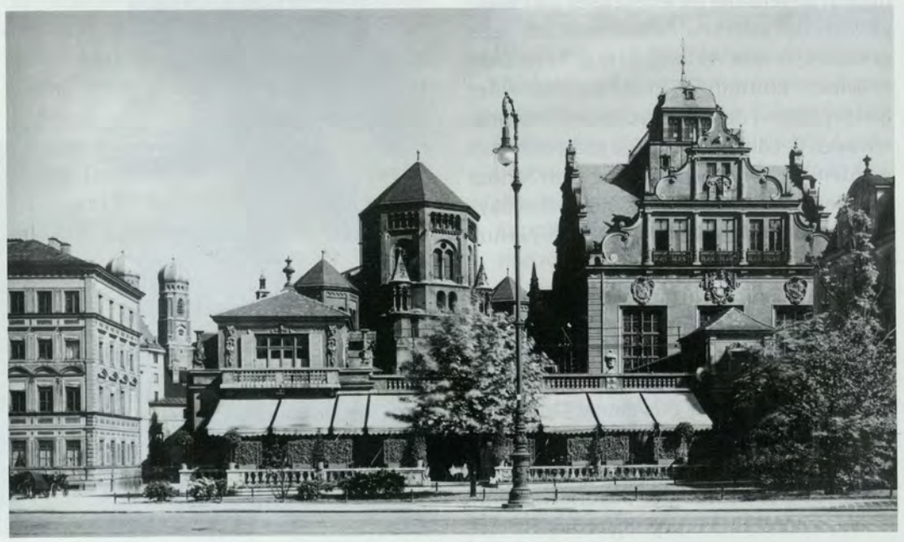
allem im Hinblick auf Häufigkeit und Seltenheit: »So konnte ein an sich ziemlich gleichgültiges Stück dadurch zu einer hochbedeutsamen Merkwürdigkeit werden, dass es an einer seinem Wesen ganz fremden Stelle wie verirrt sich findet, z. B. ein erratischer Block (Findling), eine Pflanze der Bergwelt in der Ebene, ein Tier der Ebene im Gebirge« (Welzel). Erfasst wurden Bäume, Felsen, Gesteine, Flussläufe und Landschaftsbilder. Wie weit diese Vorhaben ihrer Zeit voraus waren, zeigen heutige Bemühungen wie z.B. Biotopschutzkartierung, Arten- und Biotopschutzprogramm und Natura 2000. Ausgeschlossen von den Aufnahmen in die »Verzeichnisse der schutzwürdigen Gebilde« waren Vorkommen im Staatsforst, da die Forstbehörden eigene Verzeichnisse anlegten. Hier hat sich bis 2008 nichts geändert, bei Natura 2000-Kartierungen wird nach dem gleichen Schema vorgegangen, mit Wald bestocktes Gebiet wird vom Forst kartiert, Offenland von den Naturschutzbehörden.

Herausforderungen an den Landesausschuss

Zur Zeit der Gründung des Landesausschusses waren die Probleme in Folge der Industrialisierung vielfältig: Baulandgewinnung, Grundstückspekulationen, Wasserkraftanlagen, Kultivierungs- und Flurbereinigungsmaßnahmen, verbunden mit der Ausrottung von Pflanzen und Tieren. Der Tourismus brach in die Bergeinsamkeit ein. Es war ein weites Aufgabenfeld, das der Landesausschuss zu bewältigen hatte.

Weitere Aktivitäten des Alpenvereins

Es gab weitere Beispiele von Engagement im Natur- und Umweltschutz. 1924 wurde auf Drängen der Sektionen Tölz und Hochland ein Gebiet im Karwendel zum Naturschutzgebiet erklärt, 1926 folgten die Sektionen Bergland und Garmisch-Partenkirchen mit einem Antrag auf ein Naturschutzgebiet Ammergebirge, dieses Schutzziel wurde aber erst 1963 realisiert. Das Ammergebirge wurde mit 27.600 ha das größte Naturschutzgebiet Bayerns. 1927 nahm der Alpenverein den Naturschutz in seine Satzung auf. 1937 schlossen DuOeAV und der Verein »Naturschutzpark« ihren Grundbesitz zum »Deutsch-Österreichischen Naturschutzgebiet in den Hohen Tauern« zusammen. Diese Alpenvereinsschutzfläche war Grundstein für den Nationalpark Hohe Tauern. Aber erst zwischen 1981 und 1992 wurde dieser größte Nationalpark der Alpen ausgewiesen. 1958 fordert der DAV in



Künstlerhaus Lenbachplatz, 1. Naturschutztag.

der so genannten Thoma-Denkschrift zehn neue Naturschutzgebiete in den Bayerischen Alpen. 1969-1972 wirkte er maßgeblich am »Alpenplan« mit. Ende der 1990er Jahre war er Geburtshelfer der Alpenkonvention.

Resümee

Weil er bereits 1904 ein Bayerisches Naturschutzgesetz forderte, ist es nicht übertrieben zu sagen, dass der Alpenverein eine Vorreiterrolle einnahm. Anlässlich des Festaktes zu »100 Jahre kooperativer Naturschutz in Bayern 1906 – 2006« wurde am 24. März 2006 dieser Umstand von Ministerpräsident Dr. Edmund Stoiber und Staatsminister Dr. Werner Schnappauf in Anwesenheit des DAV-Präsidenten, Prof. Dr. Heinz Röhle und anderen Persönlichkeiten im Kaisersaal der Residenz in München gewürdigt.



Blumenkäuferin.



Literaturnachweis

BELLINGER, CARL-HERMANN: Zur Geschichte des Naturschutzes des Alpenvereins. In: Alpenvereinsjahrbuch, Bd. 111, 1987, 241 – 248

DEUTSCHER ALPENVEREIN, Referat Natur- und Umweltschutz: DAV-Umweltausschuss 1970-2003. München 2003

FALTER, REINHARD: Strömungen im frühen Naturschutz – Das Umfeld der Gründung des Bayerischen Landesausschusses für Naturpflege. In: Laufener Spezialbeiträge 1/06

FLUHR-MEYER, GERTRUD: »Rückblick auf die Festveranstaltung »100 Jahre kooperativer Naturschutz in Bayern 1906-2006« am 24. März 2006 im Kaisersaal der Residenz in München: In: Laufener Spezialbeiträge 1/06

FLUHR-MEYER, GERTRUD UND KÖSTLER, EVELIN: Eingabe der Alpenvereinssektion München an das königliche Staatsministerium des Innern vom 28.01.1904. In: Laufener Spezialbeiträge 1/06

KARL, HELMUT: Das Ammergebirge – endlich Naturschutzgebiet. In: Jahrbuch des Vereins zum Schutz der Bergwelt, 29. Jahrgang, München 1964, S. 157-165

MAIER, STEFAN: Der Deutsche und Österreichische Alpenverein zwischen Erschließung und Schutz der Natur (1874 bis 1927), unveröffentlichte Hausarbeit zum Erwerb eines Magisters an der Ludwig-Maximilians-Universität München, 1988

MAILÄNDER, NICHOLAS: Vom Bittsteller zum Umweltschutzverband. Die Naturschutzarbeit im Deutschen Alpenverein. In: Begleitbuch zur Ausstellung »Aufwärts Berge! Begeisterung und der Deutsche Alpenverein 1945 bis 2007«. S. 222-231. München 2008

SPEER, FRANZ: Schutzwald in Gefahr. Vortrag bei der Stiftung Wald in Not, Bonn 18.03.1984 (unveröffentlicht)

SPEER, FRANZ: Ein Kleinod wird aufpoliert – Renovierung des Alpengartens an der Lindauer Hütte. In: DAV-Mitteilungen Heft 5 1984, 327-329

SPEER, FRANZ: Die Entstehung der Alpenkonvention. Von der Idee bis zur Unterzeichnung. In: Jahrbuch des Vereins zum Schutz der Bergwelt, 66. Jg., München 2001

SPEER, FRANZ: 35 Jahre Alpenplan in Bayern. Interview mit Dr. Helmut Karl. In: AV-Jahrbuch BERG 2008, S. 282-287

UNGERER, CHRISTINE: Die Entwicklung des Naturschutzes im Deutschen Alpenverein. München 1984 (unveröffentlichtes Manuskript, DAV-Ressort Natur- und Umweltschutz)

Edmund Hillary

Wie Flaschen ohne Sauerstoff Weichen für ein Leben stellten

VON ROLLO STEFFENS



Mount Everest
Foto: Jürgen Winkler

Die Bewohner zweier weit auseinanderliegenden Inseln waren empört. Zum Staatsbegräbnis von Sir Edmund Hillary entsandte das englische Königshaus keinen Vertreter. Und das, obwohl Königin Elisabeth II. noch immer offizielles Staatsoberhaupt im fernen Neuseeland ist, und sie Edmund Hillary einst von eigener Hand zum Ritter geschlagen und in den Stand des Adels erhoben hat. Die Wellen in Hillary´s Heimat Neuseeland schlugen hoch, und selbst in Großbritannien machte sich Kopfschütteln und Unverständnis darüber breit, denn auch dort wird Hillary, der am 11. Januar 2008 im Alter von 88 Jahren zu seinen Ahnen gegangen war, noch immer hoch verehrt. Die Vorwürfe in den Tageszeitungen reichten von Affront bis Ignoranz, von Fehleinschätzung bis zu Instinktlosigkeit. Und das zu Recht. Immerhin hatte der junge Mann Hillary etwas Einmaliges geschafft und das Vereinigte Königreich am 29. Mai 1953 von einer Last befreit, die zu jener Zeit 8848 Meter wog, und zusammen mit Sherpa Tenzing Norgay (1914-1986) den Union Jack auf dem höchsten Punkt der Erde entrollt. Was sieben britischen und zwei schweizerischen Expeditionen von Beginn der zwanziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts bis zum Jahr 1952 nicht gelang, schaffte das ungleiche Team aus Neuseeland und aus Nepal in einer Art Schlussspurt – pünktlich zu Elisabeth´s Krönungszeremonie am 2. Juni 1953: Die erste Besteigung des Mount Everest – oder der Chomolungma, der »Göttinmutter der Erde«, wie die Einheimischen vom Stamm der Sherpa ihren Berg mit großer Ehrfurcht nennen. Es war, als hätte Englands Fußballteam im alt-ehrwürdigen Wembley-Stadion in London den Ausgleich gegen Frankreich erzielt. Die Männer vom Kontinent waren beim Rennen um die Achttausender drei Jahre zuvor in Führung gegangen, als es ihnen gelang, mit der Annapurna (8091 m) den ersten aller Achttausender zu besteigen. Jetzt hatten die Briten mit dem höchsten Berg der Erde die Nase vorn – und Hillary, der Neuseeländer, wurde ein Held.

Leere Flaschen – volle Flaschen

Dabei hatte Expeditionsleiter John Hunt Sherpa Tenzing Norgay und Edmund Hillary ursprünglich gar nicht als sein Gipfelteam auserwählt, sondern die Expeditionsmitglieder Tom Bourdillon und Charles Evans. Und die erreichten am 26. Mai 1953 tatsächlich als erste Menschen den 8751 Meter hohen Südgipfel des Massivs. Das war auch eine stramme Leistung – aber geschichtlich unbedeutend, wenn es zum X-ten Mal um alles geht, und der höchste Punkt der Erde schwache 100 Meter höher liegt. Trotz der großer Höhe und des geringen Sauerstoffparzialdrucks gelang es Evans und Bourdillon am Südgipfel eine mathematische Nuss mit Unbekannten zu knacken: Evans blickte auf den noch nie betretenen Schlussgrat und schätzte fünf Stunden bis zum Gipfel und zurück. Dazu zwei weitere Stunden Abstieg zum Südsattel. Der Sauerstoff in den Flaschen war weitgehend verbraucht und reichte nur noch für drei, und Evans Gerät arbeitete nicht akkurat. Auch ohne Rechenschieber (ich nehme mit Absicht den Rechenschieber, denn Taschenrechner gab es noch nicht, erst 1967), Stift und Lineal zogen die beiden einen Schlussstrich und stiegen wieder ab. Drei Tage später gelang Hillary und Tenzing Norgay der große Wurf. Unterstützt von Alf Gregory, George Lowe und Sherpa Ang Nyima erreichten sie am 28. Mai 1953 den Südostgrat des Mount Everest und starteten am folgenden Tag von einem letzten Hochlager in 8500 Meter Höhe zum Gipfel. Ohne die historische Leistung der beiden Männer schmälern und ohne Sir Edmund auf den wohl verdienten Hosenbandorden seiner Majestät treten zu wollen: Hätte der Sauerstoff bei Bourdillon und Evans bis zum Gipfel gereicht, wären wahrscheinlich ein paar Seiten im Geschichtsbuch des Bergsteigens anders geschrieben worden, aber so ist der Lauf der Welt. Last but not least waren es die leeren Sauerstoffflaschen seiner Vorgänger und der »große Gott Zufall« der Edmund Hillary seinen Platz in der Geschichte wies – aber auf welche Art der in jungen Jahren schlaksige Mann aus Neuseeland diesen Platz entgegennahm, das war bewundernswert!

Eine Jugend wie im Bilderbuch

Edmund Percival Hillary, Träger des Hosenbandordens und Knight Commander of The Most Excellent Order of the British Empire, erblickte das Licht der Welt am 20. Juli 1919 in Tuakau bei Auckland in Neuseeland. In Europa war der Erste Weltkrieg gerade zu Ende, der Kontinent erlebte unruhige Zeiten mit Rezession, Depression und Inflation, doch der kleine Edmund wuchs als zweites von drei Kindern in einem wohlbehüteten Haus auf. Er besuchte die Auckland Grammar School, später die Universität von Auckland, ging in den Neuseeländischen Alpen bergsteigen, erlernte wie sein Vater den Beruf des Bienenzüchters, überstand den Zweiten Weltkrieg als Soldat bei der Royal New Zealand Airforce und kletterte 1948 mit einem der besten Alpinisten Neuseelands, Harry Ayres (1912-1987), als erster über den messerscharfen Südgrat auf den Gipfel des Mount Cook (3754 m). Bis zu diesem Zeitpunkt war es ein unscheinbares Leben, und der Ablauf ganz normal. Drei Jahre später gelangte Ed Hillary dann erstmals zum Mount Everest. Nepal hatte nach dem Zweiten Weltkrieg seine Grenzen für Fremde (wieder) geöffnet, und das Everest-Komitee in London entsandte eine Erkundungsexpedition auf die Südwestseite des Berges. Was heute Trekking heißt und beim Veranstalter buchbar ist, war vor einem halben Jahrhundert Sache einer kleinen Schar handverlesener Männer. Das Unternehmen unter der Leitung von Eric Shipton (1907-1977) brachte – nicht zuletzt Dank Hillary – für die später folgende erste Besteigung entscheidende Erkenntnisse. Die kleine und sehr bewegliche Mannschaft fand den heutigen Normalweg auf den höchsten Berg der Erde, durch den berühmt berüchtigten Khumbu-Eisbruch und das weite Western Cwm (Cwm: walisisch = Hochtal, »Khum« gesprochen), über die Lhotse-Flanke und über den Südostgrat. Nach einem kurzen Intermezzo einer schweizerischen Expedition im Nachmonsun 1952, bei der auch Tenzing Norgay seine Rolle spielte, gelang Hillary zusammen mit seinem Partner aus Nepal im folgenden Frühjahr die Erstbesteigung des mächtigsten aller Himalaya-Berge.

Mit Traktoren bis zum Südpol

Dass das so war lernen Grundschüler bei einem guten Lehrer heute im Erdkunde- oder im Geschichtsunterricht. Dass Ed Hillary mit seinem Freund Ron Ward auf der Inselgruppe der Salomonen auch zweieinhalb Meter lange Krokodile fing, wissen nur ein paar wenige, und sein Buch »Der Wettlauf zum Südpol« wurde weit seltener gelesen, als seine Geschichten über den höchsten Berg der Erde. Dabei vermittelt Hillarys Bericht über dieses außergewöhnliche südpolare Abenteuer – wohlweislich gemessen an der Zeit; wir schreiben 1958 – in seiner knappen, fast nüchtern anmutenden Art einen umfassenden Eindruck über die mühevollen Planungsarbeiten, die dieser ungewöhnlichen Expedition vorangingen und von den großen Schwierigkeiten, die die Männer bei der Durchführung ihrer Aufgabe zu bewältigen hatten, bis schließlich auf der Ross-Insel eine wissenschaftliche Beobachtungs- und Forschungsstation errichtet wurde. Hundeschlitten und umgebaute Ferguson-Traktoren waren wertvolle technische Hilfen – im weitesten Sinne ähnlich wie die Sauerstoffflaschen am Mount Everest – doch letztendlich entschied auch bei diesem Unternehmen nicht die Maschine, sondern der Mensch. Hillary in seinem Buch »Der Wettlauf zum Südpol« (Econ-Verlag, Düsseldorf) über das Erreichen der damals bereits existierenden Pol-Station und des Pols: »Wir wurden von den beiden Kommandanten der Polstation sehr herzlich begrüßt. Es kam uns fast unwirklich vor, als wir ihrem Wiesel (gemeint ist ein Fahrzeug) mit unseren Traktoren zu dem Kreis von Ölfässern und Flaggenstangen folgten, der den genauen Südpol markierte, und hier wurden wir von einer ganzen Batterie von Fotoapparaten und freundschaftlichen, fröhlichen Gesichtern empfangen. Zum letzten Mal stellte ich den Motor ab und stieg müde aus dem Sattel. Ein Wirrwarr von Blitzlichtern und Fragen brach auf uns nieder. Bevor ich nach unten in die Station verschwand, warf ich einen letzten Blick auf unseren Traktoren-Zug – die drei Ackerschlepper, halb in die Knie gegangen wie Pferde, die den Fangschuss bekommen haben, standen einsam und verlassen da wie zerbrochenes Spielzeug, das ein Kind weggeworfen hat. (...) Ja, es gab keinen Zweifel: Unser Traktorenzug sah ein bisschen lächerlich aus. Aber wie dem auch sei – unsere Ferguson-Trecker hatten uns über 1250 Meilen (2000 Kilometer) durch Schnee und Eis, über Spalten und Schneewehen, durch weichen Schnee und Schneestürme getragen – die ersten Fahrzeuge, die aus eigener Kraft den Pol erreicht hatten.«

Nach den Unternehmungen von Roald Amundsen (14.12.1911) und Robert Falcon Scott (17.01.1912) war es die dritte Expedition die über Land kommend (aus der Luft war es zu jener Zeit schon längst kein Kunststück mehr) den Südpol erreichte.

Hillarys Dank an Nepal

Das Land Nepal vergaß die historische Leistung des Ed Hillary aus dem Jahr 1953 nie – und er vergaß nie das Land seines größten Erfolges. Als Hillary bei einer seiner folgenden Himalaya-Reisen zu Beginn der 60er-Jahre während einer Wanderung mit einem seiner Sherpa-Freunde über das Land am Himalaya und über seine Zukunft sprach, erklärte ihm dieser: »Our children have eyes but they are blind and can not see. Therefore, we want you to open their eyes by building a school in our village of Khumjung«, was soviel bedeutet, dass die Kinder seines Dorfes zwar Augen hätten, aber trotzdem nicht sehen könnten. Deswegen wolle man, dass er eine Schule im Dorf Khumjung baue, um den Kindern auf diesem Weg die Augen zu öffnen. Das war die Geburtsstunde des anderen Edmund Hillary. Er war derart gerührt von der Aufforderung und ebenso begeistert von der Idee, dass er sich fast umgehend daran machte Geld für dieses erste Nepal-Projekt zu organisieren und so entstand (s)eine erste Schule im Dorf Khumjung. Seitdem kümmert sich der von Hillary gegründete Himalayan Trust um die Wasserversorgung von Dörfern, um Brücken, Wege und um die Wiederaufforstung von kahlgeschlagenen Waldgebieten; er kümmert sich um Flughäfen, Gebäude und um die Erhaltung von kulturellen Denkmälern. Summa summarum trägt seine Stiftung pro Jahr einen faszinierenden Betrag an Hilfsgeldern zusammen. Er beläuft sich auf rund 250.000 US$. Dabei delegierte Hillary erforderliche Arbeiten nicht nur, sondern er half im Land wo immer er konnte, mit der Autorität seiner Person. Er selbst bezeichnete diese Arbeit als die wichtigste in seinem Lebens. Betrachtet man heute Extrembergsteiger, andere Hochleistungssportler oder prominente Schauspieler mit ihren Engagements für arme Länder oder für humanitäre Hilfsorganisationen, so kann man sie getrost als »Wiederholungstäter« im positiven Sinn bezeichnen. Ed Hillary hat es ihnen vorgemacht.

Der Schatten der Ama Dablam

In die Zeit seiner »zweiten Geburt« fällt auch der einzig dunkle Fleck in Hillarys Nepal-Biographie. Am 13. März 1961 kletterten Barry Bishop, Michael Grill, Wally Romanes und Michael Ward als erste über den Südwestgrat auf den heiligen Berg Ama Dablam (6856 m). Es war die erste Besteigung und alle Männer auf dem Gipfel waren Mitglieder der »Himalayan Scientyfic Mountaineering Expedition 1960/61«. Die Besteigung erfolgte ohne die erforderliche Genehmigung der nepalesischen Behörden. Die Leitung dieser Expedition hatte Sir Edmund Hillary. Auch auf Grund dieses Vorfalls erteilte die Regierung von Nepal bis in das Jahr 1978 keine weiteren Besteigungsgenehmigungen für diesen Berg. Man nahm es ihm in Nepal für eine Zeit lang übel – aber bei allem was er später für Land und Leute tat, geriet es bald in Vergessenheit. Fast zwanzig Jahre nach seiner ersten Besteigung sollte der Berg Ama Dablam noch einmal mit dem Namen Hillary in Verbindung stehen. Sir Edmunds Sohn Peter, am 10. Mai 1990 als Nummer 318 auch auf dem Mount Everest, versuchte im Herbst 1979 die erste Durchsteigung der steilen Westwand und verunglückte, als Teile eines Hängegletschers ausbrachen. Es gelang eine Aufsehen erregende Rettungsaktion.

Jahre schwerer Schicksalsschläge

Bei allem Erfolg und bei aller Sympathie die sich Hillary rund um der Erdball mit seinem Engagement für die Menschen im Königreich Nepal erwarb, blieb er von schwersten Schicksalsschlägen nicht verschont. Im Jahr 1975 stürzte nahe der nepalesischen Stadt Kathmandu ein Flugzeug ab. An Bord: Hillarys erste Frau Louise und seine 16-jährige Tochter Belinda. Beide überlebten den Absturz nicht. Im Jahr 1989 heiratete Edmund Hillary ein zweites Mal. Ehefrau wurde June Mulgrew. Sie hatte ihren Mann Peter David Mulgrew am 28. November 1979 verloren, als der Flug 901 der Air New Zealand aus nie gänzlich geklärten Gründen den Vulkan Mount Erebus (3794 m) nahe des McMurdo Sound gerammt hatte. Es war einer der spektakulärsten Flugzeugabstürze über der Antarktis, und hatte 257 Opfer gefordert, darunter auch Peter David Mulgrew. Der hatte Edmund Hillary an diesem Tag als Reiseleiter bei einem Rundflug mit Touristen über die Antarktis vertreten. Mulgrew und Hillary waren nicht nur Freunde, sondern sie hatten auch Expeditionen miteinander unternommen.

Im Jahr 1992 erschien in Neuseeland ein ganz besonderer Geldschein. Es ist eine 5-Dollar-Banknote, und sie trägt auf ihrer Rückseite die Abbildung eines Gelbaugenpinguins. Er ist die seltenste Pinguinart der Welt und lebt in und um Neuseeland. Der Maori-Name »Hoiho« bedeutet »Schrei-



Kassenfrisch: 5-Dollar-Banknote mit Hillary aus Neuseeland. Die moderne Scheine-Generation von 1999 ist nicht mehr aus Papier, sondern aus Polypropylen.
Archiv Rollo Steffens

hals« und verweist auf ein unüberhörbares Merkmal dieser Tiere. Auf der Vorderseite dieses Geldscheines ist allerdings alles andere als ein »Schreihals« abgebildet. Er zeigt den stillen, jungen Edmund Hillary aus der Zeit seiner Mount Everest-Erstbesteigung. Im Laufe der Jahre war der eher bescheiden lebende Hillary zum wohl populärsten Neuseeländer aufgestiegen, und er ist wahrscheinlich der einzige Alpinist, der je auf einer Banknote abgebildet wurde. Und das schon zu Lebzeiten. Waren die ersten neuseeländischen Ed-Hillary-Banknoten noch aus knisterndem Papier hergestellt, so wurde die neue Auflage ab dem Jahr 1999 mit etwas abgewandeltem Design auf Polypropylen gedruckt. Beide Scheine sind heute noch im Umlauf.

Kritik am Everest-Geschehen

Allerdings: Gerade mit Erscheinen der ersten Geldscheine meldete sich der eher Stille doch lauter zu Wort und äußerte sich verstärkt kritisch zur immer weiter fortschreitenden Mount Everest-Verkommerzialisierung. Etwa zur Zeit, als sich die erste Besteigung des höchsten Weltberges zum vierzigsten Mal jährte, stellte Hillary die Frage in den Raum, ob es nicht sinnvoll wäre, den Berg für ein oder für gar mehrere Jahre für die Alpinisten aller Herren Länder zu sperren, damit sich der Berg von ihnen und von sich selbst erhole. »Seinen« Mount Everest und die Geschehnisse dort behielt er stets im Auge, kritisierte nach der Katastrophe von 1996 erneut Veranstalter und weniger erfahrene Bergsteiger, die sich für viel Geld diesen Veranstaltern anvertrauten, und er kritisierte darüber hinaus im Mai 2006 einen behinderten Neuseeländer auf das Schärfste, der einem fast erfrorenen Engländer hoch oben am Berg nicht half, und seinen Aufstieg zum Gipfel nahezu unbeirrt fortsetzte. Als Everest-Erstbesteiger fand er mit seiner Kritik immer wieder offene Ohren, es gab weltweit jedoch auch immer wieder Kreise, die seine Kritik für vollkommen überzogen hielten und sie ablehnten.

Edmund Hillary war kein unentwegter Plauderer, aber er wusste im Laufe seines Lebens viele Geschichten zu erzählen. Die vielleicht schönste betraf das nicht vorhandene Gipfelfoto von ihm auf dem höchsten Punkt der Erde. Dort nämlich – so meinte er immer wieder – sei nicht der rechte Platz gewesen Sherpa Tenzing Norgay, der vorher nie eine Kamera in Händen hielt, das Fotografieren beizubringen. Die traurigste Geschichte betraf den Flugzeugabsturz seiner Frau. Für eine Weile hatte Hillary jede Lust am Leben verloren. Im Zusammenhang mit dem Mount Everest und seiner Historie gab er auch Weises von sich. Antwort auf die immer wieder gestellte Frage, ob George Mallory im Jahr 1924 zusammen mit seinem Gefährten Andrew Irvine möglicherweise schon den Gipfel des Mount Everest erreicht haben könnte, ließ er offen. Expeditionsteilnehmer Odell, während des Besteigungsversuches von 1924 direkt am Geschehen beteiligt, hatte diese These stets vertreten und geschrieben: »Die Frage, ob der Mount Everest (1924) bezwungen wurde, bleibt unbeantwortet, weil sichere Beweise fehlen. Überdenkt man jedoch alle Möglichkeiten, so ergibt sich die Wahrscheinlichkeit, dass Mallory und Irvine auf dem höchsten Gipfel der Erde gestanden haben.« Hillary wiedersprach nie direkt, aber in einer Sache – auf Mallory bezogen – legte er sich fest. Nämlich darauf, dass zu einer erfolgreichen Bergtour und zu einer Erstbesteigung auch der Abstieg zähle – und der gelang ihm und Tenzing Norgay mit Sicherheit als Erste.

Hillary im eigenen Erleben

Meine einzige kurze Begegnung mit Sir Edmund ist mir aus vielerlei Gründen unvergesslich. Im Herbst 1994 gab es eine große Vortragsveranstaltung mit etwa 300 Gästen im heute nicht mehr existierenden Mathäser-Bierkeller nahe des Münchener Hauptbahnhofes. Inmitten dieser Menge stand ich schweißgebadet. Ich war nach fünfeinhalb Monaten Karakorum-Wildnis ein paar Tage zuvor in die Häuserschluchten von München zurückgekehrt, und war mit dem Kopf eigentlich noch gar nicht wieder zu Hause. Ich fürchtete mich vor Tram- und U-Bahn, fürchtete mich aber noch mehr davor, Ed Hillary später nie mehr persönlich erleben zu können, überwand mich und meine temporäre Großstadtphobie und gelangte so mit größter Anstrengung und mit freundschaftlicher Begleitung in Veranstaltung und Saal. Hillary hatte ich Grüße eines gemeinsamen Freundes auszurichten, er schenkte mir für ein paar Augenblicke seine Aufmerksamkeit – und ich gelangte auf diesem Weg zu meinem bisher einzigen ritterschaftlichen Händedruck und zu ein paar freundlichen Worten. Diese kleine Episode soll zeigen, dass Ed Hillary auch fremden Menschen gegenüber aufgeschlossen war, und für junge Bergsteiger stets ein freundliches Wort parat hatte. Und Hillary hatte Humor. Als ich ihm die bei uns abgebildete Jux-Postkarte präsentierte und den Text übersetzte, musste er herzhaft lachen. Signieren wollte er sie aber nicht. In seinem abenteuerlichen Leben suchte Hillary im Himalaya auch für eine kurze Zeit nach dem von Sagen umwobenen Schneemenschen »Yeti«, ließ sich dabei aber keinen Bären aufbinden, wie manch anderer, erkundete im Jahr 1977 den Fluss Ganges in Indien von der Mündung bis zur Quelle, war von 1985 bis 1989 Neuseelands High Commissioner to India, was dem Rang eines Botschafters entspricht, und er wurde nach Gründung der Institution Mountain Wilderness ihr Ehrenpräsident.



Postkarte mit Persiflage auf Hillary und Tenzing Norgay. Er lachte, signieren mochte er sie aber nicht. Archiv Rollo Steffens

2007 kehrte Hillary im Alter von 88 Jahren noch einmal an den Südpol zurück. Dort nahm er an der Feier zum 50. Geburtstag der Scott-Basis teil, die er während der Antarktis-Expedition zum Jahreswechsel 1957/58 selbst mit eingerichtet hatte. Es war sein letztes großes Abenteuer. Ed Hillary war einer der wenigen, die früh die drei Endpunkte der Erde erreichen konnten. Den Mount Everest mit Tenzing Norgay, den Südpol mit dem Traktor und den Nordpol mit Neil Armstrong, dem ersten Menschen auf dem Mond, in einem Flugzeug. Als am 11. Januar 2008 um 9 Uhr 35 neuseeländischer Zeit sein Leben zu Ende ging, hatte er sich selbst längst einen glücklichen Menschen genannt. Neuseelands Premierministerin Helen Clark brachte es nahezu auf den Punkt, als sie sagte: »Der legendäre Bergsteiger, Abenteurer und Menschenfreund ist der bekannteste Neuseeländer, der je gelebt hat. Aber vor allen Dingen war er ein Kiwi durch und durch«, fügte sie schmunzelnd hinzu. Kiwi ist der Spitzname für Einwohner Neuseelands. »Er gehörte zu uns, mit seiner schroffen Erscheinung, seiner lakonischen, direkten Art und mit seiner Ehrlichkeit.«

Die 68er Bewegung und der DAV

Vereinspolitischer Gipfelsturm mit Hindernissen

VON NICHOLAS MAILÄNDER

Mit den Worten »Du dreckiges Kommunistenschwein!« feuerte der Arbeiter Josef Erwin Bachmann am Nachmittag des 11. April 1968 drei Schüsse auf den Berliner Studentenführer Rudi Dutschke ab. Schwer verletzt brach Dutschke auf dem Kurfürstendamm zusammen. Eine Welle des Protestes ergoss sich über die deutschen Universitätsstädte. Die Auslieferung einer großen Boulevardzeitung wurde verhindert, der die Verhetzung des Attentäters zugeschrieben wurde. Pflastersteine flogen. Aufgebrachte Studenten besetzten weite Teile des Münchner Universitätsviertels.

Die Osterrevolte des Jahres 1968 war in Deutschland der Höhepunkt einer weltweiten Protestbewegung, die von San Francisco und New York ausgehend rasch auch die europäischen Metropolen ergriffen hatte. Die Jugend begehrte auf gegen eine Elterngeneration, für die materieller Wohlstand den wichtigsten Lebenszweck darstellte. Ziel dieser »Rebellen ohne Grund« war die Entfaltung der im Menschen schlummernden positiven Potentiale durch das Beseitigen »repressiver« gesellschaftlicher Strukturen. Es war eine Bewegung von kunterbunter Vielfalt, in der sexuelle Befreiung genau so eine Rolle spielte wie soziale Revolution, Rausch, Rockmusik und mystische Religiosität. Vorläufig für nur wenige Eingeweihte sichtbar, bereitete sich auch im Bergsport eine Revolte vor. Sie richtete sich gegen die damals allgemein übliche, im technologischen Machbarkeitswahn erstarrte Form des Kletterns, in welcher das Wort »unmöglich« keinen Platz mehr hatte. Bedeutendster Vertreter der alpinsportlichen Protestbewegung war der Südtiroler Meisterkletterer Reinhold Messner.

Lotte Pichler
Foto: Archiv Pichler



In Unkenntnis oder zumindest vollkommen unbeeindruckt davon, dass sich die aufbegehrende Jugend der Welt an einem weltgeschichtlichen Wendepunkt wähnte, ging der Deutsche Alpenverein in dieser Zeit unbeirrt seiner traditionsreichen alpinen Arbeit nach. Nichts in den Sitzungsprotokollen der Führungsgremien des Vereins weist auf den Wandel hin, der die Gesellschaft erfasst hatte. Wer damals Mitglied im Alpenverein werden wollte, brauchte zwei Bürgen aus der jeweiligen Sektion, die unterschreiben mussten, dass sie den Neuling als einen anständigen, der gesellschaftlichen Norm entsprechenden Kameraden kannten. Als ein großes Münchner Sporthaus 1968 im Vorort Oberföhring einen künstlichen Kletterfelsen seiner Bestimmung übergab, zeigte man sich im Alpenvereinshauptquartier gar nicht begeistert von dieser Herabwürdigung des hehren Alpinismus zu einem ganz normalen Sport. Die »Geheimräte« an der Spitze des DAV verboten dem Referenten für Bergführer- und Rettungswesen des Vereins sogar die Teilnahme an einem Test von Sicherungsmethoden, den der Betreiber des Waschbetonklotzes zur Eröffnung der Anlage veranstaltete.[1]

Jahrhundertfeier im Edelweißturm

Im Herbst 1969 feierte der Deutsche Alpenverein in München sein hundertjähriges Bestehen. Als Delegierte der Sektion Leitzachtal nahm die versierte Bergsteigerin Lotte Pichler aus Bayrischzell an den Feierlichkeiten teil. Die 36jährige Buchhändlerin war nicht nur gern im extremen Fels zugange, sondern stand auch in enger Verbindung zu der linken Kulturszene in München. Wie die meisten ihrer politisch engagierten Freunde war auch Lotte Pichler fel-



DAV-Hauptversammlung 1969 in München
Foto: Archiv DAV

senfest überzeugt, dass die bürgerliche Gesellschaft abgewirtschaftet hatte: »Das kann man sich heute gar nicht mehr vorstellen. Es war für uns so etwas von glasklar, dass die gesellschaftliche Entwicklung unausweichlich zur Revolution und zur klassenlosen Gesellschaft hinführen musste, und zwar bald! Uns war unverständlich, dass es Leute gab, die das nicht sehen konnten.«[2] Den DAV hielt Pichler für hoffnungslos verkrustet. Kein Wunder, dass sich die junge Frau bei der Alpenvereinsjubelfeier vorkam wie im falschen Film: »Da war alles Friedefreudeeierkuchen, Betriebsausflug mit Kaffee und Kuchen. Das war für mich unvorstellbar, was da ablief! Wir saßen da, und haben uns bloß angeschaut: ›Das ist ja gar nicht unsere Welt!‹«[3]

Es dauerte allerdings nicht mehr lange bis die gesellschaftliche Dynamik auch in der bislang vollkommen unpolitischen deutschen Bergsteigerschaft Fuß zu fassen begann. Ausgerechnet am »Tag der Deutschen Einheit« – am 17. Juni 1970 – schlossen sich 17 Bergfreunde um den Nürnberger Extremkletterer Rudl Buchner im Frankenjura zur »Kletterkommune ›Roter Stern‹« (KKRS) zusammen. Ihre politischen Zielsetzungen brachten die aufsässigen Frankenklimmer auf eine einfache Formel: »Rote Kletterer vereinigt euch! Macht aus Alpinisten gute Sozialisten!«[4]

Politik und Sexualität: Alpenverein in Erregung

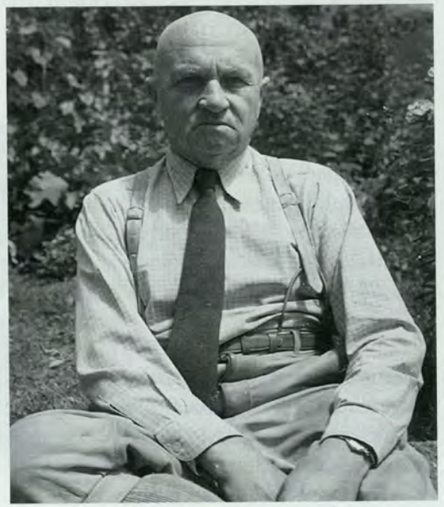
Ihrem gesellschaftspolitischen Veränderungsanspruch zum Trotz, wurden die roten Kletterkommunarden vom heftig kritisierten Alpenverein schlichtweg übersehen und von den Bergsteigern belächelt. Als weit wirkungsvoller entpuppte sich eine Initiative, die vom 26. September bis 3. Oktober 1970 von einer Gruppe norddeutscher Jugendleiter des DAV im Zuge einer Weiterbildungsveranstaltung auf der Hermann-von-Barth-Hütte gestartet wurde. Maßgeblicher Kopf dieser Veranstaltung war der in Hamburg ansässige Michael Wolter, der sich intensiv mit den Schriften des marxistischen Psychoanalytikers Wilhelm Reich

[1] Vgl. Interview mit Günter Sturm am 13.3.2006.
[2] Interview mit Lotte Pichler am 19.2.2007.
[3] Ebd.
[4] Alle Zitate: »Kletter-Kommune: ROTER STERN«.

[5]Vgl. Doch Revolution der AV-Jugend?
[6]Zitiert nach: Briefe Diskussionen Interviews.
[7]Honolka et al.
[8]Schülein 1970, 12.
[9]Akademischer Alpenverein München und Alpiner Skiclub München. Resolution der Alpinismustagung vom 1./2. Mai 71 auf dem Kreuzeck. Hektographiertes Blatt. (Archiv Walter Welsch.)

auseinandergesetzt hatte. Statt Standplatzbau und Führungstechnik standen Themen wie Politik, Sexualität und die Situation der DAV-Jugend im Zentrum einer offiziellen Veranstaltung des Deutschen Alpenvereins.[5] Als eine Resolution der norddeutschen Jugendleiter zuerst im Magazin »Der Bergsteiger« und dann in den AV-Mitteilungen veröffentlicht wurde, war die 68er Bewegung in einer uneinnehmbar scheinenden Festung des viel beschworenen »Establishments« angekommen. Kernpunkt der Kritik war die Feststellung, dass die vorgeblich unpolitische Einstellung des Alpenvereins zur Festigung bestehender politischer Zustände beitragen und jeden sozialen Fortschritte unmöglich machen würde. Die Resolution war provokant formuliert, sodass die erhoffte Reaktion der Vereinshonoratioren nicht lange auf sich warten ließ.

Vor allem die Forderungen nach einem politischen Engagement der Vereinsjugend, zum Beispiel im Landesjugendring sowie nach einer Aufhebung der Geschlechtertrennung auf den Hütten entfachten einen Sturm der Entrüstung. Der in Bludenz lebende Publizist Walter Flaig – wegen seiner Spionagetätigkeit für die Nazis in der Schweiz verurteilt und Zeit seines Lebens mit Landesverbot belegt – schwang sich zum Wortführer der konservativen Verteidiger des »unpolitischen« alpinen Großverbandes auf:



Walter Flaig
Foto: Archiv DAV

… Nein, und nochmals nein! Wir alten AV-Mitglieder, die wir dieses große AV-Werk aufgebaut haben, wir lehnen die Sexualisierung des AV ebenso ab wie die Politisierung. Ich rufe deshalb alle Mitglieder von 30 Jahren ab, denen die Sache der Alpenvereine am Herzen liegt und die ihre Anteilnahme durch jahrelange aktive Mitarbeit bewiesen haben, auf zur

Gegenrevolution der AV-Alten!

Zu einer Revolution auch gegen die als greifbar letztes Ziel dieser Jugendleiterresolution geplante Unterwanderung des AV mit Elementen, die mit dem Vereinsziel gar nichts zu tun haben und auch gar nichts zu tun haben wollen.[6]

Rote Flöhe im alpinistischen Pelz

Doch die Entwicklung war schon zu weit fortgeschritten, um sie noch stoppen zu können. Bereits Ende der sechziger Jahre hatte sich in dem nicht eben für linksrevolutionäre Umtriebe bekannten Akademischen Alpenverein München (AAVM) eine Gruppe studentischer Bergsteiger zusammengefunden. Zum Kern dieses Kreises zählten die aus der Berchtesgadener Gegend stammenden Brüder Frieder und Henner Schülein sowie die Münchner Alexander von Gregory und Harro Honolka, die auch im Akademischen Skiclub München organisiert waren. Ans Licht der Öffentlichkeit traten die linksintellektuellen AAVMler im Dezember 1970 als sie auf der Uracher Alpinismus-Tagung der Evangelischen Akademie Bad Boll ein Thesenpapier über den »Kritischen Alpinismus« zur Diskussion stellten.

Es wundert kaum, dass die darin enthaltene Meinung von den meisten anwesenden Alpinisten nicht geteilt wurde. Wer wollte schon hören, dass das Bergsteigen eine Fluchtbewegung in die Natur sei, die dazu beitrug, die Härten der kapitalistischen Produktionsweise erträglich zu machen?

Wie Haschisch, Sex, Tourismus, Konsum trägt der Alpinismus das seine zur Verschleierung des kapitalistischen Verwertungsbetriebes bei. Am Wochenende in den Bergen dürfen wir ersatzweise kompensieren, was uns die Gesellschaft unter der Woche nicht gewähren kann. Ohne Murren gliedern wir uns dann wieder ein in eine – gemessen an den Möglichkeiten, die unser Reichtum bieten würde – beschissene Gesellschaft.[7]

Dass aber diese These der linken »Akademiker« mehr als ein Körnchen Wahrheit enthielt, war den meisten Anwesenden schon wegen des unverständlichen Soziologen-Jargons nur schwer zu vermitteln. Dabei machten die Münchner Studenten eigentlich nur auf einige Zusammenhänge aufmerksam, die kaum von der Hand zu weisen waren:

…Im gegenwärtigen Alpinismus sind Tendenzen der Gesellschaft wirksam, die der Alpinist nicht bemerkt, obwohl er gerade ihnen entgehen möchte:

- *Konsumzwang von der Eisrohrspirale bis zu den roten Strümpfen des alpinen Kampfanzuges, vom Steinschlaghelm bis zum Pause-Buch.*
- *Leistungszwang vom Training bis zum Sechser-Alphabet. Oder: Mindestens die 20 schwierigsten Nordwände gemacht (systematisches Argument).*[8]

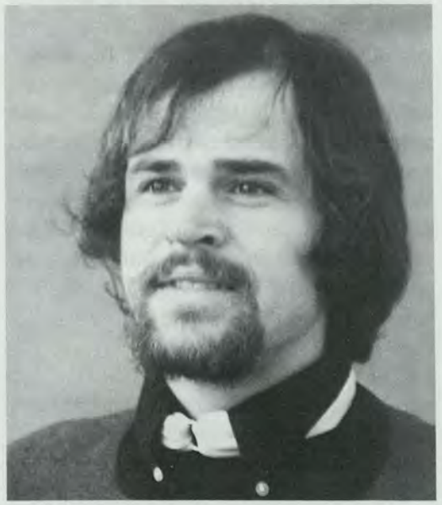
Durch diese Denkanstöße wollten die kritischen Jungalpinisten ihre »angeglichenen« Zunftgenossen zu der Überlegung anregen, ob die in der Kniebundhosen-Gesellschaft vorgegebene Weise das Gebirge zu erleben tatsächlich den eigenen Bedürfnissen entsprach. Dahinter stand wohl auch die Hoffnung, dass ein von kapitalistischen Normen befreiter Alpinismus zu einer wirksamen Instanz in dem von der Neuen Linken angestrebten gesellschaftlichen Veränderungsprozess werden könnte.

Und er bewegt sich doch

Dass das Thesenpapier der AAVM-Linken von der deutschen Bergsteigerszene trotz anfänglichem Widerstreben durchaus ernst genommen wurde, zeigte sich als der Akademische Alpenverein München gemeinsam mit dem Akademischen Skiclub München am 1. und 2. Mai 1971 zu einer Tagung auf dem Kreuzeckhaus über »Gesellschaftliche Aspekte des Alpinismus« einlud. Nachdem sich die Teilnehmer in drei Arbeitsgruppen über die Themen »Politisierung des Alpenvereins«, »Bergsteigen zwischen Instinkt und Kultur« sowie »Alpinismus und Theorie« die Köpfe heiß geredet hatten, machte man sich an die Formulierung einer an den Alpenverein gerichteten Resolution. Absatz 1. dieses Papiers bringt das Ergebnis der Tagung auf den Punkt: »Die Teilnehmer sind zu dem Ergebnis gekommen, dass eine unpolitische Einstellung dem Alpenverein (DAV) nicht mehr angemessen ist. Der entsprechende Passus der Satzung des DAV ist daher zu streichen. Der Deutsche Alpenverein soll gesellschaftspolitisches Engagement – in erster Linie in bergsteigerischen Problemen – unterstützen.«[9]



Frieder Schülein
Foto: Archiv H. Schülein



Henner Schülein
Foto: Archiv H. Schülein

Auch ohne diesen Anstoß war der Alpenverein bereits dabei, sich seiner gesellschaftspolitischen Verantwortung bewusst zu werden. Und gerade die Abschaffung oder Neuformulierung der »Politikenthaltsamkeitsklausel« war eines der Hauptthemen in einer Kommission, welche dabei war, die Mustersatzung für die Sektionen zu überarbeiten. Die auf dem Kreuzeckhaus verabschiedete Resolution wurde zum An-

[10]Deutscher Alpenverein 1971. In Sorge um den DAV, 190.
[11]Die beschlossene Formulierung lautet: »Die Verfolgung politischer Zwecke **außerhalb** des Vereinszwecks ist unstatthaft«. Niederschrift über die Beschlüsse und die Wahlen der Arbeitstagung vom 24./25.9.1971.
[12]Vgl. Niederschrift über die Beschlüsse und die Wahlen der Arbeitstagung vom 13./14.6.1975.
[13]Vgl. Deutscher Alpenverein. Beschlussprotokoll Deutscher Alpenverein Hauptausschuß 35. Sitzung am 2. Oktober 1970, 13 (Archiv DAV, Signatur DGS2 SG 159).
[14]Vgl. Interview Pichler.

lass genommen für eine ausführliche Stellungnahme in den Alpenvereinsmitteilungen: »Ausgehend von der Einsicht, daß ein ›unpolitischer Verein‹ recht verstanden ein blechernes Holz ist, da das Wort Politik im ursprünglichen Sinn nichts anderes bedeutet, als das geregelte Zusammenleben von Bürgern (griechisch: Polites), konnten sich die genannten Gremien (Verwaltungsausschuss, Satzungskommission, Anm. des Verf.) aus Sorge um die parteipolitische Unabhängigkeit dennoch nicht dazu durchringen, die Politklausel ersatzlos zu streichen und schlugen folgende Formulierung der umstrittenen Klausel vor: ›Die Sektion ist politisch und konfessionell ungebunden. Die Verfolgung politischer Ziele, die dem Vereinszweck zuwiderlaufen, ist unstatthaft.‹«[10]

Auf der Freiburger Hauptversammlung am 24. und 25. September 1971 wurde dieser Vorschlag mit geringfügiger Änderung nach heftigen Debatten angenommen.[11] Damit hatte der Deutsche Alpenverein die beengende politische Enthaltsamkeitsklausel zumindest für seine Sektionen gelockert. Erst rund vier Jahre später, auf der Hauptversammlung 1975 in Burghausen, wurde die für den Gesamtverband gültige Politikbestimmung diesem Wortlaut angeglichen.[12] Ein wichtiges Mitglied jener Kommission, die diese wichtige Satzungsänderung vorbereitete, war die bereits erwähnte Jungmannschaftsleiterin der Sektion Leitzachtal, Lotte Pichler.

Die Jugend auf dem »langen Marsch«

Im Oktober 1970 hatte der DAV-Hauptausschuss die »rote Lotte«, wie Frau Pichler ihrer politischen Orientierung wegen in Alpenvereinskreisen genannt wurde, zum Mitglied des Hauptvereins-Jugendausschusses bestellt.[13] Die linke Extremkraxlerin war angenehm überrascht, nicht wie erwartet in ein stockkonservatives Gremium geraten zu sein. Denn zwischen kreuzbraven Jugendleitern gab es auch ein paar »rote Flecken«. So waren zum Beispiel der Bezirksjugendleiter von Nordbayern Adi Knüttel, der nordwestdeutsche Vertreter Richard Goedeke und der Baden-Württemberger Herwarth Kieser dem linken Spektrum zuzurechnen.[14] Als wenig später auch noch der Bezirksjugendleiter für Bayerisch Schwaben Ludwig Bertle – Bergführer und Student der Germanistik – in den Jugendausschuss bestellt wurde, wurde die einflussreiche »fortschrittliche« Fraktion im Ausschuss noch einmal spürbar verstärkt. Sie machte sich bald auch in der Führungsetage des Alpenvereins bemerkbar. Wer zwischen den Zeilen lesen konnte, dem musste dieser Einfluss spätestens bei der Vorlage einer neuen Mustersatzung für die Jugend des Deutschen Alpenvereins auf der Hauptausschusssitzung im September 1971 ins Auge springen. Denn als Ziele der Jugendarbeit wurden jetzt nicht nur die bergsteigerische Ausbildung und die Kenntnis der Bergwelt genannt, sondern auch das Hinführen der »Jugend zu einer bewußten, gemeinschafts- und persönlichkeitsbildenden Gestaltung ihrer Freizeit…« Und weiter: »Die einzelnen Gruppen sind angehalten, Kräfte und Fähigkeiten der Selbsterziehung zu entwickeln und ihr Gruppenleben selbst zu gestalten.«[15] In einem Verein, dessen Jugendarbeit bislang de facto darauf ausgerichtet war, möglichst leistungsfähige Bergsteiger heranzuziehen, waren diese Forderungen für die meisten Funktionsträger ein gewöhnungsbedürftiges Novum. Heute fällt es schwer, sich vorzustellen, mit welch geballter Opposition in den Leitungsgremien des Vereins sich der damalige Jugendreferent Gerhard Friedl herumschlagen musste. Ludwig Bertle zollt ihm dafür höchste Anerkennung: »Er hat unsere Ideen aufgenommen und hat sich dafür im Verwaltungsausschuss auch etwas schimpfen lassen. Er hatte aber die richtige Art, das auch hinter den Kulissen immer wieder zu vermitteln und zustimmungsfähig zu machen. Im Nachhinein muss ich sagen, er hat Dinge durchgebracht, mit denen hätten wir, weil wir eingefärbter waren, keine Chance gehabt, weil wir als Personen abgeblockt worden wären. Dem Gerhard Friedl konnte man dagegen nichts übel nehmen.«[16]



Ludwig Bertle
Foto: Archiv DAV



Gerhard Friedl
Foto: Archiv DAV

Allerdings wurde die »aufmüpfige« Jugend damals im Verwaltungsausschuss auch von maßgeblicher Seite unterstützt. Besonders der Schatzmeister des Hauptvereins, Hans Zollner, machte sich als Förderer der Jugend verdient. Aber auch der damalige 3. Vorsitzende des DAV, Dr. Hans Domke – Urteil Bertle: »konservativ, aber fair« – räumte der Jugend so manchen Stein aus dem Weg und forderte gar die »rote Lotte« auf, für die 1974 vakant werdende Position der Bundesjugendleiterin zu kandidieren.

Bereits 1975 verwirklichte Lotte Pichler mit der Gründung der JDAV-Jugendbildungsstätte in Burgberg/Allgäu eine ihrer wichtigsten Zielsetzungen. Dabei wurde sie von dem damaligen Ersten Vorsitzenden Reinhard Sander entscheidend unterstützt. Obwohl das Burgberger Jugendbildungszentrum von konservativen Kräften im Verein bisweilen als »rote Kaderschmiede« verunglimpft wurde, standen die dort praktizierten Elemente einer emanzipatorischen Pädagogik nicht allein, sondern wurden mit einer soliden bergsteigerischen Ausbildung verknüpft. Besonders dem ebenso engagierten Pädagogen wie Bergsteiger Ludwig Bertle war es wichtig, dass der alpinsportliche Aspekt nicht zu kurz kam. Ziel der Jugendarbeit des Deutschen Alpenvereins war jetzt nicht mehr die Ausbildung möglichst guter Bergsteiger, sondern das Metier Bergsteigen zu nutzen, um junge Menschen zu politisch bewussten Staatsbürgern heranzuziehen.

Grabenkämpfe in der Vereinsführung

Solange Reinhard Sander den Vorsitz des Alpenvereins innehatte und Hans Zollner den Verwaltungsausschuss leitete, konnten Lotte Pichler und ihre Getreuen die meisten ihrer Zielvorstellungen verwirklichen. Die anfangs so umstrittene Jugendbildungsstätte wurde im Verein noch zu Lotte Pichlers Amtszeit nach und nach anerkannt[17], aber die – vor allem politisch motivierten – Vorbehalte gegen die Leitung der Vereinsjugend bestanden dennoch weiter. Als Fritz März im Jahr 1980 das Amt des Ersten Vorsitzenden übernahm und Ludwig Bertle die Nachfolge Lotte Pichlers antrat, wurde das Klima im Verwaltungsausschuss wesentlich frostiger. Bertle macht deutlich, welche Kluft sich damals zwischen dem DAV-Hauptverband und seinem Jugend-

[15]Entwurf Mustersatzung für die Jugend des Deutschen Alpenvereins, Anlage zu: Deutscher Alpenverein Hauptausschuss 37. Sitzung am 24.9.1971 Beschlußprotokoll.
[16]Interview mit Ludwig Bertle am 26.2.2007.
[17]E-Mail von Lotte Pichler vom 15.5.2007.



Klaus Umbach
Foto: Archiv DAV

verband auftat: »An jedem dritten Wochenende warst du auf irgendeiner Sitzung, die auch vorbereitet werden musste. Auf die Dauer war das schon sehr schwierig. Dazu kam noch, dass wir im Verein immer überstimmt wurden und ich eine Minderheitenposition zu vertreten hatte. (…) Das war auch nicht so, dass mich das frustriert hätte. Zuhause in Burgberg war man im eigenen Verband. Da hast du deine Leute, das ist deine Heimat als Bundesjugendleiter. Da hast du Menschen mit gleichen Ideen. Wenn du im Verwaltungs- oder im Hauptausschuss bist, das sind Menschen, die vielleicht gegen dich eingestellt sind. Das war auszuhalten, weil es diese Heimat gab.«[18]

Als Ludwig Bertle im Herbst 1983 zurücktrat und sein Freund Klaus Umbach das Amt des Bundesjugendleiters übernahm, wurde die Lage für die Alpenvereinsjugend im Verwaltungsausschuss nicht einfacher. Die Dauerauseinandersetzungen zwischen der »linken« Vereinsjugend und der »konservativen« Führungsriege des DAV blieben auf der Tagesordnung. Als der Konflikt im Oktober 1986 auf der Bamberger Hauptversammlung einem Höhepunkt entgegensteuerte, war die Überraschung für den Bundesjugendleiter allerdings gleich groß wie für seine Gegenspieler. Am Morgen des zweiten Sitzungstags teilte ein Vertreter der JDAV des Nordwestdeutschen Sektionenverbandes dem Bundesjugendleiter mit, einige Aktivisten wollten – wenige Monate nach dem GAU in Tschernobyl – in Niedersachsen ein Zeichen gegen die Atomkraft setzen. Die Bombe platzte dann in der Plenarsitzung als ein Teilnehmer berichtete, die Jugend des Deutschen Alpenvereins Nordwest hätte im Wendland ein Stück Land besetzt, das – obwohl westlich des Grenzzauns gelegen – doch zum Staatsgebiet der DDR gehörte. Zweck der Unternehmung sei der Protest gegen die Nutzung der Atomkraft auf beiden Seiten des Eisernen Vorhangs. Die Grenztruppen des Arbeiter- und Bauernstaats rückten aus, eine Stellungnahme des Bundesjugendausschusses war dringend geboten. Umbach: »Das ging in die Richtung, dass wir das Anliegen verstehen können, aber die Mittel missbilligen.«[19]

Die Führungsspitze des DAV dachte nicht daran, sich hinter die Bundesjugendleitung zu stellen, sondern forderte deren Rücktritt. Da die sich weigerte, sollte zumindest die Jugendleitung des Nordwestdeutschen Sektionenverbandes zu einem Reuebekenntnis bewegt werden, das dann dank der Vermittlung von Richard Goedeke einvernehmlich formuliert wurde.[20]

In der Folge des Streits um die Grenzlandbesetzung war eine gedeihliche Zusammenarbeit im Verwaltungsausschuss des Alpenvereins nicht mehr möglich. Dem konservativen Führungsblock um Fritz März stand eine Minderheitsfraktion gegenüber, zu der zusammen mit Klaus Umbach der Ausbildungsreferent Gustav Harder sowie der Naturschutzreferent Heinz Röhle zählte. Harder schildert die damalige Situation: »Wir fühlten uns schon in die Ecke gedrängt. Auf der anderen Seite waren der (Verwaltungsausschussvorsitzende) Friedl, der (Wissenschaftsreferent) Professor Dr. Bernett, der Fritz März und später auch der (Kulturreferent) Zebhauser. Es war eben ein Generationenkonflikt. Das hat sich schon damit angezeigt: Vor jeder Verwaltungsausschuss-Sitzung haben sich im Büro von (Hauptgeschäftsführer) Sedlmeier immer getroffen der Fritz März, der Friedl und der Bernett, dieser Kreis. Da waren wir Jungen nie geladen. (…) Alle Anträge von Klaus Umbach wurden sehr kritisch gesehen und oft niedergestimmt. Der Gerhard Friedl war aber häufig ein ausgleichendes Element.«[21] Trotz aller Konflikte, die der Führungskern des Vereins damals mit seinen Jugendvertretern ausfocht, setzten Fritz März und vor allem Gerhard Friedl nach dem Auslaufen des Pachtvertrags in Burgberg alle Hebel in Bewegung, dass die Vereinsjugend in Hindelang eine neue Heimat finden konnte.[22]

Streit gab es auch zwischen Fritz März und dem Naturschutzreferenten Röhle. Dabei hatte März den promovierten Forstwirt im Jahr 1982 selbst in den Verwaltungsausschuss geholt, nachdem sich der archetypische »Achtundsechziger« als Frontmann der sehr erfolgreichen Arbeitsgruppe Umweltschutz der Sektion Oberland (AGUSSO) hervorgetan hatte.



Heinz Röhle, 1985
Foto: Archiv DAV

Gleich von Anfang an gab es für Röhle viel zu tun. Er engagierte sich erfolgreich gegen die Lifterschließung im Heutal bei Unken in Tirol und ging gemeinsam mit dem OeAV gegen die österreichischen Pläne vor, hinten im Stubaital eine Serie von Speicherseen zu errichten. Erste Konfrontationen zwischen März und Röhle waren zu verzeichnen, als der DAV-Naturschutzreferent Mitte der achtziger Jahre recht pointiert auf die Zusammenhänge zwischen Autoverkehr, Schwefeldioxidausstoß und den Schäden im Bergwald hinwies.[23] Fritz März empfand diese Äußerungen als kontraproduktiv. Denn er fürchtete, Einschränkungen für den Kfz-Verkehr könnten auch den auf das Auto angewiesenen Bergsport treffen.

Das war aber nur Vorgeplänkel. Zu ernsthaften Auseinandersetzungen zwischen März und Röhle kam es erst ab 1986, und zwar um die Frage Natursport – Naturschutz. Der Alpenvereinsvorsitzende beharrte auf einer relativ rigiden »Wir-lassen-uns-nicht-hinausschützen«-Position. Röhle dagegen setzte sich für die Strategie ein, Konflikte zwischen den Belangen der Kletterer, Bergsteiger und Skifahrern auf der einen Seite und dem Naturschutz auf der anderen proaktiv unter Einbeziehung aller Beteiligter zu lösen. Es gelang dem DAV-Naturschutzreferenten, den Verwaltungsausschuss im Frühjahr 1988 auf diese Linie einzuschwören. Zum Eklat kam es dann, als Fritz März – unter Missachtung dieses Votums – sich im Rahmen einer Pressekonferenz auf der Zugspitze für die Linie »freie Berge für freie Bürger« stark machte. Da meldete sich Röhle zu Wort nach dem Motto: »Meine sehr geehrten Damen und Herren, was Sie gerade von unserem Ersten Vorsitzenden, Dr. Fritz März, hörten, war dessen Privatmeinung. Ich erzähle Ihnen jetzt die Vereinsmeinung.«[24] Fritz März verließ wortlos den Raum. Als das Thema am nächsten Tag dreispaltig in der Süddeutschen Zeitung breitgetreten wurde, ging es natürlich weniger um die Inhalte als um den Kampf im Alpenverein.

[18] Interview mit Ludwig Bertle am 26.2.2007.
[19] Interview mit Klaus Umbach am 26.2.2007.
[20] Telefongespräch mit Richard Goedeke am 20.3.2007.
[21] Interview mit Gustav Harder am 2.3.2007.
[22] Interview mit Gerhard Friedl am 15.5.2007 und E-Mail von Lotte Pichler vom 15.5.2007.
[23] Vgl. Interview mit Heinz Röhle am 24.3.2006.
[24] Ebd.

Auch an der sportpolitischen Front gab es erbitterte Auseinandersetzungen: Im September 1985 beschloss der Hauptausschuss – veranlasst durch die Vereinsführung um Fritz März – einen Aufnahmeantrag in den Deutschen Sportbund zu stellen. Die Vertreter der Jugend waren vehement dagegen. Denn sie befürchteten, der DAV könnte sich von einem Natursport-Verein hin zu einem »Trainings- und Wettkampf-Sportverein« entwickeln. Außerdem sah die JDAV die Gefahr, durch die Institutionalisierung neuer Strukturen ihre weitgehende Unabhängigkeit vom Alpenverein zu verlieren. Die sprunghafte Entwicklung des Frei- oder Sportkletterns in den späten siebziger und frühen achtziger Jahren hatte die offizielle Vereinsjugend anfänglich mit erheblicher Skepsis verfolgt. Vor allem der elitär-leistungsorientierte Charakter des kletter-sportlichen Aufbruchs weckte den Verdacht der egalitär ausgerichteten Jugendvertreter. Als sich der Alpenverein Südtirol, der Österreichische Alpenverein und der DAV im Jahr 1984 auf dem AV-Symposium in Brixen dem Sportklettern gegenüber öffneten, zählten die gewählten Vertreter der deutschen Vereinsjugend nicht gerade zu den treibenden Kräften. Auf der anderen Seite belächelten führende Freikletterer wie Wolfgang Güllich oder Sepp Gschwendtner jene Jugendfunktionäre, die kaum eine Ahnung hatten von der durch Begeisterung getragenen Leistungsexplosion, die sich damals im internationalen Bergsport vollzog. Auch viele Jugendgruppen und Jungmannschaften, deren Mitglieder bei der neuen Entwicklung mitmischten, schüttelten über die ihrer Meinung nach von der kletter-sportlichen Realität total abgehobenen »Münchner Jungpolitiker« nur den Kopf.



Fritz März
Foto: Archiv DAV

Als der DAV dann Anfang der neunziger Jahre zum Träger des Wettkampfkletterns in Deutschland wurde, stieß dies auf Ablehnung der JDAV. Auch das damals in den Anfängen steckende Klettern an künstlichen Wänden – heute ein wesentlicher Wachstumsfaktor der Alpenvereinsjugend – wurde von deren führenden Köpfen anfänglich abgelehnt. All dies wurde mühevoll von einer »konservativen« Vereinsführung durchgesetzt, die in diesem Fall einen wesentlich besseren Riecher für die gesellschaftspolitischen Notwendigkeiten hatte als ihre »fortschrittlichen« Kritiker. Selbst nachdem der DAV im Jahr 1992 den Beitritt zum Deutschen Sportbund beschlossen hatte, beteiligte sich die JDAV noch an einer Initiative, welche allen Ernstes auf den Ausstieg des Alpenvereins aus dem Wettkampfklettern abzielte.

In der Verantwortung angekommen

Diesem Scharmützel fehlte jedoch bei weitem die Vehemenz jenes Mitte der achtziger Jahre ausgefochtenen vereinspolitischen Grabenkriegs. Damals waren beide Seiten in ein Lagerdenken verfallen gewesen, das ein konstruktives Miteinander nur sehr eingeschränkt möglich machte. Zehn Jahre später hatten die Vertreter der »konservativen« Seite eingesehen, dass die »Linken« genau so begeisterte Bergsteiger waren wie sie selbst. Auch waren viele führende Köpfe der früheren »jungen Wilden« hervorragende Fachleute, die in Sachen Jugend- und Naturschutzpolitik Lösungen anzubieten hatten, die den zeitgemäßen gesellschaftlichen Anforderungen entsprachen. Auf der anderen Seite mussten die ehemaligen vereinspolitischen Rebellen wohl oder über anerkennen, dass der Beitritt zum Deutschen Sportbund und die Übernahme der Verantwortung für das Wettkampfklettern richtig und für den Verein auch überaus wichtig gewesen waren. Im Laufe der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts entkrampfte sich das Verhältnis zwischen den Fraktionen. An Stelle der »Igelhaltung« trat ein sachbezogen-kameradschaftlicher Umgang zwischen den Vertretern einstmals verfeindeter vereinspolitischer Positionen.



Heinz Röhle
Foto: Archiv DAV

Und auch die Leistungen der Neuerer wurden nach und nach anerkannt. Selbst ehemals hartgesottene Befürworter der »Wir-lassen-uns-nicht-hinausschützen«-Strategie bezweifeln heute nicht, dass die kooperative Lösung des Konflikts zwischen Bergsport und Naturschutz, wie von der »Naturschutzfraktion« im AV vorgeschlagen, zielführend war. Viele der einst als »rote Flöhe« geschmähten Achtundsechziger haben sich jahrzehntelang kontinuierlich im Alpenverein eingebracht. Im Naturschutz, in der Jugend- und in der Familiengruppenarbeit des Deutschen Alpenvereins hinterließen sie Spuren, die heute einen Gutteil der Attraktivität und des gesellschaftspolitisches Einflusses dieses Großverbandes ausmachen. Aber nicht nur in ihren Spezialressorts ist die Wirkung der ehemaligen Achtundsechziger heute nicht zu übersehen. Viele, die »damals« bei manchem DAV-Funktionär Urängste vor einer roten Unterwanderung ihres Bergsteigerklubs auslösten, übernehmen inzwischen auf der Leitungsebene der Sektionen und des Hauptvereins selbst die Verantwortung. Sie haben nicht nur entscheidend dazu beigetragen, dass der Deutsche Alpenverein heute mehr denn je ein Spiegelbild der deutschen Gesellschaft geworden ist. Als konstruktive Querdenker sorgen die inzwischen arrivierten vereinspolitischen Gipfelstürmer auch dafür, dass dem DAV die Ideen nicht ausgehen – auf seinem langen Marsch durch die Geschichte.

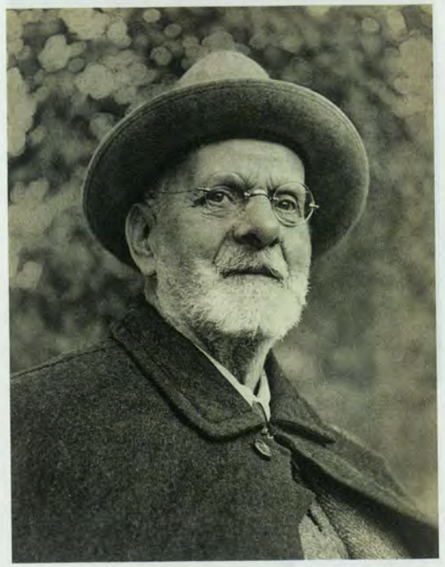
Quellen:

Deutscher Alpenverein. Briefe Diskussionen Interviews. In: Mitteilungen des Deutschen Alpenvereins, H. 2, 1971, 68-70
Deutscher Alpenverein. Hauptversammlung 1971 in Freiburg/Br. Niederschrift über die Beschlüsse und die Wahlen der Arbeitstagung vom 24./25.9.1971. Bibliothek DAV, 4Z3 (1971-86)
Deutscher Alpenverein. Hauptversammlung 1975 in Burghausen. Niederschrift über die Beschlüsse und die Wahlen der Arbeitstagung vom 13./14.6.1975. Bibliothek DAV, 4Z3 (1971-86)
Deutscher Alpenverein. In Sorge um den DAV. In: Mitteilungen des Deutschen Alpenvereins, H. 5, 1971, 190-191
Doch Revolution der AV-Jugend? In: Der Bergsteiger, H. 1, 1971, 7-8
Honolka, Harro; Schülein Frieder; Schülein, Henner. Thesen zum Thema »Politisierung des Bergsteigens« der Alpinismustagung 70 bei Urach. In: Mitteilungen des Deutschen Alpenvereins, H. 2, 1971, 60
»Kletter-Kommune: ROTER STERN«. In: Alpinismus, H. 11, 1970. 48-49
Schülein, Frieder. Kritischer Alpinismus. In: Alpinismus, H. 10, 1970, 12

Julius Kugy

zum einhundertfünfzigsten Geburtstag

von Helga Kostka



Dr. Julius Kugy
Aus Kugy, Aus vergangener Zeit S. 1.

Julius Kugy wurde am 19. Juli 1858 in Görz geboren und lebte in Triest. Er entstammte einer altösterreichischen Triester Kaufmannsfamilie. Seine Mutter, slowenischer Abstammung, sprach als Muttersprache Italienisch, sein aus Lind bei Arnoldstein stammender Vater Deutsch. So wuchsen auch Julius und seine fünf Geschwister, ein Bruder und vier Schwestern, mehrsprachig auf – nichts Ungewöhnliches in der damals viertgrößten Handelsstadt der Habsburger Monarchie, in der man die Vielfalt dreier Kulturen und unterschiedlicher Religionen schätzte und miteinander lebte. Julius, der den größten Teil seines Lebens in Triest verbrachte, sprach zuerst Italienisch und lernte erst ab seinem sechsten Lebensjahr auf Wunsch des Vaters Deutsch, jene Sprache in der Julius später als Bestsellerautor seine Bergbücher schreiben sollte. Daneben dürfte er wohl auch Slowenisch gekonnt haben.

Nach dem Gymnasialstudium in Triest studierte Julius, auf Wunsch des Vaters, in Wien Jus. Trotz halbjähriger Unterbrechung schloss er das wenig geliebte Studium 1882 mit dem Doktorat ab und schon 1883 musste er wegen des überraschenden Todes seines Vaters den elterlichen Betrieb übernehmen. Mittelpunkt der Familie Kugy war nun die Mutter, die erst sehr betagt starb. Doch lebte im Triester Haus auch eine Unzahl von meist zugelaufenen Tieren, wie der Hund »Toni« und der Affe »Benjamin«, deren Schicksal Julius Kugy in köstlichen Anekdoten beschreibt. Bei einer seiner Besteigungen fing Kugy auch ein Murmeltier, liebevoll »Mottele« genannt, eine Tiergattung, die sich durch Schenkungen im Hause Kugy noch auf neun Stück erhöhen sollte und einige Turbulenzen verursachte.

Vor einiger Zeit nahm ich in den im Archiv des Alpenvereins in Innsbruck liegenden Nachlass Dr. Julius Kugys Einsicht. Die Fülle der in neununddreißig Paketen verwahrten Schriftstücke und Kartenskizzen weckte mein Interesse als Historikerin, denn sie sind nicht nur ein Zeitdokument, sie bieten auch einen Rückblick in die Anfänge des modernen Alpinismus. Julius Kugy war ja schon zu Lebzeiten ein bekannter Bergsteiger und viel gelesener Buchautor. Erst in reiferem Alter war er zum Literaten geworden, der spannend und mit viel Humor seine Bergerlebnisse festhielt. Sein Geburtstag jährt sich nun zum einhundertfünfzigsten Mal, ein guter Anlass seiner zu gedenken, auch mit Kugys eigenen Gedanken.



Edelweiß
Aus Kugy, Die Jul. Alpen im Bilde S. 99.

Drei Ziele prägten »Dr. Julius Kugys Leben«: die Arbeit für seine Firma, die Musik und vor allem das Bergsteigen. Musikalisch begabt, lernte Julius schon als Kind das Klavierspiel und bis zuletzt blieb die Musik ein wichtiger Bestandteil seines Lebens. Seinen großen Wunsch, eine eigene Orgel, erfüllte sich Julius erst in späteren Jahren. In der kleinen Kirche des Mechitharistenklosters oberhalb der Stadt Triest spielte er fast täglich auf diesem Instrument. In gut besuchten Messen und zahlreichen Konzerten wurde alte Kirchenmusik aufgeführt. Doch ein Kirchenchor, in dem auch Frauen mitsangen, war damals von bischöflicher Seite aus Sittlichkeitsgründen unerwünscht. In Görz fand Julius Kugy hingegen mehr Verständnis; die Aufführung in der Basilika von Aquileia wurde für alle Beteiligten zu einem bleibenden Erlebnis. Erst nach zahlreichen weiteren »Auswärtsgastspielen« durfte der Chor, mit Sängerinnen, in Triester Kirchen auftreten, allerdings durch einen hohen Verbau unsichtbar für die Kirchenbesucher.

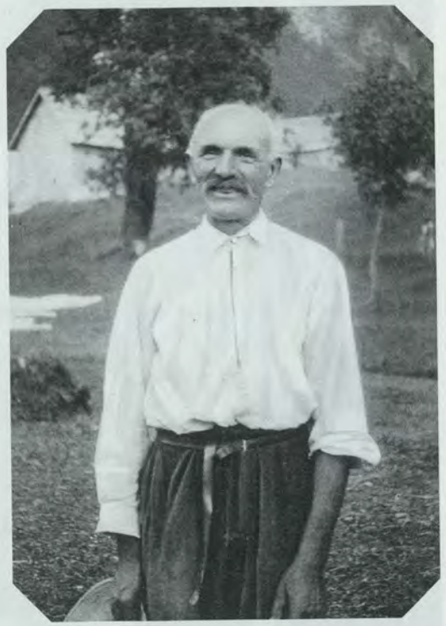
Bekannt aber wurde Julius Kugy als hervorragender Bergsteiger und Kletterer, in einer Zeit, in der noch jede Bergwanderung eine Expedition ins Unbekannte war. Es war anfangs seine Leidenschaft für Botanik, für die Alpenflora, die den Gymnasiasten in die nahen Berge führte, angeregt und gefördert von Fachleuten wie Richard Kühnau und Dr. Rudolf Baumbach. Er durchstreifte dazu die Umgebung seiner Heimatstadt, wie den Triestiner Karst, um im Auftrag seiner Förderer seltene Pflanzen zu entdecken. Wenn möglich verbrachte er jedes Wochenende in den Bergen. Neben seinem Interesse an der Natur waren auch seine gute körperliche Konstitution, seine Robustheit und sein leichter Umgang mit Menschen Voraussetzung für seine bergsteigerischen Erfolge. Erstersteigungen wie des Kleinen Mangart, Erschließungen des Triglav und später des Monte Rosa wie auch zahlreiche Wintererstbegehungen (Triglav, Jalouc, Kanin, Prisank, Wischberg, Mangart und Montasch) zählten dazu. Aus seiner Studentenzeit stammte seine Verbundenheit mit anderen Bergsteigern, wie den Brüdern Otto, Emil und Richard Zsigmondy, letzterer Nobelpreisträger für Chemie. Für Julius Kugy war der Alpinismus eher eine Lebenseinstellung denn ein sportlicher Wettbewerb, Bergsteigen war ihm Herzenssache. Es sei wie ein Ruf an ihn gewesen, dem er gefolgt sei, er konnte nicht anders.

Seine Bergtouren führten Julius Kugy von den Kärntner Bergen nahe Lind bei Arnoldstein, dem Familienferiendomizil, in die seiner Heimatstadt Triest nahen Julischen Alpen, danach in die Dolomiten, die Karnischen Alpen und erst viel später in die Westalpen, seinen Prinzipien entsprechend immer mit Bergführer. Er fand sie unter den Hirten, Jägern und Schmugglern aus der



Mangart
Aus Kugy, Die Jul. Alpen im Bilde S. 118.

Berggegend, die zu gewandten Bergführern wurden, von denen Kugy aber auch seine Kletter- und Bergsteigerkenntnisse erwarb. Dazu zählten Anton Tožbar, der bei einem Bärenkampf Unterkiefer und Zunge verloren hatte und Nahrung nur im Liegen mit Hilfe eines Trichters aufnehmen konnte, wie auch Kugys langjähriger Begleiter ab 1880 und begabter Kletterer Andreas Komac. Etwa um 1880 engagiert er Matthias Kravanja, der eben aus Italien zurückgekehrt war, wo er eine neunjährige Haftstrafe wegen Falschmünzerei abgebüßt hatte. Mit dem Kärntner Anton Oitzinger verband Julius Kugy eine lebenslange Freundschaft. Sie alle starben vor Julius Kugy. »*...Nur der ›Herr Doktor Kugy‹, zeitlebens in Zigarren- oder Pfeifenqualm gehüllt, hat das biblische Alter von sechsundachtzig Jahren erreicht...*«



Anton Oitzinger
Aus Kugy, Anton Oitzinger S. 29.

Damals begann die Diskussion, was wohl als größere Leistung anzusehen sei, das führerlose Gehen oder unterstützt durch einen bergerfahrenen Führer. Kugy, der aus Prinzip mit Bergführer ging, meinte dazu »*...Ich bin so gewissermaßen mit an der Wiege des führerlosen Gehens gestanden. Aber man darf es mir nicht übel nehmen, und es liegt mir natürlich jede geringste anzügliche oder polemische Absicht fern, wenn ich hier offen bekenne, daß wir diese Frage damals mehr vom Geldstandpunkt aus auffaßten. Wir waren Studenten, abhängig, naturgemäß recht knapp an Mitteln. Die sportliche Hochwertung des führerlosen Gehens scheint mir, so weit ich es beobachten konnte, erst später hinzugetreten zu sein.* [...] *Die selbständige Ausführung einer Bergfahrt wird mit Recht höher eingeschätzt, gleichzeitig aber verleiht eine neue Gattung von Führertouristen – die Kunden der zahlreichen Alpinschulen – dieser Form des Bergsteigens neuen Aufwind. Es sind verschiedene Wege zum gleichen, großen Ziel. Ein jeder mag sie in voller Freiheit beurteilen und seine Entscheidungen nach eigener Überzeugung treffen, besonders wohl nach sehr sorgfältiger Prüfung seiner eigenen Möglichkeiten, Fähigkeiten und Kräfte...*«. Und ehrlich bekennt er: »*...Die Aussicht, mich mein ganzes Leben hindurch mit schweren Rucksäcken befassen zu müssen, hätte für mich wenig Lockendes und Tröstliches gehabt...*«.

Höchst einfach war ihre Bergausrüstung, bekleidet mit Lodenjacke, Hut und klobigen Bergschuhen; das reichte auch für ein allfälliges nächtliches Biwak aus, wo oft nur ein kleines Feuer etwas zusätzliche Wärme spendete. Im Fels und an schwierigen Stellen kletterte man ohne Schuhe und Strümpfe. Der Rucksack enthielt neben Pickel, Seil und Steigeisen, meist nur etwas Brot, Speck und Käse oder gar nur Polenta. Getrunken wurde Schneewasser. Erst später akzeptierte Kugy auch etwas mehr Luxus.

Eines lehnte Kugy aber vollständig ab, den Einsatz von Hilfsmitteln, wie eine Kletterstelle durch Hakenhilfe zu überwinden, die Verwendung von Schiern oder gar die Steigversicherung. »*...Sind jene sg. Bergfreunde Hochgebirgsmänner, so bespicken sie die Felsen mit Eisenstiften, daß sie ärger aussehen als der bedauernswerte Leib des heiligen Sebastian, und bespannen sie mit Seilen, und zwar bei uns lieber mit Draht- als Hanfseilen, vielleicht aus dem Grunde, weil jene an den Händen weit fühlbarere Erinnerungen zurücklassen. Dann hetzen sie Vereinsgenossen und Bekanntenkreise und gewiß mehr Unberufene denn Berufene die Stiftenreihe hinauf, daß sie angsterfüllt zwischen Himmel und Erde hängen und unter Anrufung aller Heiligen und oft beteuertem ›Einmal und nicht wieder!‹ diese schrecklichste Bergfahrt ihres Lebens verwünschen...*«. Besonders ergrimmte Kugy aber eine völlig verwahrloste Steigsicherung, bei der »*...man nicht recht wußte, soll man darübersteigen oder unten durchkriechen, abgerissene Stücke davon, die wie zusammengeringelte Schlangen gerade an jenen Plätzen lagen, wo man den Fuß hinzusetzen wünschte, oder an einer Ecke zu heimtückischen Fußangeln und Fallstricken des Teufels ausgeartet waren...*«.



Anton Tožbar
Aus Kugy, Aus vergangener Zeit S. 37.

Auch für Wegmarkierungen und -benennungen hatte Kugy wenig Verständnis. »*...Den Bergfreunden mit dem Farbentopf, denen mit dem Spaten, den Eisenstiften und den Drahtseilen folgt gerne eine johlende Schar. Sie wünscht bewirtschaftete Schutzhütten, oder sagen wir hochgelegene Gasthäuser. Ihr Sinnen und Träumen ist Bier.* [...] *Betrübt treten wir zur Seite. Da stürmt ein Mann an uns vorbei, erhitzt, atemlos. Er hat kein Auge für die Schönheit der Natur. Er blickt geradeaus und hält die Uhr in der Hand. ›In zwei Stunden, vierzehn Minuten, vierzig Sekunden‹ ruft er uns im Vorbeieilen triumphierend zu. Wir haben vier Stunden heraufgebraucht und erschrecken. Eine Unglücksbotschaft vom Tal? Oh nein, es ist der Zeitenmensch, der Mann der Rekorde. Er mißt sein Vergnügen und seinen Erfolg nach der Kürze der Zeit. Er verschwindet für einen Augenblick im Wirtshaus, wohl um die Leistung zu melden, dann stürmt er weiter zum Rekord an die Spitze. Vielleicht gelingt ihm der große Wurf und er kann mit dem ersten Zug heimfahren. Wir nehmen den letzten und können ihm nicht sagen, wie sehr es uns leid tut, daß er um so viel weniger habe sehen können und an so vielem Schönen achtlos vorbeigelaufen ist...*«.

Detailreich schildert Kugy seine oft abenteuerlichen Bergerlebnisse und neue Routen. Geradezu ins Schwärmen gerät Kugy bei vielen Naturbeschreibungen. Nicht selten nötigte eine »*stundenlange Gipfelschau*« ihn und seine Gefährten zu einem nächtlichen Biwak, was Kugy sehr schätzte, auch wenn die Schlafstelle höchst ungemütlich war. »*...Es fand sich dort unter der Grathöhe in der Westflanke ein Plätzchen, das einige Krummholzstauden, einen kleinen Schneefleck mit einem spärlichen Wassergerinnsel und von der Abendsonne schön gewärmte Felsen bot. Dort richteten wir uns ein, so gut wir konnten. Es war so steil, daß wir uns für die Nacht an die Felsen banden.* [...] *Meine schmale Schlafstätte war knapp am Abgrund. Eine Legföhre hielt mir mit Wurzelstock und sparrigen Armen eine schützende Brustwehr vor. Wie war das gut gemeint!...*«.

Die höchste Erhebung der Julischen, den Triglav, hat Julius Kugy gut vierzigmal bestiegen, überwiegend schon als junger Mann, den schwierigsten Zugang von Norden erst in späteren Jahren. Der Wischberg in den westlichen Juliern sollte dann während des Ersten Weltkrieges für ihn noch eine wesentliche Rolle spielen. Die Mobilmachung zum Ersten Weltkrieg überraschte den Bergsteiger Kugy auf einer Tour mit Freunden. Seine kosmopolitische Einstellung und die Angst um seine Julischen Berge bewegten den weltoffenen Julius Kugy einen Monat nach Kriegsausbruch sich noch mit sechsundfünfzig Jahren als Freiwilliger zu melden, obwohl er einst wegen Kurzsichtigkeit vom Heeresdienst befreit worden war. Als Alpinreferent der 59. Gebirgs-

Andreas Komac
Aus Kugy, Anton Oitzinger S. 41.





Gipfelrast am Prisank mit Blick auf Jalouc und Mangart.
Aus Kugy, Die Jul. Alpen im Bilde S. 93.

brigade stand er damals dem militärischen Stab als Zivilist mit seinem umfangreichen Wissen über die Formationen und oftmals unbekannte begehbare Steige beratend zur Seite und bereitete als Experte so manches Unternehmen vor. In der von ihm geleiteten Kletterschule wurden beste Alpinisten ausgebildet, um in Spezialeinsätzen Verwendung zu finden. In Bergsteigerkleidung, nicht als Soldat, führte er aber auch selbst schwierigste Erkundungstouren auf für den Feind einsehbaren Berghängen und daher bei Nacht durch. Auch hier vertraute Kugy seinen Bergführern, allen voran Anton Oitzinger. Dem »Warner« Kugy ist es zu verdanken, dass an diesem Frontabschnitt die wenigsten Lawinentoten zu verzeichnen waren, die häufigste Todesursache an der Isonzofront. So jedenfalls berichtet Ingomar Putz in dem erst 1980 publizierten Buch »Die steinerne Front. Auf den Spuren des Gebirgskrieges in den Julischen Alpen vom Isonzo zur Piave« und verweist auf dessen Kriegstagebücher. Kugy selbst hatte wegen der politischen Veränderungen nach dem Ersten Weltkrieg die Veröffentlichung der Aufzeichnung vorerst notariell untersagt und erinnerte sich in seinen Büchern nur ungern an diese dunklen, schweren Zeiten, die er am liebsten versunken sähe.

»*...Je älter ich werde, umsomehr möchte ich alle Menschen und mit ihnen alle Völker mit dem gleichen Verständnis und mit der gleichen Liebe umfassen, um so inniger und überzeugter muß ich zu der idealen Weltanschauung stehen, daß alles Heil nicht in eifersüchtigem Sichabschließen, nicht in gegenseitigem Befehden, Bekriegen und Besiegen, sondern in der Richtung geschlossenen Zusammenarbeitens, eines gesunden und allseits ersprießlichen, friedlichen Wettbewerbs liegt. So das große Ziel nicht Macht ist, sondern Abklärung, Fortschritt und Kultur.* [...] *Ich will mit voller Zuversicht daran festhalten, daß diese besseren Tage, so ferne sie heute noch zu liegen scheinen, schließlich anbrechen werden...*«.

Ein doppelseitiger Leistenbruch durch Überanstrengung beendete im letzten Kriegsjahr seine militärische wie bergsteigerische Karriere. Er litt sehr unter dem Tod seines Bruders und dem kriegsbedingten Zusammenbruch seiner Firma.

Wider Erwarten begann jedoch nun sein nicht weniger erfolgreicher Lebensabschnitt als Schriftsteller. Schon zwischen 1880 und 1890 hatte Julius Kugy zahlreiche Aufsätze in den Mitteilungen des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins und in der Österreichischen Alpenzeitung veröffentlicht. Fast die gesamte damalige Literatur über die Julischen Alpen stammte von ihm. 1925 erschien sein erstes Bergbuch »Aus dem Leben eines Bergsteigers« mit einem Nachwort von Prof. Ernst Bernt, dem damaligen Leiter des Alpenvereinsmuseums Innsbruck, das seinen bergsteigerischen Werdegang, Routen und zahlreiche Erlebnisse beschreibt. Ihm folgten noch weitere sechs Werke:
1931 »Arbeit – Musik – Berge. Ein Leben«, eine sehr humoristische Autobiographie,
1934 »Die Julischen Alpen im Bilde«, eine umfassende Bilddokumentation dieser Gegend,
1935 »Anton Oitzinger. Ein Bergführerleben«, eine spannende Biographie seines Weggefährten,
1938 »Fünf Jahrhunderte Triglav«, eine Monographie über Kugys Lieblingsberg,
1941 »Im göttlichen Lächeln des Monte Rosa«, eine zweibändige Publikation über dieses Bergmassiv mit Aufsätzen auch anderer Autoren wie Kugys Freund Dr. Karl Blodig, dem ersten Bergsteiger, der alle Viertausender der Alpen bestiegen hatte.

Erst 1943 erschien »Aus vergangener Zeit«, gewidmet dem langjährigen Freund Kugys und Begründer des Alpengartens Julijana, Albert Bois de Chesne. Es enthält Porträtbilder, ergänzt durch Anekdoten über persönlicher Erlebnisse mit langjährigen Freunden oder Bergführern und achtundzwanzig Pflanzenbilder als Illustration zu Kugys Jugendbeschäftigung, der Botanik, wie auch zum Bericht über den »Trentagarten Julijana« und über »Rudolf Baumbach«, Kugys frühen Mentor. Die Erzählungen spielen sowohl in den Julischen wie den Westalpen, aber auch im Elbrusgebirge des Kaukasus.

Seinen Lebensabend verbrachte Julius Kugy in einer kleinen Wohnung in der Via Miramare in Triest und die Sommermonate in Valbruna, im Oitzingerhaus, seinen geliebten Bergen nahe. Das Ende des Zweiten Weltkrieges musste er nicht mehr erleben. Im Jänner 1944 stürzte Kugy in seiner Wohnung und erlitt einen Oberschenkelhalsbruch. Die dazu tretende Lungenentzündung führte schließlich am 5. Feber 1944 zu seinem Tod. Eine große Trauergemeinde gab dem bekannten Verstorbenen das letzte Geleit.

Zu Ehren des großen Bergsteigers und Erschließers der Julischen Alpen wurde 1953 im Auftrag des slowenischen Alpenvereins zu seinem sechzigjährigen Bestehen das Kugydenkmal vom Bildhauer Jakob Savinšek an der Trentaseite der Vrsic-Passstraße im Triglav-Nationalpark errichtet.

In seinen Büchern hat Julius Kugy den Bergen, den »Julischen« und den Westalpen, seinen Bergführern und sich selbst ein bleibendes Denkmal gesetzt.

Wegen seiner umgänglichen Art, seiner gelebten Vielsprachigkeit und seiner toleranten Haltung hat er noch bis heute Vorbildwirkung. So gilt er als Leitfigur für den Alpe-Adria-Gedanken, die Senza-Confini-Olympiade und für Schulmodelle, wie die Kugy-Klasse am BGSLO in Klagenfurt. Erstmals wurde Anfang 2008 durch die Gemeinschaft der Kärntner Slowenen und Sloweninnen (Skupnost) auch der Julius-Kugy-Preis verliehen.



Zwei Achtziger: Alessandro Corsi, der Überlebende des Lawinenunglücks von 1881 in der Ostwand des Monte Rosa und Julius Kugy.
Aus Kugy, Monte Rosa 2, S. 201.

Weiterführende Literatur:

Kugys Werke: (vorher zitiert)
Heindl Hanns, Im Banne der Julier; Trilogie. Bd. 1 und 2, Villach 1983 bzw. 1993.
Pilz Ingrid, Naturparadies Julische Alpen, Graz 1992.
Putz Ingomar, Die steinerne Front. Auf den Spuren des Gebirgskrieges in den Julischen Alpen vom Isonzo zur Piave, Klagenfurt 1980.



WETTERSTEIN

- KARTENGEBIET
- GEBIETSTHEMA

Peter Schwarz

Otti Wiedmann

Heinz Zak

Charly Wehrle

»Ein Erstaunen erregendes Werk...«

Der Bau des Höllentalklammwegs 1902 bis 1905

VON PETER SCHWARZ

12. Februar 1901. Neuwahlen bei der Alpenvereinssektion Garmisch-Partenkirchen. Einstimmig wird der in Garmisch im Frühruhestand lebende Elektroingenieur Adolf Zoeppritz (1855-1939) zum neuen Vorsitzenden gewählt. Mit Zoeppritz beginnt für die Sektion eine neue Ära. Auf Wank und Kreuzeck erbaut der in Darmstadt geborene Ingenieur Unterkunftshäuser. Auf der Hochalm, am Stuiben und im Oberreintal entstehen Berghütten für Skifahrer und Kletterer. Neue Steige verbinden das Kreuzeck über das Hupfleitenjoch mit dem Höllental und das Reintal mit dem Schachen.

Durch die Erschließung der Berge für den Wanderer erlebt der Tourismus einen ungeahnten Aufschwung. Und weil Zoeppritz gleichzeitig Vorstand des Verkehrs- und Wintersportvereins Garmisch ist, baut er den berühmten Kramerplateauweg und das Kurhaus Garmisch. Auch die Erweiterung des alten Triftwegs durch die Partnachklamm geht auf seine Initiative zurück.

Ein schier unglaubliches Unternehmen wagte Zoeppritz gleich nach seiner Amtsübernahme als Vorstand der Sektion: Die Erschließung der Höllentalklamm für den Wanderer. Ein geschickter Schachzug, denn mit dem 1026 Meter langen Weg durch die Klamm, der eine Höhendifferenz von 183 Metern überwindet, sicherte sich die Garmischer Sektion gleichzeitig ein Stück Zugspitze. Die unzugängliche Klamm gehörte nämlich nicht in den Zuständigkeitsbereich der Alpenvereinssektion München, die ansonsten das gesamte bayerische Zugspitzgebiet für sich reklamiert hatte.



Blick vom Hupfleitenjoch in das Höllental, darüber der Höllentalferner und die Zugspitze.
Foto: P. Schwarz

Über diese Klamm entwässert der Hammersbach das nördliche Zugspitzgebiet. Zwischen dem Kleinen Waxenstein (2165 Meter) und dem Höllentorkopf (2150 Meter) auf der Alpspitzseite hat sich der Bach tief in den Wettersteinkalk eingeschnitten und in der sich von Südwest nach Nordost ziehenden Klamm zahlreiche Kaskaden gebildet. Stufenklamm wird diese markante geomorphologische Form genannt, die auf Besucher besonders beeindruckend wirkt.

Eine eiserne Brücke überspannt die Klamm in ihrem mittleren Teil in 73 Meter Höhe. Die Brücke wurde 1888 von der Sektion München an Stelle einer älteren Holzbrücke erbaut. Sie ermöglicht den Zugang zum einsamen Höllentalanger. Nicht die »Hölle«, sondern die Abgeschiedenheit dürfte dem Höllental seinen Namen gegeben haben. Im Mittelhochdeutschen bedeutet »helle« soviel wie »verborgen, abgeschieden«.

Bis zum Bau des Steigs war die Klamm eine Terra incognita. Auf fünf Lawinenbahnen donnerten im Winter die Lawinen in die Schlucht. Nie zuvor war ein Mensch dorthin vorgedrungen. Vier »Expeditionen« zwischen dem 30. Oktober und 8. November 1901 waren notwendig, um die Klamm zu erkunden. Am ersten Tag stiegen Adolf Zoeppritz, einige Sektionsmitglieder und vier Garmischer Bergführer bei der Klammbrücke zum Bach hinunter. Sie mussten jedoch bald feststellen, dass ein Weiterkommen ohne Hilfsmittel nicht möglich war.

Für den zweiten Versuch wurden Leitern zum Nordportal der Klamm geschafft. Den Bach, der hier die Sohle ausfüllt, mussten die Teilnehmer der Erkundungs-Tour durchwaten. Einen kleineren, etwa fünf Meter hohen Wasserfall konnten sie noch mit Hilfe der Leitern überwinden. Doch der folgende, etwa 15 Meter hohe Fall trotzte allen Versuchen. Eine Sprosse brach unter der Last zweier Bergführer. Bergführeraspirant Konrad Ostler stürzte ab und landete in der Gumpe, während der Führerobmann Josef Ostler in »gefährlichster Lage oben an der Wand hing«. Auch hier war also ein Weiterkommen nicht möglich.

An den beiden folgenden Tagen stieg die Mannschaft wieder an der Klammbrücke ein – diesmal mit Leitern und Seilen ausgerüstet. Einen der unangenehmsten Abschnitte erlebten die Männer bergwärts. Zoeppritz berichtete 1901 im Jahresbericht der Sektion: *»Hier verdient die Klamm im wahren Sinn des Wortes ihren Namen Höllentalklamm. Bald 100 Meter hoch erheben sich die steilen Felsen. Eine mächtige Quelle stürzt in 40 Meter hohem Fall aus der südlichen Wand, auf dem Grund der schauerlichen Schlucht zerstiebend. Ohne Unfall haben wir die Riesendusche passiert, nach Luft schnappend, den Körper niedergedrückt durch die Wucht des Wassers von oben. Doch waren die wenigen Sekunden ausreichend, um sämtliche Teilnehmer zu überzeugen, dass eigentlich nur die Haut wasserdicht sei...«*

Im weiteren Verlauf wird die Klamm immer enger. Schon der Blick tags zuvor von oben in diesen »Höllenschlund« hatte nichts



Auf der Klamm-Nordseite wurde im Herbst 1902 mit den Sprengarbeiten an der langen Wand begonnen.
Foto: AV-Sektion Garmisch-Partenkirchen

Gutes erwarten lassen. Ein fünf Meter hoher Wasserfall über die gesamte Breite, der in eine mehr als drei Meter tiefe Gumpe fällt, bedeutete erneut das Ende. Selbst die zusammengebundenen Leitern halfen nicht weiter. Doch Zoeppritz hatte genug gesehen. Für ihn stand nun fest: Durch die Klamm ist trotz ihrer Wildheit ein Wegebau möglich.

Zwar genehmigte schon am 11. Januar 1902 die königliche Regierung von Oberbayern das Projekt. Wesentlich schwieriger gestaltete sich aber die Finanzierungsfrage.

Klammeingangshütte am Nordportal der Höllentalklamm.
Fotosammlung P. Schwarz





Die lange Wand mit dem Wandsteg.
Foto P. Schwarz

Nach vorsichtiger Schätzung kostete der Bau etwa 30 000 Mark. Ein Finanzplan sah vor, diese Summe über Spenden, einen Zuschuss vom Hauptverein sowie über so genannte Anteilscheine aufzubringen. Diese Scheine waren nichts anderes als Kleinkredite zu je 100 Mark mit einer jährlichen Verzinsung von 3 Prozent, rückzahlbar zu einem späteren Zeitpunkt. Das erhoffte Interesse in der Öffentlichkeit blieb unerwartet gering. Der Zentral-Ausschuss des Alpenvereins in München fand keinen Gefallen an dem Projekt. Aus »prinzipiellen« Gründen schmetterte der Ausschuss das Gesuch um 5000 Mark Baukostenzuschuss ab und untersagte sogar die Mitfinanzierung durch andere Sektionen.

Die Sektion Garmisch-Partenkirchen stand vor dem finanziellen Nichts. Von einer ziemlich deprimierten Stimmung bei der Mitgliederversammlung am 4. Juli 1902 berichtet das Protokoll. Ungeachtet der vielen Hindernisse beschloss die Versammlung aber einstimmig, die Bemühungen zur Erschließung der Klamm fortzusetzen.

Zoeppritz startete in der Presse einen »Aufruf zur Erschließung der Höllentalklamm an alle Bergfreunde«, in dem er die Schönheit der Klamm pries und die zu erwartende Bedeutung für den Tourismus hervorhob. Das Projekt fand immer mehr Freunde. Plötzlich waren die Anteilscheine gefragt. Zahlreiche Interessenten aus der Umgebung, aber auch Persönlichkeiten aus München wie Thomas Knorr und Oskar von Miller kauften sich in den Wegebau ein.

Mit einigem Stolz berichtete Vorstand Zoeppritz bei der zweiten Mitgliederversammlung dieses Jahres am 12. September 1902 von 15 800 Mark, die nun für den Bau zur Verfügung stünden, davon 13 500 Mark über gezeichnete Anteilscheine. Bereits am 23. September begannen Arbeiter aus Obergrainau unter Führung des Bergführers Josef Ostler, vulgo Seffler, mit den ersten Vorrichtungsarbeiten.

Lockte allein schon die Bekanntgabe des Bauprojekts 1902 die ersten Neugierigen an, konnten nach der Teileröffnung des Weges im Juli 1904 fast 10 800 Besucher gezählt werden. Um diese Zeit erschien Max Byschls romantischer Erlebnisbericht »Durch die Höllentalklamm« in den Tageszeitungen in Garmisch-Partenkirchen und München. Byschl, Apotheker in Garmisch und einstmals Gründer der Sektion Garmisch-Partenkirchen, erregte mit diesem Aufsatz beträchtliches Aufsehen.

»Vom idyllisch gelegenen Dörfchen Hammersbach steigen wir im schattigen Tal des Bachs zur Höllentalklamm auf. Nach einer



Bild rechte Seite: Bau des Klammwegs durch die obere Felsenkammer, Bach abwärts gesehen. Ein mächtiger Felsblock, der sich vom Waxenstein löste, hat sich in der sehr engen Klamm eingekeilt.
Foto: AV-Sektion Garmisch-Partenkirchen

Nur zur Mittagszeit treffen Sonnenstrahlen in die Klamm.
Foto P. Schwarz

knappen Stunde erreichen wir einen kleinen Talkessel. Hier scheint die Welt plötzlich zu Ende zu sein. Steile Felsenwände vor uns schließen sich zu einer scheinbar unüberwindlichen Barriere zusammen. Hier tritt der Bach aus der Klamm.«

Um an den nahezu senkrechten Wänden die ersten Arbeiten durchführen zu können, mussten die Arbeiter in die Klamm abgeseilt werden. Am Seil hängend, bohrten sie in Handarbeit die ersten Löcher in den Fels. In diese wurden Klammern und Eisenträger eingelassen und darauf Holzbohlen gelegt. Von diesem provisorischen Stand aus erfolgte dann erst die eigentliche Aussprengung des Wegs. Langsam ging es voran. An schwierigen Stellen manchmal nur 40 Zentimeter am Tag.

»Über einen Wandsteg, Treppen und eine elegant geschwungene Eisenbrücke gewinnen wir an Höhe. Etwa in der Mitte der Klamm kündet eine Tafel an, dass von hier aus das weitere Vorgehen auf eigene Gefahr geschieht. Nun wird es aber erst interessant. Die folgenden Tunnels sind noch rau in ihrem Innern, der Boden ungeglättet, die Geländer und Sicherungen fehlen. Von Ferne hört man das Schlagen der Tunnelarbeiter. Plötzlich leuchtet die frisch ausgesprengte Bergwand gegenüber gespenstisch rot auf. Hinter einem Felsenvorsprung taucht die Feldschmiede auf. Vom Feuer der Esse rot beleuchtet spitzt und härtet der Feldschmied die stumpf gewordenen Gesteinsbohrer der Sprengarbeiter in der Glut.«

Um Zeit zu gewinnen, wurde mit den Sprengarbeiten in der hinteren Klamm schon begonnen, bevor der Weg dahin überhaupt fertig gestellt war. Das Baumaterial für die oberen Wegteile musste von der Brücke 70 Meter tief abgeseilt werden. Ein schwieriges Unterfangen, da die mit dem Abladen beschäftigten Arbeiter unten in der Klamm stundenlang im Wasser standen und von oben her dem Sprühregen der Wandquelle ausgesetzt waren. Die Sprengleute erreichten ihren Arbeitsplatz in der hinteren Klamm nur über eine trügerische Lawinenschneebrücke. Als eines Tages ein Teil davon einbrach, konnte sich ein Arbeiter nur durch einen beherzten Sprung auf den festen Schnee retten. Ein 20 Meter tiefer Sturz in den eiskalten Bach hätte den Tod bedeutet.

Nach dem Durchschlag in Tunnel 5 am 30. Juni 1904 war endlich die Verbindung zur hinteren Klamm geschaffen und die Gefahr gebannt. Mit den Sprengarbeiten in diesem besonders nassen Stollen hatten die Arbeiter ihre liebe Not gehabt. Sie waren den ganzen Tag über dem herabtriefenden Wasser ausgesetzt gewesen. Das Gestein war derart durchnässt, dass sich fast mörtelartiger Schlamm in den Bohrlöchern bildete und die Bohrer schon nach wenigen Hieben festsaßen.



Die Bauleitung lastete seit Beginn der Arbeiten auf den Schultern des Vorarbeiters Josef Weissenbach aus Vorarlberg. Die immer neuen Schwierigkeiten, der zunehmende Zeitdruck und ab Juni 1904 die Einführung der Akkordarbeit an mehreren Wegabschnitten ließen den Vorarbeiter noch im Juni mit einem regelrechten Klammkoller die Baustelle fluchtartig verlassen. Adolf Zoeppritz leitete zwei Wochen persönlich

Quellenangaben:
Jahresberichte der Sektion Garmisch-Partenkirchen des DÖAV für die Jahre 1901 bis 1905.
Sitzungsprotokolle der Sektion von 1902 sowie Schriftverkehr 1902-1905, Archiv der AV-Sektion Garmisch-Partenkirchen.
»Loisachbote«, Garmisch 10. und 17.11.1901, 3.8., 16.9. und 21.12.1902 sowie 17.8.1905.
»Werdenfelser Anzeiger«, Partenkirchen 16.11. und 20.11.1901 sowie 19.8.1905.
Adolf Zoeppritz: www.garmisch-partenkirchen.de – Stichwörter Bürgerservice, Geschichte, Ehrenbürger, 8.3.2008.

Literaturverzeichnis:
Festschrift zum 25jährigen Bestehen der Alpen-Vereins-Sektion Garmisch-Partenkirchen 1887-1912, Garmisch-Partenkirchen 1912.
33 Jahre Vorsitzender der Sektion Garmisch-Partenkirchen des DÖAV, Garmisch 1933.
75 Jahre Alpenvereins-Sektion Garmisch-Partenkirchen. Nachrichtenblatt der Sektion Nr. 45, September/Oktober 1962.



Wandsteg in der oberen Felsenkammer, Bach aufwärts gesehen. Die Aufnahme erschien 1907 als eine der ersten Postkarten der Klamm im Bergfotoverlag B. Johannes in Partenkirchen.
Foto-Sammlung P. Schwarz

Der Weg durch die Höllentalklamm ist 1026 Meter lang, die Höhendifferenz 183 Meter. Davon verlaufen 288 Meter in Tunnels, 120 Meter auf Wandstegen und Brücken, 569 Meter im Halbprofil im Fels und 49 Meter offen im Bergschutt. Gesamtkosten rund 57 000 Mark. Von den Anteilscheinen 1902 mit einem Gesamtwert von 20 000 Mark wurden alle 200 Anteile, von den Anteilscheinen 1904 mit einem Gesamtwert von 15 000 Mark nur 144 Anteile abgegeben, zusammen 34 500 Mark. Dazu kamen 6600 Mark an Spenden sowie im vorletzten Baujahr 3000 Mark als zinsloses Darlehen vom Zentralausschuss des Deutschen Alpenvereins. Der Rest (rund 11 000 Mark) wurde vom Haushalt der Sektion und den ersten Eintrittsgeldern finanziert.

die Weiterarbeit, bis der neue Vorarbeiter Ferdinand Politzka eintraf. Ein vertrauenserweckender Mann, bisher Vorhäuer im Kohlenbergwerk in Penzberg, der mit seiner großen Erfahrung die weiteren Sprengarbeiten im Höllental leitete.

Im Sommer 1904 stiegen immer mehr Touristen hinauf zur Klamm, um den Fortschritt beim Bau des Weges hautnah zu erleben. An manchen Tagen kamen bis zu hundert Besucher. Für sie war gerade rechtzeitig die Eingangshütte fertig gestellt geworden. Halb über dem Abgrund errichtet, war das kleine Gebäude Unterstand, Kasse und Wirtschaft zugleich. Bier, Wein, Likör, Limonade sowie Brot, Butter, Wurst und Käse hatte Klammwart Anton Ostler, vulgo Koser, auf der Speisekarte. Schon im ersten Jahr zu klein, wurde die Hütte im Herbst 1905 erweitert und mit einer Feuerstelle ausgerüstet.

»Wir entrichten an der Hütte den Obolus von 50-Pfennig. Und dann sehen wir den neuen Weg. Zuerst schlängelt er sich noch eben am Bach entlang, bald verläuft er unter überhängenden Felsen als Wandsteg dicht über dem Wasser. Über einen Meter breit und gut gesichert ist dieser Weg jetzt und lässt nicht mehr erahnen, wie mühselig der Anfang war. Über schwankende Bretter und Leitern setzen wir unsere Erkundungen fort. An den letzten beiden Tunnels wird derzeit gearbeitet. Um zum letzten Tunnel zu gelangen, muss man ins Bachbett hinab. Über zwei gebunden Leitern krabbeln wir wieder hinauf, die eine senkrecht stehend, die andere überhängend. Zwei Seile rechts und links geben den Händen halt, um sich zum Felsband emporzuarbeiten. Bald wird auch dieses letzte Stück des großartigen Klammwegs für alle zugänglich sein…«

Der zwölfte und letzte Tunnel wurde am 7. November 1904 durchgeschlagen; damit war die Aussprengung des gesamten Klammwegs beendet. Gerade rechtzeitig vor dem strengen Winter von 1904 auf 1905, der selbst im Tal für eine 70 Zentimeter dicke Schneedecke sorgte und auch in der Klamm außerordentliche Schneemassen hinterließ, die Brücken und Wandstege beschädigten. Bei der Eröffnung am 1. Juni 1905 bestaunten die ersten Besucher im mittleren Teil der Klamm bei der so genannten Schafgufel die Reste einer mehr als 120 Meter breiten Lawine. In der hinteren Klamm hatte eine Lawine die Schlucht 30 Meter hoch aufgefüllt, so dass der Durchgang erst ab dem 31. Juli möglich war. In dem Gedränge der immer zahlreicher werdenden Zuschauer beeilte man sich, die restlichen Arbeiten zu Ende zu führen.

Am 15. August 1905, einem warmen Sonnentag, wurde die Einweihung des Klamm-

Bild rechte Seite: Der Klammweg, die Wandquelle und 78 Meter darüber die Eiserne Brücke.
Foto: AV-Sektion Garmisch-Partenkirchen

wegs gefeiert. Pfarrer Pölzl aus Garmisch hielt in der Kapelle von Hammersbach den Dankgottesdienst. Während der gesamten Bauzeit hatte sich kein schlimmer Unfall ereignet. Anschließend ging es gemeinsam zur Klamm hinauf. An der Eingangshütte folgte die kirchliche Weihe. Die zahlreichen Gäste waren beeindruckt von dem »Erstaunen erregenden Werk«, so der Vorstand des Münchner Verkehrsvereins, Rechtsanwalt Seuffert in seiner Rede bei der anschließenden Feier auf der Höllentalangerhütte.

Unterdessen hatte die kgl. Bayerische Telegraphenanstalt Obergrainau alle Hände voll zu tun, um die vielen ankommenden Glückwunschtelegramme aufzunehmen, darunter auch eine Depesche von Prinzregent Luitpold von Bayern: »Seine königliche Hoheit entsenden zur Einweihung des Höllental-Klammweges versammelten Mitgliedern der Alpenvereinssektion Garmisch-Partenkirchen und deren Gäste für die an Allerhöchsten gerichtete loyale Kundgebung ihren besten Dank. Linderhof den 15. August 1905…«

Die Klamm stieß schon im Jahr ihrer Eröffnung auf großes Interesse. Trotz des späten Saisonstarts und eines frühen Herbstbeginns wurden 24 519 Besucher gezählt, am 10. August allein 587 Bergsteiger. Bis zum Ersten Weltkrieg stieg die Besucherzahl von Jahr zu Jahr weiter an. Doch das erste Kriegsjahr 1914 brachte mit nur 12 000 Wanderern einen deutlichen Einbruch. Der Klammweg wurde nun als Winterzugang zu dem »kriegswichtigen« Molybdän-Bergwerk bei den Knappenhäusern genutzt und erlitt große Schäden. Die Wiederherstellung musste die Sektion nach Kriegsende selbst tragen.

1930 errichtete Adolf Zoeppritz unterhalb der Eingangshütte ein kleines Elektrizitätswerk. Bis heute wird die Turbine mit dem Wasser aus einem ehemaligen Bergwerksstollen betrieben. Der elektrische Strom dient zur Beleuchtung der Klammtunnels und für den Wirtschaftbetrieb der Eingangshütte.

Noch schlimmere Verwüstungen an den Anlagen in der Klamm hinterließ der Zweite Weltkrieg. Rohre, Drahtseile, Geländer, Brückenteile wurden gestohlen, die Eingangshütte aufgebrochen und die Einrichtung zerstört. Beträchtliche Geldmittel waren notwendig, um die Schäden zu beheben und den Klammweg 1949 wieder zu eröffnen.

Adolf Zoeppritz, 1925 für seine Verdienste um den Tourismus zum Ehrenbürger von Garmisch ernannt, legte 1933 nach 33 Jahren sein Amt als Vorsitzender der Alpenvereinssektion Garmisch-Partenkirchen nieder. Der von Zoeppritz initiierte Klammweg ist bis zum heutigen Tag unverändert geblieben. An seiner Attraktivität hat er nichts eingebüßt. Jedes Jahr zieht der Weg etwa 60 000 Besucher an. Der Unterschied: Waren in den ersten Jahren am Klammeingang gegen die Nässe graue Gummimäntel ausleihbar, in der Farbe kaum vom Wettersteinkalk zu unterscheiden, bestimmt heute bei den Besuchern das Bunt der Gore-Tex-Jacken das Bild.



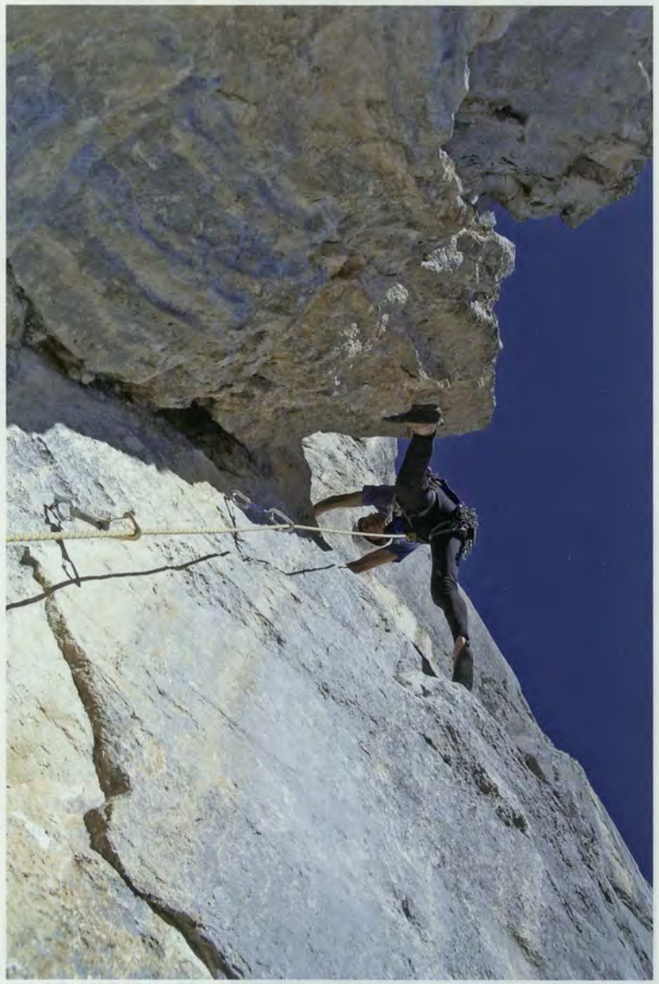
Geschichte der Sektion Garmisch-Partenkirchen des Deutschen Alpenvereins, zusammengestellt anlässlich des 100jährigen Bestehens 1887-1987, Ga.-Pa. 1987.

Josef Bindl: 80 Jahre Höllentalhütte 1894-1974, München 1974.
Max Byschl: Durch die Höllentalklamm, in: »Loisachbote«, 30.10.1904.
Erschließung der Höllenthalklamm im Zugspitz-Gebiete, in: »Die Gartenlaube«, Berlin Nr. 50 (1902) S. 4.
Albert Halle: Die Höllentalklamm bei Garmisch-Partenkirchen. Mit Lichtbildern von Eduard Lankes, in: Deutsche Alpenzeitung IV. Jahrg. Heft 10 (1904), S.1-7.
Joseph Schnetz: Flurnamenkunde. München 1997, S.33.
Peter Schwarz: Das Molybdänbergwerk im Höllental, München 1992.
Hans Seufferth: Führer durch die Höllentalklamm, Garmisch ca. 1910.
Harald Uhlig: Die Partnachklamm und der Felssturz von 1991, in: Mitt. d. Geograph. Ges. in München, Band 76, 1991 S.5-21.

»Schüsselkar«

Neue Namen, neues Klettern – im Vergleich mit der ersten Eroberungsphase!

VON OTTI WIEDMANN



Der Autor in der Jörg-Simon am Westgratturm, Herbst 2006.
Foto: Engelbert Obex

Namen haben immer einen Hintergrund. Aber während Ortsnamen meist völkerkundlicher Natur sind, entstammen die heutigen Bezeichnungen für Kletterrouten oft emotionalen Gedanken und Eindrücken. In fünf speziellen Wettersteinbüchern habe ich nach dem Ursprung des Gebirgsnamens ›Wetterstein‹ gestöbert, ohne fündig zu werden. Eigentlich gibt es nur zwei Bezugspunkte: zum einen den Wettersteinkalk, der einen beträchtlichen Teil des Gesteinsaufbaues des Gebirges und auch anderer Teile der nördlichen Kalkalpen bildet, und zum anderen die Niederschläge und Wolkenbrüche, die sich oft von Nordwesten kommend im Wetterstein absetzen. Vielleicht heißt es deswegen im Text des Liedes »Der Summa is aus, i muaß obi von der Alm ... denn es waht schon der Schneewind vom Wetterstoan her...«.

Die Geschichte der Schüsselkar-Südwand, ihre Chronologie, die Bezeichnungen ihrer Routennamen bis hin zum heutigen »Neuen Klettern« will ich versuchen hier aufzubereiten – und habe sie in 3 Epochen aufgeteilt.

Die **erste Epoche**, die **Eroberungsphase** der jungfräulichen Schüsselkar-Südwand, fällt in die Zeit des heroischen Alpinismus von 1913 bis 1939!

Die Südabstürze des Puitentales vom Öfelekopf bis nach Westen hin zur Scharnitzspitze und zum Obereintalschrofen haben die eroberungshungrigen Kletterer zum Ende des 19. und zum Beginn des 20. Jahrhunderts aus den Bergsteigerhochburgen München und Innsbruck vermutlich angezogen, wie einst Christoph Columbus und seine Nachfolger die Meere der Welt. Alle Gipfel erhielten Durchstiege im III. und IV. Schwierigkeitsgrad, nur die südlichen Abstürze der Schüsselkarspitze blieben lange unangetastet. In den Köpfen der Besten galt diese riesige Orgel aus Muschel- und Wettersteinkalk sicher nicht als undurchsteigbar, aber gehörigen Respekt verschaffte ihr Anblick allemal und einige Versuche, vor allem durch Paul Preuss, Tita Piaz und Hans Dülfer scheiterten in den Geburtsstunden des Extremalpinismus frühzeitig.

Der Münchner Hans Leberle behauptete im Jahr 1905 bereits, dass er die Erschließung des Wettersteingebirges für abgeschlossen erachten würde!

Als 1913 der Zillertaler Bergführer Hans Fiechtl mit seinem bayrischen Partner Otto Herzog die noch völlig jungfräuliche Südwand des Schüsselkars durchstieg, da gab es die hitzigsten Diskussionen in den deutschsprachigen Kletterszenen. Selbst der vornehme Hans Dülfer mischte sich in die Auseinandersetzungen ein und behauptete einige Monate nach der Erstbegehung anlässlich eines Vortrages im vollen Saal der Sektion Bayerland in München: »Die Schüsselkar-Südwand ist noch nicht durchstiegen, denn Fiechtl und Herzog seilten sich im untern Wandteil vom Pfeilerkopf ab, außerdem machten sie einen Pendelquergang und letztendlich wurde die Route nicht am Gipfel, sondern am Westgrat vollendet«. Dülfer, dem nur einige Tage zuvor die Erstbegehung der Totenkirchl-Westwand und ein Jahr zuvor die Fleischbank-Ostwand gelang, war vermutlich verärgert, das die Schwierigkeiten der Schüsselkar-Südwand höher eingestuft wurden, als diese der Totenkirchl-Westwand. Heute, realistisch betrachtet, muss man dies bestätigen, denn wenn man die Passagen – die von Dülfer (Nasenquergang) und von Herzog (Pendelquergang) nicht geklettert wurden – abzieht, dann bleiben unterm Strich die schwierigeren Kletterstellen im Schüsselkar übrig. Unter dieser Betrachtungsweise war die Herzog/Fiechtl im Wettersteingebirge die erste Sechserroute der Alpen. Natürlich wurden damals Wände, Grate und Routen ganz einfach nach ihrer geografischen Lage betitelt. Und gab es in einer Wandflucht gleich ein paar Kletterrouten, dann wurden diese Wege zur Unterscheidung einfach nach ihren Erstbegehern benannt. Die Herzog/Fiechtl war lange Zeit in der riesig langen Wandflucht der Schüsselkar-Südwand von der östlichen Wangscharte bis nach Osten hin zur Dreizinkenschlucht die einzige Kletterführe. Lediglich der Westgrat wurde bereits 1898 von den Innsbruckern Otto Ampferer und Franz Hörtnagel erobert und rundet heute noch ein Klettererlebnis in der Schüsselkarwand als Abstiegsgenuss ab. Erst 9 Jahre nach dem fast beispiellosen Erfolg von Herzog und Fiechtl erhielt die Südwand durch die Aristokraten E. von Siemens und H. von Wolf im äußersten linken Wandteil am Westgratturm an ihrer schwächsten Stelle eine zweite Route, die aber nur bei einigen kurzen Passagen den IV. Grad erreicht, aber heute noch eine echte Genusstour für alle jene ist, die sich gerne auf diesem Level bewegen. Wiederum dauerte es fünf Jahre bis endlich 1927 die Gebrüder Spindler im linken Teil der Zentralwand einen Durchstieg fanden, der abgesehen von technischen Seilmanövern (Abseilen und Pendelquergang) nur an wenigen Stellen den V. Grad erreicht und als Schönheitsfehler weit entfernt vom Gipfel in der Scharte östlich des Westgratturmes endet. Mathias Auckenthaler, einer der Größten der Dreißigerjahre, verpasste dieser Führe 1931 mit Hermann Bischofer einen Direkteinstieg, der schon im oberen V. Grad lag und dabei den Nachfolgern beide Seilmanöver ersparte und auch eine ideale Linie zur zwei Jahre später (1933) durch Adolf Göttner und Josef Bertl eröffneten Südverschneidung darstellt. Hias Auckenthaler, dem von 1930 bis 1936 die tollsten Erstbegehungen in den Nördlichen Kalkalpen und in den Dolomiten gelangen, stürzte leider am Sommersonnenwendetag des Jahres 1936 mit kaum dreißig Jahren am Buckel in seinem Auckenthalerriss zu Tode. Ein blühendes Leben voll Tatendrang war vorzeitig zu Ende.

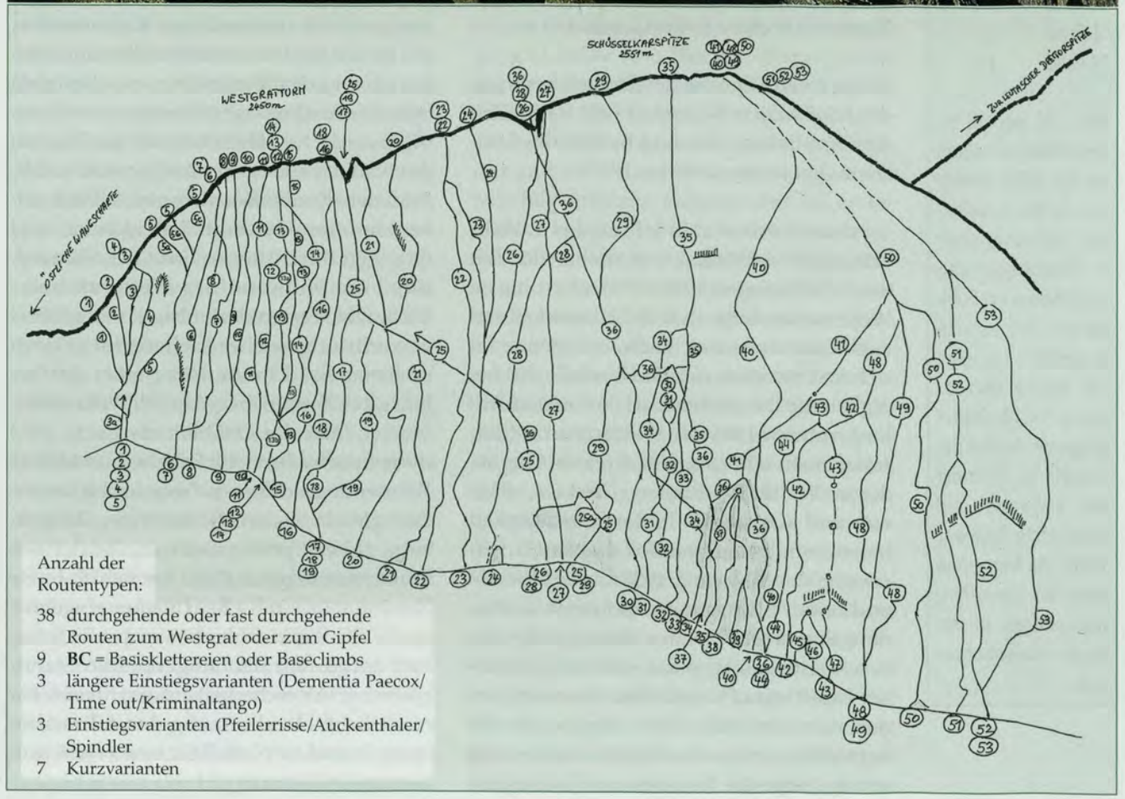
Bei der Göttner/Bertl-Route bürgerte sich diesmal aber der Begriff »Südverschneidung« im Sprachgebrauch der Kletterer ein: nicht wie zuvor die Führenbezeichnungen »Herzog/Fiechtl«, »Spindler« und »Siemens/Wolf«. In der Südverschneidung muss auch im oberen Wandteil teilweise der obere V. Grad geklettert werden. Ein Jahr später

Schüsselkar-Südwand – Routen von links nach rechts der Skizze (Stand Juni 2008)

1 = **Zackenweg** (IV) zur östlichen Wangscharte
2 = **Kurz und Bündig** (VII-) Sani Heinl/Hansjörg Möschel 1984
3 = **Purpelhaze** (VII) unbekannt
3a = **Kleines Luder** (?) Projekt Zak (1 SL RP geklettert IX+)
4 = **Lagger/Mayr** (VI+ oder V+, A0) Reinhold Lagger/A. Mayr 1959
5 = **Siemens/Wolf** (IV) E.v. Siemens/H.v. Wolf 1922
5a = " " Austieg a) (IV-)
5b = " " Austieg b) (IV)
5c = " " Austieg c) (IV+)
6 = **Bergführerweg** (VII oder VI+, A0) Peter Brandstätter/Ernst Schwarzenlander 1977
7 = **Erdenkäufer/Sigl** (VI oder VI-; A0) Hartmuth Erdenkäufer/Otto Sigl 1968
8 = **Trüffelschnüffler** (VIII) Benni Hangl/Heinz Zak 2000
9 = **Nasenbohrer** (VIII-) Sani Heinl/Jörg Pross/Lothar Klingel 1994 1. RP. Heinz Zak
10 = **Heisse Liebe** (IX-) Benni Hangl/Heinz Zak 2000
11 = **Wolke Sieben** (VII+) Thomas Schöpf/Andi Klotz 2000
12 = **Beamtenlaufbahn** (VI) Franz Sint/Andi Messner 1987
13 = **Jörg/Simon** (VI+ oder VI, A0) Adi Jörg/Karl Simon 1946
13a = **Buhlkamin** (VI) Herman Buhl 1951
13b = Direktvariante im Berg (zweite Seillänge V+)
14 = **Carmina Burana** (VII) Franz Perktold/Frank Weisner 1988
15 = **Svec-with or without you** (X-/X) Daniel Gebel/R.Svec 2005
16 = **Gelbes Geheimnis** (VIII+/IX-) Benni Hangl/Franz Sint 1987
17 = **Knapp/Köchler** (VII- oder VI, A0) Ernst Knapp/Hansjörg Köchler 1959
18 = **Doc Holiday** (IX/IX+) Heinz Zak/Georg Walch/Tommi Nagler 1988 1.RP Zak 1998
19 = **Leben im Sonnenschein** (IX/IX+) Heinz Zak/Tommi Nagler 1989
20 = **Locker vom Hocker** (VIII) Wolfgang Güllich/Kurt Albert 1981
21 = **Messner/Sint** (VI+) Franz Sint/Michael Messner 1965
22 = **Steiler Zahn** (VIII) H.Zak/B.Hangl 2002
23 = **Morgenlandfahrt** (VII-) Reinhard Schiestl/Luggi Rieser 1979
24 = **Wolkenreise** (VII+) Rudi Mair/Tommi Nagler 1985
25 = **Spindler** (V) Gebrüder Spindler/K.Linden/R.Maier 1927
25a = Einstigvariante Auckentaleriss (VI oder V+, A0) M. Auckenthaler/H.Bischofer 1931
25b = Einstiegsvariante direkt zum Pendelquergang (VI-) Seiwald/Aschenbrenner ?
26 = **Südverschneidung** (VI-) Adolf Göttner/J. Bertl 1933
27 = **Supernova** (IX/IX+) Heinz Zak/Benni Hangl 1996
28 = **Raupe Stück für Stück** (VI+) Andi Orgler/Markus Orgler 1982
29 = **Jung und Alt** unt. Teil bis zur HF (VI, A0, Quergang frei VIII) Sint/H.Perktold 1965
29 = **Jung und Alt** oberer Teil ab HF (VI) Franz Sint/Andi Messner 1983
30 = **Dementia Praecox** (VI+) Andi Orgler/Markus Orgler 1981
31 = **Wolfsfährte** (IX-) Benni Hangl/Hansjörg Schennach/Elmar Sprenger 1994 **BC**
32 = **Mon Cheri** (VIII-) Thomas Schöpf/Luis Knabel 1993 **BC**
33 = **Piranhas** (VII+) S. Heinl/Mike Schwitter 1986 **BC** mit Direkter optim.Linie z.Gi.
34 = **Kriminaltango** (VIII) S. Heinl/Sebastian Wimmer/Michael Kieß 1983
35 = **Direkte** (VI+) Kuno Rainer/Paul Aschenbrenner 1939
35a = **Pfeilerrisse** (VI) zur HF Hans Hintermeier/Sepp Meindl 1935
36 = **Herzog/Fiechtl** (VI-/VI) Otto Herzog/Hans Fiechtl 1913 !
37 = **Aquaplaning** (VIII-) Benni Hangl/Heinz Zak 1999 **BC**
38 = **Menhir** (VIII) Heinz Zak/Stefan Kiechl 1989 **BC**
39 = **Super Django** (VII-) S. Heinl/Dorothea Wallner 1985 **BC**
40 = **Vogelfrei** (X-/X ?) Michi Wärthl/Chris Semmel/Tom Dauer 1997
41 = **Wersin** (V+/VI-, A0) Gernot Wersin/Friedl Pfurtscheller 1958
42 = **Hexentanz der Nerven** (VII) Heinz Zak/Hansjörg Leis 1980
43 = **(Folies Bergeres) Arktischer Sommer** (IX-/IX) Heinl m.div. Partn. 1.RP H. Zak 1986
44 = **Time Out** (IX-) S. Heinl m.div.Partnern 1.RP Heinz Zak 1991
45 = **Steinernes Meer** (VII) Andreas Kubin/S. Heinl 1987 **BC**
46 = **Brandung** (VII+) Andreas Kubin/S. Heinl 1987 **BC**
47 = **Strandläufer** (VII+) Andreas Kubin/S. Heinl 1985 **BC**
48 = **Bayrischer Traum** (VII- A0, oder VIII-) S. Heinl/Albert Gilgenrainer 1980
49 = **Friedenspfeife** (VIII+) Heinz Zak/Benni Hangl 1995
50 = **Südostwand** (VI+) Rudolf Peters/Rudolf Haringer 1934
51 = **Stunden der Gemütlichkeit** (VIII) Heinz Zak/Stefan Kiechl 1988
52 = **OSO.Wand** (VI, A1 oder IX-) Pit Schubert/Klaus Werner 1963 1.RP. Heinz Zak
53 = **Ostwand** (VI+/VII- oder VI-, A0) Michael Schober/Ludwig Kleisl 1938

(1934) wurde mit der Erstbegehung der Südostwand durch Rudolf Peters und Rudolf Haringer im Schüsselkar endlich wieder der VI. Grad erreicht und auch hier wurde in Fachkreisen nicht von der »Peters/Haringer« sondern schlicht und einfach von der »Südost« gesprochen, und dies nicht wenig. Denn es gab heftige Debatten, vor allem wegen einer Wertung als schwierigste Kletterei der gesamten Ostalpen. Die ein Jahr zuvor durch Comici und Co. eroberte Zinnen-Nordwand wurde als Vergleich herangezogen. Fritz Kasparek gab der »Südost« in Bezug auf Schwierigkeit den Vorzug; Peter Aschenbrenner war vom Gegenteil überzeugt; schlussendlich gab es so etwas wie eine Pattstellung. Meiner bescheidenen Meinung nach wurde schon lange vorher, nämlich 1921 durch Gustav Haber und Otto Herzog an der Dreizinkenspitze im Karwendel an der so genannten »Ha-He-Verschneidung« ein noch höherer Schwierigkeitsgrad geklettert (VI+). Einen direkten, logischen Einstieg zur »Herzog/Fiechtl« eröffneten die Münchner Hans Hintermeier und Sepp Meindl 1935 mit den so genannten »Pfeilerrissen«, die das Beherrschen des reinen VI. Grades erfordern. Beide waren im gleichen Jahr tragische Helden, als Ricardo Cassin ihnen die mühsam vorbereitete Nordwand der Westlichen Zinne wegschnappte. 1938 war dann die nach Osten ausgerichtete, aber eindeutig zum Gesamtmassiv der Schüsselkar-Südwand gehörende Ostwand fällig. Michael Schober und Ludwig Kleisl, erfolgreiche Erstbegeher in vielen Gebieten der Ostalpen legten hier eine Linie durch den noch unberührten Abschnitt des Massivs, der an Erlebniswert und Schwierigkeit der »Südost« kaum





Anzahl der Routentypen:

38 durchgehende oder fast durchgehende Routen zum Westgrat oder zum Gipfel
9 **BC** = Basisklettereien oder Baseclimbs
3 längere Einstiegsvarianten (Dementia Paecox/ Time out/Kriminaltango)
3 Einstiegsvarianten (Pfeilerrisse/Auckenthaler/ Spindler
7 Kurzvarianten

nachsteht. Auch hier führte kein Weg an der Bezeichnung »Ostwand« vorbei, was orografisch ja bestens vertretbar ist. Als Abschluss der heroischen Eroberungsphase gelang 1939 der Seilschaft Aschenbrenner/Rainer ein großartiger Direktdurchstieg durch die Südwand des Schüsselkars, indem sie den direkten Einstieg der Herzog/Fiechtl – die erwähnten Pfeilerrisse – benutzten, um gleich oberhalb mit dem Rainerriss eine linealgerade, vertikale Verbindung zum Gipfel zu finden (RP VI+). Die beiden Erstbegeher waren damals eine interessante Kombination, stammte doch Paul Aschenbrenner (der Bruder vom »Himalaya-Peter«) vom Innsbrucker Alpinklub »Karwendler« und sein Partner Kuno Rainer vom Klub der »Gipfelstürmer« und diese beiden Bergsteigervereine buhlten schon seit geraumer Zeit um die Vereinskrone im Extremalpinismus. Diese wirklich tolle, einer vorzeitlichen Direttissima ähnliche Kletterei ging mit dem Namen »Direkte« in die Geschichte ein.

Routenaufteilung an den Südabstürzen der Schüsselkarspitze

Eigenständige durchgehende Führen		(Baseclimbs)
X. Grad	2	
IX. Grad	5	(2)
VIII. Grad	7	(3)
VII. Grad	10	(5)
VI. Grad	11	
V. Grad	2	
IV. Grad	1	

(NS : 22 der 38 eigenständigen Routen bin ich selbst geklettert, 2 davon sechsmal inclusive einer 1. Alleinbegehung (Jörg/Simon mit Buhlkamin1958), von den Baseclimbs nur zwei. Die Top-Ten sind sowieso nicht meine Kragenweite. Bei mir begann es 1956 mit der Ostwand und mein letzte Tour war 2006, da begannen wir in der Simon/Jörg und stiegen in der Route Nasenbohrer aus.)

Die **zweite Epoche** der Eroberungsphase der Schüsselkar-Südwand fällt in die Zeit der Direttissima-Ära und betrifft das Massiv in den Jahren 1945 bis 1973!

Ähnlich wie in den Jahren des 1. Weltkrieges (1914-1918), war es auch in der Zeit des 2. Weltkrieges (1939-1945) sehr ruhig im Wettersteingebirge und im Schüsselkar und auch eine lange Zeit nach Kriegsende tat sich fast nichts in der Südwandflucht. Lediglich die Deutschen Karl Simon und Adi Jörg trotzten 1945 der Westgratturm-Südwand einen schönen, sehr direkten Weg ab, der an die drei Top-Routen »Direkte«, »Südost« und »Ostwand« in der Schwierigkeit herankam. Die ersten Bohrhaken (9) verpassten der Südwand 1958 Gernot Wersin und Friedl Pfurtscheller mit ihrer Verbindungslinie vom Kopf des Herzogpfeilers zu den Ausstiegslängen der »Südost«. Von einer Direttissima konnte man aber nicht reden, denn der Weg führt – abgesehen von der steilen, glatten Einstiegsplatte über eine schräge, logische Rampe zum Holzkeilriss der »Südost«. Der Weg wird unter dem Gebrauchsnamen »Wersin« geführt. Vermutlich hatte der mitverantwortliche Erstbegeher Friedl Pfurtscheller einfach zu viele Buchstaben in seinem Nachnamen. Eine feine Linie fanden ein Jahr später (1959) die »Karwendler« Ernst Knapp und Hansjörg Köchler in der Trennlinie zwischen Westgratturm und Schüsselkar-Hauptwand. Ein sehr fotogener, steiler und glatter Quergang wurde mit dem bei uns erstmals verwendeten Modell eines Cliffhängers (dem Knapp-Fiffihaken) gangbar gemacht und auch erstmals ein recht weit ausladender Dachüberhang überklettert. Die Zweitbegeher Klaus Puttinger und Peter Pflauder waren gleich in ein paar Meter Abstand hinterher: auch ein Novum. Der Routenname ergab sich von selbst: »Knapp/Köchler«. Etwas weiter rechts suchte und fand Franz Sint vom Klub »HG.Trans« mit dem Bayer Michael Messner eine neue Linie mit ein paar sehr interessanten Kletterstellen, die im oberen Teil in die Spindlerführe einmündet und später rechts parallel zum Spindlerausstieg eigenständig vervollständigt wurde. Sie führt ebenfalls den Namen der beiden Erstbegeher und kommt im Niveau der »Knapp/Köchler« gleich. Die Frankenkletterer Hartmut Erdenkäufer und Otto Sigl durchstiegen links der »Simon/Jörg« die Südwand des Westgratturmes 1968. Die »Erdenkäufer/Sigl« mit äußerst abwechslungsreicher Kletterei im unteren sechsten Grad mutierte zu einer der beliebtesten Touren im gesamten Wettersteinbereich. Mit der OSO.Wand wurde 1973 diese Epoche durch Pit Schubert und Klaus Werner abgeschlossen. Von der Hakenanzahl gleicht sie am ehesten einer Direttissima dieser Epoche, stellt aber auch hohe Freikletteransprüche und hat sich als letzte Route mit orografischem Namen eingebürgert: OSO.Wand. Sicherheitspapst Pit Schubert sorgte mit den eingebohrten Standplätzen (DAV-Sicherheitshaken) für eine beträchtliche Herabsetzung des Adrenalinspiegels und im Notfall für einen recht problemlosen Rückzug.

Die **dritte Epoche** ist die Erschließungsperiode einer hochqualifizierten, neuzeitlichen Generation; vom Klettern bei »Fair means« bis hin zur Ära der Bohrhakenrouten auf oberstem Level, mit meist sehr hintergründigen Routennamen!

Es begann 1977, als der Kitzbühler Peter Brandstätter und der Kärntner Ernst Schwarzenlander links der »Erdenkäufer/Sigl« eine anspruchsvolle Freikletterroute durchstiegen und sie nach ihrem Berufsstand »**Bergführerweg**« tauften. Da sie von der Öffnung der Alpenskala noch nichts wussten und sie einen Spielraum nach oben zum »Äußersten« (VI+) offen lassen wollten, gaben sie die Schwierigkeit mit VI- an. Trotz mehrfacher Interventionen wurde dies in den neuesten Führerwerken nicht bereinigt. Bergführerweganwärter müssen sich also auf einen guten Grad höher einstellen. Die nächsten Protagonisten im Schüsselkar waren 1979 der poetisch veranlagte Innsbrucker Reinhard Schiestl und der Zillertaler Luggi Rieser, wie Reinhard ein exzellenter Kletterer, aber mit einer von weitem sichtbaren Outfitmarotte, die im Tausch vom Kletterhelm zu einem Papierzylinder gipfelte. Sie wollten mit den an der Wand emporsteigenden Sonnenstrahlen spielen, vogelfrei an einer von ihnen ausspionierten Linie klettern, bis der Westgratwind ihnen das geglückte Unternehmen verkündet. Obwohl sie erst gegen Mittag mit dem Klettern begannen, tauften sie den neuen Weg »**Morgenlandfahrt**«, mit dem endgültig der VII.Grad im Schüsselkar Einzug hielt. In seinem Bericht entschuldigte sich Reinhard, dass er an der Schlüsselstelle zwei Haken geschlagen hatte und wunderte sich, dass diese Linie nicht schon Jahrzehnte vorher geklettert wurde. 1980 tauchte Josef »Sani« Heinl mit Albert Gilgenrainer in der Leutasch auf und fand eine äußerst kompakte neue Linie links der »Südost«, die an der Anzahl der Freikletterschwierigkeiten alle bisherigen Anstiege übertraf und »**Bayrischer Traum**« getauft wurde. Ob dies nun von den vielen Liedtexten mit diesem Wortlaut oder von der Herkunft der Erstbegeher stammt, konnte ich nicht ausfindig machen. Im gleichen Jahr noch gab Heinz Zak erstmals seine Visitenkarte im Schüsselkar ab und eröffnete mit Hansjörg Leis links neben dem »Bayrischen Traum« eine totale Freikletterroute in nicht ganz zuverlässigem Fels, die nur mit Klemmkeilen abgesichert wurde. Kein Wunder, dass er dieser Führe den Namen »**Hexentanz der Nerven**« gab. 1981 folgte ein ganz Großer der Zunft, Wolfgang Güllich, dem Ruf der Wettersteinwände und fand in den brutal steilen Platten rechts neben der »Knapp/Köchler« zusammen mit seinem kongenialen Partner Kurt Albert eine neue Linie, die meist nur kleinste Rissspuren mit vielen Unterbrechungen als Anhaltspunkte hat und eine echte Steigerung der Schwierigkeiten im Massiv darstellte, ja ziemlich lange als Toproute der gesamten Nördlichen Kalkalpen galt. Dies nicht zuletzt wegen der äußerst spärlichen Absicherung (kaum Zwischenhaken wurden gebohrt). Die Namensgebung »**Locker vom Hocker**« stammt wohl aus einer Sympathie für eine ZDF-Fernsehserie mit Walter Giller, die in den Siebzigerjahren für viele Deutsche Pflichtprogramm war und unter diesem Namen ausgestrahlt wurde. Wolfgang Güllich, der als erster Mensch eine 9a (11-/11) kletterte, wurde leider viel zu früh das Opfer eines Autounfalles und teilt sich dieses traurige Schicksal mit Reinhard Schiestl. In einer der wenigen, nicht sehr einladend aussehenden Wandpartien verbuchten ebenfalls 1981 die Gebrüder Andreas und Markus Orgler einen neuen Weg, der in den Beginn der Ausstiegskamine der »Herzog/ Fiechtl« mündet. Vermutlich wegen der schlechten Felsqualität nannten sie ihn »**Dementia Praecox**« (Schizophrenie): Kommentar überflüssig. Weiter links fand ein Jahr später (1982) dieselbe Seilschaft eine sehr gerade Verbindung der Spindlerroute mit dem oberen Teil der Herzog/Fiechtl-Ausstiegskamine. Diesmal betitelten sie die Führe »**Raupe Stück für Stück**«, was nur in der Zusammensetzung dieser Linie aus mehreren Erstbegehungen hergeleitet werden kann. Die »**Wolkenrei-**

se«, vom kletternden Schriftsteller Rudi Mayr mit Tommi Nagler 1983 erstbegangen, kann wahrscheinlich ihren Ursprung nur in der poetischen Ader des Erstgenannten haben. Aber keiner dieser neuen Wege reichte an »Locker vom Hocker« heran: Meister Güllich und Albert blieben unangetastet. Am Herzog-Pfeilerkopf, auch links und rechts davon, ziemlich genau in der Fallinie der Schüsselkarspitze wurden einige Baseclimb-Routen eröffnet (bis zu 6 kurzen Seillängen lang), die vor allem von Heinz Zak, Benni Hangl und Sani Heinl stammten und zum Teil (»**Wolfsfährte**«) auch den neunten Grad erreichten. Während Benni und Heinz sich an die ungeschriebenen Spielregeln des »Einbohrens von unten« (wenn es sein muss, auch aus einem Cliffhänger heraus) hielten, nahm es der Bayer damit nicht so genau. Von diesen Baseclimbs ist meiner Meinung nach neben der »Wolfsfährte« von Benni Hangl (9- mit größeren Hakenabständen) vor allem die »**Piranhas**« zu erwähnen, weil sie erstens besten Fels aufweist und zweitens in Verbindung mit der »Direkten« eine schnurgerade Linie bis zum Gipfel darstellt, die im gesamten Alpenraum in dieser Länge und in dieser Kompaktheit nur sehr selten ein Gleichnis hat. Der Name »Piranhas« stammt sicher von der scharfkantigen Felsstruktur der ersten beiden Seillängen, die an den Raubfisch mit den dreieckigen Zähnen erinnert. Die Heinl-Führe »**Folies Bergeres**« (Name des berühmten Nachtlokals in Paris) kletterte Heinz Zak im Jahr 1987 rotpunkt und war damit der Erste, der eine Seillänge im reinen neunten Grad im Schüsselkar kletterte. Amerikanischen Gepflogenheiten zufolge taufte er die Tour in »**Arktischer Sommer**« um, nicht zuletzt, um dem Sani Heinl eine Protestnote für seinen Technostil zu unterbreiten. Am Westgratturm im rechten Eck der Südwand suchte Benni Hangl mit Franz Sint im gleichen Jahr das »**Gelbe Geheimnis**« zu lüften. Die markante, überhängende grellgelbe Wandzone wehrte sich einige Zeit, bis Benni den Erfolgsschlüssel fand (reiner achter Grad). 1988 gab sich Zak mit Stefan Kiechl zusammen Adrenalin pur, indem er links neben der OSO.Wand 8 Seillängen lang (bis zur Vereinigung mit der Schubertführe), ähnlich dem »Hexentanz der Nerven« nur mit Klemmkeilen und ein paar Standhaken absichernd, die »**Stunden der Gemütlichkeit**« fand. Freilich waren es für die beiden keine Stunden der Gemütlichkeit, aber sie sehnten sich während dieser Kletterei danach. Lediglich ein einziger Bohrhaken konnte vielleicht den Moralzustand um ein paar wenige Prozente verbessern. Acht Jahre nach »Locker vom Hocker« war es dann soweit, der zehnte Grad im Schüsselkar wurde zwar nicht erreicht, aber angekratzt. »**Ein Leben im Sonnenschein**«, gleich links neben der vorher erwähnten Kultroute, verbrachten Heinz Zak und Tommi Nagler in neu erprobten Cliffhängern versuchend, Bohrhaken zu setzen, um ein halbwegs abgesichertes Orten der großen Kletterschwierigkeiten zu gewährleisten. Es ging für beide nicht ohne Stürze ab, aber schließlich schafften sie es doch und die vielen Stunden in der warmen Sonne der Südwand waren bestimmt ein unvergessliches »Leben im Sonnenschein«. An seiner Lieblingsroute »**Doc Holiday**« arbeitete Heinz Zak zehn Jahre, ehe er diese 1998 endlich rotpunkt klettern konnte. Der gleiche Schwierigkeitsgrad wie »Leben im Sonnenschein«, aber durch die enormen Überhänge einfach psychisch und pysisch sehr anspruchvoll. Der enorme Zeitaufwand in eigener Sache veranlasste Heinz zur Betitelung »Doc Holiday«, was übersetzt Freizeitprofessor heißt. Langsam kam man zu der Vermutung, dass jetzt wohl kaum mehr Platz für neue Kletterlinien zu finden wäre. Das war eine Fehlmeinung, die Suche ging munter weiter, und auch mit Erfolg. Neben dem »Bayrischen Traum« fanden Zak und Hangl 1995 eine fast durch die ganze Wand selbständige, sehr gerade Route, die erst ganz oben in die genannte mündet. Nach einiger Zeit der Funkstille erneuerten die beiden ihre Kletterfreundschaft und so ergab sich zwangsläufig der Routenname »**Friedenspfeife**«, die im oberen achten Grad anzusiedeln ist.

Bereits im nächsten Jahr waren die beiden auf ihrer unermüdlichen Suche im Schüsselkar wiederum erfolgreich, indem sie ein neues Highlight kreierten., die »**Supernova**«. In der kaum Kletterbarkeit vermuten lassenden aalglatten Plattenflucht zwischen der »Spindler« mit der Fortsetzung »Raupe, Stück für Stück« und dem Sintweg »Neue Südverschneidung« fanden sie ein Durchkommen, das ihnen aber das Klettern bis zum oberen neunten Grad abverlangte. Die Linie und den Fels fanden sie einfach galaktisch, einer himmlischen Erscheinung gleich, eben einer »Supernova«. Michi Wärthl, Chris Semmel und Tom Dauer suchten im kompaktesten Wandteil der Südwand nach einer Möglichkeit. Sie kreuzten ganz unten die »Herzog/Fiechtl«, im weiteren Verlauf die »Wersin« und schmuggelten sich mit viel Bohrhakenaufwand und enormen Schwierigkeiten über die großen Überhänge der in diesem Bereich sehr geschlossenen Wand. »**Vogelfrei**« kratzt nicht am zehnten Grad, sie ist dick drinnen, aber eine echte Rotpunktbegehung ist noch nicht zu verzeichnen. Am Westgratturm wurde das Routennetz so verdichtet, dass es oftmals leicht möglich ist, vom Einstieg bis zum Ausstieg über vier verschiedene Routen zu klettern. Die »**Beamtenlaufbahn**« von den beiden Beamten Franz Sint und Andi Messner erstbegangen und der Weg »**Carmina Burana**« (lt. Lexikon eine Sammlung mittelalterlicher Studentenlieder) gesellten sich dazu. Bezeichnend für das dichte Netz, dass die Hauptprotagonisten des Schüsselkars, Zak und Hangl, die leicht verborgen am Westgratturm überraschend noch eine neue ziemlich eigenständige Linie fanden, dieser dann im Sinn der Sache den Namen »**Trüffelschnüffler**« gaben. Ziemlich zur selben Zeit (2000) gelang den beiden der bisher schwierigste Anstieg in der Südwand des Westgratturmes, die »**Heisse Liebe**« (IX-) und der Name verkündet einfach die Beziehung der beiden zum Schüsselkar. Vervollständigt wurde das Netz des Westgratturmes mit den Routen »**Weg der Nasenbohrer**« und »**Wolke Sieben**«. Der Name »Wolke Sieben« ist nachvollziehbar, »Weg der Nasenbohrer« (früher bereits mit »No Name« getauft) schon weniger, handelt es sich doch um eine Route im unteren achten Grad. Den zwischenzeitlich wirklich letzten Abschnitt der neuzeitlichen Eroberungsphase in Bezug auf eigenständige Kletterwege im Schüsselkar gelang wiederum – wie könnte es anders sein – den Lokalheroen Heinz Zak und Benni Hangl. Sie fanden rechts der »Sint/Messner« im linken, zentralen Wandteil eine völlig neue Linie, die lediglich einmal die lange Diagonale der »Spindler« kreuzt und in der allerletzten Seillänge in die »Morgenlandfahrt« mündet. Also, überraschend ein noch nicht entdecktes Neuland, das im achten Grad in reiner Freikletterei im Jahre 2002 vollendet wurde. Der Name der Führe »**Steiler Zahn**« hat absolut nichts mit einem weiblichen Wesen zu tun, stammt aber von einem Felsgebilde im oberen Wandteil, das einem riesigen steilen Zahn gleichkommt. Abgerundet kann gesagt werden, das Otto Herzog und Hans Fiechtl 1913 die Geschichte der Schüsselkar-Südwand glorreich begonnen haben, aber nunmehr die beiden Schüsselkarliebhaber Heinz Zak und Benni Hangl – die sich in einem Alter, wo man normalerweise seinen Leistungszenit überschritten hat, zu kaum vorstellbarem Kletterleistungsvermögen steigern konnten – vorläufig ruhmreich zu Ende geschrieben haben.



Dir. Lagger/Mayr, Schüsselkar, 1986 Westgratturm
Foto: Otti Wiedmann

Vom genussreichen »Plattenvierer« (»Siemens, Wolf«) über das Abenteuer pur (»Hexentanz der Nerven« und »Stunden der Gemütlichkeit«) bis hin zum alpinen Sportklettern auf höchstem Level (»Doc Holiday«) wird hier alles geboten, was Körper und Geist sich im eigenen Möglichkeitsbereich wünschen können.

Schüsselkar-Südwand

Spiegelbild der Kletterkunst

von Heinz Zak

Es gibt wenige Wände in den Alpen, wo wir die Entwicklung im Klettern so deutlich nachvollziehen können wie an der Südwand der Schüsselkarspitze. Seit über 30 Jahren ist der Tiroler Heinz Zak unterwegs in den griffigen, grau-gelben Plattenfluchten über dem Leutaschtal. Als Extremkletterer hat er die klettersportliche Entwicklung im Wetterstein miterlebt und durch zahlreiche Erstbegehungen mitbestimmt.



Wenn ich auf meine letzten dreißig Kletterjahre im Wetterstein zurückschaue, dann wird mir bewusst, wie grundlegend sich das Klettern selbst und die Bedeutung der Erschließungsgeschichte gewandelt haben! Mitte der Siebziger Jahre kletterten wir noch in klobigen Bergschuhen, die für diesen Fels vollkommen ungeeignet waren. Wir belächelten die technischen Hakenleitern und sahen unsere Herausforderung in möglichst gefährlichen Routen, wo ein Sturz ein absolutes Tabu bedeutete. 1977 kam die Idee des freien Kletterns auch zu uns. Die ersten Klettergärten entstanden und bald waren wir dabei, diesen revolutionären Gedanken in die Wände der Alpen zu übertragen. Wenig später entfachte die Frage der Verwendung von Bohrhaken in alpinen Routen eine brennende Diskussion: War der Bohrhaken der Mord am Unmöglichen?

Seit knapp 100 Jahren treffen sich am Schüsselkar Kletterer, die sich an dieser Wand messen und die – im Kletterstil ihrer Zeit – versuchen, der Wand einen Durchstieg abzuringen. An dieser Wand kletterte Otto Herzog die vielleicht erste Stelle des sechsten Grades im alpinen Gelände, meisterte Wolfgang Güllich eine der ersten Routen im achten Grad – und beide in einem beispielgebenden Stil, denn beide sind in ihrer Welt an die Grenze gegangen. Gab es früher noch heiße Diskussionen über Ethik und Stil einer Erstbegehung, wird im heutigen Panico-Kletterführer nicht einmal Wert darauf gelegt zu sagen, dass die erste rotpunkt gekletterte Route im 10. Grad am Schüsselkar teilweise im Abseilen eingerichtet wurde!

Haben wir wirklich den Klettergarten im Gebirge akzeptiert – konsumfreundlich, nachvollziehbar, einzig auf eine Zahl, den Schwierigkeitsgrad, reduziert? Ist es wirklich das, was uns an der alpinen Geschichte fasziniert? Oder ist es nicht doch dieser immer neu erfahrbare Aufbruch ins Ungewisse, wo das vielfach abgedroschene Wort »Grenzerfahrung« eine wirkliche Bedeutung bekommt.

»Erschließung abgeschlossen« und Durchbruch zum sechsten Grad

»Das Wettersteingebirge bietet nichts Neues mehr. Das Wetterstein ist begangen, seine Kare sind betreten, die Flanken und Grate seiner Berge sind durchklettert, es ist erschlossen.« Mit diesen Worten zog Hans Leberle im Jahr 1905 einen Schlussstrich unter die Erschließungsgeschichte dieses kleinen Gebirgsstockes. Die Zugspitze war auf verschiedensten Wegen erstiegen, der vielumworbene Teufelsgrat überklettert und mit der Allein-Erstbegehung der 1.400 Meter hohen Hochwanner-Nordwand durch L. Heis (1904) schien laut Leberle »das letzte große Problem des Wettersteinkammes gefallen«. Leberle, der die Hochwanner-Nordwand als gewaltige, wie aus Erz gefügte Wand rühmte, beschrieb die wenige Kilometer entfernte Schüsselkarspitze als langgestreckte Reihe von Felstürmen, als unbedeutendsten der drei Oberreintaler Berge!



Heinz Zak bei der ersten Rotpunktbegehung des »Fakirdach« 8/8+.

Nur wenige Jahre später sah die Kletterelite aber gerade in dieser Wand das ›letzte große Problem‹ der Nördlichen Kalkalpen. Klettergrößen wie Tito Piaz, Paul Preuß und selbst die Erstbegeher der Fleischbank Ostwand im Wilden Kaiser (Dülfer, Schaarschmidt, 1912) waren von der Wand abgewiesen worden.

1913 wagte Otto Herzog aus München (Spitzname »Rambo«) mit Georg Kuglstätter den ersten Versuch. Nach einer kräfteraubenden, zehn Meter hohen und glatten Rissverschneidung stand Rambo unter einem abdrängenden Wulst. Trotz der geringen Kraftreserve kletterte er ungesichert über die schwierige Stelle. Den entscheidenden Sicherungshaken, den wahrscheinlich alle nachfolgenden Begeher gerne auch als Griff benutzten, schlug er erst nachher von oben herunter! Die erste Stelle im 6. Grad im alpinen Gelände war gemeistert, lange vor Solleders und Lettenbauers Route an der Civetta-Nordwestwand (1925), die vielfach als erste Route im 6. Grad bezeichnet wurde. Erst nach weiteren Versuchen mit Hans Fiechtl gelang aber der entscheidende Durchbruch. Herzog erinnerte sich: »Plötzlich fliegt Fiechtl lautlos und pendelt im Seil in die Falllinie der Nische hinüber. Das Seil, Karabiner und Mauerhaken halten. Frech und ohne Erholungsrast geht Fiechtl dieselbe Stelle nochmals an. Mit gleichem Resultat: Sturz. Und ein dritter Versuch endet ebenso. Schadenfroh schwinge ich mich zum ›Acht-Meter-Wandl‹ empor. Da hänge ich nur an winzigen Haltepunkten, dass man sich ein Mikroskop heran wünschen möchte. Trotz der Sicherung ist die Kletterei eine ernste Sache. Die wenigen Ritzen sind ungeeignet selbst für unser kleinstes Häkchen. Ganz langsam rücke ich ein gutes Stück an der unheimlichen Querstelle hinüber (...). Es gelingt mir, den ersten Haken einzutreiben. Er wackelt. Das Seil hänge ich nicht ein, aber den Oberkörper muss ich auf den Haken stützend seitwärts beugen, um

Bild linke Seite: Heinz Zak in »Wilder Socken« 9-, Baseclimb am Fuß vom Schüsselkar.
Alle Fotos: Archiv Heinz Zak

einen weiten, weiten Spreizschritt zu ermöglichen. Dann stehe ich am Beginn der Verschneidung.«

Die »Herzog-Fiechtl«, die damals als schwierigste Kletterei der Ostalpen sogar über die Fleischbank-Ostwand gestellt wurde, wird noch heute trotz der etwas komplizierten Routenführung gerne geklettert.

Südostwand –
Vorbote des technischen Kletterns?

Im Juni 1934 knackten Rudolf Haringer und Rudolf Peters die Rissreihe im höchsten Teil der Wand: »Haken um Haken trieben wir in den einzig vorhandenen Spalt, in Abständen bis zu einem Meter. Diese folgenden Kletterstellen mögen große Ähnlichkeit haben mit jenen in der Nordwand der Großen Zinne, denn beide haben das eine gemeinsam, dass man nicht mehr gut von ›Klettern‹ sprechen kann«. Aber die beiden konnten es auch anders. Von der Schulter des Freundes aus stieg Peters in eine glatte Wand: »Winzigste Griffe sind vorerst der einzige Halt. Mit den Füßen schabe ich umsonst am glatten Gestein. Zentimeterweise schiebe ich mich hinan, mit angehaltenem Ätem, Zug um Zug. (…) Kein Riss für einen Haken, nichts als rundgewellte Kanten. (...) Mit äußerster Willensanstrengung klammere ich mich fest an Unebenheiten, dass die Fingerspitzen sich schier umzubiegen drohen.« Trotz des einsetzenden Schlechtwetters halten die beiden durch und stehen am nächsten Tag im Schneesturm am Gipfel. Frei geklettert liegt heute der beliebte Klassiker im unteren siebten Grad.

Knapp 50 Jahre später:
»Hexentanz der Nerven«, »Bayerischer Traum« und »Locker vom Hocker«

Die wunderschöne »Direkte« von Kuno Rainer und Paul Aschenbrenner (1939) brachte außer dem nur mit einem einzigen Haken mutig erstbegangenen »Rainer-Riss« nichts wirklich Neues, ebenso wenig wie das echte Direttissima-Zeitalter (1950–1970). Die Südwand als Herausforderung für die Elite schien in Vergessenheit geraten zu sein und schlummerte in einem Dornröschenschlaf.

Nach einem Klettertrip durch die USA stiegen Hans-Jörg Leis und ich unter dem Motto »frei oder gar nicht« am 20.9.1980 in die Rissreihe rechts des Herzogpfeilers ein. Unsere Kletterausrüstung: fünf Normalhaken, ein mageres Klemmkeilset und zwei »Friends« (Klemmgeräte). Immer wieder kletterte ich schlecht gesichert in ungewisses Neuland bis zum siebten Grad. Eine Unterbrechungsstelle im Riss konnte ich nur mit einem gewagten Sprung überlisten, was für unser klassisches alpines Sicherheitsdenken – keinesfalls ans Limit zu gehen und niemals einen Sturz zu riskieren – eigentlich undenkbar war! Höllischer Durst, einschneidende Seilstränge und die herbstliche Kälte bereiteten uns eine lange Nacht. Als wir am nächsten Tag nach einem Quergang auf eine neue Hakenreihe stießen, verstanden wir die Welt nicht mehr. Ohne einen Zwischenhaken zu schlagen, hatten wir unseren »Hexentanz der Nerven« hinter uns gebracht! Und plötzlich fanden wir in leichterem Gelände Haken und sogar Bohrhaken. Wir waren in die Ausstiegslängen des wenig später vollständig erstbegangenen »Bayerischen Traum« von Josef Heinl und Albert Gilgenrainer geraten. Für unsere damalige Kletterphilosophie, die sehr vom amerikanischen »clean climbing« (hakenloses Klettern) geprägt war, bedeutete dies eher »Aus der Traum«. Wir verurteilten die Bohrhaken und glaubten an eine bohrhakenfreie Zukunft der schwierigsten alpinen Routen, was ja auch durch Wolfgang Güllich und Kurt Albert ein Jahr später mit »Locker vom Hocker« (1981) unterstrichen wurde.

Güllich berichtete: »Im Hier und Jetzt lag nun die volle Konzentration, um die schlechtsitzenden Klemmkeile durch sichere Bewegungen aufzuwerten und das Hasardspiel von Klemmen und Spreizen noch im kontrollierbaren Rahmen zu halten.« Diese Einstiegslänge ist auch heute noch anspruchsvoll – wer zu wenig Kraft bzw. Technik hat und Klemmkeile nicht gut legen kann, wird ins Kar fallen! Güllich sprach von abgebröckelter Moral und unbeschreiblichem Nervenstress. Die Strategie, jede Seillänge als selbständige Klettergartenroute zu sehen, »gliederte die unwirklich kompakt wirkende Platte bald in Bewegungen an fast nicht mehr sichtbaren Unebenheiten« – und führte zum Erfolg. »Locker vom Hocker« war eine der ersten Routen im unteren achten Grad in den Alpen. Die Absicherung erfolgte größtenteils durch Klemmkeile, an zwei Standplätzen und in der Schlüssellänge wurden Bohrhaken gesetzt. Interessanterweise legten Güllich und Albert keinen Wert auf eine richtige Rotpunkt-Begehung, die aus heutiger Sicht einen höheren Stellenwert hat und so ging es den beiden genauso wie Leis und mir selbst mit dem »Hexentanz«: Wir hatten zwar alles frei geklettert, aber die erste Rotpunktbegehung gelang Güllich und Albert, die erste Rotpunktbegehung von »Locker vom Hocker« holten sich dagegen Stefan Glowacz und Peter Gschwendtner.

»Stunden der Gemütlichkeit« –
ein letztes Statement

1987 konnte ich mit der freien Begehung der technisch erstbegangenen Route »Folies Bergère« die erste Route im 9. Grad im Wetterstein klettern.Wie in den USA damals üblich, gab ich der frei durchstiegenen Linie einen neuen Namen (»Arktischer Sommer«), was aus heutiger Sicht unsinnig erscheint, weil sich dieser Brauch nicht durchgesetzt hat. Im Herbst 1988 wollten es Stefan Kiechl und ich noch ein letztes Mal klassisch versuchen, also ohne Bohrhaken. Rechts der »Südost« waren wir in splittrigen Rissen unter ein großes Dach gekommen. Im Verschneidungswinkel verspreizt schaute ich hinaus an die Kante – ohne Bohrhaken war das Dach (mit den damaligen Klemmkeilen) nicht abzusichern! Bei einem Sturz über dem Dach zurück in die Verschneidung würde ich mich wahrscheinlich wie eine Fliege unter dem »Fliegenklatscher« fühlen. Ich wollte es dennoch versuchen. Eine kleingriffige Stelle brachte mich an die Dachkante und nur mit kühlem Kopf konnte ich die schwierige Stelle darüber klettern. Stefan wagte sich genauso frech in die nächste Länge.



Bild rechte Seite: Heinz Zak in »Leben im Sonnenschein« 9/9+.

»Stunden der Gemütlichkeit« wurde der große Bruder von »Locker vom Hocker«, was bis heute aber höchstens eine Handvoll Kletterer interessierte – ›wild‹ zu klettern war nicht mehr gefragt!

»Leben im Sonnenschein«

Für mich selbst beginnt im Frühjahr 1989 eine neue Zeit: Wir mussten einsehen, dass wir ohne Bohrhaken nicht mehr wirklich weiter kamen und uns andere die schönsten Linien wegschnappten. Trotzdem hatten wir den Anspruch, von unten in die Wand einzusteigen – das Abenteuer der Erstbegehung wollten wir nicht missen!

Ungläubig hänge ich einen selbstgebastelten Skyhook (ein umgebogener Haken) auf eine abschüssige, nur wenige Millimeter breite Leiste. Ein zaghafter Blick zur letzten Sicherung – ein Fünf-Meter-Pendelsturz, nein danke! Unter leichter Belastung knirscht der lose an der Wand liegende »Himmelshaken« erstmals verdächtig, um mir dann mit schrillem Quietschen entgegenzuspringen. Also etwas anderes. Zitternd vor Anstrengung dresche ich einen Minihaken in einen senkrechten Haarriss. Zweimal spritzt er widerwillig heraus und wird von der Hakenschnur aufgefangen. Mittlerweile ist die Kraft beträchtlich geschwunden, der Pendelsturz ungemütlich näher gerückt. Verzweifelt stecke ich den Haken wieder in die Ritze. Endlich beißt er an und fährt in den Fels. Die aufkommende Freude wird früh gebremst – nach einem Zentimeter steht der Stift an. Also der Skyhook – hinhängen, belasten, rausfetzen! Zufällig bleibt das nervige Gerät an einer unscheinbaren Felswarze hängen; leicht wie eine Fliege möchte ich jetzt sein! Die bröselige Noppe muss mein Gewicht halten, die Kraft ist zu Ende. Keuchend beobachte ich den seidenen Faden, an dem ich hänge. Der Gedanke, die schwere Bohrmaschine hochzuziehen, kratzt erneut

Bernhard Hangl in »Supernova« 9/9+.



an meinen überstrapazierten Nerven. Ein herzliches »Ping« – der ausbrechende Skyhook befreit mich von allen Zweifeln. Kopfüber hänge ich im Seil, an der Hakenschnur, die ich in der Eile im nichtsnutzigen Eisenstift gelassen hatte. In der nächsten Länge geht es Tommi Nagler nicht besser. Nervöses Scharren der Füße, hektischer Atem. Tommi zischt wie eine Rakete durch die Luft und kracht mit lautem Geschepper an die Wand. »Gut hast's gmacht. Beim nächsten Mal geht's sicher!« sind meine aufmunternden Worte.

Und wirklich: Zitternd, schnappend, japsend kämpft er sich höher, reißt Griff um Griff aus, bis ein langgezogenes »uuuh« das Schauspiel beendet und Tommi wieder herunterschießt. Aber schließlich schaffen wir es und »Leben im Sonnenschein« im Grad 9/9+ bildet den Auftakt zu einer Reihe von Erstbegehungen, die wir alle im selben, mittlerweile alpenweit akzeptierten Stil erstbegehen: von unten und im Vorstieg! Dies zu betonen mag merkwürdig erscheinen, aber Alpingeschichte war und ist eine ständige Auseinandersetzung mit den vielfältigen Spielarten, die uns das Klettern bietet und gerade in der vordersten Linie, wo Geschichte geschrieben wird, ist es nicht leicht, den wirklich roten Faden im Wirrwarr der Sackgassen zu erkennen. Mit Bernhard Hangl fand ich in den letzten Jahren immer wieder schöne Routen bis zum neunten Grad (Heiße Liebe, Supernova, Friedenspfeife etc.).

Die ersten Seillängen im unteren zehnten Grad kletterte Michi Wärthl 1997 bei seiner Erstbegehung »Vogelfrei«, die ihm mit Tom Dauer und Chris Semmel am mächtigen Pfeiler oberhalb des Herzog-Pfeilers gelang. Die drei kletterten von unten in die glatte Wand und konnten nach mehreren Versuchen der Wand einen Durchstieg abringen – die schwierigste Seillänge ist allerdings bis heute noch nicht frei geklettert.

Die erste Rotpunktbegehung einer Route im 10. Grad gelang Daniel Gebel mit seiner Route »Svec-Gebel, With or without you« im Juli 2006. Ein kleiner Wermutstropfen am Rand: Gebel hat die Route teilweise von oben eingebohrt, was er zurückblickend bedauert und heute nicht mehr machen würde.

Aber dieses wie alle anderen Beispiele zeigt nur, dass die Zukunft letztendlich darüber entscheidet, ob ein bestimmter Stil richtig und/oder zukunftsweisend war.



Heinz Zak in »Supernova«, 9/9+.

Klettern im Oberreintal 1979 – 1984

VON CHARLY WEHRLE

Charly Wehrle war während der Sommersaison 1979 bis 1984 Hüttenwirt der kleinen Oberreintalhütte. Er kennt als Kletterer fast alle alpinen Klassiker des Oberreintals noch im Urzustand – mit Ausnahme der »Sonntagsarbeit«, seinem ersten Siebener, den er als Seilzweiter hinter Dietmar Ohngemach 1997 kletterte. Er brachte zusammen mit Pit Schubert die ersten Ringklebehaken an, als sie eine sichere Abseilpiste vom Oberreintaldom zum Unteren Berggeistturm einrichteten. Nach 30 Jahren erinnert er sich an die Anfänge des Sportkletterns im Oberreintal.



Das berühmte Fahrrad in der Südwestkante (»Fahrradlkant'n«) des Oberreintalturms wurde bereits im Juli 1965 dort befestigt.
Alle Fotos vom Autor

Ein kurzer Rückblick

Zu Beginn der Sechziger Jahre suchen im kalifornischen Yosemite Yvon Chouinard, Tom Frost, Royal Robbins und John Stannard nach neuen Werten des Kletterns. Mit dem Begriff »Cleanclimbing«, den sie in ihre Werteskala aufnehmen, geben sie ihrem Tun nicht nur mehr Inhalt, sondern sie schaffen sozusagen auch über Nacht zahllose neue Herausforderungen in allen nordamerikanischen Felsgebieten. Der sächsische Kletterpionier Fritz Wiessner, in den dreißiger Jahren vom Elbsandstein nach USA ausgewandert, hatte das Freiklettern aus Europa mitgebracht. Nun war seine Saat bei den führenden amerikanischen Kletterern auf fruchtbaren Boden gefallen. Henry Barber, einer dieser markanten Köpfe, bringt die neuen Gedanken wieder zurück nach Europa in die Westalpen. Dadurch angesteckt, reisen zahlreiche europäische Kletterer und Alpinisten ins Mekka der kalifornischen Freikletterszene, ins Yosemite Valley. Neue und moderne Kletterausrüstung (Klemmkeile etc.) wird erfunden und die Geburtsstunde der EB (Kletterschuhe) schlägt. Gesteigerte Trainingseinheiten und die neuen Reibungsschuhe führen nicht nur zur absoluten Leistungsexplosion im Freiklettern, sondern auch zu einer Flut neuer, schwierigster Kletterrouten.

1970, als Austauschschüler in den USA, kommt der Nördlinger Helmut Kiene, einer der weltbesten Kletterer in den 70 Jahren, im Yosemite erstmals mit EB in Berührung. Dabei meint er eher geringschätzig: »Ob man mit solchen Dingern überhaupt klettern kann?«

Erst sieben Jahre später während eines Schnellkletterwettbewerbs in der Sowjetunion erkennt er den Vorteil solcher Reibungsschuhe. Er und sein Heidelberger Kletterkumpel Reinhard Karl bekommen von den Veranstaltern Spezialkletterschuhe zur Verfügung gestellt, ausgestattet mit aufgeklebten, ausgeschnittenen Reifenschläuchen an den Sohlen. Beide erzielen sie beim Wettkampf gute Ergebnisse, das Bemerkenswerte daran ist aber, dass Helmut Kiene ein paar Wochen später mit exakt denselben Schuhen am Einstieg des Fleischbankpfeilers im Wilden Kaiser steht und mit



Stefan Beulke, rechts Toni Härtl, 1982.

ihm sein Freund Reinhard Karl, der inzwischen ebenfalls im Besitz eines Paares EB ist. An diesem Tag im Juni 1977 begehen Helmut Kiene und Reinhard Karl die »Pumprisse«. Damit fällt nicht nur der erste offizielle Siebener in den Alpen, auch die allgemeingültige Schwierigkeitsskala der UIAA wird hiermit durchbrochen. Die »Pumprisse« werden einzig und allein mit Keilen und Friends geklettert und abgesichert. Helmut Kiene, der die neue Route vorgeschlagen hatte und eigentlich mit dem Karlsruher Bernd Kullmann erstbegehen wollte, befindet sich in blendender Form und steigt alles vor. Reinhard Karl schwärmte noch während der Erstbegehung, dass Helmut den wohl besten Tag seines Lebens gehabt habe.

Fazit: Die »Pumprisse« wären in diesem Kletterstil ohne Reibungsschuhe nicht möglich gewesen. Wie ein Lauffeuer geht die Erstbegehung der »Pumprisse« im Wilden Kaiser durch die alpine Szene. Bald darauf steigen die beiden Münchner Oberreintalyoungsters Sebastian Schrank und Peter Pruckner völlig unbekümmert in die neue Kaiserroute ein, und holen sich somit eine der ganz frühen Begehungen. Schon 1975 bemalte der Franke Kurt Albert, angeregt nach schwierigstem Freiklettern im Elbsandstein, die erste Kletterroute in der Fränkischen Schweiz am Einstieg mit einem Roten Punkt. Eine Provokation in Kreisen vieler fränkischer Kletterer, doch es war der historische Start, Klettern ehrlicher zu ma-



Charly Wehrle, Hüttenwirt von 1979 bis 1984.



Amadeus Henke, Kalte Nummer, 1. Begehung, Oberreintalturm Westwand 11.9.82.

chen. Ab jetzt dienten natürliche Felsstrukturen zur Fortbewegung, Zwischenhaken galten nur noch als Sicherungsmittel und obwohl Otto Herzog, Michael Schober, Luigi Micheluzzi, Gian B. Vinatzer, Matthias Rebitsch und andere Felsakrobaten frühzeitig meisterliche Kletterleistungen vollbringen, dauert es bis in die siebziger Jahre hinein, ehe das sportliche Freiklettern in den Alpen so richtig Fahrt aufnimmt. Der Rote Punkt und die Pumprisse waren hierzulande »die« beiden wichtigen Signale für die Sportkletterbewegung.

Stefan Glowacz.



Im Oberreintal sind es die beiden Steinberg-Buben Gerhard und Klaus, die erstmals mit EBs auftauchen und 1977 in einem Höllentempo durch die »Gondaverschneidung« am Dom turnen.

Szenenwechsel.
Pfingsten 1979

Bombenstimmung beim Oberreintalauftrieb. Die Steinbeißer und die Steinbeißerfresser hatten sich als kleine Gruppen aus der Garmischer Kletterjugend herausgebildet, natürlich nun alle ausgerüstet mit neuen Reibungs-Kletterschuhen. Auch ich hatte inzwischen ein Paar, italienische Marke – Asolo. Das Klettern, die Bewegungen, das Hintreten an den Fels, die pure Freude. Der Weg in eine neue Kletterzeit. Nach und nach werden alle Routen von Rang und Namen Rotpunkt nach dem Vorbild des Franken Kurt Albert geklettert. Dann ein weiterer, dritter Kletterhöhepunkt im Sommer 1979: Die »Morgenlandfahrt« Schwierigkeitsgrad VII- an der Südwand der Schüsselkarspitze durch die Tiroler Reinhard Schiestl und Luggi Rieser alias Prem Darshano. 1980 kommt der 15-jährige Stefan Glowacz, der einer der besten Freikletterprotagonisten der nächsten zwei Jahrzehnte werden sollte, ins Oberreintal. Im »Gelben U« steigt er mir noch ehrfürchtig hinterher, sein Bewegungstalent aber beeindruckt mich sofort. Mitten in die Klettersaison 1980 hinein glücken erneut zwei Schlaglichter in allernächster Nähe. Abermals an der Schüsselkarsüdseite, der »Bayerische Traum« VII- von Sepp Heinl und Albert Gilgenrainer und der »Hexentanz der Nerven« VII durch Heinz Zak und H.J. Leis. 1981 findet im Mai in Konstein im südlichen Fränkischen Jura das erste internationale Sportkletterfest statt. Das »Woodstock« der weltbesten Kletterer wie John Bachar aus den USA, Ron Fawcett aus England, Jean-Claude Droyer aus Frankreich, Reinhard Schiestl aus Österreich, Heinz Mariacher aus Italien, Wolfgang Güllich, Andreas Kubin und Sepp Gschwendtner aus Deutschland strahlte insofern auch ins Oberreintal aus, weil mit mir und dem damaligen Hüttenreferenten der Oberreintalhütte, Werner Linauer, auch der sechzehnjährige Stefan Glowacz mit nach Konstein gefahren war, ohne zu ahnen, dass er selbst nur vier Jahre später einer der neuen Kletterstars sein würde.

Stefan ist vom Können der Kletterelite so beeindruckt, dass er ab jetzt gezielt zu trainieren beginnt.

Sommer 1981

Das heitere Leben in und um die Hütte findet seine Fortsetzung, Pink Floyd, Bob Dylan und Bruce Springsteen klingen aus dem Transistorradio, für die Kletterjugend aus Garmisch-Partenkirchen eine herrliche Zeit zwischen Elternhaus, Schule oder Lehre und dem Ambiente um die kleine Hütte. Ein Raunen geht durch die jungen Oberreintal-Kletterer. An der Schüsselkarsüdseite wird der VIII. Grad durch Wolfgang Güllich und Kurt Albert, den Freigeistern aus der Fränkischen Schweiz, geklettert. »Locker vom Hocker«, die sagenhafte Linie durch den markanten Plattenpanzer an der Schüsselkarsüdwand. Mit Stefan Glowacz klettere ich die »Brych«, im »Gelben U« sind wir nachts unterwegs und im August fährt er mit uns ins Bergell zur »Bügeleisenkante« und zur Badile-Nordostwand.



Am Oberreintalherd 1984.



Oberreintalszenen, rechts Stefan Glowacz, zweiter von rechts Leo Reitzner, 1981.

1982: Der ganze Sommer steht im Zeichen unbeschwerten Oberreintaldaseins. Wolfgang Güllich wird vom Heeresbergführerlehrgang zu einem Vortrag ins Oberreintal eingeladen, so lerne auch ich einen der weltbesten Freikletterer als stillen, bescheidenen Menschen kennen. Von ihm habe ich heute noch ein hellgraues Paar der damals sagenhaften Reibungskletterschuhe Marke »Fire« zu Hause stehen. Mehr als zehnmal werden auf neuen Routen Wände durchstiegen. Stefan Beulke und Albert Gilgenrainer klettern ohne Bohrhaken am Unteren Schüsselkarturm, zuerst »Niemandsland« VII und einen Tag später am Oberreintalturm den ersten VIII. Grad im Oberreintal: »Heiße Nummer«. Nicht nur eine super Leistung, sondern auch eine Route, die ihrer Zeit weit voraus ist. Als die beiden wieder zur Hütte zurückkommen, steckt sich Stefan Beulke eine Reval an, die Anstrengung und der Nervenstress einer Erstbegehung sind ihm durchaus anzumerken. Albert Gilgenrainer, der Mann ohne Nerven, trägt wie immer ein breites Lächeln auf seinem Gesicht. Obwohl auch ich mich für meine Verhältnisse in einer Bomben-Kletterform befinde (erste Begehung »Kalte Nummer« mit Amadeus Henke und Franz Parzefall), ist es doch hauptsächlich meine Aufgabe Hüttenwirt zu sein, fürs Essen zu sorgen (Kletterer lieben Kaffee zu jeder Tages- und Nachtzeit), die Hütte sauber zu



Oberer Burggeistturm Südwestwand (Cukrowskiführe, 7. Okt. 1983).



Take the long way home, V+, 2. Begehung, Leutascher Dreitorspitze, 1983.

halten und das Bier für die Erstbegeher kaltzustellen. Das soziale Umfeld zu gestalten und gute Stimmung zu verbreiten, betrachte ich sowieso als meine Pflicht, da meiner Meinung nach diese Dinge das Klettern in höchstem Maße positiv beeinflussen. Ich will damit sagen, dass sich um diese Zeit auf der Hütte eine wohl einmalige Atmosphäre herauskristallisiert, so vollkommen rein, so unverdorben, ohne Einflüsse von außen. Niemand spricht von Sponsoren, nicht ein Hauch von Kommerz ist zu spüren. So als befänden sich die Kletterer in einem abgeschotteten Raum, als besännen sie sich ausschließlich darauf, nur ihre Routen zu klettern und das Leben im Hier und Jetzt zu genießen. Zitat Beulke: »Auch die charmanteste südfranzösische Kaffeekneipe konnte es auf Dauer nicht mit dem rauen Charme der Oberreintalhütte aufnehmen«. Und noch einmal Stefan Beulke: »Das alpine Abenteuer, Verletzungsrisiko inklusive, hatte bei uns auf der Popularitätsskala noch eine faire Chance gegen die Verlockungen der Suche nach bohrhakengesicherten Höchstschwierigkeiten an sonnigen Sportkletterfelsen in Südfrankreich, der Fränkischen Schweiz oder in den USA.«

Peter Swoboda beim Eintragen einer Erstbegehung, 1982.



Auch **1983**, der fünfte meiner Oberreintalsommer wird dem vergangenen ähnlich, wenn auch nicht mehr mit so reiner Atmosphäre. Gleich 13 Erstbegehungen gelingen im Felsenrund. Mit dem »Sommernachtstraum« VII am Oberreintalturm klettern Stefan Glowacz und Bernhard Schmid erstmals eine auch heute noch äußerst beliebte Sportkletterroute. Hauptsächlich sind es aber in diesem Sommer Peter Swoboda, Leo Reitzner, Toni Härtl und Christoph Krah, die neue Linien in den Wänden des Oberreintals eröffnen.

1984 – Mein sechster und letzter Oberreintalsommer.

Vielleicht ist man in Abschiedsstimmung empfänglicher für Veränderungen die sich innerhalb einer Szene vollziehen? Kann es sein, dass die Spannung einer herrlichen Zeit plötzlich verloren geht? Die Sportkletterbewegung hatte in den letzten vier Jahren voll das Felsenrund erreicht und plötzlich habe ich das Gefühl, dass die Kletterer verstärkt nach Arco fahren, in die Fränkische Schweiz, nach Buoux oder in die Verdonschlucht, wo sich eben die bekannten Sportkletterrouten befinden.

Einige Zeit zuvor hatte sich ein sehr schwerer Kletterunfall im Velebit ereignet. Eine stürzende Mannschaft hatte eine weitere Seilschaft mitgerissen. Unglaublicherweise waren beide Seilschaften – zum Teil zwar schwer verletzt – an einem vorstehenden Baum hängen geblieben. Auch Garmischer Kletterer waren an der Bergung beteiligt. Eine Diskussion entbrennt, ob nicht auch im Oberreintal solches möglich wäre bei all den schlechten, alten Haken in den klassischen Kletterrouten. Ich persönlich bin glücklich, dass es zu meiner Hüttenwirtszeit zu keinem tödlichen Kletterunfall gekommen ist, dafür und auch, dass ich selbst stets gesund von meinen Kletterrouten zurückgekehrt bin, lasse ich zu meinem Abschied eine Messe lesen.

Im Sommer **1985** beginnt Pit Schubert in Zusammenarbeit mit dem Heeresführerlehrgang, die klassischen Kletterrouten zu sanieren. Sein Hauptaugenmerk legt er darauf, die Ursprungsstruktur einer Route möglichst unangetastet zu lassen, so kommt es vor, dass sich in manchen Routen nachher weniger Haken befinden als zuvor – allerdings nun Klebehaken. Mitten in die Routensanierungen hinein stürzt das Garmischer Jungmannschaftsmitglied Markus Hoffmann in der »Hey Joe«-Variante der »Brandlerführe« am Dom in den Tod. Ein ausbrechender Griff und relativ wenig Zwischensicherungen hatten einen 80-Meter-Sturz zur Folge. Nicht nur dass mit diesem Unfall die damalige Garmischer JGM-Szene beendet war, die Frage nach mehr Sicherheit in den Kletterrouten flammt erneut auf.



Ausgesonderte Kletterausrüstung.

In den folgenden Jahren und bis heute werden im Oberreintal eine Vielzahl von neuen Sportkletterrouten bis zum Schwierigkeitsgrad IX+ geklettert. Der Klettersport hat sich in unseren Breiten seit der Aufbruchszeit, als ich Hüttenwirt im Oberreintal war, erneut gewandelt – man könnte sagen vom Abenteuersportklettern hin zum Sicherheitssportklettern? Ich möchte an dieser Stelle ›den‹ Freikletterpionier der letzten 40 Jahre im Elbsandstein Bernd Arnold zitieren: »Die jeweilige Gesellschaft spiegelt sich in der Regel nicht zuletzt immer im Sport, vielleicht ein wenig zeitversetzt, aber dennoch«. In seinem sehr lesenswerten Buch »Der Berg in mir« schreibt Alexander Huber: »Die Gesellschaft verändert das Klettern«. Könnte man daraus schlussfolgern, dass auch das Klettern einem ständigen Kreislauf unterliegt? Von der Bedürfnislosigkeit zum Abenteuer, vom Abenteuer zum Spiel, vom Spiel zum Fun, vom Fun zum Sicherheitsdenken und vom Sicherheitsdenken wieder zurück zu einem Neustart, zu einem bewussten Aufbruch, in dem das Abenteuer wieder eine tragende Rolle spielt. Insofern ist es für Abenteurer durchaus ein positives Zeichen, dass gerade heute der Panico-Alpinverlag einen Kletterführer für Nichtplaisirrouten herausgegeben hat.

Hat nicht einmal der Schweizer Lawinenexperte Werner Munter gesagt: »Bergsteigen als Spiel bedeutet, ungelebte Möglichkeiten ausleben und verkümmerte Fähigkeiten entfalten, sich in einer faszinierenden Wüste aus Stein und Eis zurechtfinden und im unwegsamen Gelände eine Route suchen. Einsamkeit als Droge, als Stimulans des Geistes erproben; seine Kräfte spielerisch entfalten, das Prickeln der Gefahr kosten und wohl auch hie und da das Leben in der Schwebe wagen.«

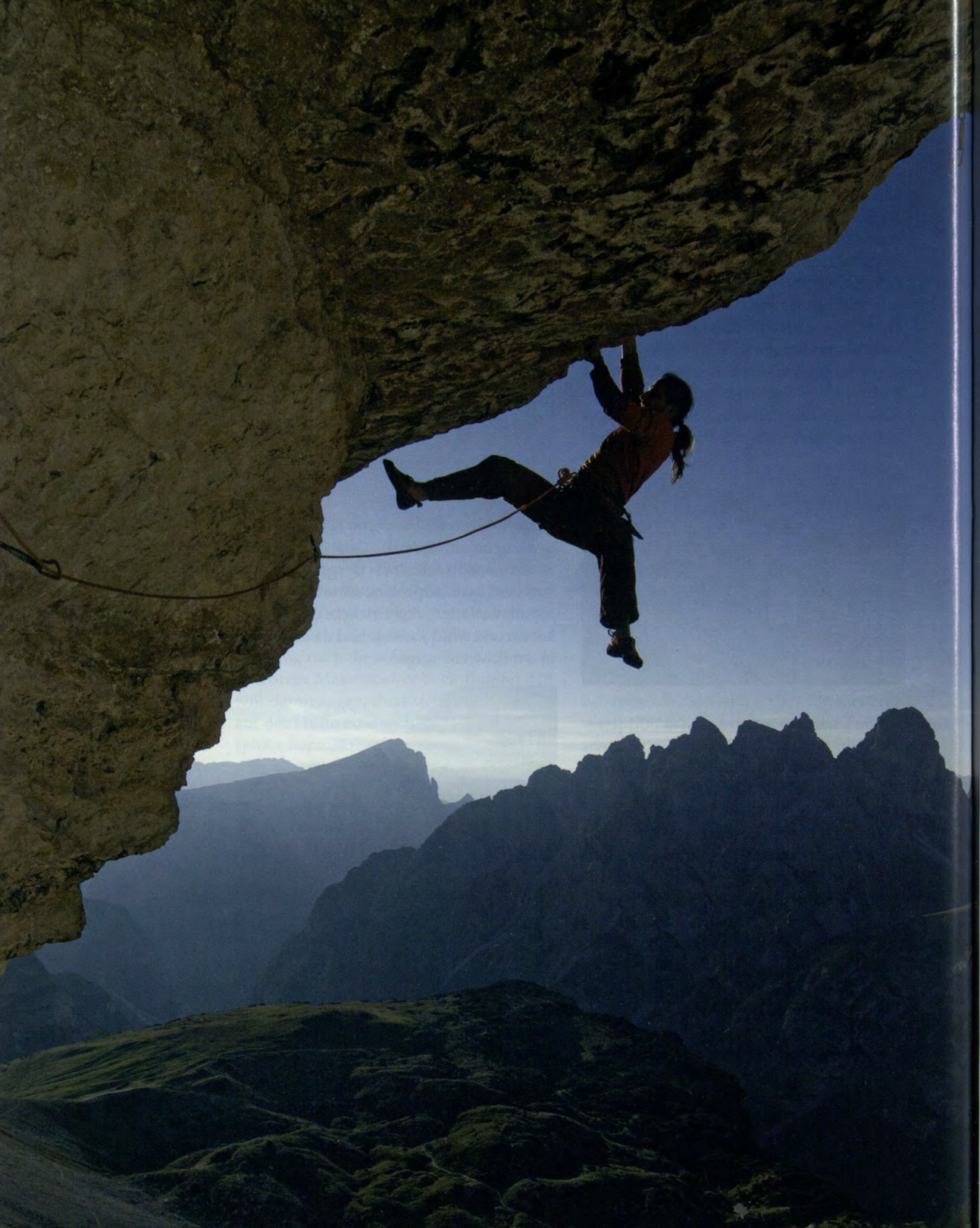


Dietmar Ohngemach, »Sonntagsarbeit VII« Juni 1997.

Dank für Gespräche mit: Bernd Kullmann, Helmut Kiene, Gerd Baur, Stefan Beulke, Stefan Glowacz, Alexander Huber, Bernd Arnold.

Literatur:

Alexander Huber: Der Berg in mir. Klettern am Limit. (Malik);
Reinhold Messner: Vertical. 100 Jahre Kletterkunst. (BLV);
Charly Wehrle: Wände-Grate-Dome, Kletterwelt Oberreintal. Geschichte des Oberreintals. (Panico-Verlag);
Kurt Albert: Fight Gravity. Klettern im Frankenjura. (Tmms-Verlag).



Forum Alpenverein

Martin Roos

Pit Schubert

Jan Mersch

Christine Kopp

Berg.Schau! Dresden 2008

Zukunftsrezepte für den DAV

VON MARTIN ROOS

Wie ein gigantisches Backwerk lässt sich der Deutsche Alpenverein mit seinen bald 800.000 Mitgliedern begreifen. Für den traditionellen Geschmack sorgt die große Masse, aber längst sind innovative Zutaten für das Vereinsrezept eher die Regel als die Ausnahme. Welche »Rosinen« unter den Zutaten sein sollen und welche Aromen dominieren, darüber diskutierten in Dresden knapp 800 Teilnehmer.



Kongressplakat (Ausschnitt).

Ausschau halten! Unter diesem Motto stand die »Berg.Schau!«, der im Juli 2008 abgehaltene große Alpenvereinskongress. Sein Zweck bestand nach den Worten des Initiators und DAV-Präsidenten Professor Heinz Röhle darin, eine Diskussion über zukünftige Entwicklungen zu entfachen, deren Ergebnisse in die Arbeit des Vereins einfließen. »Wir müssen und werden uns bewegen«, postuliert Röhle. »Den Status quo halten, das können wir nicht. Der Verein wird sich verändern und den gesellschaftlichen Notwendigkeiten anpassen.« Röhle erwartet vom Kongress keine fertigen Konzepte, sondern einen intensiven Informations- und Erfahrungsaustausch, der die Basis für Handlungsempfehlungen liefert.



Kongressmotto »Ausschau halten« – Balustradenfiguren am Zwinger.
Foto: M. Roos

Wie sich die Bevölkerung wandelt

Auf welchen gesellschaftlichen und demografischen Veränderungen solche Empfehlungen basieren sollen, führt Professor Christian Wopp vor Augen. Der Experte für Sport und Gesellschaft an der Universität Osnabrück erinnert daran, dass in Deutschland zum einen immer weniger Menschen leben, sodass sich langfristig der Trend zu weiteren enormen Mitgliederzuwachsraten, über die Röhle sich nicht ohne Stolz äußert, wieder umkehrt. Wopp rechnet bis zum Jahr 2050 mit einem Rückgang der Bevölkerung um knapp zwanzig Millionen. Zum anderen ändert sich das Freizeitverhalten der Menschen. So verzeichnen Outdooraktivitäten einen sprunghaften Anstieg in der Beliebtheit: Fast die Hälfte der in urbanen Zentren Wohnenden sehnt sich inzwischen nach regelmäßiger Betätigung im Freien und nach Nähe zur Natur. Das Thema der eigenen Gesundheit spielt dabei ab dem 40. Lebensjahr eine dominante Rolle, zumal



Wie soll sich der DAV weiterentwickeln? – Diskutanten auf dem Podium des Kongressplenums.
Foto: Marco Kost

beim weiblichen Geschlecht. Die ist nach Worten Wopps einer der Gründe, dass »Frauen mit zunehmendem Alter sportaktiver werden, während bei Männern der Umfang der Sportaktivitäten im Alter eher zurückgeht«. Nach Wopps Einschätzung vom DAV noch nicht realisiert wird die Tatsache, dass der Anteil der Bevölkerung mit Migrationshintergrund weiter im Steigen begriffen ist – ein Bevölkerungsanteil, für den Wandern derzeit kein zentrales Thema darstellt, zumal beim weiblichen Part. Allemal, so Wopp weiter, steigt der Anteil der weiblichen Bevölkerung in Deutschland weiter. Nach Angaben von Dr. Rainer Brämer, Natursoziologe beim Deutschen Wanderinstitut, beträgt der Anteil der Frauen unter Wanderern schon jetzt fünfzig Prozent – »bei Jüngeren liegt er sogar schon darüber«. Wie soll der Alpenverein auf das sich verändernde Profil potenzieller Mitgliedsanwärter reagieren? An Kooperationen mit anderen Organisationen kommt der DAV nach Einschätzung Wopps nicht vorbei. Allerdings empfiehlt er dem DAV, sich gleichsam als »Spinne im Netz« zu positionieren, um seine Kernkompetenzen zu wahren.

Wandern boomt weiter

Inzwischen frönen in Deutschland knapp vierzig Millionen der Wanderlust. »Wandern ist der Gesundheitssport Nummer Eins«, konstatiert Brämer, wobei Halb- gegenüber Ganztagestouren und Rund- gegenüber Streckenwanderungen an Beliebtheit gewinnen. Laut Untersuchungen des Natursoziologen liegen die Mittelgebirge mehr noch in der Gunst deutscher Wanderer als die Alpen. »Die Mittelgebirge sind kein Notbehelf!« Diesen Umstand hätten die Tourismuseinrichtungen begriffen und teils auch schon in die Praxis umgesetzt. Das Ergebnis besteht in den Mittelgebirgen in einer nach und nach immer nutzerfreundlicheren Infrastruktur sowie, Zitat Brämer, »besonders erlebnisdichten Wegen«. Sowohl die Infrastruktur als auch die Erlebnisdichte gelten als Voraussetzungen, um das von Brämer propagierte offizielle Prädikat »Premiumweg« zu erhalten. Solche Premiumwege stoßen laut Brämer auf sehr große Resonanz in den Mittelgebirgen. Offenbar erweist sich hier die Markenbildung auf dem Wandermarkt als erfolgversprechendes Konzept. Was die Alpen anbelangt, so ergaben Umfragen sowohl unter Mittel-



Intensiver Austausch von Erfahrungen – Diskussionsforum des Kongresses.
Foto: Ralf Gerard

gebirgs- als auch unter Alpenurlaubern, dass das Wandern auf Gipfelniveau längst nicht als so beliebt eingeschätzt wird wie das Wandern auf Höhe der Almen. »Der Gipfelmythos wankt«, formuliert Brämer. Dies sei ein Signal an die weitere Wegegestaltung im Almbereich, worauf ein AV-Vertreter erwiderte, dass »laut Beschlusslage im Almbereich keine neuen Wege mehr angelegt« würden; empfehlenswerter wäre ein Ausbau beziehungsweise eine bessere Vermarktung von Talwegen. Hier fehlt jedoch den Gemeinden laut Brämer die Fachkompetenz, weswegen er sich wundert, »dass der DAV sich da nicht einschaltet«.

Bei der Debatte um Wege und Wegeerhaltung kochen die Gemüter hoch. Unbestreitbar, so der Einwurf mehrerer Diskutanten, ist das Maß ehrenamtlicher Fürsorge bereits ausgeschöpft. Als beklagenswert gilt die finanzielle Förderung durch die öffentliche Hand: Auf die Anmerkung, der DAV bekomme vom Freistaat Bayern gerade einmal 60.000 Euro jährlich und vom österreichischen Staat gar nichts, schließen sich Mehrere der Klage an, die Förderpolitik sei »unter aller Kanone«. Dabei stehe der DAV keineswegs allein, ergänzt ein OeAV-Vertreter; der Schwesterverein kämpft mit ähnlichen Schwierigkeiten bei der Instandhaltung der Wege.

Klimagebeutelte Alpen

Das Problem der Wegeerhaltung wird sich im Zuge des fortschreitenden Klimawandels und der immer häufiger werdenden Erdrutsche, Felsstürze, Muren und Lawinen weiter verstärken. Diese Prognose lässt sich aus den Vorträgen der Klimaexperten ableiten. Laut Professor Wolfgang Seiler vom Institut für Meteorologie und Klimaforschung in Garmisch-Partenkirchen seien Starkniederschläge und Stürme allerdings nur eine Form der meteorologischen Extremereignisse, mit denen verstärkt zu rechnen ist. Zugleich kommt es vermehrt zu Dürreperioden, denn insgesamt fallen die Niederschläge geringer aus – zumal südlich des Alpenhauptkamms. Seiler hebt hervor, dass der Klimawandel die Alpen besonders stark trifft. Schon jetzt sei eine Erhöhung der mittleren Jahrestemperatur von 2 Grad Celsius seit Beginn der Temperaturmessungen im Jahr 1860 zu konstatieren – mehr als das Doppelte von dem, was Klimaexperten für den Temperaturanstieg in der nördlichen Hemisphäre generell prognostizieren (eine Zunahme um 0,9 Grad Celsius – bis Mitte des 21. Jahrhunderts etwa noch einmal so viel). Seiler macht darauf aufmerksam, dass derzeit erst die Hälfte des Treibhauseffektes zum Durchschlag kommt. Denn die Kohlendioxidkonzentrationen in der Atmosphäre steigen wegen der langen Verweilzeit zeitverzögert zu den Emissionen auf der Erde an. Nicht alle Folgen der Erwärmung liegen so offenkundig wie der Rückgang der Gletscher, die rapide sowohl an Länge als auch an Masse verlieren. Bergstürze, Muren und Steinschlag sind verstärkt auf das Schwinden des verkittenden Eises im Hochgebirge zurückzuführen – Stichwort: Permafrost.

Mehr Gefahren....

Was die Erwärmung anbelangt, so treffen die klimatischen Änderungen zumal den winterlichen Bergsport: Die Anzahl der Frosttage verringert sich um etwa die Hälfte. Modellrechnungen sehen gegen Ende dieses Jahrhunderts für den nördlichen Alpenraum im Januar auf einer Höhe von 1200 Metern gerade noch zwölf Frosttage vor, gegenüber mehr als zwanzig noch Ende des 20. Jahrhunderts. Intensiv schneien wird es nach wie vor, aber die Schneefälle reichen nicht, um alle Skigebiete am Leben zu erhalten. Auf deutschem Gebiet bleiben nach Seilers Einschätzungen nur diejenigen von Garmisch und Berchtesgaden übrig »und das Thema künstliche Beschneiung löst sich von selbst – wegen der wirtschaftlichen Belastung«. Deswegen befürchtet Franz Maier vom Wiener Umweltdachverband, dass die Skigebiete in Österreich »weiter nach oben drängen werden«.

Bergsteigers Drang nach oben wird dagegen im Sommer immer öfter durch die veränderte Begehbarkeit der Gletscher und deren Eisrandbereiche Einhalt geboten. Mehr Blankeis, mehr Schuttbedeckung, größere Eishöhlen sowie größere Bergschründe und Randklüfte erschweren Hochtourengehern ihr Vergnügen beziehungsweise beschwören Gefahren und Unfälle herauf. Gemäß einer Studie in den Hohen Tauern lässt sich schon jetzt eine Zunahme der Verletzungen um über ein Drittel feststellen, so Maier, der allgemein ein »erhöhtes Gefahrenpotenzial für BergsteigerInnen« beobachtet.

....und mehr Tourismus

Allerdings wendet sich Professor Wolfgang Seiler gegen absoluten Ökopessimismus. Nach Auffassung des Klimaexperten aus Garmisch belegen die Beispiele »Ozonloch« bzw. Fluorkohlenwasserstoffe sowie »Saurer Regen« bzw. Schwefelemissionen, dass sich durchaus große umweltpolitische Erfolge erzielen lassen. Zudem kann es sich sogar wirtschaftlich auszahlen, klimabewusst zu leben und neue Technologien zu entwickeln. »Der Klimawandel ist eine große Chance, mit einem stark wachsenden Markt von 0,4 Milliarden Euro im Jahr 2000 auf mehr als 400 Milliarden Euro im Jahr 2015 für den Bereich erneuerbarer Energien.« In den letzten Jahren sind nach Seilers Recherchen im Umfeld der Umwelttechnologie über 200.000 neue Arbeitsplätze hinzugekommen.



Handlungsempfehlungen festhalten – Mitschrift auf dem Kongress.
Foto: Marco Kost

Felsklettern

Eine Abneigung vor Überregulierung resümiert Alpinautorin Karin Steinbach. Hier hakt auch Kletterkoryphäe Alexander Huber ein und zeigt sich mit Blick auf die Tiroldeklaration und die trotzdem weiter betriebene Routensanierung mit Bohrhaken »enttäuscht, dass der DAV sich nicht an seine eigenen Regeln hält«. In Deutschland gebe es keine lohnenden Routenklassiker mehr, die nicht eingebohrt seien. Tatsächlich sei da »manches nicht elegant gelaufen«, gesteht Röhle ein, der für eine offene Diskussion darüber im DAV eintreten will.

Aber auch im touristischen Sektor entsteht mehr Arbeit. »Denn die Alpen werden die großen Gewinner des Klimawandels sein«, meint Seiler mit Blick auf den schon jetzt spürbaren Umstand, dass im Sommer in den hitzegepeinigten Mittelmeerländern immer weniger ihren Urlaub verbringen. Wie dieses Mehr an Tourismus ökologisch verträglich kanalisiert wird, darauf könne, ja müsse der Alpenverein großen Einfluss nehmen, nahm Seiler den DAV in die Pflicht. Was dieser nach Auskunft von Manfred Berger, DAV-Bundesausschuss Natur und Umweltschutz, bereits tue, indem er beispielsweise an der angebotsorientierten Gestaltung des öffentlichen Nahverkehrs mitarbeite. Denn der »ökologische Klumpfuß des Bergsports« besteht nach den Worten von Jürg Meyer, Umweltbeauftragtem des Schweizer Alpen-Clubs, darin, dass Alpinismus für das Gros der Begeisterten mit einer mehr oder weniger weiten Anreise einhergeht. »Der Alpenverein, aber auch jeder Einzelne trägt hier Mitverantwortung«, rüttelt Mayer auf. Berger macht auf eine Reihe von in Planung befindlichen Maßnahmen neugierig: eine spezielle DAV-BahnCard, die zugleich bargeldlose Bezahlung auf AV-Hütten gestattet; eine DAV-Bergreisevermittlung, in der es vor allem um umweltfreundliche Bergreisen geht. Schon jetzt erfolgt nach Angaben Bergers der Betrieb der DAV-Hütten klimaneutral. Doch an dieser Schraube lässt sich noch weiter drehen, meint Uli Dettweiler. Mit Blick auf die Tatsache, dass noch immer Hütten mit Warmwasserversorgung aufgerüstet werden, provozierte der Leiter der Outward Bound Academy Schwangau bewusst mit der Frage: »Warum müssen AV-Mitglieder Warmduscher sein?« So wohlwollend das Publikum die DAV-Maßnahmen gutheißt, so gibt sich die Mehrheit nicht damit zufrieden, was eine Palette an Ideen zeigt, mit denen der DAV präventive Klimastrategien vorantreiben soll: zum Beispiel ein Wettbewerb um »die klimafreundlichste Kletterhalle«. Gefordert werden zudem verbesserte Angebote im öffentlichen Verkehr: mehr Bergsteigerbusse mit festen Fahrplänen, erleichterter Transport von Sportgeräten in der Bahn, alpenweit gültige Bahncard. Einige wünschen bessere Aufklärung über Klimaauswirkungen, einerseits durch entsprechende Publikationen, andererseits eventuell durch die Entwicklung einer »KlimaCard«, in der sich angelehnt an die »SnowCard« die Klimaschädlichkeit einer Tour ablesen lässt. Erwartet wird vom DAV, in einer Motivationskampagne generell das Thema Klimaschutz zu bearbeiten und langfristige Strategien zu entwickeln. Dabei soll unter anderem der Druck auf die Hüttenwirte erhöht werden, die häufig zu sehr auf Profit aus seien und beispielsweise statt transportintensiven Mineralwassers teilweise auch Quellwasser anbieten könnten.

Kletterhallen

Hallensport ist bereits Breitensport, zumindest gemäß den Diskussionen zum Thema Indoor-Klettern. DAV-Hauptgeschäftsführer Thomas Urban zeigt sich aber wenig überzeugt und weiß nicht, ob und wie das moderne Klettern zum traditionellen Bergsteigen passt. »Das Ob ist keine Frage mehr«, meint allerdings Klaus-Jürgen Gran, zu Zeiten des Brixener Symposiums dritter DAV-Vorsitzender, und ergänzt: »Das Wie ist die schwierige Aufgabe.« Anders als Urban sieht auch DAV-Präsident Heinz Röhle das Thema: »Der Bergsport wird, soll und muss zukünftig mehr an Bedeutung im Verein gewinnen.«



»Trends ernst nehmen und flexibel reagieren« – Boulder-Vorführung bei der »Bergsteigerparty«.
Foto: Marco Kost

Anwalt der Natur

Dass der DAV nicht müde werden darf, seiner – übrigens schon beim letzten großen Alpenvereinssymposium 1984 in Brixen postulierten – Rolle als Anwalt der Natur gerecht zu werden, betont der ehemalige Umweltminister Jürgen Trittin. Nicht umsonst habe der DAV als erster keineswegs reinrassiger Schutzverein die Anerkennung als Naturschutzverein bekommen. Konkret mahnt Trittin an, stärker für die in der Alpenkonvention vereinbarte Bremsung des Transitverkehrs einzutreten. Denn sehr zum Leidwesen beispielsweise von Tirol habe der Alpentransit sowohl nördlich als auch südlich der Alpen eher zu- als abgenommen. Für eine bessere Förderung umweltverträglicher Komplettangebote sprach sich Dr. Dominik Siegrist aus. Der Präsident der Internationalen Alpenschutzkommission CIPRA stellt sich die Alpen auf der europa- und weltpolitischen Ebene als Modellregion für den Klimaschutz vor und hofft, der DAV werde bald dem sogenannten Klimapakt Alpen beitreten.

Mit Blick auf klimaverträgliches Reisen verweist DAV-Umweltexperte Manfred Berger auf die Initiative des Summit Club: Teilnehmer von Fernreisen können einen Klimabeitrag zahlen, berechnet auf Basis der bei der Reise anfallenden Emissionen, der in Klimaschutzprojekte fließt. Statt die Auswahl der Projekte dem Anbieter »atmosfair« zu überlassen, so ein Vorschlag aus dem Plenum, kann der Summit Club aber auch die Möglichkeit anbieten, diese Gelder in Projekte des DAV zu investieren – eine Idee, die DAV-Hauptgeschäftsführer Thomas Urban begeistert. Auf Beifall stößt ein Diskussionsvorschlag, innerhalb des DAV – aber auch nach außen – stärker das umweltfreundliche Reisen im Allgemeinen zu propagieren. Eine längere Verweildauer in den Zielgebieten, eine wachsende Zahl von Mehrtagestouren im Tourenangebot sowie die Förderung der allgemeinen Entschleunigung beim Reisen seien notwendige Maßnahmen. Das passt zu wissenschaftlichen Untersuchungen, die den Kurzreisen einen eher geringen Erholungswert zuschreiben.



Balanceakt zwischen Tradition und Moderne – Kongresshausterrasse mit Altstadtpanorama.
Foto: M. Roos

Wie reagiert der DAV auf Sicherheitsfragen, die von drastischen Klimaveränderungen und Extremwetterlagen aufgeworfen werden? Was das gestiegene Gefahrenpotenzial durch erschwerte Tourenbedingungen anbelangt, so sollen laut Berger nach digitaler Erfassung aller Wege die zuständigen Wegereferenten und Gebietsbetreuer an einem Frühwarnsystem für gefährdete Bereiche mitarbeiten. Bereits in Arbeit befindet sich das internetbasierte »WegePortal«, in dem sich Gefahrenstellen, Gletscherstände und geänderte Verläufe von Wegen und Steigen abrufen lassen können.

Schwerpunkt Raumplanung

Dass der Wandertourismus in den Alpen weiter zunehmen wird,

Leistung & Action

»Anerkennung durch andere ist schön, kann aber im Bergsport nie die einzige Triebfeder sein«, formuliert Dr. Guido Köstermeyer, Leiter des Hochschulsports der Universität Erlangen. Köstermeyer konstatiert, beim Einstieg ins Sportklettern ist die Jugend mittlerweile rund sieben Jahre jünger als früher. Und just diese junge Generation liefert die Ideen, die das Angebot des DAV bereichern. »Der DAV muss diese neuen Trends ernst nehmen und flexibel reagieren«, mahnt der Journalist Bernd Woldt.



Olympische Ambitionen im Bergsport – Bronzefiguren am Aufgang zur Brühlschen Terrasse.
Foto: M. Roos

Olympia und Spitzensport

Soll Sportklettern olympisch werden? Nach Ansicht des Deutschen Olympischen Sportbundes, vertreten durch Bernhard Schwank, kann Sportklettern »definitiv eine Bereicherung des olympischen Kanons sein«. Realistisch kommen dafür frühestens die Spiele des Jahres 2020 infrage. Bis dahin, prognostiziert Publizist Tilmann Hepp, wird Spitzensport im DAV mehr Raum einnehmen.

daran zweifelt niemand. Schon jetzt fangen die Alpen etwa ein Viertel des Tourismus in Europa ein, so Andreas Güthler, CIPRA Deutschland. Wirtschaftlich hängt jede zweite Alpengemeinde stark, jede zehnte sogar ausschließlich vom Tourismus ab. Wie wichtig der DAV die Kanalisierung und raumplanerischen Aspekte des Tourismus nimmt, bezeugt die Tatsache, dass auf dem Kongress das innovative Architektennetzwerk YEAN eine Bühne bekommt, vertreten durch Wolfgang Andexlinger. Dieser setzt sich für das Tirol-City-Projekt ein, das eine völlig neue Form von Urbanität in den Alpen vorsieht. Dazu gehört beispielsweise, dass Tirols Täler weitgehend autofrei werden und zu einer Art alpiner Fußgängerzone mutieren. Generell postuliert Jürgen Trittin eine großräumigere Planung der alpinen »Berg-Sport-Räume«, was aber die Kleinräumigkeit der Verwaltungsstrukturen verhindere. Deswegen gelte es, die aufgesplitterten Lokalstrukturen zusammenzuführen, um sie aktiv an den Entscheidungsprozessen zu beteiligen. Diese Zusammenführung sei Aufgabe der Politik.

Politik und politische Arbeit – allgegenwärtige Schlagwörter. Deutlich lässt sich die Absicht des DAV verspüren, seine politischen Aktivitäten zu verstärken. Davon zeugt allein die Einladung zweier prominenter Gastredner: Jürgen Trittin sowie Heiner Geißler, ehemals langjähriger CDU-Generalsekretär. Geißler, selbst passionierter Bergsteiger und seinerzeit zehn Jahr lang Sektionsvorsitzender, vertritt eher traditionelle Werte, indem er den Begriff der »Bergheimat« heraufbeschwört, Handys am Berg als »Übel« abtut oder die Alpinwelt als »letztes Refugium der Demokratie« wahren will. Aber er erhält auf dem Kongress wohl auch deshalb den größten Beifall, weil er gegen weitere Erschließungsmaßnahmen und die fortschreitende Kommerzialisierung des »Volkssports« Bergsteigen wettert.

Die neue politische Schubkraft im DAV spiegelt sich im Vokabular wider, denn fast im Stundenrhythmus fällt auf dem Kongress das Stichwort »Lobbyarbeit«. DAV-Verantwortliche sehen ebenso die Notwendigkeit, über die politische Kommunikation den Druck auf Entscheidungsträger und Gremien zu verstärken, wie Gastredner und Diskutanten.



Weisen die Alten den Jungen den Weg.... – Ausschnitt des »Fürstenzugs«.

Eine provokante Warnung davor, es keineswegs bei bloßen Verlautbarungen bewenden zu lassen, kommt aus dem Mund von Kletterexperte Alexander Huber. »Da wird immer gern groß geredet«, heizte er den Interessenkonflikt am Beispiel der Bohrhakenkontroverse an. Dass auf der anderen Seite ein wenig Konflikt dem DAV durchaus gut tut, berichtet Ingo Nicolay. Der Sektionsvorsitzende sorgt in Heilbronn dafür, dass Alt und Jung, Tradition und Moderne möglichst immer unter einem Dach sitzen. Wie Nicolay konstatiert, erweisen sich auftretende Konflikte als hilfreich und fruchtbar, weswegen er eher wenig von Konfliktvermeidung hält. »Harmonie verblödet«, so Nicolays Warnung.



..oder umgekehrt die Jungen den Alten? – Außenfigur der Hofkirche.
Fotos: M. Roos

Umwelt und Klima: »Mehr Lobbyarbeit« ...

... fordert Professor Wolfgang Seiler ein, um klare und messbare Ziele zur Prävention eines verstärkten Klimawandels voranzutreiben.

... mahnt SAC-Umweltbeauftragter Jürg Meyer an, um die Koordination mit anderen Verbänden zu verbessern.

... in der Umweltpolitik sieht Uli Dettweiler, Leiter der Outward Bound Academy Schwangau, als notwendig an und befürwortet, Kinder und Jugendliche als »Nachhaltigkeitspioniere« einzubinden.

... erwartet DAV-Hauptgeschäftsführer Thomas Urban, um den mit der Novellierung des Umweltgesetzes drohenden Verlust politischer Errungenschaften zu stoppen.

... fordert Claudia Irlacher vom DAV-Bundeslehrteam Natur- und Umweltsschutz, um den zunehmenden Naturfelsdrang der inzwischen über 200.000 in Hallen Kletternden sowie der nachrückenden Generationen konfliktfrei mit Umwelt, Anwohnern und Gleichgesinnten zu gestalten.

Angesichts der offenen und breiten Diskussion in Dresden tritt zutage, wie treu der DAV der Maxime folgt, die Elmar Landes 1986 im Nachgang des letzten großen Alpenvereinssymposiums formulierte:* »Lenkend in die Entwicklung des Bergsteigens einzugreifen ist dem Alpenverein immer dann kläglich mißlungen, wenn er das hoch über dieser Entwicklung, ihren verschiedenen Beweggründen und Strömungen schwebend quasi ›ex cathedra‹ versucht hat. Die lebendige Entwicklung mitzugestalten war ihm stets nur vergönnt, wenn er sich nicht zu erhaben dünkte, auf Tuchfühlung zu bleiben mit ihr.«

* Alpenvereinsjahrbuch BERG `86, S. 41-57. Wie damals aus der Feder Landes' so stellt auch dieser Kongressbericht keinen Anspruch auf Vollständigkeit, beleuchtet vielmehr einige der global dringlichen Aspekte. Eine ausführliche Berichterstattung vonseiten des DAV wird für den Herbst 2008 erwartet.
Verfügbar in der Münchener Bibliothek des Alpenvereins ist der Ergebnisbericht des Brixener AV-Symposiums, das Ende September 1984 stattfand (»bergsteigen heute – morgen. Entwicklungen – Tendenzen – Ziele«; Signatur 99 B 323).

Die Normung von Klettersteigen

derzeitiger Stand

VON PIT SCHUBERT

Die Normung macht vor nichts halt. Das kann man so oder auch anders sehen. Das »so« könnte lauten »Muss das auch noch sein?«, das »anders« könnte man dahingehend auslegen, »dass es ja langsam Zeit wird – wie viele sollen denn noch runterfallen?« – Um es gleich vorweg zu nehmen, so viele Unfälle sind es glücklicher Weise jährlich nicht, die sich aufgrund unzureichender Sicherungsanlagen auf Klettersteigen ereignen.) In manchen Jahren wird im deutschsprachigen Alpenanteil nicht einmal ein einziger bekannt – wiewohl natürlich schon ein einziger einer zu viel ist. Und deshalb lohnt es sich, die Normung von Klettersteigen voranzutreiben.*

Noch gibt es keine Norm. Sie ist längst überfällig. Man arbeitet immer noch am Entwurf. Die Mühlen aller Normengremien mahlen langsam. So auch die der UIAA**). Zu viele Meinungen müssen unter einen Hut gebracht werden. Und man muss sich davor hüten, das Rad oder den Reißverschluss ein zweites Mal erfinden zu wollen. Denn Stahlseile und alle zugehörigen Anschlagmittel sind längst genormt. Seit vielen `zig Jahren.

Trotz der noch fehlenden Norm kann man sich bei Errichtung und Wartung von Klettersteigen bereits nach dem Normentwurf richten.

Vorweg

Folgendes sei zur Beruhigung all derer vorweg genommen, die in der Normung einen unerwünschten Eingriff in die Entscheidungsfreiheit all jener sehen, die etwas mit Klettersteigen zu tun haben. Auch wenn eine Norm einmal existiert, kann nicht erwartet werden, dass sofort alle existierenden Klettersteige umzurüsten sind. Es ist wie in allen solchen Situationen. Wenn eine neue Norm erscheint, kann nicht alles sofort über Bord geworfen werden, was bereits existiert. Das, was sich zum Erscheinungstermin der Norm bereits in Gebrauch befindet, kann auch in Gebrauch bleiben.

Nur – wenn ein bereits existierender Klettersteig gewartet, teilweise erneuert werden muss, weil durch Naturgewalten oder wodurch auch immer beschädigt, dann wird man erwarten können, dass dies an den zu wartenden Passagen nach der Norm zu geschehen hat.

Bei neu zu errichtenden Klettersteigen wird man natürlich grundsätzlich nicht mehr um die Norm herumkommen, was aber insofern kein Hindernis sein dürfte, als die Erbauer von Klettersteigen in der Regel froh sind, wenn man ihnen Hinweise an die Hand gibt, wie die Sicherungsanlagen auszusehen haben. So braucht der Erbauer/Errichter nicht Überlegungen und/oder gar Berechnungen anstellen, was wie zu installieren ist. Die bisherigen Nachfragen nach solchen Hinweisen bzw. Empfehlungen zeigten dies deutlich.***)

Wie sieht nun der Normentwurf aus? Es sind nur wirklich sicherheitsrelevante Anforderungen enthalten, die Sinn machen. Die Klettersteigerbauer sollen auch weiterhin möglichst viel Freiheit in der Gestaltung haben. Die folgenden Ausführungen können mit ihren vielen Normnummern zwar den Eindruck einer Überregulierung vermitteln, doch ist dieser Eindruck falsch. Die allermeisten Bauteile wie Stahlseile, Seilklemmen, Seilkauschen, Spannschlösser usw. sind sowieso nur noch in genormter Ausführung erhältlich (siehe oben), worauf im Text nur noch einmal verwiesen wird.

Alle Fotos vom Autor (13) und Hannes Resch (1). Zeichnungen: Georg Sojer

Was wird vorgeschrieben sein?

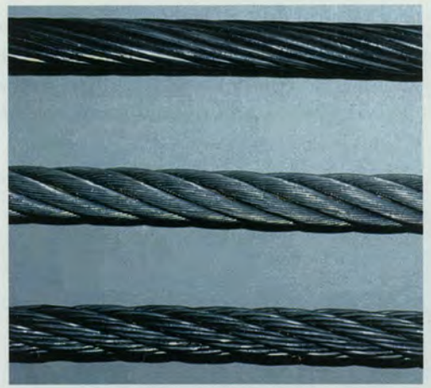
• *Stahlseile* – Da es unterschiedliche Arten gibt, sich aber nur eine für Klettersteige eignet, wird diese vorgeschrieben sein. Darum wird man nicht herumkommen. Nur Litzenseile (EN 12385-4, ehemals DIN 3055 und DIN 3060) sind aufgrund ihrer ausreichenden Flexibilität und Griffigkeit sowie ihrer Konstruktion brauchbar. Dagegen sind alle anderen Stahlseilarten, insbesondere das Spiralseil, nicht geeignet, auch wenn dieses billiger ist.

Mindestbruchkraft 40 kN (was einem Durchmesser von 10 Millimetern entspricht); dickere Stahlseile sind selbstredend griffiger. In allen steileren Passagen, wo es auf Hand- und Armkraft ankommt, sind Durchmesser unter 14 mm nicht geeignet, eher noch 16 mm zu empfehlen (die Bruchkraft dieser Dimensionen liegt in der Größenordnung zwischen 90 und 120 kN, was eine sichere Überdimensionierung garantiert). Durchmesser über 18 mm sind ebenfalls nicht geeignet, weil zu steif und beim Installieren zu unhandlich.

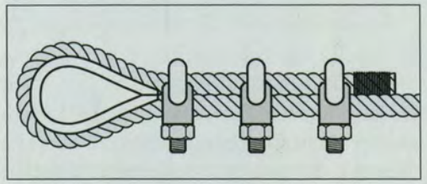
• *Befestigung von Stahlseilenden* – Alle Befestigungen von Stahlseilenden sind gemäß den Normen in der Stahlseilindustrie mittels Seilkauschen (DIN-6899) und drei (!) Seilklemmen (EN 13411-5, ehemals DIN 1142) durchzuführen (siehe Zeichnung). Dies ist Stand der Technik, seitdem es Stahlseile und Normen gibt.

• **Stahlseilenden** – Um ein Aufspleißen der Stahlseilenden (Verletzungsgefahr) zu verhindern, sollen diese mit metallenen Endkappen oder solchen aus stabilem Kunststoff (Schrumpfschlauch) versehen sein; Klebeband wird wegen der negativen Vorbildwirkung nicht erlaubt sein. Frei überstehende Stahlseilenden werden aufgrund der damit verbundenen Gefahr nicht zugelassen sein (siehe mittleres Bild).

• *Gewindeenden von Seilklemmen* – Um der Verletzungsgefahr bei Sturz vorzubeugen, sollen alle freistehenden Gewindeenden der Seilklemmen entweder entfernt (abgeflext) oder mit Hutmuttern (DIN 1587) versehen sein (siehe Bild unten rechts).



Oben: ein Spiralseil (wird nicht zugelassen), Mitte und unten: ein fein- und ein grobdrahtiges Litzenseil (beide werden zugelassen).



Endbefestigung immer mit Seilkausche und drei Seilklemmen.



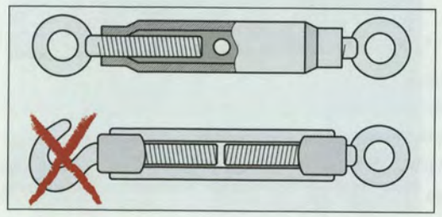
Frei überstehende Stahlseilenden sind saugefährlich! – Dazu darf es nicht kommen.





Der Verletzungsgefahr muss durch Hutmuttern vorgebeugt werden.

• *Spannschlösser* – Zum Spannen der Stahlseile sind Spannschlösser (DIN 1480) geeignet; nur solche mit geschlossenen Ösen werden zugelassen sein (keine mit offenen Ösen, Hakenösen).



Nur geschlossene Ösen werden zugelassen.

• *Stahlseilanker* – Die Verankerungen der Stahlseile am Fels werden eine Mindestbruch- und eine Mindestauszugkraft aufweisen müssen, Größenordnung 25 kN in axialer Richtung (Längszug) und 40 kN in radialer Richtung (Querzug), Kraftangriffspunkt ist der Punkt, wo sich das zu befestigende Stahlseil befindet. Die Art der Anker wird nicht vorgeschrieben sein, es können Ösenanker, Klemmanker und andere (?) sein, lediglich die Art der Stahlseilbefestigung muss fachgerecht (mit Seilklemmen) erfolgen.





Ösen- und Klemmanker.

• *Künstliche Tritte* – Diese können verschiedene Formen aufweisen, müssen aber eine Mindestgröße und eine Mindestfestigkeit besitzen. Schließlich soll wenigstens ein Fuß ausreichend Platz darauf finden, und der Tritt soll nicht schon abknicken, wenn einmal ein etwas gewichtigerer Begeher, womöglich mit schwerem Rucksack, etwas länger darauf herumsteht. Die Werte sind noch nicht festgelegt.

Ob die einfache Form eines freistehenden, stabilen Metallstiftes zugelassen werden kann, ist aufgrund der damit verbundenen Verletzungsgefahr bei Sturz noch nicht entschieden. Die Verletzungsgefahr wird beispielsweise verdeutlicht durch die treffende Bezeichnung einer derart ausgestatteten Passage mit dem Begriff »Igel-Verschneidung«. Auch Tritte mit einem Blechaufsatz bieten aufgrund der Blechkanten Verletzungsgefahr (auch wenn die Kanten etwas entschärft sind). So sind Mindestradien an Trittstufen jeglicher Art in der Diskussion; ein Wert ist noch nicht festgelegt. Möglicherweise werden freistehende Trittstifte in Querungen zugelassen sein, wo die Verletzungsgefahr geringer ist, um so die Erbauer in ihrer Gestaltungsfreiheit nicht zu sehr einzuschränken und die Kosten nicht in die Höhe zu treiben. Um der Verletzungsgefahr vorzubeugen, können auch Ösenanker als Tritte gesetzt werden.





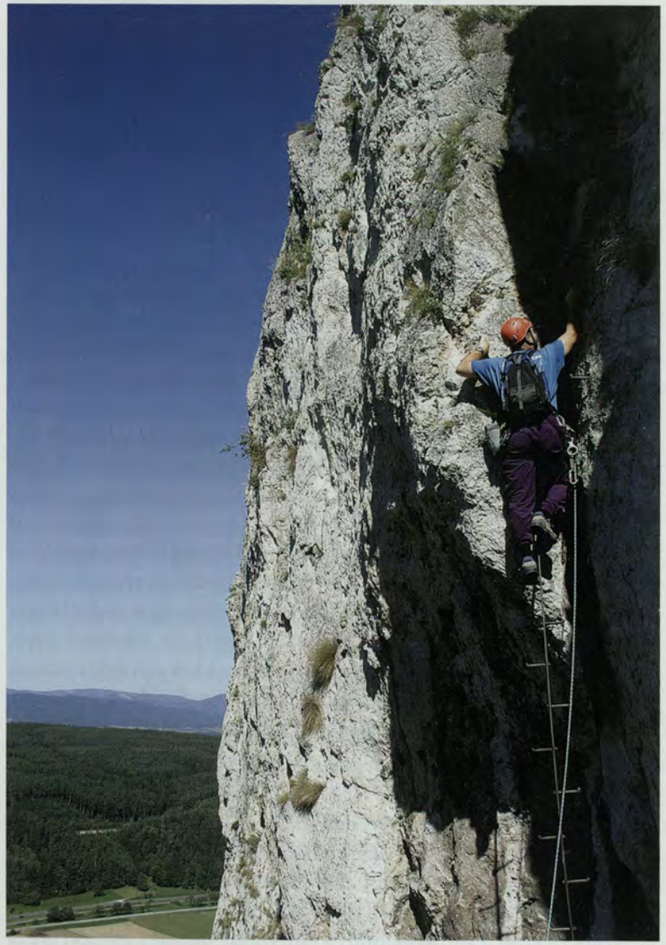






• *Leitern* – Es ist eine noch festzulegende Festigkeitsprüfung vorgesehen. Leitern mit nur einem Holm in der Mitte und seitlich frei stehenden Sprossen (siehe Bild) werden wegen der Verletzungsgefahr bei Sturz wahrscheinlich nicht zugelassen sein.

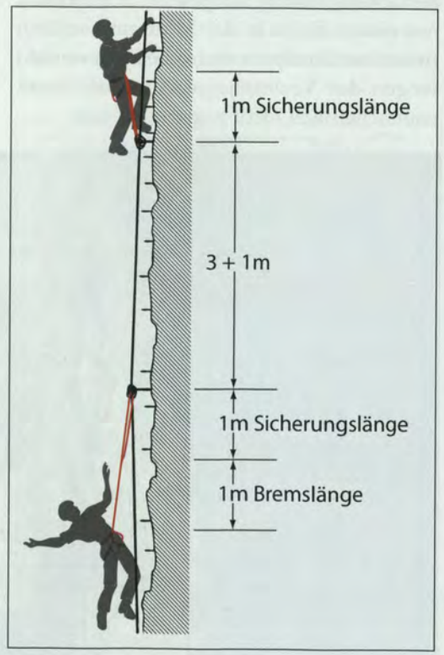
Verschiedene Trittformen.



• *Korrosionsschutz* – Alle Bauteile eines Klettersteigs müssen einen Korrosionsschutz aufweisen; dies kann z.B. ein galvanisch aufzubringender Schutz sein, besser ist eine Feuerverzinkung, möglicherweise wird diese vorgeschrieben werden (Bauteile aus NIRO-Stahl**** werden nicht gefordert werden, weil nicht notwendig und zu kostenaufwendig).

Das soll es eher nicht geben – die Verletzungsgefahr ist evident.

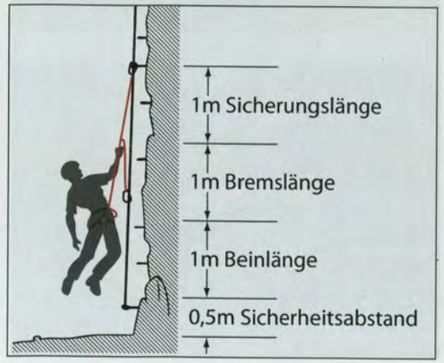
Was wird noch vorgeschrieben sein?



Der Abstand der Ankerpunkte von einander darf ein bestimmtes Maß nicht überschreiten.

• *Abstand der Ankerpunkte voneinander* – Da die Klettersteigbremsen nur eine bestimmte Menge an Fallenergie aufnehmen können, darf der vertikale Abstand zwischen zwei Ankerpunkten ein bestimmtes Maß nicht überschreiten. Noch ist man sich über diesen vertikalen Maximalabstand nicht einig. Aufgrund der Energieaufnahmefähigkeit der Klettersteigbremsen, die bereits genormt ist (EN 958 und UIAA 128), sollte der Maximalabstand gerade einmal 3 Meter betragen, (was im ungünstigsten Fall bereits eine Sturzhöhe von 6 Metern ergibt, siehe Zeichnung). Dieses Maß lässt sich im Großen und Ganzen auch einhalten, wie die Ausmessung an drei Klettersteigen in Tirol ergeben hat. Dabei wurden insgesamt 242 Vertikalabstände ermittelt; davon waren nur drei über 3 Meter, und zwar zwei mit 3,2 Meter und ein Abstand mit 3,8 Meter. Um die Gestaltung nicht zu sehr einzuengen – weil es Abschnitte geben wird, wo sich die Forderung von »maximal 3 Meter« nicht wird realisieren lassen – tendieren die Fachleute inzwischen zu einem Maximalabstand von (3 + 1) = 4 Meter. Dies mit der Begründung, dass Klettersteigbremsen normenseitig mit genügend Sicherheitsreserve ausgelegt sind, so dass folgender Kompromiss möglich sein sollte: Möglichst kein größerer Abstand als 3 Meter, ausgenommen dort, wo sich dies vom Gelände her nicht realisieren lässt, maximal 4 Meter.

• *Abstand der Ankerpunkte vom Boden* und von Felsabsätzen – In diesen Bereichen muss die zweite Verankerung des Stahlseils einen bestimmten Abstand vom Boden bzw. Felsabsatz aufweisen. Bei einem zu geringen Abstand besteht Gefahr der Fehlinterpretation der Sicherungsanlage. Zugegeben – diese Anforderung ist ohne nähere Erläuterung nicht gerade leicht verständlich. Was ist damit gemeint? Die zweite Verankerung des Stahlseils über dem Boden bzw. über Felsabsätzen – dies ist immer die erste wirksame – vermittelt einem Begeher den Eindruck, dass er gesichert ist, wenn er die Stränge seines Sicherungssets oberhalb dieser Verankerung eingehängt hat. Dazu aber muss diese Verankerung einen Mindestabstand zum Boden bzw. Felsabsatz aufweisen. Ist diese Verankerung zu niedrig angebracht, kommt es bei einem Sturz zum Aufschlag auf dem Boden bzw. Felsabsatz. Die Mindesthöhe beträgt 3,5 Meter (siehe Zeichnung). Wesentlich höher soll sich die zweite Verankerung aber auch nicht befinden, weil andernfalls der Bereich ohne wirksame Sicherung unnötig groß ist.



Die Höhe des ersten wirksamen Ankerpunktes muss ein Mindestmaß aufweisen, andernfalls droht trotz Sicherung Aufschlag am Boden

Was empfohlen werden wird

• *Vorbeugung der Blitzschlaggefahr* – Stahlseilsicherungen sind im Grunde nichts anderes als riesengroße Blitzableiter. Der Blitzschlaggefahr lässt sich folglich nur sehr unvollkommen vorbeugen. Noch müssen entsprechen Fachleute zu Rate gezogen werden. Es ist jedoch recht unwahrscheinlich, dass die Norm einmal irgendwelche wesentliche Anforderungen diesbezüglich enthalten wird.

• *Notausstieg* – Nach der ersten schwierigeren Passage ist – insbesondere wenn im weiteren Verlauf noch schwierigere folgen – ein Notausstieg anzuraten für Begeher, die bereits in dieser Passage an die Grenzen ihrer Fähigkeit stoßen. Der Notausstieg sollte sich nicht allzu weit vom Einstieg entfernt befinden, damit ein Begeher bald erfährt, worauf er sich eingelassen hat. Ein Klettersteig kann durchaus auch mehrere Notausstiege aufweisen, insbesondere wenn es sich um einen längeren Anstieg handelt, um die Kletterei in Notfällen abbrechen zu können.

Was grundsätzlich nicht erlaubt sein wird

Stahlseile mit jeder Art von Ummantelung werden nicht zugelassen sein (ausgenommen am Stahlseilende gegen Aufspleißen); dies wegen des Mikroklimas, das unterhalb der Ummantelung entstehen muss (!), und der damit verbundenen Korrosions- und Bruchgefahr. Aus den gleichen Gründen wird auch die Verwendung jeglichen Klebebandes nicht zugelassen sein, auch nicht die Ummantelung anderer Bauteile aus Stahl. Dies wird allerdings nicht verhindern können, dass Klebeband von Begehern (!) nicht doch angebracht werden kann.

Was nicht vorgeschrieben sein wird

• *Klettersteigstile* – Es werden beide Stile zugelassen sein, sowohl der »Tiroler Stil«, wie er in den Ostalpen (einschließlich den Dolomiten) seit eh und je üblich ist, und wie wir ihn alle kennen, als auch der »französische Stil«, der in Frankreich in den 1990er



So nicht! Korrosions- und dadurch Bruchgefahr.

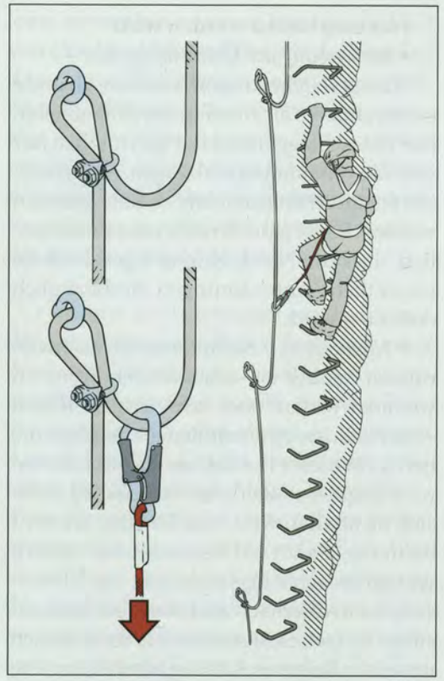
kreiert wurde und bei dem das Stahlseil locker geführt ist und die Fortbewegung an anderem Eisen erfolgen muss (siehe Zeichnung nächste Seite). Beide Stile haben Vor- und Nachteile wie folgt:

Beim Tiroler Stil können die Sicherungskarabiner bei Sturzbelastung an der nächst tieferen Verankerung ungünstig, und zwar auf Biegung, belastet werden und brechen. Mit den heute üblichen, stabilen Klettersteigkarabinern ist allerdings noch kein Bruch bekannt geworden.

Beim »französischen Stil« wird die Bruchgefahr durch die lockere Führung des Stahlseils vermieden, doch lässt sich dieses nicht zur Fortbewegung verwenden. An lockeren (nicht gespannten) Stahlseilen lässt sich nur sehr schwierig und mit erheblichem Mehr an Kraftaufwand empor hangeln, was die Leistungsgrenze schnell erreichen lässt; dies deshalb, weil sich der Körper nicht stabilisieren lässt. Deshalb sind beim »französischen Stil« in Griffabständen U-Stahlbügel oder in Quergängen horizontal angebrachte Metallstangen für die Fortbewegung notwendig. Dies bedeutet grundsätzlich mindestens doppelt so viel »Eisen« am Berg wie beim »Tiroler Stil« und kann ein Argument gegen diesen Stil sein, wenn es darum geht, den Berg möglichst wenig »vergewaltigen« zu wollen.

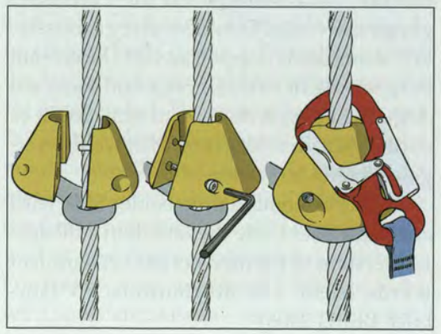
Auch die Kombination beider Stile wird zugelassen sein, wie dies auf dem Fallbach-Klettersteig in Kärnten bereits verwirklicht wurde (siehe Literaturhinweis: AV-Jahrbuch BERG 2006).





Der Tiroler Stil (links) und der französische Stil (rechts).

• *Vorbeugung der Biegebelastung von Sicherungskarabinern* – Um der oben beschriebenen ungünstigen Biegebelastung der Klettersteigkarabiner vorzubeugen, gibt es inzwischen wenigsten eine Erfindung und mehrere artverwandte Ideen. Die Erfindung ist ein Kegel aus Kunststoff, ähnlich einem Hartgummi, der auf das Stahlseil, direkt oberhalb der Verankerung, montiert wird (siehe Zeichnung). Bei Belastung wird so der ungünstigen Biegebelastung des Karabiners vorgebeugt. Andere Ideen tangieren oder umgehen teilweise oder gar völlig die Patentansprüche der »Kegel-Erfindung«. Die Norm wird jedoch keine (!) Anforderungen dieser Art beinhalten. Dies soll den Errichtern bzw. Betreibern der Klettersteige überlassen bleiben.



Eine Möglichkeit, der Biegebelastung vorzubeugen (keine Normforderung).

Abschließendes

Die Formulierung des Normentextes wird in einem fachspezifischen Normendeutsch erfolgen, das jedem normalen Menschen als unverständliches Fachchinesisch vorkommen wird. Aber das ist bei Normentexten immer so.

Bleibt noch zu bemerken, dass inzwischen alles, was zur Errichtung und Wartung von Klettersteigen benötigt wird, von industrieller Seite angeboten wird, dies in den oben beschriebenen Ausführungen, die schon vor mehr als einem Jahrzehnt als Empfehlungen publiziert wurden***). So ist es zum Beispiel nicht mehr notwendig, Verankerungen von einem befreundeten Sektionsmitglied, einem Schmied oder Schlosser, anfertigen zu lassen und irgendwelche Stahlseile, die sich zu sonst nichts mehr eignen und in irgendeinem Werkstattwinkel ihr Dasein fristen, ins Gebirge zu befördern und dort als Sicherung zu verankern, wie dies teilweise auch heute noch bei Alpenvereinssektionen üblich ist. Alles ist auf dem Fachmarkt erhältlich. Man braucht sich nur zu informieren und sich des Angebotes zu bedienen.

Inzwischen gibt es – dies auch schon in Übersee – Firmen, die sich auf die Errichtung und Wartung von Klettersteigen spezialisiert haben. Angebote zur Errichtung von Klettersteigen erfolgen teilweise bereits zu Pauschalpreisen: so und so viele Tausend EURO pro 100 m Klettersteiglänge plus/minus Sonderkosten für exponierte Hochgebirgslagen, für die Errichtung von Hängebrücken und anderes mehr.

Und Brüssel?

Die EU-Oberen in Brüssel schliefen in Sachen Normung von Klettersteigen bis vor kurzem noch. Inzwischen wurde ein Antrag zur Normung von Klettersteigen eingereicht. Dies ist auch insofern ratsam gewesen, als nach EU-Richtlinien schließlich alle Sportgeräte zu normen sind. Und eine über eine kürzere oder längere Passage existierende Sicherungsanlage an einem Berg, die verhindern soll, dass man den Gesetzen der Schwerkraft in unerwünschter Weise folgt, ist schließlich ein Sportgerät.

Und wenn man Brüssel etwas unter die Arme greift, kann dies keineswegs schaden. Denn wie sich gezeigt hat, wird von Brüssel gelegentlich in recht inkompetenter Weise in die Normung eingegriffen. So wurde von Brüssel beispielsweise entschieden, dass Bohrhaken nicht unter die PSA-Richtlinie fallen, also nicht zur persönlichen Schutzausrüstung von Bergsteigern und Kletterern zählen und folglich nicht den strengen Qualitätsrichtlinien der PSA unterliegen. Dies deshalb nicht, weil man in Brüssel per Definition als »Persönliche Schutzausrüstung« nur solche Ausrüstung anerkennt, die der Bergsteiger oder Kletterer an seinem Leib mit sich trägt. Dass dies bei Bohrhaken wenigstens einmal der Fall ist, nämlich dann, wenn die Bohrhaken am Fels angebracht werden, und deshalb eben auch ausreichend sicher sein müssen (und nicht anders für alle Wiederholer der Kletterrouten), hat man in Brüssel noch nicht erkannt. Dort ging man davon aus, dass die Bohrhaken von einem Gerüst aus am Fels angebracht werden.

So besteht die Hoffnung, dass eine künftige EN-Norm für Klettersteige keinen allzu großen technischen Nonsens enthält. Dafür wird auch die UIAA sorgen, wo weitere Fachleute sitzen. Denn bei Erstellung einer EN-Norm kommt man am Fachwissen der UIAA nicht vorbei – es sei denn man setzt sich per Machtbefugnis darüber hinweg (siehe oben). Deshalb sei Brüssel empfohlen, auf die Fachleute zu hören. Bisher war es ja auch so, dass die UIAA die Normen entwickelt und Brüssel diese später nur mehr oder weniger übernommen hat.

*) Die Mehrzahl der Unfälle auf Klettersteigen ereignet sich durch Fehlverhalten der Begeher, sei es, dass auf die Sicherung verzichtet wird (weil man sich für »zu gut« hält), sei es, dass man die Ausrüstung inkorrekt, nicht bestimmungsgemäß, verwendet oder seien es Unfälle durch Steinschlag, verursacht durch andere Begeher, oder sei es, dass Überforderung im Spiel ist, die zu einem Sturz mit Verletzungen führt, oder dass ein Weiterkommen oder Umkehren aufgrund von Erschöpfung nicht mehr möglich ist.

**) UIAA = Union Internationale des Association d'Alpinisme, Internationale Vereinigung der Alpinen Verbände, weltweit.

***) Der Autor hat bereits 1995 solche »Empfehlungen für die Errichtung und Wartung von Klettersteigen« im Auftrag des Bayerischen Staatsministeriums für Arbeit und Sozialordnung während seiner Tätigkeit im DAV-Sicherheitskreis erarbeitet. Herausgegeben wurden die Empfehlungen vom genannten Ministerium.

****) NIRO-Stahl = nicht rostender Stahl, technisch korrekt: korrosionsbeständiger Stahl

Literatur:

• »Sicherheit und Risiko in Fels und Eis«, Band 2 und Band 3, Pit Schubert, Bergverlag Rother, München, 2002 und 2006 sowie Neuauflagen, herausgegeben vom DAV

• AV-Jahrbuch »BERG 2004«, Seite 312-317; AV-Jahrbuch »BERG 2006«, Seite 52-59, herausgegeben von DAV, OeAV, AVS

• »Mehr Sicherheit im Bergsport«, Teil 10, erstellt vom DAV-Sicherheitskreis, 1995, herausgegeben vom Bayerischen Staatsministerium für Arbeit und Sozialordnung, München, vergriffen

Der Griff nach den Sternen

Herausragende alpinsportliche Leistungen in der Saison 2007

VON JAN MERSCH



Sergej Kofanov sichert in 7500 m Höhe.
Foto: V. Babanov

Die hier zusammengefassten und beschriebenen alpinsportlichen Betätigungen – zwischen Bouldern und Everest – fanden im Zeitraum März 2007 bis März 2008 statt. Im Brennpunktteil wird mit Kommentar und einer Gesprächsrunde das aktuelle Geschehen zwischen Inn und Salzach, also vom Wilden Kaiser bis Berchtesgaden, näher betrachtet.

Die im Folgenden aufgeführten Abenteuer, Leistungen und Heldentaten versuchen die unterschiedlichen Spielformen des alpinistischen Treibens im High End Bereich exemplarisch darzustellen. Ein Anspruch auf Vollständigkeit besteht nicht.

Expedition

Höhenbergsteigen über 7500 m

Valery Babanov und Sergej Kofanov (beide RUS) gelingt der Husarenstreich der Saison, Ende Oktober stehen sie am Gipfel des Jannu, 7710 Meter, Nepal, nachdem sie im Alpinstil in 8 Tagen, am Westpfeiler auf neuer Route Schwierigkeiten bis VI, 80°, M5+, WI4+ überwinden.

Ende Oktober begeht Tomaz Humar (SLO) solo eine neue Linie durch die Annapurna-Südwand, nach drei stürmischen Tagen erreicht er den Ostgipfel, 8047 Meter, Nepal.

Auch der K2, 8611 Meter, Pakistan, ist diese Saison Bühne für denkwürdige Aktionen. Von den Medien nur gering beachtet gelingt Denis Urubko und Serguey Samoilov (beide KAS) die späteste Besteigung in der Saison, die je gelang, und seit 11 Jahren wieder einmal eine erfolgreiche Besteigung von Norden. Das Unternehmen – im bereits aus den letzten Jahren von dem Duo bekannten harten Alpinstil ohne zusätzliche Unterstützung und bei widrigsten Verhältnissen – ließ zwar nicht die angestrebte Neutour in der Nordwand zu, aber der Nordgrat ist ja auch nicht zu verachten. In gänzlich anderem Stil ringt ein russisches Team mit 16 Mann in unvergleichlicher Teamarbeit in der Westwand in zweieinhalb Monaten mit Fixseilen und Hochlagern, aber ohne Sauerstoff, dem Berg seit 10 Jahren wieder einmal eine Erstbegehung ab. 11 Mann stehen am Ende am Gipfel und gelangen alle auch wieder zurück ins Basislager. Jetzt sind nur noch die Ostwand und die direkte Nordwand frei. Für den Expeditionsstil gerät die Expedition ins Kreuzfeuer der Kritik, bleiben doch mehrere Kilometer Fixseil und viel Ausrüstung am Berg zurück. Der kritische Vergleich mit den Super-Alpinstil-Erstbegehungen wie etwa am Nanga Parbat hinkt aber, sind doch die Schwierigkeiten schlecht vergleichbar. Es wird wahrscheinlich noch eine Weile dauern, bis eine Wand wie die K2-West im reinen Alpinstil geklettert wird. Dennoch kann man kritisch anmerken, dass man dann eben noch ein paar Jahre warten sollte.

Ebenfalls am K2 unterwegs sind das Paar Ralf Dujmovits und Gerlinde Kaltenbrunner, zusammen mit David Göttler und Daniel Bartsch als Kamerateam (alle D). Nach Akklimatisation und Besteigung des Broad Peak, 8051 Meter, (Bartsch nur Vorgipfel), versuchen sie auf der Cesen-Route zweimal ihr Glück. Den ersten Versuch stoppt das frühzeitig hereinbrechende Schlechtwetter, ein zweiter Versuch bringt sie in 36 Std. auf die Schulter, um letztendlich im tiefen Neuschnee zu versinken.

Der Slowake Dodo Kopold besteigt im Vormonsun den Cho Oyu, 8201 Meter, Nepal, und die Shisha Pangma, 8046 Meter, Tibet, über die Südwand, dabei bleibt sein Partner verschollen. Im Juli folgt dann der Nanga Parbat, 8125 Meter, Pakistan, im August enden die Versuche am K2 auf 8000 Meter, im Nachmonsun versucht er sich noch am Dhaulagiri und kommt bis über 8000 Meter.

Ebenfalls am Broad Peak, 8051 Meter, demonstriert Georg Kronthaler (A) mit seinem Team und der Hilfe von 6 pakistanischen Hochträgern eindrücklich die Möglichkeit, auch an hohen Bergen Bergungen durchzuführen. Sie bergen den Leichnam seines Bruders, der im Vorjahr verunglückt war, und bringen ihn über den Vorgipfel zurück und heim nach Tirol.

Karl Unterkircher († Juli 2008), Michele Compagnoni und Daniele Bernasconi (alle I) können am Gasherbrum II, 8035 Meter, in einem Hasardstreich zwischen den Seracas hindurch die noch unbestiegene direkte Linie von Norden erstbegehen.

Im »Seven Summits« gibt es einen neuen Rekord. Christian Stangl komplettiert mit dem Mt. Vinson und hat natürlich die beste Gesamtzeit für alle höchsten Gipfel auf sieben Kontinenten: 58 Std 45 Min.

Simone Moros Werben um die Winterbesteigung eines 8000er im Karakorum bleibt auch diesen Winter im eisigen Sturm und tiefen Neuschnee stecken.



In der Cesen-Route am K2.
Foto: Daniel Bartsch



K7 West, Erstbegehung im Superalpinstil – Schwerer Fels, schwerer Rucksack, dünne Luft.
Archiv: Marco Prezelj

Schwere Routen an hohen Bergen

Die Erstbesteigung des K7 West, 6858 Meter, Pakistan, ist ein Paradebeispiel für den modernen Stil im Expeditionsbergsteigen. Vince Anderson, Steve House (beide USA) und Marko Prezelj (SLO) gelingt im nunmehr dritten Versuch am Berg und Aufenthalt im »Charakusatal« die Besteigung über eine Route durch die Südwand. Die Schwierigkeiten belaufen sich lapidar auf ED, VIII-, WI 5, 2000 m, die sie in einem Zug mit nur drei wackligen Biwaks hinter sich bringen. Im Vorfeld akklimatisieren sie sich bei schweren Erstbegehungen im Granit der Umgebung, und nach dem Gipfel statten sie dem K6 und seiner imposanten Nordwand noch einen Erkundungsbesuch ab.



Ueli Steck beim Speed-Solo in der Eigernordwand.
Fotograf: Daniel Mader

Am Arwa Tower, 6352 Meter, Indien, komplettieren die Schweizer Stephan Siegrist, Thomas Senf und Denis Burdet mit ihrer Neutour über 1000 m in schwierigstem Mixedgelände die logischen Möglichkeiten in der Nordwand.

Ende April klettern Ueli Steck und Simon Anthamatten (beide CH) mit »Schachmatt« in der Nordwand am Kam Poche, 6500 m, Nepal, Schwierigkeiten auf 2000 m von VI, 85°, M7+/6 A0.

Silvia Vidal (Span) ist solo unterwegs bei der Erstbegehung von »Life is lilac«, A4+, 6a, 870 m, am Shipton Spire, Pakistan.

Am Jasemba, 7350 Meter, Nepal, gelingt Hans Kammerlander und Karl Unterkirchner (beide I, zweiterer † Juli 2008) die Erstbesteigung mit Schwierigkeiten, die sich mit der Eigernordwand vergleichen lassen.

Patagonien und ähnliches

Das Patagonische Highlight ist mit Sicherheit die gelungene vollständige »Traverse« über die Torres hinweg. Dieses Ziel war seit Jahren das offene Problem, an dem sich mehrere namhafte Bergsteiger versuchten. Den Coup landet Rolando Garibotti zusammen mit Colin Haley (beide USA). Bei guten Verhältnissen, aber relativ hohen objektiven Gefahren auf Grund des starken Eisschlags gelingt ihnen die Aneinanderreihung aller Torre Gipfel.

Die Gebrüder Huber (D) und Stephan Siegrist (CH) begraben ihre »Traverse-Träume« auf Grund der warmen Witterung und klettern als »Ersatzprogramm« mit Mario Walder (CH) die Erstbegehung von »El Bastardo«, an der Sila-Westwand, 1400 m, VIII, A1. Eine Begehung von »Titanic« am Egger und »Festerville« am Standhardt rundet den Aufenthalt auch ohne »Traverse« ab.

Hervé Barmasse und Christian Brenna (beide I) gelingt die Erstbegehung der viel umworbenen Nordwestwand am Cerro Piergiorgio. Damit ist eins der letzten offensichtlichen Probleme gelöst.

Dave Turner (USA) eröffnet solo im Capsule-Style am Cerro Escudo »Taste the Paine«, VII, 5.10, A4+ in sage und schreibe 34 Tagen am Stück in der Wand.

Kletterexpeditionen

Heli Gargitter (I), Bernd Arnold und Kurt Albert (beide D) finden ihr Glück an den Tepuis in Venezuela bei der Erstbesteigung des Cucinam. Die letzten Seillängen zum Gipfel stellen mit exzessivem Machete-Einsatz den Schlüssel zur erfolgreichen Erstbesteigung dar.

Die Reisegesellschaft Toni Lamprecht, Sandra Wielebnowski, Benno Wagner und Felix Frieder (alle D) vergnügt sich im Tsaranoro Massiv in Madagaskar mit der »schönsten Tour der Welt«, »Manara Potsiny«, 600 m, 8a.

Hansjörg Auer und Thomas Scheiber (beide A) eröffnen im Oman eine sehr schwere Route, »Al Hamar«, im Wadi Bhani Khalid, 8b, 8a, 7a, und eilen noch durch »Flying Pegs«, 8+, 800 m, und hinterlassen somit ihre Handschrift am Jebel Misht.

Bergsteigen und Klettern ohne Expeditionscharakter

Alpines und Gefrorenes

Ueli Steck (CH) beeindruckt mit seinem neuen Rekord im Solo durch die Eigernordwand; bei 2:47 Std. kann man nur noch schwer von Klettern sprechen. Die guten Zeiten bei Eintagsbegehungen im Winter, wie z.B. von einigen Mitgliedern des DAV-Expeditionskaders, verblassen dagegen.

Im Herbst sind Uli Steck und Simon Anthamatten (beide CH) in den Rockies unterwegs und fahren eine reiche Ausbeute an Touren ein: Mt. Andromeda, »Polarity«, Mt. Patterson, »Riptide« und »Rocket Baby«, eine Neutour aus Verlegenheit, »Sea of Vapors« und »Not Flying is not trying«, Neutour, beide Mt. Rundle, und noch eine Neutour am »Crowfoot Glacier«. Alles Routen in den höheren Eis-und Mixedgraden, von denen schon eine alleine sich gut im Tourenbuch extremer Alpinisten macht.



Das aktuelle Problem in Patagonien, die Traverse der Torres, wird gelöst.
Foto: Garibotti

Ines Papert (D) gelingt Anfang Februar eine Begehung von »Flying Circus«, M10, dem Testpiece von Robert Jasper. Damit stellt Sie einmal mehr ihre Stellung im Eis und Mixed-Sport deutlich unter Beweis.

Jeff Mercier (F) klettert als erster das Colorado-Testpiece, »Jedi Mind Tricks«, M14, ohne Fersensporn und belebt damit auch die Debatte der letzten Jahre um den Stil beim schweren Mixedklettern.

Ende Januar kann Florian Riegler (I) »Illuminati«, M11+, WI 6+, 160 m wiederholen und bestätigt die Schwierigkeiten der Linie im Grödnertal.

Altmeister Robert Jasper (D) und Bernd Rathmayer (CH) klettern Anfang Januar innerhalb drei Tagen »B.A.S.E.«, WI6+, 420 Meter, »Almendudler«, M9+/10-, 350 Meter

und »Crack Baby«, WI6, 340 Meter. Eine beeindruckende Aneinanderreihung schwierigster Eis- und Mixedmeter.

Klettern an hohen Wänden

Hansjörg Auer (A) klettert Ende April freesolo durch die 34 Seillängen »Weg durch den Fisch« an der Marmolada. Diffizile Plattenkletterei bis 9-, eine neue Dimension im alpinen Solo.

Im Oktober holen sich Thomas und Alexander Huber (beide D) den Speedrekord an der »Nose« am El Capitain im Yosemite Valley. Die mehr als tausend Meter schwierigsten Granit fliegen sie in 2:45 Std. hinauf und vollenden ihr Ziel letztendlich im dritten Jahr der Vorbereitungen, Unfälle und Beschäftigung mit dem Thema. Der Kinofilm »Am Limit« begleitet diesen Weg.



Die Gebrüder Huber stellen den Speedrekord an der »Nose« am El Capitan ein.
Archiv Huber

Steph Davis (USA) kann freesolo durch »Pervertical Sancuary«, VII+, 400 m, am Diamond des Longs Peak, 4344 m, Colorado, klettern und begeht damit in diesem kompromisslosen Stil eine der schwersten Routen an der historisch bedeutenden alpinen Wand Amerikas.

Much Mayer (I) wiederholt nach nur fünf Trainingstagen »Des Kaisers neue Kleider«, X+, am Fleischbankpfeiler.

Martin und Florian Riegler (beide I) gelingt am Peitlerkofelturm in der Nordwand die Erstbegehung von »Zurück in die Zukunft«, 8a+, 170 m, komplett ohne Bohrhaken und damit vermutlich die schwerste traditionelle Route in Südtirol. Ihr Können stellten die beiden vorher schon unter Beweis, sie wiederholten die »Camilotto Pelissier«, 8b und kletterten onsight durch die »Larcher Vigani«.

Alexander Huber (D) begradigt seine Route an der Westlichen Zinne direkt über das große »Bauer-Dach« hinweg und gibt für »Pan Aroma« den Grad 11- an. Die Absicherung erfolgt mit 11 Bohrhaken auf zwei Seillängen, mobile Sicherungsmittel kann man nicht anbringen, insofern eine luftige und recht sportliche Angelegenheit. Man darf auf die Kommentare der Wiederholer gespannt sein (siehe auch Brennpunktteil).

Sportklettern und Bouldern

Adam Ondra (CZ) ist eine Klasse für sich. Anfang August klettert der 14jährige in der George du Loup »Abyss«, 9a, nach drei Versuchen rotpunkt, am nächsten Tag eine 8b+ on sight, einen Tag später am Voralpsee, »Speed«, 8c+, rotpunkt. Quasi als Vorbereitung klettert er in nur 8 Stunden rotpunkt durch den »Silbergeier«, ohne Vorarbeiten in der Route. Im Februar klettert er innerhalb von fünf Tagen »La Novena Enmienda«, 9a+ und »La Rambla«, 9a+, im fünften Versuch. Am selben Tag gelingt ihm noch eine 8c on sight und am nächsten Tag wieder eine 9a im dritten Versuch.

Aber auch der Altmeister Patxi Usobiaga (Spa) klettert innerhalb zwei, drei Wochen vier 9a/9+, eine 8c+ und mehrere 8c onsight.

Dave MacLeod (GB) bleibt den hohen britischen E-Graden treu. Im August klettert er die 80 Meter »To Hell and back«, E10 6c, unter Verschleiß von zwei Sicherungsleuten mit zwei Seilen. Beeindruckend ist auch eine Solobegehung von »Darwin Dixit«, 8c, in Margalef im März.

James Pearson (GB) löst mit »The Groove«, E10, 7b eines der letzten großen Projekte im Peak District.

Sonnie Trotter (CAN) schlägt zuerst die Bohrhaken ab und klettert dann die 45 Meter der alten Route, »The Path«, am Lake



Pirmin Bertle in »A Muerte«, 8c+/9a, Siurana, Spanien.
Fotograf: Adria Stämpfli

Louise, mit Keilen. Ergebnis 8c und damit eine der härtesten Risskletterein überhaupt.

Nicolas Favresse (BEL) holt sich die erste Wiederholung der vermutlich schwersten Risskletterei in Europa. »Greenspit«, 8b+, verläuft durch ein 12 Meter horizontales Rissdach, die Absicherung wird bei der Begehung aus der Kletterstellung heraus selbst angebracht.

Angela Eiter (A), eher bekannt für Ihre Erfolge im Wettkampfzirkus, demonstriert mit »Claudio Cafe«, 8c+, Arco, ihre Stärke am Fels.

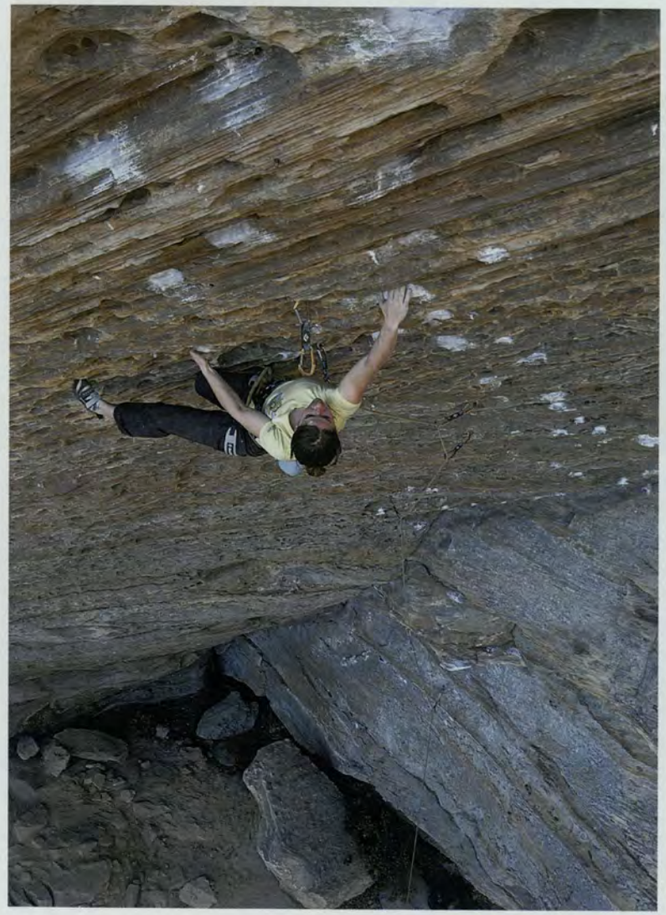
Sarah Seeger (D) gelingt »King of the Bongo«, 8b+/8c, am Rottachberg im Allgäu, und mehrere 8b rund um den Globus, wie »Ultraperm«, 8b, Red River Gorge. Hierzulande zählt sie sicherlich nach wie vor zu den führenden Frauen am Fels.

Gespannt darf man sein, was der unbekannte Pirmin Bertle (D) demnächst so treiben wird. Mit »Bah Bah Black Sheep«, 8c+, in Ceuse und »A Muerte«, 8c+/9a, in Siurana demonstriert er deutlich sein Potential.

Heli Kotter wiederholt Toptouren wie »Mongo«, 9a, oder »Das Erbe der Väter«, 8c+, am Schleierwasserfall, und erweitert damit seine Liste sehr schwerer Touren (siehe auch Brennpunktteil).

Christian Bindhammer kann als »Wettkampf-Großvater« den aufstrebenden Nachwuchs einmal mehr in Schach halten und holt sich seinen 9. Deutschen Meistertitel. Auch am Fels ist er zusammen mit seinem Bruder Andreas und Markus Bock hierzulande das Maß der Dinge.

Beim Bouldern geben Dave Graham, Daniel Woods und Paul Robinson den Ton an in Sachen schwerste Erstbegehungen im Bereich 8c. In der ersten Liga bouldern inzwischen aber auch auffällig viele Kletterer vorne mit: Fred Nicole, Adam Ondra, Berni Schwaiger, Bernhard Zangerl, Christian Core, Gabri Moroni, Toni Lamprecht und viele andere mehr. Es wird unübersichtlich und die persönlichen Vorlieben und Körpervoraussetzungen spielen zunehmend eine große Rolle.



Sarah Seger in »Ultraperm« 8b, Red River Gorge, USA,
Fotograf: Manuel Brunn

Im Brennpunkt:

Zwischen Inn und Salzach – die aktuelle Entwicklung

Wer kommt nach den Gebrüdern Huber? Ein Gespräch und Gedankenfragmente

Zum einen kann man die alpinsportliche Entwicklung im Sinne der geografischen Grenzen betrachten, also was wird zwischen Inn und Salzach geklettert bzw. alpinistisch gemacht, zum anderen geht es aber natürlich hauptsächlich um die Frage, was machen Kletterer/Bergsteiger aus dieser Region in ihrer Heimat und an den Bergen Europas und der Welt. Eine Vermischung der beiden Betrachtungsweisen ergibt sich zwangsläufig.

In einer Gesprächsrunde mit vier Bergsteigern aus der Region zwischen Inn und Salzach werden verschiedene Aspekte beleuchtet, die bekannte Ausnahmealpinistin Ines Papert gibt einen Kommentar, und ein Erlebnisbericht soll das Bild abrunden.

Teilnehmer der Gesprächsrunde:

Alexander Huber, Bergsteiger, Extremkletterer auf internationalem Topniveau seit den 80er Jahren.

Heli Kotter, Student, schwerste Sportkletterrouten in der Region.

Hans Mitterer, Diplomingenieur, Expeditionen und Kletterabenteuer, zuletzt am Gasherbrum II von Norden und in Patagonien.

Sebastian Wolfgruber, Student, Bergführeranwärter, schweres Klettern und Alpinismus in allen Ausprägungen.

Was sind aus Eurer Sicht die markanten und bedeutenden Touren und Bergsteiger der letzten 100 Jahre?

Alexander Huber: Der **Kederbacher**, der als Einheimischer 1881 die Watzmann Ostwand durchsteigt, das stellt für mich einen markanten Punkt dar, ab dem man von Bergsteigen und Klettern in der Region sprechen kann. Die ganze Klettergeschichte wurde aber natürlich immer schon vom Wilden Kaiser her dominiert. Die Ausprägung der Münchner Schule im Wilden Kaiser mit **Dülfer, Fiechtl und Co.**, im Berchtesgadener Raum zu der Zeit z.B. der **Aschauer** mit dem »Großen Trichter« am Göll. Und dann die Seilschaft **Hinterstoisser & Kurz** mit ihren Touren um Berchtesgaden und der Tragödie am Eiger. Im Kaiser dann der »Schmuckkamin« und die »Rebitschrisse«, die ja so bis heute stehen geblieben sind, weil sich diese Touren nicht haben zunageln lassen. Nach dem Zweiten Weltkrieg ist der Innsbrucker **Hermann Buhl** nach Berchtesgaden gezogen und neben den Erstbesteigungen von Nanga Parbat und vor allem Broad Peak hat mich die Winterbegehung der Watzmann Ostwand immer schon vor allem in Hinblick auf den einzigartigen Stil beeindruckt.

Basti Wolfgruber: Die Radtour und Solobegehung der Badile NO-Wand ist mit Sicherheit in Sachen Buhl zu nennen, das war damals völlig revolutionär. Das ist ein auch aus heutiger Sicht völlig moderner Ansatz.

Alexander: Natürlich ging´s auch nach Buhl noch weiter. Ende der 60er, Anfang der 70er tauchte neben **Schertle, Schrag, Mack, Babl u.a.** die herausragende Seilschaft **Brandner & Krafft** mit der »Direkten Gelben Mauer« am Untersberg auf. Das könnte zu dieser Zeit gut und gerne die schwierigste Tour auf bayrischem Boden gewesen sein. Im Kaiser dann der Paukenschlag: die »Pumprisse«. **Helmut Kiene** und **Reinhard Karl** erdreisteten sich damals im Jahre 1977, mit dieser Erstbegehung den VII. Grad zu fordern. Im Windschatten der Pumprisse folgte dann die Generation der modernen Freikletterbewegung. Wolfgang **Müller**, **Luggi Rieser** und **Michael Hoffmann** eröffneten ihre wilden Routen mit so klingenden Namen wie »Mythomania«, »Odyssee« und »Frustlos«. Dann zunehmend auch die Verwendung von Bohrhaken, bis hin zu »Des Kaisers neue Kleider«. Als wir selbst dann in Berchtesgaden angefangen haben, so ab Mitte der 80er, da war dort eigentlich noch alles unberührt und wir hatten das wahre Paradies vor uns liegen. Jede Menge phantastischer Linien, die darauf warteten, von uns erstbegangen zu werden. Mit »Vom Winde verweht«, 1988, und »Scaramouche«, 1989, entstanden damals die ersten Routen des zehnten Grades in den Alpen. Und mit »End of Silence« und »Monstermagnet« ging die Entwicklung weiter.

Basti: Erwähnen sollte man »Gnadenlos« vom **Hallinger**, das ist sicher ein markantes Highlight in der Region, nach wie vor so drei Wiederholungen. Das wäre mit Bohrhaken oder saniert eine ganz andere Tour.

Die Entwicklung beim Sportklettern?

Alexander: Völlig unbeachtet und bis heute unterschätzt sind die Sportkletterrouten von **Manfred Klaus**, wie z.B die »Wales« bei Königssee. Diese Routen von 1984 stehen den damaligen Güllichtouren nur wenig nach, aber auch wir haben das erst in den letzten Jahren begriffen. Für die damaligen Verhältnisse war er sicher einer der stärksten Boulderer und Sportkletterer, er hat eben wie Güllich schon konsequent trainiert. Damit hat er auch entscheidend dazu beigetragen, dass das Sportklettern in Berchtesgaden auf fruchbaren Boden fiel und exzellente Kletterer wie den **Stocker Peter** hervorbrachte. Gegen Ende der 80er Jahre begann dann die **Tiroler Clique** das Ganze zu domienieren. Ob in Sparchen, an der Geisterschmidwand oder am Schleier: **Gerhard Hörhager** hinterließ geschichtlich signifikante Routen wie »Wagnis Orange« im Jahre 1988 oder zwei Jahre später sein »Mercy Street« – die damals mit schwierigsten Sportkletterrouten der Welt.

Heli Kotter: Dann ist auf alle Fälle **Stefan Fürst** zu nennen, der ja '92 schon »Piccolo Orso« und »Chi« erstbegangen hat. Das ist meiner Meinung nach eigentlich 9a, damals mit 8c/8c+ angegeben. Mir ist es ein Rätsel, wie er das damals gemacht hat. Die anderen Touren aus dieser Zeit fallen mir viel leichter, das ist von der Bewertung her schon komisch. Das wären damals nahezu die schwersten Touren der Welt gewesen. Ansonsten die Touren vom Alex bis 1996, also »Open Air«, »Black Power«, »Weiße Rose« und in Berchtesgaden »Om«, das sind bis heute die schwersten Touren, da macht der reine Ausdauerkletterer keinen Stich.

Meine Einstellung zur »Ethik am Berg«

Grundsätzlich ist jeder persönlich favorisierte Kletterstil erlaubt, solange bestehende Routen nicht verändert oder (ohne Absprache) gekreuzt werden. Unter einer falschen oder unkompletten Berichterstattung – da gehören für mich auch fehlende, oft wichtige Details dazu – leidet nur unser aller Glaubwürdigkeit. Ich habe große Achtung vor beispielsweise Alexander Hubers Neuerschließungen, auch wenn diese aufgrund spärlicher Absicherungen nie oder wer weiß wann wiederholt werden. Den »auf Kommerz« ausgerichteten Erschließungswahnsinn an noch »freien« Wänden halte ich für unangebracht, und das betrifft alle höheren Wände.

Zumindest sollte eine Route nicht ausschließlich aus der Leiter von Bohrhaken zu Bohrhaken eingebohrt werden. Auch ich habe schon aus der Leiter eingebohrt, nachdem ich verzweifelt zum wiederholten Male versucht habe eine Stelle zu überklettern, und keine Position zum Bohren fand ... das ärgert mich selber. Aber es sollte nicht zur Gewohnheit werden. Bohrhaken machen dann einen Sinn, wenn die Wandstruktur keine andere mobile Sicherung zulässt. Wenn eine Felslinie beispielsweise den 9. Grad tangiert, kann es nicht sein, dass man obligat im oberen 6. Grad durchkommt. Hierfür gibt es leider immer wieder Beispiele, bei den so genannten Plaisierrouten (ich hasse dieses Wort – alpin klettern sollte immer eine ernsthafte Angelegenheit bleiben).



Dieser Erschließungswahnsinn gibt zwar vielen Sport- und Hallenkletterern die Möglichkeit, ins Gebirge auszurücken. Aber ist das notwendig? Hier besteht neben der mangelnden Gebirgserfahrung so oder so ein erhöhtes Unfallpotential. Außerdem entsteht so die Situation, dass den so genannten »Cracks« (oder potentiellen »echten« Erstbegehern) mögliche Linien verwehrt werden. Ich persönlich habe im alpinen Gelände das Klettern gelernt. Dort besteht die Möglichkeit des »Herantastens«. Warum soll das nicht so bleiben? Ich bin eine totale Gegnerin von Massenerschließungen – viel mehr als Quantität zählt für mich Qualität. Bei aller Toleranz!

Ines Papert, Profibergsteigerin

Ines Papert, Ausnahmealpinistin.
Foto: John Walsh

Dann war eine große Lücke, erst jetzt kommt eine neue Generation an Kletterern nach, wie z.B. **Markus Bendler**, die diese Touren schnell und in gutem Stil wiederholen können und noch ab und zu alte Projekte verwirklichen. Heute ist natürlich die Leistungsdichte bis 8c sehr hoch, da verlierst du den Überblick.

Alexander: Der **Katzlberger Thomas** hat »Black Power« und dazu die drei 9a-Routen vom **Klem Loskot** wiederholen können, noch dazu fast alle Toptouren in Karlstein. Heute würde ich sagen, dass der Heli bei uns in der Region die dominierende Person ist. Aber die Leistungsdichte ist enorm und was aus den jüngeren Generationen kommt ist unvorstellbar. Der elfte Grad wird langsam völlig normal.



Heli Kotter klettert »Mongo« 9a, am Schleierwasserfall.
Fotograf: Heinz Zak

Heli: Die Herangehensweise ist einfach anders. Die Spitzenkletterer heutzutage bereiten sich auf einen Leistungspeak konsequent vor, gehen regelmäßig in die Halle und machen ständig entsprechende Boulder, da kommst du von der Reizdichte beim Klettern draußen nie im Leben hin. Insofern ist Klettern draußen heute eigentlich schon Freizeit.

Hans Mitterer: Na, das ist für den ganzen Alpinismus schon anders. Das Hauptthema ist da doch die Motivation. Natürlich hilft gutes Kletterniveau, aber letztendlich, wenn ich so zurückblicke, habe ich eigentlich nie trainiert, ich bin halt mal mehr oder weniger viel beim Klettern und Bergsteigen unterwegs gewesen. Und meistens vor den großen Aktionen nur in der Firma, weil in der Arbeit dann der Hut brennt, bevor man so lange weg ist. Dafür ist dann auf Expedition natürlich die Motivation sehr hoch.

Wohin geht aktuell die Entwicklung?

Alexander: Alpinsportlich passiert nur wenig. Ich sehe vor allem eine Konsumentwicklung, und das scheint fast nicht verhinderbar. Man könnte sagen: Die dumpfe Masse siegt, Ideale gibt es nicht mehr. Selbst der Alpenverein missachtet seine eigenen Ideale und treibt der konsumierenden Masse hinterher.

Basti: Es ist eigentlich kein Platz mehr da, und mit den Erschließungen per Bohrmaschine von oben geht die Entwicklung zu schnell, und dadurch wird es unübersichtlich. An der Steinplatte gibt es aktuell noch die moralisch anspruchsvollen Neutouren von Alex, oder am Alpeltalkopf die Routen vom Stocker. Aber eigentlich ist kein Platz mehr da, zumindest solange man den Einsatz von Bohrhaken und den Stil der Erstbegehung an Idealen ausrichtet.

Was beeindruckt Euch?

Alexander: Vor allem Menschen, die einfach Vollgas geben bei Aktionen, von denen ich sagen muss, Hut ab, das würde ich mich jetzt so nicht trauen, oder das geht für mich körperlich nicht. Also z.B. die Soloaktion von **Hansjörg Auer** oder die Alpinstilroute von **Steve House** und **Vince Anderson** durch die »Rupalwand«. Das sind einfach Aktionen, bei denen jemand völlig sein Können, aber auch sein Leben in die Waagschale wirft und alles gibt – und mich beim Gedanken daran ein kalter Schauer überläuft.

Hans: Aktionen wie von **Steve House** oder **Marko Prezelij**, das ist schon wirklich meilenweit weg in Sachen Einsatz und vom Kletterniveau her.

Was ist Euer alpinistisches Ziel im nächsten halben Jahr, wohin wollt Ihr Euch entwickeln?

Basti: In einer alpinen Erstbegehung im Fels mein Ideal verwirklichen. Es sollte für mich schwierig sein, also auf alle Fälle mehr als IX, möglichst wenig Haken, wenn es geht ohne Bohrhaken und mehr mit mobilen Sicherungsmitteln oder eben weite Abstände. So dass ein Wiederholer dann sagt, »ein cooles Ding«, und dass ich mich bei der Erstbegehung richtig fürchten und meine Grenze hinausschieben muss. Also auf alle Fälle öfter hingehen muss und vielleicht auch einmal nicht mehr den höchsten Punkt vom vorigen Versuch wieder erreiche. Und das Ganze am besten an einer schönen beeindruckenden und abgelegenen Wand.

Hans: Noch einmal Cerro Torre die »Ferrari«, ansonsten auch wieder ein höherer Berg, so 7000 m, auf schwieriger Route, vor allem draußen unterwegs sein.

Heli: »Sakrileg«, in Osp eine 9a, »Underground«, »Black Power« und »Weiße Rose« am Schleier. Alpin interessiert es mich, wie sich »Pan Aroma« oder »Bellavista« anfühlt, ob ich das könnte, ansonsten mal zum »Silbergeier«. Aber da ist momentan nach den Knieoperationen erst einmal der Zustieg das größte Problem.

Alexander: Es geht wieder mehr in Richtung Bergsteigen, auch wenn Klettern immer wichtiger Bestandteil bleiben wird. Also guter Fels ist für mich immer wichtiger als meinetwegen Höhe. Im Endeffekt bin ich auf der Suche nach meinen eigenen Grenzen, nach dem bestmöglichen nächsten Schritt, natürlich immer im Vergleich mit mir selber und dem, was ich bisher schon geleistet habe. Und so gesehen habe ich wahrscheinlich meinen Zenit schon überschritten. So auf den Punkt in Sachen Schwierigkeit, Linie und Ideal wie im »Pan Aroma« werde ich es wohl nicht mehr bringen können. Andererseits gibt es viele Dinge beim Bergsteigen, die mich noch sehr reizen und die ich für das Ideal der Schwierigkeit die letzten Jahre hinten angestellt habe.

Qualität, was macht für Euch Qualität beim Bergsteigen, bei Euren Aktionen aus?

Alexander: In den Magazinen kann man eine wahnsinnige Inflation der Schwierigkeit feststellen, die Begleitumstände spielen heute keine Rolle mehr. Für mich wird aber gerade dort der Ausdruck von Qualität deutlichsten. Mich interessieren Fragen wie: Welche Sicherungen wurden verwendet? Im wievielten Versuch wurde die Route gemacht? Wie viel Vorbereitung war dabei? Aktionen wie die Russenexpeditionen zum Jannu oder jetzt zur K2 Westwand, sind für mich der Niedergang der Ideale beim Expeditionsbergsteigen. Vier Kilometer Fixseil blieben in der Wand und dafür gab es dann sogar noch den Piolet d´Or. Mit diesem Quatsch hat sich diese Preisveranstaltung selbst beerdigt.

Basti: Im Alpinen bestimmen der Stil und die Umstände die Qualität einer Unternehmung. Also die Absicherung, die Vorplanung, die Vorbereitung, die Rückzugsmöglichkeiten etc., also wieder zentral das Ungewisse. Der Start ins Unbekannte, darum geht es eigentlich, das ist das Wesentliche. Und wenn es dann klappt, ist die Schwierigkeit völlig nachgeordnet. Weit weg, richtig außerhalb der Zivilisation, Grenzerfahrung mit Angst und richtig physisch platt. Ruhe und Stille. Unsicherheit vor der Unternehmung, wo es nicht klar ist, wie das wohl gehen wird. Das ist doch wichtig, dieses beklemmende Gefühl zu spüren, zu durchleben und zu fühlen wie es von einem abfällt.

Hans: Das Gesamterlebnis am Berg ist wesentlich für Qualität, die Schwierigkeit ist ganz egal, also z.B. die »Preußschlucht« im Winter, war ganz etwas anderes, vielleicht nicht so sehr schwer von der nominellen Schwierigkeit, dafür eher grausig, und bekannt ist es auch nicht, aber vom gesamten Anspruch, vom Erlebnis und von der Wertigkeit im Sinne von Qualität, ganz groß, beeindruckend und hochwertig. Die Stille und Ruhe in der Natur.

Heli: Na, kein Hakenverhau, gerade gute Linie, keine Sitzstarts oder so verkrampfte Einstiegsboulder, möglichst ohne ewige Quergänge, und auf alle Fälle keine Kunstgriffe. Der Reiz und somit die Qualität beim Sportklettern liegt ja darin, dass man am ersten Tag in die Tour rein geht und sich das Ganze nicht vorstellen kann. Noch nicht einmal die Einzelstellen erscheinen möglich, und so muss man über die intensive Auseinandersetzung erst einmal ein Gefühl für die Wand entwickeln. Und wenn Du da mit Kunstgriffen reingehst, dann kastrierst Du damit einfach den ganzen Sport. Von der

Art der Kletterei versuche ich vielfältig unterwegs zu sein, gerade hier bei uns in den Alpen ist es doch ein bisschen begrenzt und man muss halt das klettern, was da ist. Gerade die Touren am Schleier sind vom Charakter und somit der Qualität doch sehr komplett. Eine gute Mischung aus Maximalkraft und Ausdauer ist in den High End Routen gefragt, das entspricht dann auch am ehesten meinem Ideal einer anspruchsvollen Route. Also die Mischung aus weich greifen, homogen klettern und richtig Vollgas anziehen, alles in einer langen Route, das ist es. Und wenn das auch noch eine Linie wie bei »Gambit« oder »Wassermusik« ist, die eingebettet in eine schöne Landschaft an einem guten Platz ist, dann erfüllt so eine Route meine Qualitätsansprüche.

Alpenverein, DAV, welche Rolle hat der Verband hier in der Gegend, für Euch selbst, für Euer Bergsteigen?

Basti: Für mich war die Jungmannschaft in Reichenhall und dann später der Expeditionskader eine gute Möglichkeit in die Berge zu kommen und anspruchsvoll unterwegs zu sein. Das war eine coole Zeit. Heute ist vor allem der DAV-Zuschuss zur Bergführerausbildung für mich bedeutend. Ansonsten habe ich keinen Bezug mehr zum Alpenverein. Klettern gehe ich mit meinen Freunden, da ist die Organisation Alpenverein völlig egal.

Hans: Aus der Zeit im Expeditionskader habe ich zum einen einen guten Schub für mein Bergsteigen bekommen, vor allem aber erhielt ich den Kontakt zu guten Leuten. Später dann noch die Unterstützung bei unseren Expeditionen.

Auf der anderen Seite verbinde ich mit DAV aber auch den Ärger über Bohrhakenzersanierungen wie die »Südostverschneidung« im Kaiser, wo aus einem herrlichen Klassiker eine Kaffeefahrt gebastelt wird. Das steht für mich in krassem Gegensatz zur Tiroldeklaration und allen Lippenbekenntnissen des DAV. Außerdem gefällt mir die aktuelle Umsetzung der Idee des Expeditionskaders auch nicht mehr sehr gut; der Gedanke des klassischen Alpinismus mit dem Primärziel der Exploration und dem Aufbruch ins Ungewisse ist doch sehr dem Streben nach vergleichbarer Schwierigkeitszahl und Rekordzeit gewichen.

Heli: Na, mich stört halt, dass ich vom Verband gar nicht unterstützt werde, auch im Nachhinein bekomme ich keinen Cent für gute Leistungen, die ja viel Zeit kosten. Und wenn man dann noch das Hickhack gerade in meiner Heimatsektion betrachtet, wenn es um Beschlüsse geht, das kannst Du einfach vergessen. Millionen für die Neusanierung des Brünnsteinhauses, aber keinen Cent für einen guten Boulderraum.

Alexander: Ich bin schon vor einiger Zeit aus gutem Grund aus allen DAV-Gremien zurückgetreten. Der Expeditionskader hat ja schon zwei Laufzeiten lang auch im Sinne unserer Idee funktioniert. Was dann aber die Umsetzung des Freewallkaders brachte, war nicht unbedingt wirklich sinnvoll. Wieder wurde zu viel die Schwierigkeit und das Klettern an Bohrhaken in den Vordergrund gestellt. Was bringt es wirklich, wenn jemand, der bisher 9- geklettert ist, nach der Teilnahme bei diversen Lehrgängen dann 9+ klettert? Da steht kein höherer Wert, sondern nur eine höhere Nummer dahinter. Letztendlich habe ich offen meine Ideen hinein gegeben, aber die Umsetzung im DAV ist doch meistens sehr im Sinne anderer passiert. Und irgendwann hatte ich vom Resultat her eben das Gefühl, dass es egal ist, ob ich zu einer Sitzung komme oder nicht.

Der andere markante Punkt ist die ganze Sache mit der Tiroldeklaration. Ich war damals dabei. Wir alle haben viel Zeit investiert, um am Ende etwas Greifbares zu Papier zu bringen. Richtlinien, die dem Verein helfen sollten, den Weg zwischen Tradition und Moderne erfolgreich zu gestalten. Und obwohl in der Tiroldeklaration Kompromisse drin stehen, mit denen ich nicht unbedingt glücklich bin, stehe ich zu dieser Vereinbarung. Aber der DAV und all die anderen nationalen Verbände ... das kannst du einfach vergessen. Ich bin wirklich so richtig enttäuscht, denn mehr als das Papier ist die Deklaration bis heute nicht wert. Sie wird in wichtigen Punkten nicht umgesetzt – ganz so, als würde es diese Vereinbarungen nicht geben. So gesehen hätte man sich diese Veranstaltung sparen können.

Tatsächlich sehe ich heute den DAV mit seiner Ethik und mit seinen Idealen in eine andere Richtung gehen ... Wenn ich Veröffentlichungen im Panorama lese, die im Inhalt die Tiroldeklaration bombardieren, dann frage ich mich, warum der Verein sein größtes Sprachrohr dafür hergibt. Dabei ist es mir nicht egal, was mit dem Verein passiert und deswegen werde ich auch immer wieder auf Missstände aufmerksam machen – egal, wie viel Kritik ich dafür immer wieder einstecken muss...

Frauen und Bergsteigen in der Region:

Alexander: **Bärbel Hirschbichler** hat als erste deutsche Frau den 10ten Grad geklettert ... und dann ihre Besteigungen und Versuche an den 8000ern. Bergsteigen war immer und ist auch heute noch ihr Leben.

Basti: Ja und die **Ines Papert** ist natürlich schon sehr gut in ihren Themen, vor allem im Eisweltcup, im Sportmixed, im Wassereis und beim alpinen Sportklettern, da ist sie als Frau sicher Weltspitze. Und sie hat eben auch ein gutes Standing.

Alexander: Ines hat neben ihrem kreativen Geist und dem Blick für gute Möglichkeiten vor allem eine super Motivation die Dinge anzugehen und mit aller Konsequenz durchzuziehen. Da können sich die meisten Männer noch was abschauen.

Nachwuchs und auffällige Leute in der Region:

Heli: Na beim Sportklettern ist niemand der an die Innsbrucker hinschmecken kann. Es klettern unglaublich viele Leute im 10ten Grad, im High End dann eher nicht. Im alpinen Bereich haben Leute wie der **Gröber Chris** und jetzt die Jungen wie der **Staxi** viele anspruchsvolle Touren im Kaiser wiederholt, beispielsweise die »Odyssee«.

Andere Spielformen:

Hans: Das Markanteste ist wahrscheinlich der Postfall in Schneizlreuth, das ist richtig schwer, geht fast nie und hat keine Hand voll Begehungen.

»Pan Aroma« Eine Erstbegehung an der Westlichen Zinne im unteren elften Grad

Das große Dach an der Westlichen Zinne kann ohne Zweifel als eine der beeindruckendsten alpinen Felsformationen bezeichnet werden. Das vierzig Meter ausladende Dach wurde 1968 als einer der Höhepunkte des ›Eisenzeitalters‹ von Gerhard Baur zusammen mit den Brüdern Walter und Erich Rudolph erstbegangen.

Im Juni 2007 machte ich mich mit dem Südtiroler Martin Kopfsguter auf den Weg, um eine frei kletterbare Route durch das Zentrum des »Baur-Daches« zu finden. Naturgemäß konnte ich dabei nicht der Bohrhakenleiter folgen, sondern musste alle natürlichen Schwachstellen benutzen, um diese auf den Kopf gestellte Riesentreppe frei klettern zu können.

Auf den ersten fünf Seillängen folgt »Pan Aroma« meiner Route »Bellavista« bis zum Stand direkt unterhalb des großen Daches. Auch auf den ersten zwölf Metern im großen Dach folgte ich noch der »Bellavista«, um dann mit einer 180-Grad-Kurve in die Gegenrichtung zu klettern. In einer langen Diagonale durchkletterte ich das gesamte Zentrum des Daches, kreuzte die Baur-Führe und stieg schließlich über mehrere waagrechte Zimmerdecken in die schwarze, senkrechte Wand oberhalb des Daches aus. Eine zehn Meter lange, links ansteigende Querung brachte uns zurück zur »Baur-Führe«.

Logischerweise bemühte ich mich im Anschluss noch um die Rotpunktbegehung der »Pan Aroma«. Nach gut einem Monat und einigen Versuchen war ich dann dann schließlich am 26. Juli mit der Rotpunktbegehung von »Pan Aroma« erfolgreich. Max Reichel und Franz Hinterbrandner waren mit dabei und konnten die Begehung sogar »live« mitfilmen.

Die Route ist im unteren Teil, in dem sie zusammen mit »Bellavista« verläuft, mit Normalhaken abgesichert. In den zwei neuen Seillängen im großen Dach finden sich insgesamt 11 Bohrhaken. Friends und Keile kann man zu Hause lassen. »Pan Aroma« ist damit vergleichsweise sportlich und dürfte etwa im unteren elften Grad einchecken.

Alex Huber

Zukunft des Bergsports:

Alexander: Der IST-Zustand kann so eigentlich nicht akzeptiert werden. Auf Grund der vielen Klassiker, die eingebohrt wurden, ist die Diversität des Routenangebotes zerstört bzw. nicht mehr vorhanden. Das stört mich massiv, unabhängig vom Schwierigkeitsgrad. Und dabei bin ich alles andere als ein extremer Narziss. Ich werbe für Diversität – für ein ausgewogenes Nebeneinander von Plaisirrouten, alpinen Klassikern und Abenteuerrouten. Maßvolles Sanieren macht Sinn und ist zeitgemäß. Allerdings sollte sich auch jemand darum kümmern...

Hans: Genau da wäre ja eigentlich der DAV gefragt.

Dank für das offene Gespräch.

Quo vadis Bergsteigen?

Der Alpinismus als Ausdruck seiner Zeit

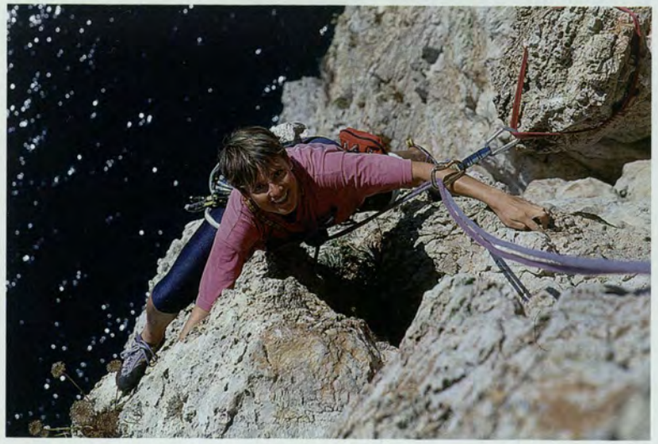
VON CHRISTINE KOPP

»Die grossen Probleme sind gelöst, selbst die meiste Kleinarbeit schon getan. Was es noch an wirklich hervorragenden Rätseln zu lösen gibt, ist eben entweder ganz oder sozusagen halb unmöglich. (…) Technik in Fels und Eis sind schon seit einigen Jahren zu einer Entwicklung herausgebildet, die mit den heutigen Mitteln nicht mehr zu überbieten ist.«

Das Bergsteigen, oder besser seine Entwicklung, wurde immer wieder totgesagt – insofern ist dieses Zitat keine Ausnahme. Es stammt aus einer um 1930 verfassten Betrachtung von Leo Maduschka. Die Stimme des 1932 an der Civetta verunglückten Idols der jungen Bergsteiger von damals reiht sich nahtlos in eine Fülle ähnlicher Aussagen namhafter Alpinisten ein, die das Ende des Bergsteigens im Laufe seiner Geschichte nahen oder schon gekommen sahen. Einmal war der »einzig mögliche Weg« erstiegen (Gottfried Merzbacher, 1881, nach der Erstersteigung des Totenkirchls), einmal war es die »Bergsteigerära, die mit der Erstürmung der grossen Alpengipfel um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts endete« (Theodor Wundt, 1917), dann beklagte man den »Mord am Unmöglichen« (Reinhold Messner, 1968) oder sah – bis 1977 – keine Möglichkeit, die beim 6. Grad stehen gebliebene Schwierigkeitsskala für das Klettern nach oben zu öffnen.

Betrachtet man diese Feststellungen, so begann der »Untergang des Bergsteigens« also bereits kurz nach dem Abschluss seiner ersten Goldenen Epoche vor über 120 Jahren; »echte Bergsteiger«, darunter grosse Namen wie Walter Bonatti, sahen dann immer wieder sein Ende. Sie verstanden das Bergsteigen als einen klassischen Alpinismus, der klaren Regeln zu genügen hat. In der Tat wird seit den Anfängen und bis heute in der Bergsteigerszene und – insbesondere unter der Elite – immer wieder erbittert über solche Leitlinien diskutiert, das heisst über Ethik, Stil und Form. Dabei wird eines gerne vergessen: Das Bergsteigen war und ist immer ein Ausdruck seiner Zeit. Seine Entwicklung verläuft deshalb ungeachtet aller Debatten parallel zu den Veränderungen in der Gesellschaft.

Und sieht man einmal vom wirtschaftlichen Nutzen ab, den es einzelnen Branchen sowie den professionellen Bergsteigern und Bergführern bringt, ist das Bergsteigen immer nur eine »Eroberung des Unnützen«, eine Beschäftigung, die zwar über reinen Sport hinausgeht, aber an sich völlig frei ist – auch wenn gewisse Exponenten gerne Regeln aufstellen oder ihr einen tieferen Sinn zu versuchen geben. Zum Beispiel mit der »Tirol Deklaration«, in der einzelne Bergsteigerkreise vor wenigen Jahren Maximen zur Verantwortung, dem Verhalten und dem guten Stil erstellen wollten – im Ansatz interessant, in der Wirkung nutzlos: Das Bergsteigen läuft daran vorbei, und die Bergsteiger tun und lassen, was sie wollen. Nur im Spitzenbereich des Bergsports machen einzelne Regeln Sinn – dort dienen sie zum möglichst objektiven Leistungsvergleich.



Moderne Zeiten: Beim Sportklettern in Gaeta (Italien). Alle Fotos von der Autorin



In den Bergen ist der Himmel nahe: Der Mond über dem Kailash (Tibet).

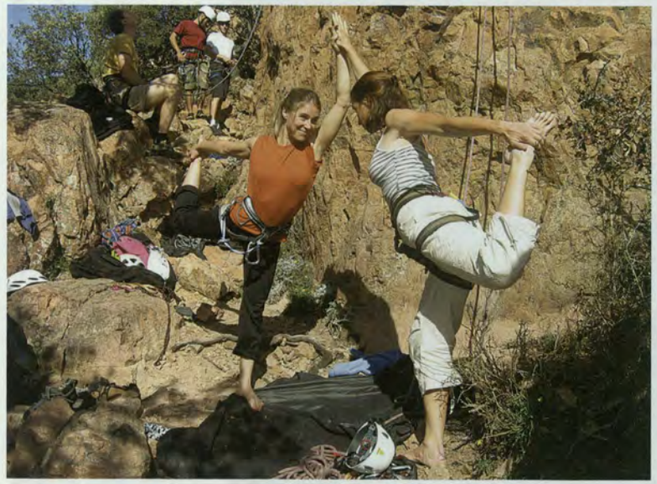
Richtig oder falsch, gut oder schlecht, Anfang oder Ende einer Entwicklung sind Begriffe, die letztlich weder den Grossteil der Bergsteiger interessieren, die einfach Gipfel und Wände besteigen, weil und wie es ihnen gefällt, noch die Laien, die die Leistungen der Spitze bestaunen, aber den Unterschied zwischen gut und besser kaum erkennen können.

Betrachtet man die Zahlen, wird ungeachtet aller Unkenrufe eines deutlich: Das Bergsteigen war noch nie so lebendig wie heute. Es hat sich in den letzten 25 Jahren erneuert und an Beliebtheit zugelegt. Das zeigen die Zuwachszahlen der Alpenvereine, die Belegungszahlen der Hütten sowie der Boom der Ausrüstungs- und Tourismusindustrie. Und so bunt wie sich das Bild der Gesellschaft präsentiert, so vielfältig ist auch das Bergsteigen heute. Es hat sich aufgesplittert in die verschiedensten Sparten: Bouldern, Speed-, Frei-, Bigwall-, Alpin-, technisches und Sportklettern, Soloing und Free Soloing, Eis- und Mixedklettern, Dry Tooling, Skialpinismuswettkampf, Ski-, Snowboard und Schneeschuhtouren, Pistentourengehen, Freeriden, klassischer Alpinismus, Höhenbergsteigen, Bergwandern, Klettersteiggehen und Trekking …

Auch wenn man nicht alle Entwicklungen innerhalb des Bergsports nachvollziehen mag: Sie sind unaufhaltbar und, wie bereits erwähnt, ein Ausdruck ihrer Zeit und damit ein Spiegel der gesamten Gesellschaft. Werfen wir deshalb – ohne Anspruch auf Vollständigkeit – einen Blick darauf, wie das Bergsteigen in den letzten Jahren von den Veränderungen in der Gesellschaft, der Wirtschaft, der Politik und der Technik geprägt wurde.

Gesellschaftliche Entwicklungen: Individualisten und -innen ahoi

Eines der Leitmotive unserer verwöhnten (westlichen) Gesellschaft von heute? Die Selbstverwirklichung. Ein Motto, dem viele von uns viel Platz einräumen – und das sich perfekt dazu eignet, unser Tun, in welchem Bereich auch immer, zu rechtfertigen. Das gilt auch für das Bergsteigen: Wir sind zu einem Haufen von Individualisten geworden, die ihre persönlichen Träume mehr oder weniger konsequent und rücksichtslos zu verwirklichen versuchen. Oder bes-



Suche nach dem Gleichgewicht: Klettern und Yoga in Südfrankreich.

ser gesagt: Individualisten und Individualistinnen. Denn mit der Emanzipation der Frau in den letzten Jahrzehnten ist auch die Zahl der weiblichen Bergsteiger markant angestiegen: 1998 zählte der Schweizer Alpen-Club (der ja erst 1980 mit dem Schweizer Frauenalpen-Club fusioniert hatte) 20.833 weibliche Mitglieder, Mitte 2008 waren es bereits 39.437 (von total 121.000 Mitglieder) – der Frauenanteil des SAC hat sich damit in zehn Jahren beinahe verdoppelt. Das deckt sich mit dem Bild des Deutschen Alpenvereins (DAV): Der weltweit grösste Alpinistenverband wird immer weiblicher: betrug der Frauenanteil 2004 noch 37,1 Prozent, waren es Ende 2007 bereits 39,1 Prozent (bei einem Gesamtmitgliederstand von 782.753). Allerdings: Die Frauen, die bei diesen Vereinen Spitzenpositionen im Zentralvorstand und in den Sektionen belegen, machen in der Statistik ein paar kümmerliche, an einer Hand abzuzählende Prozentpunkte aus.

Indische Frauenpower: Frauenexpedition im nordindischen Garhwal-Himalaja.



Im Gelände sieht es besser aus: Insbesondere im Fels trifft man sehr viele Frauen an, die auch auf hohem Niveau und im Vorstieg klettern, speziell in relativ sicheren Klettergartenrouten; auf Skitouren sind Frauen ebenfalls sehr gut vertreten (wenn auch weniger häufig als Leiterinnen der Tour), auf Hochtouren ist ihr Anteil hoch, aber nur wenige Frauen führen anspruchsvolle Hochtouren; das Gleiche gilt für das Höhenbergsteigen. Generell kann man sagen, dass die Frau aufholt und, je risikoärmer die Disziplin ist, desto stärker vertreten ist. Wenn wir in diesem Beitrag von Bergsteigern sprechen, sind also immer auch die Frauen gemeint.

Zur Verwirklichung von Träumen in den Bergen braucht es Geld und Zeit. Auch daran – wir sprechen von der Schweiz und vergleichbaren Ländern – mangelt es uns heute nicht mehr. Früher mussten sich Bergsteiger meist mit Gleichgesinnten zusammenschliessen, um überhaupt an und auf die Berge zu kommen: Lose Vereinigungen wie die vor fünfzig Jahren in der Schweiz entstandene BGA (Bergsteigergruppe Alpina) erhielten ihre Daseinsberechtigung unter anderem dadurch, dass der einzelne Bergsteiger auf das Netz der Gruppe angewiesen war. Das hat sich geändert: Jeder Bergsteiger – Ausnahmen bestätigen die Regel – hat heute ein eigenes Fahrzeug und eine komplette Ausrüstung und kann damit frei entscheiden, wann und mit wem er in die Berge will. Jedermann ist mobil, und wer kein Auto hat, verzichtet aus Überzeugung darauf und hat dafür ein Generalabonnement für die öffentlichen Verkehrsmittel, das ihm, mit etwas mehr Zeit und Planung, ebenfalls freien Zugang zu den Bergen erlaubt. Zudem sind die Arbeitszeiten und -modelle flexibler geworden, wodurch sich neue Freiräume öffnen. Viele Paare im »besten Bergsteigeralter« haben zudem keine Kinder, was wiederum mehr Zeit für die Berge ergibt.

Überhaupt haben sich die Möglichkeiten, wie wir unsere Freizeit verbringen können, in den letzten Jahrzehnten radikal verändert und vervielfacht – alles ist möglich, alles ist käuflich. Nicht, dass sich dadurch das Leben vereinfacht hätte; die Frage nach seinem Sinn taucht in unserer übersättigten, an Möglichkeiten nicht mangelnden Gesellschaft offenbar häufiger auf als in einem Umfeld, wo es um das nackte Überleben geht. Eine Antwort auf diese Sinnfrage liegt für viele Menschen in unserer Gesellschaft im Zauberwort Leistung. Leistung am Arbeitsplatz, Leistung in der Freizeit: Ein Dauerstress, für den auch viele Bergsteiger anfällig sind, die sich dieses Denken – immer höher, immer schneller – zum Leitsatz machen. Man versucht, sich beim Sportklettern gradweise zu steigern; bei einer Skitour einen persönlichen Rekord zu unterbieten; alle Viertausender der Alpen zu sammeln, die Seven Summits oder gar alle vierzehn Achttausender zu besteigen ...

Das Rekorddenken vieler Bergsteiger wirkt krankhaft. Aber warum sollten die Bergsteiger »besser« sein als die Gesellschaft als Ganzes? Im Gegenteil: Das heute so modische Prestigedenken kann leider hervorragend auf das Bergsteigen übertragen werden; so stehen denn auch Prestigeziele wie Eiger und Everest hoch im Kurs. Mit der Besteigung des Gyachung Kang, der zwar mit 7922 Metern nahe an die Achttausendergrenze kommt, dessen Namen aber niemand kennt, punktet man weniger als mit der Besteigung der berühmten Ama Dablam über die Normalroute – auch wenn letztere satte tausend Meter niedriger, von unten bis oben mit Fixseilen verhängt und entsprechend einfacher zu besteigen ist. Ziele werden also von Bergsteigern, die ihr Ego gerne über den Sport aufpolieren, nicht zuletzt nach dem Sozialprestige ausgesucht, das sie verheissen. Entsprechend hoch ist der Druck, die Vorgabe dann auch erreichen zu müssen. Das führt zu neuen Gefahren: Das Matterhorn muss um jeden Preis bestiegen werden, auch wenn man unakklimatisiert von Hamburg anreist und, Wetterprognosen hin oder her, nur eine Woche Ferien hat. Der Everest muss fallen, auch wenn man ihm nur mit massiver Unterstützung von aussen – Hochträger, Fixseile und Sauerstoff aus der Flasche à discrétion – auf das Haupt steigen kann. Und wenn's nicht klappen sollte, erhebt man Regressansprüche an den Expeditionsleiter, der sich, wie alle Anbieter, zusehends mit komplizierten Verträgen vor allfälligen Haftungsklagen schützen muss ... Diese leider oft erkennbare Anspruchshaltung kann, gerade an den höchsten Bergen, zu einer egoistischen Haltung führen. Andere Bergsteiger in Not? Kein Grund zur Hilfe. Tote Bergsteiger am Weg? Kein Anlass zur Umkehr. Oft ist es aber nicht so sehr der Egoismus, der zu solchen Handlungen führt, sondern die eigene Überforderung. Das heisst: Man ist im kritischen Moment (und in kritischen Höhen) nur mit sich selbst beschäftigt und hat keine Reserven für andere.



Auszeit mit Zelt: Trekker im Annapurna-Gebiet (Nepal).

Die Überforderung: Ein Thema nicht nur im Bergsteigen von heute, sondern in der Gesellschaft allgemein. Nur kann sie in den Bergen zum Tode führen. Gemäss Experten ist die falsche Selbsteinschätzung eine der Hauptursachen von Unfällen. So sagte der

Mediziner und Bergsteiger Oswald Oelz einmal zu den Gründen für Bergunfälle: »Es ist nicht die schlechte Ausrüstung, sondern es sind die mangelnde Erfahrung, das mangelnde Können und die Überschätzung, dementsprechend ein ungenügender Respekt vor der Aufgabe.« Oder Alex Clapasson, Gründer der Bergsteigerschule Uri: »…es gibt auch leider immer wieder Leute, die in den Bergen wirklich nichts verloren haben.« Die Selbstüberschätzung kann zu Unfällen führen – nicht nur beim Autofahren, sondern auch beim Bergsteigen. Hier haben die Alpinvereine, zusammen mit Bergsteigerschulen und Bergführern, eine zentrale Aufgabe als Ausbildungsorganisationen. Aber müsste sich nicht unsere Gesellschaft als Ganzes ändern, damit die Menschen wieder bescheidener werden? Grassiert nicht generell ein ungeheurer Druck, Leistung an den Tag zu legen, da man meint, ohne Vorzeigeresultate – hohe Berggipfel und Bankkonten, schnelle Sportwagen und Superjachten, durchgestylte Ferienhäuser und Familien – nicht bestehen zu können?

Zum Glück gibt es den Grossteil der Bergsteiger, die sich nichts aus solchen Gedanken machen. Die einfach in die Berge gehen aus Freude an der Natur, der Bewegung und dem Zusammensein. Und das wird sich auch in Zukunft nicht ändern.



Archaische Transportmittel: Traggestelle im Baltoro (Pakistan).



Hohes Berufsrisiko: Träger im gefährlichen Paiju-Fluss (Baltoro, Pakistan).

Wirtschaftliche Entwicklungen: 2 Wochen Nepal für 2000 Euro

Eine kleine Reise gefällig? Dann nehmen Sie sich doch eine Auszeit von drei Wochen und fliegen an den höchsten Berg der Antarktis: Der Mount Vinson, einfach zu besteigen und immerhin 4897 Meter hoch (dummerweise knapp unter der Fünftausendergrenze, macht sich aber dennoch gut auf dem Markt der Eitelkeiten) ist für 21.400 beziehungsweise, je nach Anbieter, 23.300 Euro zu haben! Das scheint Ihnen viel Geld? Seien Sie sich bewusst, dass die Vinson-Besteigung geradezu ein Schnäppchen ist im Vergleich zur nur halb so lang dauernden Nordpol-Skireise (Luxusvariante 19.700 Euro). Oder auch im Vergleich zum Everest; dieser kommt Sie auf 32.000 Euro von der Südseite zu stehen – dafür dürfen Sie 62 Tage lang frieren, schwitzen und leiden. Wenn Ihnen das zu viel ist, dann wählen Sie doch den ästhetisch weniger überzeugenden, aber ökonomisch durchaus ansprechenden Aufstieg über die Nordseite: nur 25.200 Euro für 61 Tage Expedition! Aber es gibt auch das Gegenteil – Fernreisen, die Sie günstiger zu stehen kommen, als wenn Sie daheim hocken bleiben: Für rund 1800 Euro wandern Sie zwanzig Tage lang durch das nepalesische Everestgebiet! Flug ab Europa inbegriffen ...

Reisen und Gipfel werden heute gesammelt wie Briefmarken, und das Abhaken der Ziele beschränkt sich schon längstens nicht mehr auf die Alpen, sondern hat sich auf die berühmten Berge und Trekkinggebiete der Welt ausgedehnt. Und der aus dem Extrembergsteigen schon länger bekannten Dynamik ständiger Übertrumpfung kann inzwischen auch im Massenbergsteigen fröhlich nachgelebt werden.

Der Mehrheit der Menschen in der Schweiz geht es wirtschaftlich gut; wer sich das Bergsteigen leisten kann, zählt normalerweise dazu – es sind eher die extremen Bergsteiger, die oftmals knapp bei Kasse sind, weil sie ihrer Leidenschaft alles andere unterordnen, das Training sehr aufwändig ist und sie damit kaum Zeit haben, einer »normalen« Arbeit nachzugehen; zudem sind im Bergsport wenig Sponsorengelder zu holen. Aber zurück zum Durchschnitt: Ehemals exklusive Güter – dazu gehören Flugreisen, Autos und die für Freizeitaktivitäten erforderliche Ausrüstung – sind allgemein verfügbar, die Einkommen sind hoch und die Arbeitssituation im allgemeinen geregelt und stabil. In vielen Familien verdienen sowohl Frau als auch Mann, kinderlose Paare kommen auf hohe Doppelverdienereinkommen. So hat sich in den letzten zwanzig Jahren eine Konsum-, Spass- und Freizeitgesellschaft aufbauen können, wie wir sie nie zuvor kannten. Die Hersteller und Anbieter von Waren und Dienstleistungen haben das neue Potenzial schnell erkannt – auf das Bergsteigen übertragen, hat dies einerseits zu einem zuvor nie gekannten Boom von Bergreisen, Expeditionen und Trekkings geführt, anderseits zu einer ständig wachsenden Outdoor-Ausrüstungsbranche, die in den letzten Jahren nochmals tüchtig zugelegt hat, nicht zuletzt dank dem neuen, grossen Kundensegment der Frauen.

Unsere Erlebnisgesellschaft ist, nach einem eigennützigen Lustprinzip, auf das Erreichen von möglichst viel Genuss ausgerichtet – dass bei diesem Lebensziel Werte wie Solidarität, Anstrengung und Geduld oft verloren gehen, gehört dazu. Für das Bergsteigen bedeutet dies: Ein Ziel nach dem anderen wird abgehakt. Das heißt dann manchmal auch, dass man für das Wochenende mehrere Optionen in Betracht zieht und je nach Wetter, Lust und Laune sich für die »beste« entscheidet – und dafür auch mal eine bereits getätigte Reservation in einer Hütte nicht beachtet oder einen Bergführer versetzt ... Man jettet von einem Berg zum andern, von einem Trekking zum nächsten und sucht völlig sinnlose Rekorde, um sich abzuheben. Das gilt speziell für den Everest: der erste Bergsteiger mit einer Arm- und einer Beinprothese oder umgekehrt, der erste Aborigine, die jüngste Südafrikanerin von der Nord- und der Südseite ...



Der Gast ist der König: Der Balti-Führer kocht für die Trekkerin (Pakistan).

Man kann sich ein Schmunzeln nicht verkneifen, wenn man hört, dass die im Herbst 2006 geplante Gourmetexpedition zum Cho Oyu der ehemaligen Spitzenlangläuferin Manuela Di Centa, ihrem Mann Fabio Meraldi und dem Koch Andrea Sarni im Basislager einer hinterhältigen »Attacke« zum Opfer gefallen ist: Ein ausser Rand und Band geratener chinesischer Lastwagen überfuhr kurzerhand das Messezelt und damit die ganze für die aufwändigen Menüs vorgesehene Ausrüstung, darunter Kristallbecher, Kücheninstrumente und Kommunikationsgeräte. Nach dem Schmunzeln das Kopfschütteln: Aus welcher Sinn-Leere entstehen solche Ideen? Man würde ja nichts sagen, wenn das der persönliche Traum einer Handvoll Spinner wäre; aber nein, sie gehören offensichtlich zur Marketingstrategie des Spitzenkochs Sarni und der Ex-Spitzensportlerin und Parlamentarierin Di Centa. Sind einzelne Bergsteiger heute so verloren, dass sie um jeden Preis nach Auf-

merksamkeit ringen? Ist dies nicht allgemein ein Problem unserer Gesellschaft? Die verzweifelte Suche nach etwas Anerkennung? Das Bergsteigen ist einmal mehr nur der Spiegel einer Entwicklung: Wer in unserer hektischen Gesellschaft nicht in sich ruht, geht gerne verloren. Wer nicht verloren gehen will, versucht, in irgendeiner Form – und mehr oder weniger sinnvolle Leistungen an den Bergen können eine dieser Formen sein – Aufsehen zu erregen.

Was folgt morgen? Der nächste, noch geilere Kick? Die kleinen Abenteuer an den Bergen vor der Haustür scheinen heute vielen nicht mehr zu genügen, um den Drang zu stillen, zumindest kurzfristig aus dem System auszubrechen.



Blick von oben herab: Das Bergdorf Askole im Baltoro-Gebiet (Pakistan).

Politische Entwicklungen: Kein Berg ist mehr fern

1950 öffnete sich, nach einer langen Isolation, der Himalajastaat Nepal. Bereits 1952 waren Schweizer am Everest unterwegs. Und 1956 folgte die erfolgreiche Schweizer Everest- und Lhotse-Expedition, der sowohl die Erstbesteigung des Lhotse als auch die Zweit- und Drittbesteigung des Everest gelang. Allein schon die Anreise an die zwei Achttausender war ein Abenteuer: Man reiste per Bahn von Bern nach Genua, dann weiter per Schiff nach Mumbay, dem früheren Bombay. Von der indischen Stadt reiste man ein paar Tage per Ochsenkarren weiter, dann begann der beinahe zwei Monate dauernde Anmarsch ins Basislager am Everest. Die ganze Expedition dauerte also rund 24 Wochen, fast ein halbes Jahr! Wer heute an den Everest geht, investiert normalerweise gerade noch ein Drittel dieser Zeit, nämlich etwa acht Wochen. Die langen Anmärsche fallen durch die bis in die Nähe der Basislager ausgebauten Flugplätze weg, und das Reisen an sich hat sich um ein Vielfaches verbilligt.

Konnte früher nur eine Elite – die Bergsteiger mussten entweder ein hervorragendes Niveau aufweisen, um zu einer Expedition eingeladen zu werden, oder sie waren ganz einfach wohlhabend – Auslandsreisen unternehmen, so stehen heute auch die längsten und teuersten Unternehmungen einer breiten Schicht von Gutverdienenden offen, deren bergsteigerisches Niveau oft höchst mittelmässig ist. Und durch die verhältnismässig geringe Zeit, die man dafür benötigt, sind immer wieder neue Reisen möglich.

Dazu kommt, dass die politischen Veränderungen in den letzten zwei Jahrzehnten neue Ziele für die Bergreisenden eröffnet haben: Mit dem Ende des Kalten Kriegs ab 1985 und dem Zusammenbruch der Sowjetunion 1991 rückten die Berge von Kirgisistan, Kasachstan, des Altai, der Kamtschatka-Halbinsel und von Georgien näher. Auch davor konnte man an einzelne Berge dieser Regionen reisen; aber die Reisen waren schwieriger und mit administrativen Hürden verbunden. Auch in Asien – »neue« Täler in China, Indien, Pakistan und Nepal – haben sich weitere Ziele ergeben, und Länder wie Vietnam, Myanmar, Iran oder Oman tauchen sowieso erst seit wenigen Jahren in den glänzenden Prospekten der Veranstalter auf. Diese berücksichtigen bei ihren Angeboten, dass eine normale Bergreise nicht länger als drei Wochen dauern sollte, weil kaum einer mehr lange Ferien am Stück bekommt und man eine Sonderbewilligung braucht, um einmal vier und mehr Wochen am Stück auf Expedition zu gehen.

Doch diese Entwicklung hat zu einer neuen Belastung geführt: dem Stress, der auch auf die Freizeit übergreift und dem man mit effizientem »Zeitmanagement« beizukommen versucht: Zürich – Gipfel der Ama Dablam – Zürich retour in zwölf Tagen; ein in zweieinhalb Wochen gepresstes Trekking über einen hohen Fünftausenderpass in Pakistan; Nordpol in einer Woche (Champagner am 90. Grad inbegriffen) oder die hohen Fünftausender Kilimanjaro und Elbrus, in jeweils acht Tagen und ohne jegliche Akklimatisations- oder Reservezeit – kein Wunder, dass da der eine oder andere die Höhepunkte wegen einer ordentlichen Höhenkrankheit verpasst. Und vor allem: Wo bleibt das Erleben? Wo bleibt die Zeit, die Seele nachkommen zu lassen? Wo bleibt die Zeit, von der Reise zu zehren, sie zu verarbeiten? Denn kaum daheim, fällt man ja wieder dem ganz normalen Alltagsstress anheim ... Und die Fotos bleiben zwei Jahre lang unaufgeräumt liegen, bis sie sich endgültig mit den Bildern und Namen der nächsten drei Reisen vermischt haben.

Noch im hintersten Tal in Nepal denken wir daran, dass wir ein Internet-Café finden sollten, um jenes für den nächsten Auftrag wichtige E-mail zu verschicken. Im arktischen Eis kommunizieren wir per Satellitentelefon mit dem Arbeitgeber über das Konzept, das wir vor unserer Abreise abgegeben hatten. An der Lagune in Chile am Fuss des Vulkans, den wir eben bestiegen haben, können wir nicht entspannen, weil wir wissen, dass uns gleich nach unserer Heimkehr ein voller Terminplan erwartet.

Heute ist kein Berg mehr weit weg. Nur wir sind manchmal weit weg vom Berg ...

Technische Entwicklungen: Satellitentelefon und Softshell

Schnell trocknende Unterwäsche aus mit Silberfäden verstärkten Mikrofasern. Hightech-Softshells, die sich am Berg und in der Stadt modisch und funktionell gut machen. Uhren mit allerlei Knöpfen, bei denen man am Berg vor lauter Funktionen beinahe die Zeit vergisst. »Women Lifestyle«-Ausrüstung für die Bergsteigerin in blush pink oder radar blue. Das Satellitentelefon, mit dem man aus dem Basislager schnell bei den Liebsten daheim nachfragen kann, was es zum Mittagessen gibt oder mit dem man von einer im Sturm verlorenen arktischen Eisscholle Rettung anfordern kann. Oder mit dem ein berühmter Alpinist, der an einem patagonischen Berg von der nackten Angst überfallen wird, daheim in Europa beim Psychologen Rat holt.

Dann der Laptop, der wie das Satellitentelefon inzwischen bei vielen Expeditionen zum Standard gehört, und mit denen man die Wetterberichte am Fuss des Everest online abfrägt. Man kann damit auch beinahe in »real time« seine Website füttern – ein gutes Marketinginstrument für die Profi-Bergsteiger und ihre Kleinunternehmen, das allerdings dazu führt, dass den Akteuren weniger Zeit zum Bergsteigen bleibt und die Konsumenten mit ungefilterten Informationen überflutet werden, während früher nur die wichtigsten Leistungen an die Öffentlichkeit gelangten. Heute erregt jene Expedition am meisten Aufsehen, die sich am besten medial inszeniert (was wiederum an die Summe der Gelder gebunden ist, die man investieren kann) – das Paradox beginnt da, wo die Inszenierung wichtiger wird als das Abenteuer selbst, und hört dann auf, wenn der Supergau eintritt. So geschehen, als der Spitzenbergsteiger Jean-Christophe Lafaille im Januar 2006 bei einem Versuch der Winterbesteigung des Makalu im Alleingang verscholl. Vor seinem Aufbruch schrieb er auf seiner Internetseite: »Ich finde es faszinierend, dass es auf unserem Planeten noch immer Orte gibt, von denen dich keine noch so moderne Technologie retten kann. Orte, an denen du nur noch dein nacktes – und wahres – Selbst bist.« Wochen später riss der Mitteilungsfluss ab. »Lafaille vermisst. – Keine Nachricht von Lafaille.«



Moderne Kommunikation: Heute telefoniert der Kletterer von unterwegs nach Hause (Salbitschijen, Uri, Schweiz).



Gut ausgerüstet nach oben: Mit Ski auf dem Weg zur Tschima da Flix (Graubünden, Schweiz).

Und irgendwann die Feststellung, dass die Stille der Wirklichkeit den Lärm aller Kommunikationskanäle übertönt.

Die Entwicklung der Ausrüstung in den letzten fünfzig und insbesondere in den letzten zehn Jahren hat massgeblich zur Steigerung der Leistungen beigetragen, ja nachgerade eine Explosion der erreichten Schwierigkeiten ermöglicht. So sehr, dass heute Fortschritte nur noch in winzigen und für den Aussenstehenden nicht nachvollziehbaren Nuancen feststellbar sind (umso wichtiger wird deshalb in den Diskussionen innerhalb der Bergsteigerszene wieder die eingangs erwähnte Stilfrage).

Generell lässt sich diese Entwicklung unter drei Begriffen zusammenfassen: leichter, zweckmässiger, modischer. Und die Forschung ist noch nicht abgeschlossen: Man greift heute mehrheitlich auf synthetische Materialien zurück, die wasserfest, windabweisend und atmungsaktiv und vor allem viel leichter als früher sind; doch auch die Naturfaser Wolle erlebt zur Zeit ein Comeback. Der Bergsport hat innerhalb der gesamten Outdoor-Branche eine kommerzielle Bedeutung erreicht, die heute auch grosse Firmen anzieht – als Beispiel sei Nike genannt, die mit ihrer Marke ACG nun auch in den Bergsektor expandiert hat. Die meisten bedeutenderen Firmen werden zu Komplettausrüstern, das heisst sie bieten vom Schuh und der Socke über die Unterhose bis zur Daunenjacke alles an. Einzelne Anbieter, wie zum Beispiel Mammut oder Salewa, dehnen dies auch auf die »Hardware« aus, bieten also neben der Bekleidungspalette auch die technische Ausstattung (vom Karabiner über das Klettersteigset zum Eisgerät) an. Mit der Ausrüstung hat sich auch die Gebirgsrettung entwickelt: Man kann per Handy alarmieren und wird mit Nachtsichtfluggerät und dem Einsatz modernster Longline-Rettung aus der Eiger-Nordwand geflogen ...

Auch im Ausrüstungsbereich wird also weiter getüftelt. Einzelne Entwicklungen werden das Bergsteigen weiter beeinflussen und mithelfen, die Leistungen zu steigern, andere werden als reine Marketing- und Verkaufsinstrumente ihre Zeit nicht lange überleben. Und doch können wir, zu unserer Beruhigung, feststellen: Die Ausrüstung ist nur ein Teil im Erfolgsmosaik; entscheidend ist nach wie vor der Mensch, der immer im Zentrum steht und der das für seine Ziele richtige Material auswählen und beherrschen muss. Der Erfolg hängt in erster Linie von seinem Können und seiner mentalen und physischen Stärke ab. Vielleicht werden in der Zukunft die zwei gegenläufigen Tendenzen stärker ausgeprägt sein: Jene Bergsteiger, die auf die modernsten Errungenschaften der Ausrüstungs- und Kommunikationsbranche zurückgreifen, die anderen, die ihre Höchstleistungen zwar mit modernstem Material, aber mit möglichst wenig zusätzlicher Unterstützung (Sauerstoff, Hochträger, Fixseile usw.) durchzuführen versuchen, so wie es Spitzenalpinisten wie ein Alberto Iñurrategi oder ein Ueli Steck schon tun. Es gibt sie also auch heute noch, technologischen Overkill hin oder her, die Puristen, die die Entwicklung des Bergsteigens mit bewusstem Verzicht und deshalb im Sinne eines Paul Preuss oder eines Walter Bonatti vorantreiben.

Ausblick

In diesem Beitrag fehlt der Platz, um Marksteine aus einzelnen Disziplinen des Bergsports aufzuführen. Schmökern Sie in Fachpublikationen, surfen Sie im Internet – Sie werden staunen: Wir sind bei Leistungen auf einem für den Durchschnittsbergsteiger physisch und psychisch unvorstellbar hohen Niveau angelangt. Wie wird das Bergsteigen der Zukunft sein? Vielleicht ganz anders, als wir es uns heute vorstellen ... Sicher ist, dass die Besten die Leistungen noch weiter treiben werden und dass es für den Laien noch schwieriger sein wird zwischen extrem gut und noch besser zu unterscheiden. Die Spitze wird nach kreativen Wegen suchen, um neue Maßstäbe zu setzen und noch grössere Leistungen zu erreichen, bei denen auch das »Wie« klar definiert ist. Doch auch das Mittelfeld wird dank der hervorragenden Ausrüstung und der leichten Erreichbarkeit der Berge weiterhin an Niveau zulegen – getragen von Institutionen wie in der Schweiz dem SAC, der die Trends schnell erkennen muss, will er die »Kundschaft« nicht an kommerzielle Organisationen verlieren, die rascher auf Entwicklungen eingehen und massgeschneiderte Programme anbieten.

Aber eben, die Zukunft. Wie gesagt, die Leistungsspirale wird sich weiterdrehen. Und sonst? Wird es eine Rückbesinnung auf nahe, kleine Ziele geben? Einen Neuaufschwung des abenteuerorientierten, ein höheres Risiko in Kauf nehmenden traditionellen Kletterns? Wird das Thema Doping auch im Bergsteigen um sich greifen, weil die Spitze immer breiter und ihr Niveau immer höher wird und Verbesserungen in gewissen Bereichen nur mit medikamentöser Unterstützung möglich sein werden? (Dass es hier einmal gesagt sei: Diamox, das Zaubermittelchen vieler Trekker und Expeditionisten ist ein reines Dopingmittel – sein Wirkstoff Azetazolamid steht beispielhaft für die im Wettkampfsport verbotene Substanzgruppe der Diuretika.) Wird der klassische Alpinismus einen Einbruch erleben, wie einzelne Experten schon vermuten, auch, weil die Gefahren im Hochgebirge mit dem Anstieg der Temperaturen und den damit verbundenen Eis- und Steinschlägen zunehmen und verschiedene klassische Routen nicht mehr möglich sind? Werden an den Achttausendern feste Infrastrukturen entstehen, um den vielen Anwärtern den Aufstieg zu erleichtern und die ökologischen Auswirkungen des Ansturms besser in den Griff zu kriegen? Wird die Ausrüstung derart weiter entwickelt, dass wir in ein paar Jahren mit nur einer leichten Schicht bekleidet an den Nordpol gehen und ein paar Kilo hochkonzentrierte Nahrungsmittel für eine Arktisdurchquerung reichen werden?

Was auch immer ... Das Bergsteigen wird hoffentlich möglichst frei und ungeregelt und damit lebendig und wandelbar bleiben – das Anziehende daran ist ja gerade, dass jeder, ob er nun eine gemütliche, sonnige Klettertour im dritten Grad oder solo eine schwierigste Wand im Himalaja durchsteigt, sich seine persönlichen Ziele setzen und dabei das gleiche Glücksgefühl erreichen kann. Oder wie der grosse Yvon Chouinard in Bezug auf das Klettern einmal sagte: »Jeder hat die Möglichkeit, seine Regeln selbst aufzustellen, und wenn er das macht, kann er nur gewinnen.«

Bergsteigen, quo vadis? Überspitzt gesagt: Dorthin, wohin die Gesellschaft geht. Hauptsache, dass uns in den Bergen eines nicht abhanden geht: die Freude, ja, aber auch die Demut, die Ehrlichkeit und der Respekt vor dem Mitmenschen und der Natur.



Leben in den Bergen: Am Schluss zählen die Freude und der Respekt (Sewenhütte, Uri, Schweiz).

Autoren

Korbinian Ballweg, geb. 1987 in München. Student (Chemie/Bio Lehramt), verschiedenste alpine Sportarten von Klettern über Kajakfahren bis Skitouren, seit 2007 stellv. Bezirksjugendleiter des JDAV Bezirks München.

Michael Beek, geb. 1955 in Solingen, lebt zur Zeit mit seiner Familie im Chiemgau. Mehrere Nanga-Parbat-Expeditionen, Tibet- und Algeriendurchquerung, 1991 Gründung der Trekkingagentur »Himalaya-Nature-Tours« in Gilgit. Autor des Trekkingführer Nordpakistan.

Carla Bräunig, geb. 1985 in München, Studentin (Sportmanagement), Mitglied im Jugendvorstand der Sektion Oberland, seit Februar 2008 Schatzmeisterin im JDAV Bezirk München. Alpin in allen Bereichen unterwegs, aktiv als Boulderschiedsrichterin bei nationalen Wettkämpfen.

Dennis Cramer, geb. 1970, studierte Deutsch, Ev. Theologie und Sport an der PH Ludwigsburg. Ist heute als Realschulkonrektor und Schulbuchautor tätig. Er lebt mit seiner Frau und seinen drei Kindern bei Schwäbisch Hall. Publiziert seit 1994 Reisereportagen und literarische Miniaturen zu alpinen Themen.

Jürgen Einwanger, Dipl. Sozialpäd., freiberuflicher Pädagoge, Leitung des Bildungsprogramm »SPOT Seminare« der Österreichischen Alpenvereinsjugend. Mitarbeit im Leitungsteam von »risk´n´fun«-Prävention bei Risikosportarten (OeAV) und in internationalen Netzwerken zur Risikoprävention.

Dr. Hans Dietrich Engelhardt, Professor für Soziologie und soziale Arbeit mit den Schwerpunkten Organisations- und Qualitätsentwicklung, Selbstorganisation, Selbsthilfegruppen in Praxis, Lehre, Forschung; Hobbybergsteiger weltweit, seit 1975 zahlreiche teilweise expeditionsartige Unternehmungen in Ladakh. HDEngelhardt@web.de

Stephanie Geiger, Dr. phil, M.A., geb. 1977 in Murnau. Volontierte nach dem Studium bei der FAZ. Schreibt heute für die FAZ und deren Sonntagszeitung, Welt am Sonntag, Neue Zürcher Zeitung und andere. Lebt und arbeitet in der Nähe von Garmisch-Partenkirchen und in Berlin.

Ferdinand Hujer, geb. 1962, Studium Landespflege, seit 1992 im Straßenbauamt Ansbach zuständig für Umweltverträglichkeit, Naturschutz und Landschaftspflegerische Begleitplanung. Wohnort mit Familie in Lehrberg bei Ansbach. Im ersten Leben Höhlenforscher, im zweiten Leben Bergwanderer und Globetrotter mit Affinität zu Berggebieten.

Robert Jasper, geb. 1968, ist staatl. geprüfter Berg- u. Skiführer, Bergführerausbilder und Sportlehrer. Er zählt heute zu den führenden Extrembergsteigern weltweit und setzte vor allem im extremen Alpin-Bereich sowie im Eis und Mixedgelände neue, internationale Maßstäbe. 2003 wurde er vom Klettermagazin »Klettern« als der weltweit erfolgreichste Mixedkletterer gewählt, 2005 für den ›Piolet d'Or‹, »den Oscar des Alpinismus« nominiert.

Mag. Birgit Kohl, geb. 1981 in Hall (i.T.). Studium der Sportwissenschaften mit FB Prävention in Innsbruck. Instruktor (Sportklettern, Fit Jugend, Fit Erwachsene), Bergwanderführerin, Snowboardlehrerin. Derzeit im Referat Bergsport des OeAV für den Bereich Sportklettern tätig.

Christine Kopp, geb. 1967, arbeitet seit der Ausbildung zur Übersetzerin als freiberufliche Übersetzerin, Fachjournalistin und Autorin im Bereich Alpinismus; von 1994 bis 2007 Redaktorin der Alpinismusseiten der NZZ, hat neun Bergbücher – u.a. von Loretan, Bonatti und Cassin – übersetzt und zwei Filme realisiert. Sie wohnt in Bern und am Comersee.

Helga Kostka, geb. 1939 in Graz, Österreich, Dr. iur. Mag. phil., verh., 2 Kinder. Studierte Rechtswissenschaft an der Uni Graz und arbeitete nach der Ausbildung zur Rechtsanwältin als Juristin. Absolvierte später an der Uni Graz auch das Studium der Geschichte und veröff. mehrere Publikationen über hist. Themen; Mitglied der Akad. Sektion Graz des OeAV.

Waltraud Krainz, Mag. Dr., Kulturwissenschaftlerin und Sportkletterin, geb. 1969, selbstständig, lebt in Klagenfurt/Kärnten. Diss. zum Thema »Wirklich oben bist du niemals. Subjektkonstitution und Geschlecht rund um und auf dem Berg.« Lehrbeauftragte Uni Klagenfurt, diverse Projekte, Vorträge und Publikationen. Kletterte 1994 als erste Kärntnerin im 9. Grad.

Markus Larcher, geb. 1962 in Meran, Studium der Theaterwiss. und Publizistik in Wien. Ausbildung zum Theaterpädagogen. Seit 1993 publizistisch tätig, ab 2003 als Journalist beim Südtiroler Wochenmagazin »ff«. Autor verschiedener Sachbücher (u.a. Heini-Holzer-Biografie, Neuaufl. 2007, Edition Raetia) und Gestaltung zahlreicher Filmdokumentationen für den ital. Staatsrundfunk RAI-Sender Bozen.

Oliver Lindenthal, geb. 1968 in München, Diplom-Forstwirt und Staatlich Geprüfter Berg- u. Skiführer. Seit 1997 freiberuflicher Bergführer. Mitglied in den DAV Bundeslehrteams Naturschutz und Bergsteigen. Seit Herbst 2007 hauptamtlich für die Betreuung des Naturschutz-Lehrteams in der Bundesgeschäftsstelle zuständig.

Nicholas Mailänder, geb. 1949 in Stuttgart, Diplompädagoge, gilt als Pionier der Sportkletterbewegung in den Alpen. Der Wahlmünchner war von 1991–99 beim DAV für den Arbeitsbereich Klettern und Naturschutz zuständig. Lebt heute als freier Schriftsteller in München und beschäftigt sich mit der Geschichte des Bergsteigens und seiner Institutionen.

Jan Mersch, geb. 1971, Mag. rer. nat. Psychologie, lebt mit Frau und Kindern im Chiemgau. Bergsteigen und Skitouren seit Kindheit, Klettern und Alpinismus seit 1985 in Europa, USA und Asien. Seit 1993 Staatl. geprüfter Berg- u. Skiführer. Eigene Bergschule »Erlebnis Berg«, Mitglied im DAV-Lehrteam. Co-Autor der SnowCard. Veröffentl. in Büchern und Zeitschriften.

Bernhard Mock, geb. 1972, südtiroler Alpinist, als Geometer und ehrenamtlich in der Alpin- u. Jugendführerausbildung der Alpenvereinsjugend tätig. Initiierte und begleitet das Projekt »junge Alpinisten« der AV-Jugend Südtirol.

Petra Nachbaur studierte Vergleichende Literaturwissenschaft, lebt als freie Autorin und Journalistin am Fuß der Tschaggunser Mittagsspitze und im 6. Wiener Gemeindebezirk. Arbeitet regelmäßig für die Tageszeitung »Der Standard«, fallweise für »Wespennest«, »Weiberdiwan« und andere Medien.

Eberhard Neubronner, geb. 1942 in Ulm, lebt und arbeitet als Schriftsteller. Bücher u.a. »Der Weg« (DAV-Literaturpreis 1994), »Das Schwarze Tal« (1996), »Die Insel Nevermore – Geschichten von draußen« (2004, unveröffentlicht).

Martin Roos, geb. 1967, sattelte nach dem Biochemiediplom auf Wissenschaftsjournalismus um. Als freier Autor, wechselweise wohnhaft in München und Valencia, schreibt er vor allem über medizinische und erdkundliche Themen. Reise und Alpinismus gehören mehr und mehr zu seinem Portfolio. 2007 erschien sein Wanderführer »Costa del Azahar«. Autorenhomepage: www.genuancen.net

Ingrid Runggaldier Moroder, geb. 1963 in Bozen, aufgewachsen in Gröden. Germanistik und Anglistikstudium in Innsbruck. Übersetzerin in der Landesverwaltung der Provinz Bozen Südtirol, freie Mitarbeiterin für verschiedene Zeitschriften, Radio und Fernsehen. Verschiedene Filmdokumentationen. Kulturreferentin beim AVS und Mitglied des Verwaltungsrates des Internat. Bergfilmfestivals der Stadt Trient.

Dr. phil. habil. Martin Scharfe, geb. 1936 in Waiblingen (Württemberg), Uni.Prof. für Europ.Ethnologie/Kulturwissenschaft. Studium der Volkskunde, Kunstgeschichte, Soziologie etc. in Tübingen. Hochschultätigkeit in Tübingen (1968-1985) und Marburg (1985-2001). Gastprofessuren in Stockholm, Graz und Innsbruck. Lebt und arbeitet in Marburg an der Lahn. Veröffentlichte 2007 ›Berg-Sucht. Eine Kulturgeschichte des frühen Alpinismus 1750-1850‹.

Martin Schemm, geb. 1964, Historiker, lebt in Hamburg, veröffentlichte den Roman »Das Heidenloch«, den Thriller »Todeskontakt« und publiziert als nebenberuflicher Autor im Phantastik-Genre, gewann mit der Scienc-Fiction-Story »Das Lazarus-Projekt« 2007 den Deutschen Phantastik Preis (Infos unter: www.martinschemm.de)

Mag. Dr. Ingeborg Schmid-Mummert, geb. 1973, Volkskundlerin, Romanistin. Mitarbeiterin im »Historischen Alpenarchiv«, einem gemeinschaftlichen Projekt von OeAV, DAV, AVS. Dissertation über tödliche Bergunfälle im Spannungsfeld des frühen Verbandsalpinismus.

Pit Schubert, Jahrgang 1935, Dipl.-Ing. (FH), eineinhalb Jahrzehnte in der Luft- und Raumfahrt tätig, von 1968 bis 2000 Leiter des DAV-Sicherheitskreises. Jahrzehnte lang Mitglied in den Normengremien von DIN (CEN) und UIAA sowie Obmann des ersteren und Präsident des letzteren. Zahlreiche Publikationen zum Thema »Sicherheit am Berg«. Verschiedene Preise und Auszeichnungen (u.a. Bundesverdienstkreuz).

Thorsten Schüller, geb. 1964, arbeitet als Redakteur. Neben zahllosen Touren in den Alpen hat der gebürtige Kieler, der in der Nähe von München lebt, hohe Gipfel im Himalaya, in Südamerika sowie in Zentralasien bestiegen. 2007 erschien sein Reisereportagenband »Canasta im Schneesturm«.

Peter Schwarz, geb. 1945, tech. Angestellter in einem Forschungsinstitut, befasst sich seit vielen Jahren mit der Erforschung der Geschichte seines Wohnorts Grainau und im Raum Garmisch-Partenkirchen. Zahlreiche Aufsätze mit den Schwerpunkten Technikgeschichte im Gebirge und Bergbau (u.a. »Das Molybdänbergwerk Höllental 1907-1925«).

Franz Speer, geb. 1947 in Lenggries, Dipl.-Ing. Landespflege (TU München-Weihenstephan), ab 1978 Mitglied im DAV-Ausschuss zum Schutz der Bergwelt (Umweltausschuss), seit 1981 hauptamtlich im DAV-Referat jetzt Ressort Natur- und Umwelt tätig, seit 2004 zusätzlich für die DAV-Kampagne »So schmecken die Berge« zuständig. Mitglied im Naturschutzbeirat der Reg. von Oberbayern und im Präs. der Bay. Akad. für Naturschutz u. Landschaftspflege, Mitbegründer der Isar-Allianz.

Christian Stangl, geb. 1966, Wohnort Hall bei Admont; Steiermark/Österreich, gelernter Beruf Elektrotechniker (1986 bis 2001). Alpinismus in allen Spielarten. Seit 2002 professioneller Skyrunner, Sponsorverträge, Vorträge für Firmen, Bergführertätigkeit.

Rollo Steffens, geb. 1955 in Hamburg. Lebt als freier Journalist in München. Seit fast 30 Jahren beim DAV, Mitglied beim ÖAK in Wien. Extremer Kletterer und Allroundbergsteiger in den achtziger und neunziger Jahren, kennt die großen Wände in den Alpen, war ab 1984 mehrfach im Karakorum, Pamir, Tien Shan und im Kun Lun. Befasst sich als Autor seit fast zwei Jahrzehnten mit alpiner Geschichte.

Robert Steiner, geboren 1976, lebt in Calw/Baden-Württemberg. Schriftsteller (»Selig, wer in Träumen stirbt«, »Stoneman«, Panico-Verlag), Bergsteiger (u.a. dreifacher Besteiger des Khan Tengri, sanierte 2007 die Westgratroute mit Bohrhaken), Lehrer.

Daniela Tollinger, Mag. phil., Studium Erziehungswiss., Kulturmanagement und Propädeutikum an der Uni Innsbruck, Leitung von risk´n´fun seit 2002, Snowboarderin. Mitarbeit und Konzeptionierung verschiedenster Projekte im Kultur- u. Snowboardbereich mit den Arbeitsschwerpunkten Kommunikation u. Projektmanagement, Mutter von Greta und Matteo.

Wolfgang Wahl, geb. 1965, Dr. phil., Studium der Philoso-

phie, Soziologie und Pädagogik, Master-Abschluss in Social Work, Staatl. gepr. Berg- und Skiführer, seit 1998 hauptamtlicher Bildungsreferent der JDAV, zahlreiche Publikationen zu Themen der Jugendarbeit, Erlebnispädagogik, Sozialen Arbeit und Philosophie.

Charly Wehrle, geb. 1949 in Wangen/Allgäu, hat sich als Hüttenwirt, Fotograf, Maler und Buchautor einen Namen gemacht (Infos: www.charly-wehrle.de).

Otti Wiedmann, geb. 1935, verheiratet, 3 Kinder, 4 Enkel, Bergsteiger u. Kletterer seit 1954. Neben Steilwandbefahrung und Erstbegehungen über 1500 Alpinanstiege im V./VI. Grad, war er, mit Andi Orgler, an der ersten mitteleuropäischen Entwicklung des Eisfall- u. Mixkletterns in den Achtzigerjahren beteiligt. Kletterte bis vor 2 Jahren noch alpin im VII. Grad.

Jürgen Winkler, erlernte das Fotografenhandwerk und arbeitete einige Jahre in der Industrie- und Werbefotografie. Dann freischaffender Fotograf mit dem Schwerpunkt Fotografie im Gebirge. 1970 Teilnehmer der Nanga-Parbat-Expedition zur Rupalwand, seit 1974 staatlich geprüfter Berg- und Skiführer. Er ist berufenes Mitglied der Deutschen Gesellschaft für Photografie und national und international mehrfach ausgezeichnet. Diverse Ausstellungen im In- und Ausland.

Stefan Witty, geb. 1961, Dipl.-Biologe, FÜL-Skihochtouren, aktiver Kletterer und Umweltpädagoge (TZI-Diplom), konzipierte und leitete das DAV-Bundeslehrteam Naturschutz von 1991 bis 2004. Von 1992 bis 2006 war er für den DAV als Leiter der Abteilung »Natur- und Umweltschutz«, 2007/08 als Geschäftsbereichsleiter »Hütten, Naturschutz, Raumordnung« tätig. Arbeitet heute freiberuflich.

Lene Wolny, geb. 1977 in Graz, nach Publizistikstudium in London mehrere Jahre als Radioredakteurin in Österreich tätig. Derzeit Chefredakteurin der Alpenvereinspublikationen »3D - Denkraum für Jugendarbeit« und »4U - Magazin der Alpenvereinsjugend«.

Oskar Wörz, geb. 1940. Physikstudium in Innsbruck, spätere berufliche Tätigkeit im Bereich der Informationstechnologie, jetzt Pensionist. Bergsteiger und begeisterter Schitourengeher seit der Kindheit! Als Mitglied des OeAV-Präsidiums unter anderem zuständig für den Bereich Kultur & Museum.

Mag. Walter Würtl, geb. 1969 in Kitzbühel, Alpinwissenschafter, Berg- u. Schiführer, allgemein beeideter und gerichtlich zertifizierter Sachverständiger für Alpinismus und Bergrettung, Redakteur bei ›bergundsteigen‹, Bundeslawinenreferent des Österreichischen Bergrettungsdienstes und Mitglied im Lehrteam des OeAV. Seit Anfang 2008 fester Mitarbeiter im Referat Bergsport des OeAV. Autor zahlreicher Publikationen zu verschiedenen »alpinen« Themenbereichen.

Heinz Zak, geboren 1958 in Wörgl, lebt als Kletterer und freiberuflicher Fotograf in Scharnitz, Tirol. Brachte Ende der 70er Jahre die Idee des Sportkletterns mit nach Österreich und gilt durch seine erfolgreichen Publikationen (u.a. »high life«, »Rock Stars«, »Yosemite«) und seine weltweiten Veröffentlichungen in Büchern, Zeitschriften und Kalendern heute als einer der bekanntesten Kletterer und Kletterfotografen Österreichs (www.heinzzak.com).

Emil Zopfi, geb. 1943, studierte Elektrotechnik, arbeitete als Entwicklungsingenieur und Computerfachmann. Lebt als freischaffender Schriftsteller in Obstalden, Kanton Glarus, Schweiz, und ist passionierter Bergsteiger und Sportkletterer. Verfasste mehrere Romane, Bergmonografien, Bergkrimis, Hörspiele und Kinderbücher. Mehrfach ausgezeichnet, u.a. von Stadt und Kanton Zürich, der Schweizer Schillerstiftung und mit dem Kulturpreis des SAC 1993. Für seinen Bergroman »Die Wand der Sila« erhielt er 1986 einen Preis des DAV. Sein Bergkrimi »Steinschlag« wurde vom Schweizer Fernsehen verfilmt.

IMPRESSUM

ISSN 0179-1419 ISBN: 978-3-937530-28-4 (Mitgliederausgabe) ISBN-13: 978-3-937530-29-1 (Buchhandelsausgabe) ISBN-13: 978-3-928777-20-9 (beiliegende AV-Karte)

Nachdrucke von Beiträgen, auch auszugsweise, oder Bildern aus diesem Jahrbuch sind nur mit vorheriger Genehmigung durch die Herausgeber gestattet. Alle Rechte, auch bezüglich der Beilagen und Übersetzungen, bleiben vorbehalten. Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und Inhalt ihrer Angaben.

Text- u. Bildredaktion: Karin Straßer, Walter Theil
Konzeption u. Layout: wt-BuchTeam Walter Theil, Garching/Alz
Umschlaggestaltung: Norbert Freudenthaler
Reprographische Arbeiten: Wolfgang Ehn, Mittenwald
Gesamtherstellung: Biedermann GmbH, Parsdorf b. München

Alleinvertrieb für Wiederverkäufer:
in Deutschland: GeoCenter, Postfach 800330, 70508 Stuttgart
in Österreich: Freytag-Berndt u. Artaria, Brunner Str. 69, 1231 Wien

Bildnachweis (Kapitelseiten):
Bild S. 10: Lawinenschaufel am Rucksack, Dachstein, Österreich.
Foto: A. Strauss
Bild S. 74: Robert Jasper in Mission Impossible M11.
Foto: Klaus Fengler
Bild S. 132: Berg.Schau!-Kongress in Dresden.
Foto: DAV/Ralf Gerard
Bild S. 206: Kugybandweg am Wischberg.
Aus Kugy, Aus vergangener Zeit S. 81.
Bild S. 250: Heinz Zak in der 3. Seillänge seiner Route »Doc Holiday«, 9/9+, Schüsselkar, Wettersteingebirge.
Foto: Archiv Heinz Zak
Bild S. 278: Alexander Huber in »Pan Aroma«, 11-, Westliche Zinne.
Foto: Michi Meisl



Zeichenerklärung:

- Eisenbahn
- Fahrstraßen, asphaltiert
- Fahrwege, nicht asphaltiert
- Traktorweg
- Fußweg
- Steig
- Weg- und Richtungsspuren
- Wegschranke
- Kabinenseilbahn
- Sessellift
- Schlepplift
- Materialseilbahn
- Staatsgrenze
- Zaun, Einfriedung
- Damm
- Gebäude
- Gebäude, verfallen
- Wirtshaus
- Kirchen
- Kapelle / Bildstock
- Denkmal / Gedenkstein
- Wegekreuz, Gipfelkreuz
- Sender
- Höhle / Bergwerk, aufgelassen
- Höhenkoten
- Parkplatz
- Bushaltestelle

Abkürzungen:

- JH Jagdhütte
- Wths. Wirtshaus
- W.St. Wildfütterung
- D.H. Diensthütte

- Fluss, Bach
- zeitweise wasserführend
- See
- Nasser Boden
- Quelle
- Wasserfall
- Brücke
- Steg
- Wehr, Wildbachverbauung
- Brunnen
- Wasserbehälter
- Wald
- Krummholz, Latschen
- Böschungen
- Alpenvereinshütte
- Sonstige Schutzhütten und Berggasthäuser
- Selbstversorgerhütte, Biwakschachtel
- E4 alpin — Europäischer Fernwanderweg
- VA — Via Alpina
- 891 — Weitwanderweg
- 812 — Markierter Weg mit AV- Nummer
- Schlechte Wegmarkierung
- Versicherter Abschnitt, Klettersteig
- Radweg
- NSG — Naturschutzgebiet
- Naturschutzgebietsgrenze
- Staatsgrenze

Maßstab 1: 25 000

1000 m 500 0 1 km 2 km

4 cm in der Karte entsprechen 1 km in der Natur

Neigungsverhältnisse im Profil

Höhenlinienabstände bei verschiedener Neigung

Höhenlinienäquidistanz 20 m, 100 m - Höhenlinie verstärkt

Kartenprojektion: Universale Transversale Mercatorprojektion (UTM)
in 6° breiten Meridianstreifen (Zonenfeld 32 T)
Bezugsellipsoid: World Geodetic System 1984 (WGS 84)
Mit GPS- Empfängern ermittelte Höhen beziehen sich auf das Ellipsoid WGS 84.
Sie sind im Blattbereich um durchschnittlich 48 m größer als die auf Normal- Null bezogenen Höhen in der Karte. Bei vielen gängigen GPS- Empfängern wird diese Höhendifferenz jedoch automatisch berücksichtigt.

Gesgr. Nord — Magnetisch Nord — Gitter-Nord

M Meridiankonvergenz bezogen auf Blattmitte: +1°31' östlich
D Deklination: +1°46' östlich (2007), jährliche Zunahme 0°05,6'
N Nadelabweichung: 0°53' (2007), jährliche Abnahme 0°05,8'

Herausgegeben im Rahmen der Alpenvereinskartographie vom Deutschen Alpenverein 2007

1. Ausgabe 1982:
Herausgegeben vom Österreichischen Alpenverein.
Trigonometrische Ausgangspunkte vom Bundesamt für Eich- und Vermessungswesen, Wien
Übrige Punkte: E. Schneider Stereophotogrammetrische Aufnahme: Auswertung am Stereoautographen des Österreichischen Alpenvereins in Innsbruck und Ergänzungen des Höhenlinienplanes aus Luftbildern des Bayerischen Landesvermessungsamtes: E. Schneider.
Kartenaufnahme und Felszeichnung: F. Ebster.
Kartographie: F. Ebster
Namen: K. Finsterwalder

2. Ausgabe 1993:
Herausgegeben vom Österreichischen Alpenverein.
Vollständige kartographische Überarbeitung nach Unterlagen des Bundesamtes für Eich- und Vermessungswesen, Wien und des Bayerischen Landesvermessungsamtes, München sowie eigenen Erhebungen von A. Ingenhaeff, Innsbruck.

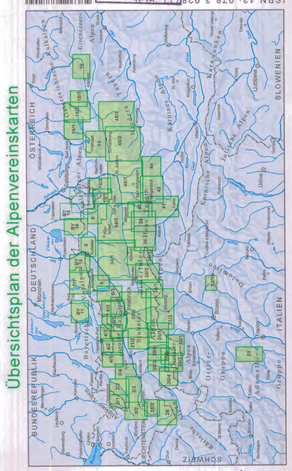
3. Ausgabe 1993:
Herausgegeben vom Österreichischen Alpenverein.
Vollständige kartographische Überarbeitung nach Geländebegehung von B. Berger und H. Schirmer.
Kartographie: H. Schirmer.

4. Ausgabe 2002:
Herausgegeben vom Deutschen Alpenverein.
Vollständige digitale Kartennachführung nach amtlichen Unterlagen und eigenen Erhebungen.
Vereinzelte Geländebegehung: R. Mauz, München
Kartographie: R. Mauz, München

5. Ausgabe 2007:
Herausgegeben vom Deutschen Alpenverein.
Vollständige digitale Kartennachführung nach amtlichen Unterlagen und eigenen Erhebungen.
Kartographie: R. Mauz, München

ISBN-13: 978-3-928777-20-3
ISBN-10: 3-928777-20-3

Übersichtsplan der Alpenvereinskarten



Beilage zu 4/1(133+3

2007 Wegmarkierung 4/2 Wetterstein-u. Mieminger Gebirge, Mitte

Beilage zu 4/1(133+3

4/2

Alpenvereinskarte

Wetterstein- und Mieminger Gebirge Mitte

Wegmarkierung



1:25 000

Bibliothek
des
Deutschen Alpenvereins

WETTERSTEIN- und MIEMINGER GEBIRGE - MITTE

1:25 000



© 2007 Alpenvereinskartographie

Top Thema
Ausbildung - Ausrüstung

Thorsten Schüller, Carla Bräunig, Korbinian Ballweg, Jürgen Winkler, Walter Würtl, Birgit Kohl, Jürgen Einwanger, Daniela Tollinger, Wolfgang Wahl, Stefan Witty, Oliver Lindenthal, Lene Wolny, Ingeborg Schmid-Mummert

Bergsport heute

Robert Jasper, Michael Beek, Dennis Cramer, Hans Dietrich Engelhardt, Christian Stangl, Bernhard Mock

Kultur/Wissenschaft

Ferdinand Hujer, Stephanie Geiger, Eberhard Neubronner, Martin Schemm, Martin Scharfe, Waltraud Krainz, Oskar Wörz, Markus Larcher, Petra Nachbaur

Alpine Geschichte

Emil Zopfi, Robert Steiner, Ingrid Runggaldier Moroder, Franz Speer, Rollo Steffens, Nicholas Mailänder, Helga Kostka

Gebietsthema & Kartengebiet:
Wetterstein

Peter Schwarz, Otti Wiedmann, Heinz Zak, Charly Wehrle

Forum Alpenverein

Martin Roos, Pit Schubert, Jan Mersch, Christine Kopp

Kartenbeilage

Wetterstein- und Mieminger Gebirge, Mitte 1:25000

Bibliothek des Deutschen Alpenvereins
049000487242

DAV Deutscher Alpenverein

ÖAV Österreichischer Alpenverein

Berge erleben
AVS Alpenverein Südtirol

ISSN 0179-1419 · ISBN: 978-3-937530-28-4 (Mitgliederausgabe)
ISBN: 978-3-937530-29-1 (Buchhandelsausgabe)